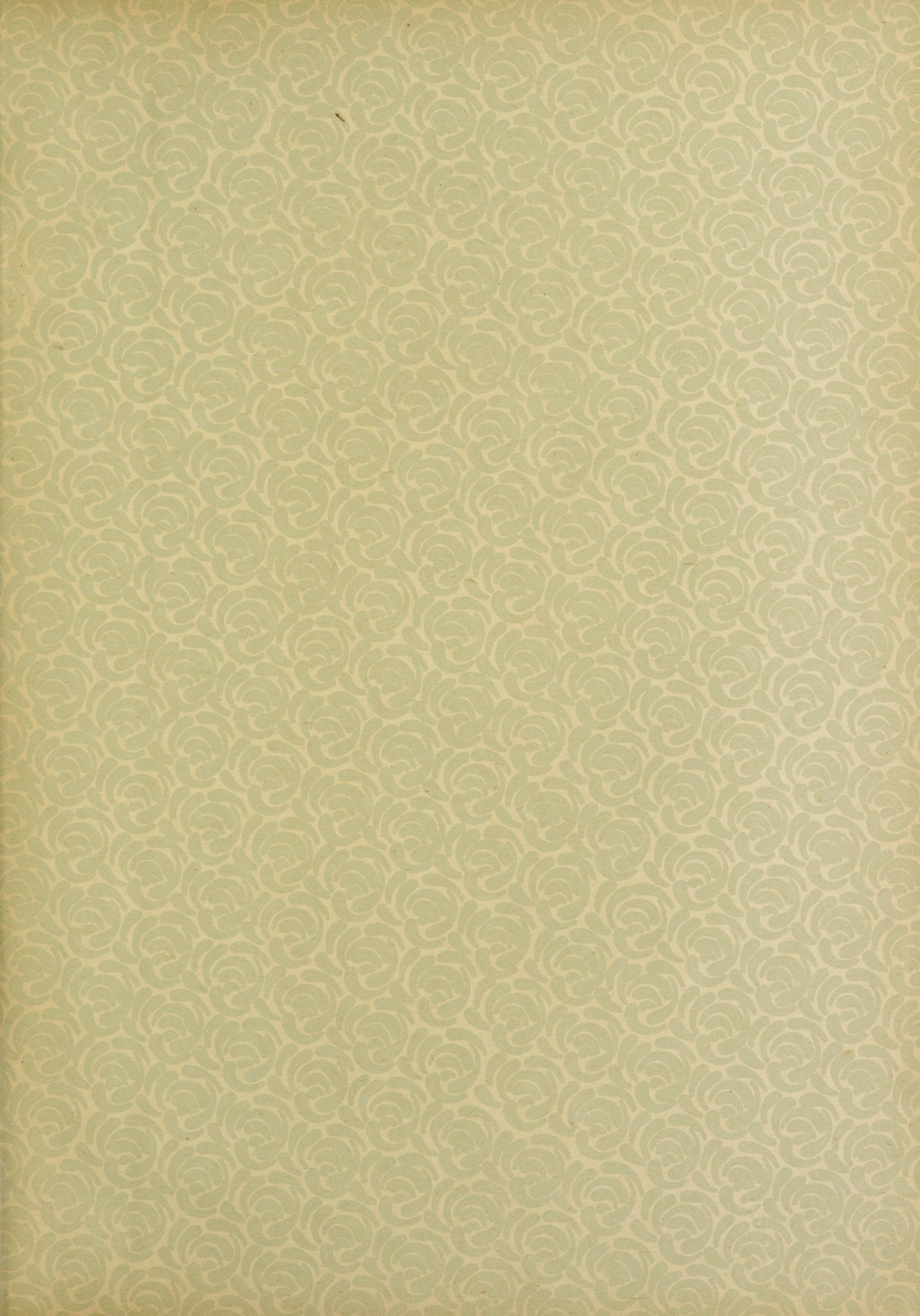


Orchideengarten Phantastische Blätter

Zweiter Jahrgang 1920









DER
ORCHIDEENGARTEN
PHANTASTISCHE BLÄTTER

2. JAHRGANG 1920

INHALT

DREILÄNDERVERLAG / MÜNCHEN

02/1380

Universitätsbibliothek
s Freiburg i. Br.
Inst. für Grenzgebiete
der Psychologie e.V.

7

920

2. 1920

Prosa

	Heft	Seite		Heft	Seite
<i>Anonym</i> , (Paris 1764), übertr. von Alf von Czibulka, „Wahrhaftige Vision“	VIII	5	<i>Heller, Frank</i> , übertragen von Marie Franzos, „Giulio Balbis Verschwinden“ I	XIV	8
— (v. H.), „Sibirien“	XXII	6	— übertragen von Marie Franzos, „Giulio Balbis Verschwinden“ II	XVI	1
<i>Ausländer, Sergej</i> , deutsch von Johannes von Guenther, „Die Schiffer oder die rührende Historie von Felice und Angelika“	XIX	13	— übertragen von Marie Franzos, „Die weiße Maus“	XXI	8
<i>Bacharach, Sieghard</i> , „Phantasie“	XVII	12	<i>Hoffmann, E. T. A.</i> , „Neueste Schicksale eines abenteuerlichen Mannes“	IX	10
<i>Bandello, Matteo</i> , „Wie eine schöne Dame heimlich der Liebe pflegte“	XIX	1	<i>Isbert, Margot</i> , „Die drei Ringe“	V	5
<i>Brandström, Elsa</i> , „An das Weltkomitee des Internationalen Roten Kreuzes in Genf“	XXII	2	<i>Juhl, Ernst Karl</i> , „Die arme Seele“	XIII	12
<i>Brjussow, Valerij</i> , deutsch von Alexander Eliasberg, „Der Beschützer“	XXI	1	<i>Kipling, Rudyard</i> , übersetzt von Leopold Rosenzweig, „Meine selbsterlebte, wahre Geistergeschichte“	VIII	6
<i>Byron Lord</i> , übertragen von Magda Janssen, „Finsternis“	XXI	6	<i>Klabund</i> , „Weibertreu“	I	6
<i>Collini, Claudius</i> , „Der Fahrstuhl“	XI	7	— „Das Jeu“	XVII	7
<i>Conan Doyle, Arthur</i> , übertragen von Angela und Hans Hofmann-Montanus, „Der silberne Spiegel“	XII	8	<i>Lamb, Charles</i> , übersetzt von Claire Heuser, „Der Despot“	XI	1
<i>Czibulka, Alf von</i> , „Merkwürdige Fortsetzung zu der berühmten Chronika des Camille Flamaron: ‚Komet und Erde‘“	XI	3	<i>Lemaître, Jules</i> , frei übertragen von Hellmuth Tauber, „Die weiße Kapelle“	XXIV	13
— „Von einem Tanzmeister, einem Stallknecht und einem Detektiv — und alles dies vor hundertfünfzig Jahren“	XIV	12	<i>Maupassant, Guy de</i> , übersetzt von Otto Pick, „Vater Judas“	XV	9
— „Das Wiehern in den Transformatoren“	XXIII	10	<i>Mérimée, Prosper</i> , übertragen von Hans Zobel, „Eine Vision Karl XI.“	VIII	1
<i>Deledda, Grazia</i> , übertragen von Magda Janssen, „Der Traum des Hirten“	XII	1	<i>Möller, Alfred</i> , „Die Perlenschnur“	XIII	7
<i>Durian, Wolf</i> , „Die Haare der Lady Fitzgerald“	VII	1	<i>Moreck, Kurt</i> , „Der Wille zum Tode“	VI	1
<i>Dyk, Viktor</i> , übertragen von Otto Pick „Der Jahrestag“	I	1	<i>Nansen, Fritjof</i> , „Ein Brief an die Sibirienhilfe“	XXII	4
<i>Elgström, Ossian</i> , deutsch von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel, „Die Luftsäule“	IV	1	<i>Nhil, Wilhelm</i> , „Die Aschenurne“	I	7
— deutsch von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel, „Die Mastgans“	XXIV	8	— „Das Skelett und sein Gatte“	XVIII	7
<i>Eulenburg, Karl zu</i> , „Athreias Grab“	XVIII	1	<i>Nora, A. de</i> , „Leblose Dinge“	II	1
— „Latuk“	XXIII	14	<i>Odojewsky, Fürst W.</i> , übertragen von Johannes von Guenther, „Der Ball“	III	1
<i>Filek, Egid</i> , „Die Vision des Herrn von Lafitte“	XVII	1	<i>Penzoldt, Ernst</i> , „Vinzenz Volkers Hände“	XII	5
<i>Fischer, Hans</i> , „Der Schrank“	X	6	<i>Plaichinger Leopold</i> , „Die Lokomotive“	IV	4
<i>Günderode, Karoline von</i> , „Timur“	X	10	— „Sherlock Holmes' letztes Abenteuer“	XIV	1
<i>Guenther, Johannes von</i> , Nacherzählung, „Blood stiehlt die englische Krone“	XVI	6	— „Der Pestball“	XV	1
<i>Hagenauer, Arnold</i> , „Das Geigengespenst“	XVII	8	— „Aus dem Traumbuch eines Detektivs“	XVI	11
<i>Hebel, Johann Peter</i> , „Heimliche Ent- hauptung“	V	13	<i>Poe, Edgar Allan</i> , „Die Maske des roten Todes“	III	4
<i>Heinrich, Walter</i> , „Der rasende Leichnam“	IX	1	<i>Poljenow, Alexander</i> , „Mischa Strongins sieben Versuche“	IV	7
			<i>Puschkin, Alexander</i> , deutsch von Johannes von Guenther, „Der Sargmacher“	XXII	12
			<i>Reisiger, Hans</i> , „Aus der Dämonenchronik“	XX	1
			— „Elektrischer Sabbat“	XXIII	8
			<i>Renker, Gustav</i> , „Die Heimkehr“	XIII	1

	Heft	Seite		Heft	Seite
<i>Rieß, Richard</i> , „Ecarté in Texas“	XI	10	<i>Thummerer, Johannes</i> , „Die schwarze Stadt“	II	14
— „Die Forellen des Wirtes Tonio“	XVIII	10	<i>Tieck, Ludwig</i> , „Aus der merkwürdigen Lebensgeschichte Seiner Majestät Abraham Tonelli“	II	5
<i>Roellinghoff-Raskolnikow, K.</i> , „Iwand. Spieler“	X	1	<i>Troyes, Nicolas de</i> , nach dem Urtext von Alf von Czibulka, „Ein Jüngferlein und drei Gesellen“	IX	14
<i>Roose, Georg, P. M.</i> , übertragen von Georg Gärtner, „Agnes-Maria“	I	10	<i>Unger Hellmuth</i> , „Die Fahrt ins Hirn“	I	15
<i>Samuelis</i> , Aus dem ersten Buche, „Saul und die Hexe von Endor“	II	13	<i>Voltaire</i> , übertragen von Alf von Czibulka, „Bababec und die Fakire“	XXIV	1
<i>Schenke, Max</i> , „Dr. Weiners Experimente“	XVIII	4	<i>Weinhandl, Ferdinand</i> , „Der Alchimist“	XX	6
<i>Schneider, Rudolf</i> , „Entdeckung“	V	1	<i>Wells, H. G.</i> , übertragen von Gertrud J. Klett, „Der Herr der Dynamos“	XXIII	2
<i>Schrei, Max</i> , „Das Wunder“	VIII	14	<i>Winckelmann J.</i> , „Das Experiment der eigenen Seele“	VII	6
<i>Sternberg, A. v.</i> , „Zum erstenmal ans Licht gestellte, einzig wahrhafte und authentische Historie von der schlafenden Schönen im bezauberten Walde“	XV	12	<i>Wohlbold, Hanns</i> , „Galvanostegie“	IV	13
<i>Stiegele Otto</i> , „3270“	XV	6	<i>Zschokke, Heinrich</i> , „Das Bein“	XXIV	4
<i>Strobl, Karl Hans</i> , „Ballnacht“	III	10			
— „Die byzantinische Münze“	VI	8			
— „Die letzte Nacht“	XX	10			

Gedichte

	Heft	Seite		Heft	Seite
<i>Altheer, Paul</i> , „Häuser in der Nacht“	I	10	<i>Meyer, Conrad Ferdinand</i> , „Chor der Toten“	V	12
— „Der letzte Gast“	III	3	<i>Montgelas, Graf Arthur</i> , „Sehnsucht“	XXII	5
<i>Anonym</i> , „Getäuschte Erwartung“	IX	8	<i>Poe, Edgar Allan</i> , übertragen von Theodor Etzel, „Das Tal der Unrast“	XII	7
— „Vision“	XI	15	<i>Pokorny, M.</i> , „Schemen“	V	14
— „Gedanken eines Austauschverwundeten“	XXII	7	<i>Rieß, Richard</i> , „Mysterium nächtlichen Erwachens“	VIII	14
— (Von einem Gefangenen) „Tomsk“	XXII	9	<i>Rost, Joh. Christ.</i> , „Die Nachtigall“	XIX	7
<i>Aratow, Wladimir</i> , „Funken“	VII	12	<i>Sendelbach, Hermann</i> , „Leben“	XIII	15
<i>Benndorf, Wolf</i> , „Traumland“	XXI	13	<i>Simundt, Egon</i> , „Unsern Gefangenen“	XXII	9
<i>Borgia, Lucrezia</i> , übertragen aus dem Altspanischen von Magda Janssen, „Liebesreim“	X	5	<i>Strobl, Karl Hans</i> , „Die große Spinne“	VIII	5
<i>Braun, Felix</i> , „Schwermut“	XVII	11	— „Post Mortem“	XI	7
— „Die Ahnen“	XX	6	<i>Scher, Peter</i> , „Die Totengräber“	XXI	7
<i>Graf, Oskar Maria</i> , „Angsttraum“	I	5	<i>Ul'janov, A. J.</i> , „Romanze“	XIX	20
<i>Hayek, Max</i> , „Nachts“	II	4	<i>Vegesack, Siegfried von</i> , „Die Totenbretter“	XV	8
<i>Kusmin, Michael</i> , deutsch von Johannes von Guenther, „Serenade“	XIX	19	<i>Weinhandl, Ferdinand</i> , „Die Goldbergwerksknappen von Oberzeiring“	X	9
— deutsch von Johannes von Guenther, „Ein neues Gedicht“	XXII	11	<i>Whitman, Walt</i> , übertr. von Max Hayek, „Gras“	XXIV	12
<i>Martialis, M. Valerius</i> , übersetzt von Alfred von Rottauscher, „Der gute Astrolog“	XXIV	8	<i>Wieland, Ch. M.</i> , „Nadine“	XIX	16

Graphik

	Heft	Seite		Heft	Seite
<i>Beyer-Preusser</i> , „Der Erhängte“, Zeichnung	VI	9	<i>Geis, Jos.</i> , „Der Schatten“, Federzeichnung	XV	7
<i>Bummerstedt, H. H.</i> , „Der Tote“	XVII	7	<i>Heigenmoser, Ernst</i> , Treibhausleiste	I	18
<i>Ebers</i> , Federzeichnung	XII	13	— eine Zeichnung zu „Die schwarze Stadt“	II	14
<i>Geis, Jos.</i> , eine Zeichn. zu „Der silberne Spiegel“	XII	11	— Treibhausleiste	II	18

	Heft	Seite		Heft	Seite
<i>Heigenmoser, Ernst</i> , zwei Zeichnungen zu „Die Haare der Lady Fitzgerald“	VII	3	<i>Linnekogel, Otto</i> , zwei Zeichnungen zu „Von einem Tanzmeister, einem Stallknecht und einem Detektiv“	XIV	13
— zwei Zeichnungen zu „Vinzénz Volkers Hände“	XII	5	— zwei Zeichnungen zu „Die Vision des Herrn von Lafitte“	XVII	3
— Titelblatt	XIII		— zwei Zeichnungen zu „Die Nachtigall“	XIX	7
— Treibhausleiste	XIII	16	— vier Zeichnungen zu „Aus der Dämonenchronik“	XX	1
<i>Heise, Wilhelm</i> , drei Zeichnungen zu „Die Aschenurne“	I	7	— zwei Zeichnungen zu „Der Beschützer“	XXI	3
— Vignette	VIII	4	— „Sibirien“, Federzeichnung	XXII	8
— „Nächtlicher Garten“, Linoleumschnitt	XI	13	— Titelblatt	XXIII	
— „Chinesische Zwergenzucht“, Federzeichnung	XVII	12	— zwei Zeichnungen zu „Der Herr der Dynamos“	XXIII	3
<i>Hoerschelmann, Rolf von</i> , Vignette	VIII	5	— zwei Zeichnungen zu „Bababec und die Fakire“	XXIV	2
— „Der Eremit“, Federzeichnung	XV	8	<i>Mayer, J. B.</i> , Illustration zu Hauff „Das Gespensterschiff“	VIII	9
<i>Huber, J. F.</i> , zwei Zeichnungen zu „Eine Vision Karl XI“	VIII	2	<i>Meyer-Eberhard, Kurt</i> , „Irrsinn“, Federzeichnung	V	11
— drei Zeichnungen zu „Der rasende Leichnam“	IX	5	<i>Muck, Otto</i> , Titelblatt	IV	
<i>Humpoletz, Paul</i> , Vignette	V	4	— „Baggerkette“, Steinzeichnung	IV	15
— Treibhausleiste	VIII	15	— Titelblatt	VII	
— zwei Zeichnungen zu „Iwan der Spieler“	X	2	<i>Neu, Paul</i> , drei Zeichnungen zu „Der Fahrstuhl“	XI	8
<i>Klein, Richard</i> , Titelblatt	XXII		<i>Pályi, Flora</i> , Titelblatt	XXI	
— eine Zeichnung zu „Elektrischer Sabbat“	XXIII	9	— zwei Zeichnungen zu „Die weiße Maus“	XXI	8
<i>Kley, Heinrich</i> , „Bacchanal“, Federzeichnung	III	2	<i>Plaichinger-Coltelli, Elfriede</i> , Titelblatt	II	
— „Schlangenbeschwörer“, Federzeichnung	IV	9	— „Gespensterball“, Federzeichnung	III	5
— Leiste	IV	16	— Treibhausleiste	III	17
— „Der Herr mit dem Opernglas“, Federzeichnung	VII	9	— eine Zeichnung zu „Die Lokomotive“	IV	5
— „Die Kindsmörderin“, Federzeichnung	VIII	11	— Titelblatt	VIII	
— „Jongleur“, Federzeichnung	X	13	— eine Zeichnung zu „Sherlock Holmes' letztes Abenteuer“	XIV	3
— Vignette	XVIII	6	— drei Zeichnungen zu „Der Pestball“	XV	2
— „Der Herr mit dem Zylinderhut“	XXI	9	— Titelblatt	XVI	
— eine Zeichnung zu „Das Wiehern in den Transformatoren“	XXIII	11	— drei Zeichnungen zu „Aus dem Traumbuch eines Detektivs“	XVI	11
— „Elektrodämonen“	XXIII	15	<i>Plank, Joseph</i> , Titelblatt	XVIII	
<i>Königer, Gustl</i> , drei Zeichnungen zu „Das Bein“	XXIV	5	— zwei Zeichnungen zu „Die letzte Nacht“	XX	10
<i>Koro Otei</i> , „Amphitheater“, Radierung	V	9	<i>Rabus, Karl</i> , „Gefängnishof“, Federzeichnung	I	3
<i>Kronburg, Sascha</i> , acht Zeichnungen zu „Aus der merkwürdigen Lebensgeschichte Seiner Majestät Abraham Tonelli“	II	5	— zwei Zeichnungen zu „Agnes-Maria“	I	10
<i>Leidlein, Max</i> , Titelblatt	XVII		— „Mord“, Federzeichnung	VIII	13
— Titelblatt	XX		— Titelblatt	XII	
— zwei Zeichnungen zu „Der Alchimist“	XX	6	— Federzeichnung	XIII	9
— „Laboratorium“ Federzeichnung	XXIII	13	— fünf Leisten zu „Giulio Balbis Verschwinden“	XIV	9
— Titelblatt	XXIV		— Titelblatt	XVI	2
<i>Linnekogel, Otto</i> , Titelblatt	I		— Titelblatt	XV	
— Titelblatt	III		<i>Rauch, J.</i> , Scherenschnitt zu „Die Totengräber“	XXI	7
— eine Zeichnung zu „Ballnacht“	III	12	<i>Ritter, Karl</i> , eine Zeichnung zu „Die Luftsäule“	IV	3
— Titelblatt	V		— Titelblatt	VI	
— zwei Zeichnungen zu „Die drei Ringe“	V	5	— drei Zeichnungen zu „Der Wille zum Tode“	VI	1
— zwei Zeichnungen zu „Die byzantinische Münze“	VI	11	— Treibhausleiste	VI	16
— Leiste zu „Meine selbsterlebte, wahre Geistergeschichte“	VIII	6	— Treibhausleiste	VII	13
— zwei Zeichnungen zu „Ein Jüngferlein und drei Gesellen“	IX	15	— Titelblatt	IX	
— „Der Werwolf“, Federzeichnung	X	7	— Titelblatt	X	
— eine Zeichnung zu „Der Despot“	XI	3	— Treibhausleiste	X	14
			— Titelblatt	XI	
			— Treibhausleiste	XI	16

	Heft	Seite		Heft	Seite
<i>Ritter, Karl</i> , „Der Torso“, Federzeichnung	XII	3	<i>Schenke, Max</i> , zwei Zeichn. zu „Der Jahrestag“	I	1
— zwei Zeichnungen zu „Die Heimkehr“	XIII	1	— drei Zeichn. zu „Die Maske des roten Todes“	III	4
— drei Zeichnungen zu „Die arme Seele“	XIII	12	— „Flüchtende Neger“, Holzschnitt	X	11
— Titelblatt	XIV		— drei Zeichnungen zu „Vater Judas“	XV	9
— „Verfolgung“, Federzeichnung	XIV	5	— zwei Zeichnungen zu „Dr. Weiners Experimente“	XVIII	4
— Treibhausleiste	XIV	15	<i>Schön, Otto</i> , „Kontrapunkt“, Federzeichnung	V	15
— „Ertappt“, Federzeichnung	XVI	5	— „Entrückt“, Holzschnitt	XII	1
— vier Zeichnungen zu „Blood stiehlt die englische Krone“	XVI	6	<i>Stark, F.</i> , Federzeichnung	XI	10
— vier Leisten zu „Die Forellen des Wirtes Tonio“	XVIII	10	<i>Thiel, Johannes</i> , Vignette	I	1
— Leiste zu „Sterndeutung“	XVIII	15	<i>Wellenstein, W.</i> , „Ruine“, Federzeichnung	IX	3
— Titelblatt	XIX		<i>Woelfle, A.</i> , zwei Zeichnungen zu „Neueste Schicksale eines abenteuerlichen Mannes“	IX	10
— zwei Zeichnungen zu „Die Schiffer oder die rührende Historie von Felice und Angelika“	XIX	13	— drei Zeichnungen zu „Wie eine schöne Dame heimlich der Liebe pflegte“	XIX	1
— Treibhausleiste	XXI	13	— drei Zeichnungen zu „Nadine“	XIX	16
— vier Zeichnungen zu „Der Sargmacher“	XXII	12	<i>Wrede, Elisabeth</i> , zwei Zeichnungen zu „Die weiße Kapelle“	XXIV	14
— eine Zeichnung zu „Die Mastgans“	XXIV	9			

Alte Graphik

	Heft	Seite		Heft	Seite
<i>Anonym</i> , „Heimliche Enthauptung“, Zeichnung	V	13	<i>Grober, F.</i> , „Dr. Puffs Erfindung, Berge zu besteigen“, Lithographie	IV	6
— „Die Hexenprobe“, Stich	X	15	— „Dr. Puffs neuester ariostatischer Apparat“, Lithographie	IV	11
— „Der Werwolf“, Stich	XI	16	<i>Hogarth, William</i> , „Der Weg der Buhlerin“, Kupferstich	XIX	3
— „Aus einem alten Bilderbuch“, Holzschnitt	XII	9	<i>Johannot, Tony</i> , Lithographie	I	13
— drei Lithographien aus „Tutu“	XV	12	— Lithographie	V	3
— galanter englischer Kupferstich	XIX	11	— Lithographie	VII	7
— „Die wilde Jagd“	XX	9	<i>Merians</i> Totentanz, Holzschnitt aus	XII	16
<i>Baseler Totentänzen</i> , Holzschnitt aus den	IX	12	<i>Schedels Weltchronik</i> , Holzschnitt aus	III	15
<i>Beardsley, Aubrey</i> , Zeichnung	II	17	<i>Schellenberg, J. R.</i> , Stich zu „Getäuschte Erwartung“	IX	9
<i>Cruikshank, George</i> , Illustration zu „Thomas Ingoldsbys Legends“	XXIV	11	— „Der Equilibrist“, Kupferstich	XIII	5
<i>Doré, Gustave</i> , „Das ist das schönste Zimmer meiner Herberge“, Lithographie	XVII	9	<i>Seelenwurzgarten</i> , Holzschnitt aus dem	XI	5
— „Das Ungetüm“, Lithographie	XVIII	9			

Der Orchideengarten



Dreiländerverlag * * München * * Heft 1 * *

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL

SCHRIFTFLEITER: ALF VON CZIBULKA

INHALT Viktor Dyk: Der Jahrestag / Oskar Maria Graf: Angsttraum / Klabund: Weibertreu
Wilhelm Nihil: Die Aschenurne / Paul Altheer: Häuser in der Nacht / Hellmuth
Unger: Die Fahrt ins Hirn / Das Treibhaus / Phantastische Bücher.

Unser reizender Kabinett-
band [202]

Schatzkästlein

Geflügelte Worte über
Liebe/Ehe — Mann/Weib
enthält erlesene Blüten.
Herausgeber: Alfred John.
Autoren der neuesten
Zeit kommen zu Wort!
Preis M. 2.95 einschl. Porto.

Maruschke & Berendt,
Verlag (gegr. 1859)
Breslau 1, Kurfürstenhaus.

E H E

Sie Ihren Bedarf an
Briefmarken

decken, fragen Sie bitte bei mir
an. Ich liefere Ihnen garantiert
echte Marken allerbilligst!

50 Stück M. 0.30
100 Stück M. 0.75
200 Stück M. 1.75

Keine Marke doppelt! Für An-
fänger und mittlere Sammler
äußerst günstig!

Versand gegen Nachnahme oder
Voreinsendung.

Auswahlsendungen in bester
Zusammenstellung.

Kurt Reichardt
München, Leopoldstraße 3.

Wer sein Zeichentalent

und seinen künstlerischen Geschmack
verwerten, wer Maler oder Malerin,
Bildhauer, Architekt, Kunstgewerbler
werden will, oder wer als Künstler und
Kunstgewerbler neue Erwerbsmöglich-
keiten sucht, versäume nicht, „Das
Buch der kunstgewerblichen und
künstlerischen Berufe“ von Herm.
Widmer, 3. Auflage. (Mit zahlreichen
Abbild. Preis gebd. M. 10.40, Geschenk-
Ausgabe M. 13.—) zu kaufen. Glänz.
begutachtet und warm empfohlen von
den Prof.: Eugen Bracht, Peter Behrens,
Ludwig Dettmann, F. Kallmorgen,
Br. Möhring, Herm. Prell, F. v. Stuck,
Hans Thoma, Anton v. Werner, H. v.
Zügel u. viel. anderen ersten Künstlern.
Verlag Georg Siemens, Berlin W 57/0

Blendend schön

wird jeder Teint, sammetweich,
zart und blühend nach unserer
preisgekrönten

Pariser Hauterème

Direkt Wunder wirkend.
Büchse M. 6.50, gegen Nach-
nahme M. 7.— nur bei

A. FLEISCHER
Fabrik feiner Parfümerien
KÖNIGSBERG i. Pr.
Knochenstraße 57. [196]

Anzeigen-Vertreter
sucht Dreiländerverlag, München

*V*iefachen Wünschen unserer Abonnenten
entsprechend, haben wir uns entschlossen, eine
auf sehr schönem Papier gedruckte Luxusausgabe
von 50 nummerierten und vom Schriftleiter si-
gnierten Exemplaren herzustellen. / Diese Ausgabe
wird nur für den ganzen Jahrgang abgegeben, in
der Reihenfolge der einlaufenden Bestellungen ge-
liefert, der Preis beträgt M. 120.— für das Jahr.

Dreiländerverlag / München

Sophie Mereau

Das Blütenalter der Empfindung

*Diese Neuauflage des Romanes erscheint in
besonders sorgfältiger Ausstattung auf bestem
Papier und ist nur gebunden zu haben.*

Preis in schönem Pappband M. 6.50
120 Exemplare in Halbpergament Preis M. 20.—
80 Exemplare wurden mit der Hand in Leder gebunden
Preis M. 60.—

Dieser Roman der nachmaligen Gattin Clemens Brentanos
gehört zu den wesentlichsten Büchern der Romantik. Er
ist ganz in die überschwengliche Trunkenheit von Gefühl und
Phantasie verwurzelt, aus der der romantische Mensch lebt,
und die den schwärmerisch-sehnsuchtsvollen Ekstasen eines
galanten Zeitalters die ungeheure Leuchtkraft und Lebendigkeit
gibt. Nicht daß sich hier am unverhülltesten das abenteuer-
liche Seelenleben dieser von Goethe wohlwollend beurteilten
weitaus abenteuerlichsten Frau der deutschen Romantik auftut,
maßgeblich für aktuellstes Interesse an dem Werk ist sein do-
kumentarischer Wert. Über den idealen Landschaften südlich-
italischen Gepräges liegt ein Duft bukolischer Schäferspiele, der
dem süßen Liebesgetändel eine harmlose Grazie, eine naive Lebens-
zuversicht gibt, indes die Zeit überall noch in die zopfige Ver-
gangenheit verwickelt bleibt, unaufhaltsam und leidenschaftlich
graziös in den Übergang, der sie verschlingt, hineinstürzt.

Dreiländerverlag / München

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 1.20 M. / für das Vierteljahr 6.50 M. / durch jede
Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf.
NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich
SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE AUSLIEFERUNGSSTELLE:
Wien I, Bräunerstr. 3 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten.
Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1920

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Erstes Heft

D E R J A H R E S T A G

Von Viktor Dyk. Aus dem Tschechischen übertragen von Otto Pick. (Mit zwei Zeichnungen von Max Schenke)



IN der dritten Reihe vom Hauptweg in der Abteilung V hatte Nummer 16 ihren Tag. Mit Blumen, Kränzen, Bändern bedeckt, brüstete sie sich unter den andern.

Die andern Nummern blickten neidisch auf sie. An und für sich sah Nummer 16 schon nach etwas aus; da war weder Vernachlässigung noch Armut. Das Denkmal allein war eine aparte Arbeit, das Werk eines berühmten Künstlers. Es erregte Aufmerksamkeit; alles blieb davor stehen beim Fest der Toten. Man brauchte etwas Repräsentatives, pflegte man da zu sagen. Und es stand dafür.

Schon erweckte es Eifersucht. Außerdem gefiel Nummer 16 den Nachbarn nicht. Sie war zu überspannt, zu vornehm. Nicht, daß sie nicht höflich gewesen wäre, aber ihre Höflichkeit hatte etwas Demütigendes. „Auf was ist sie so stolz?“ wisperten die Nummern einander zu. „Eine historische Persönlichkeit, historische Persönlichkeit! Als ob's deren hier nicht genug gäbe.“

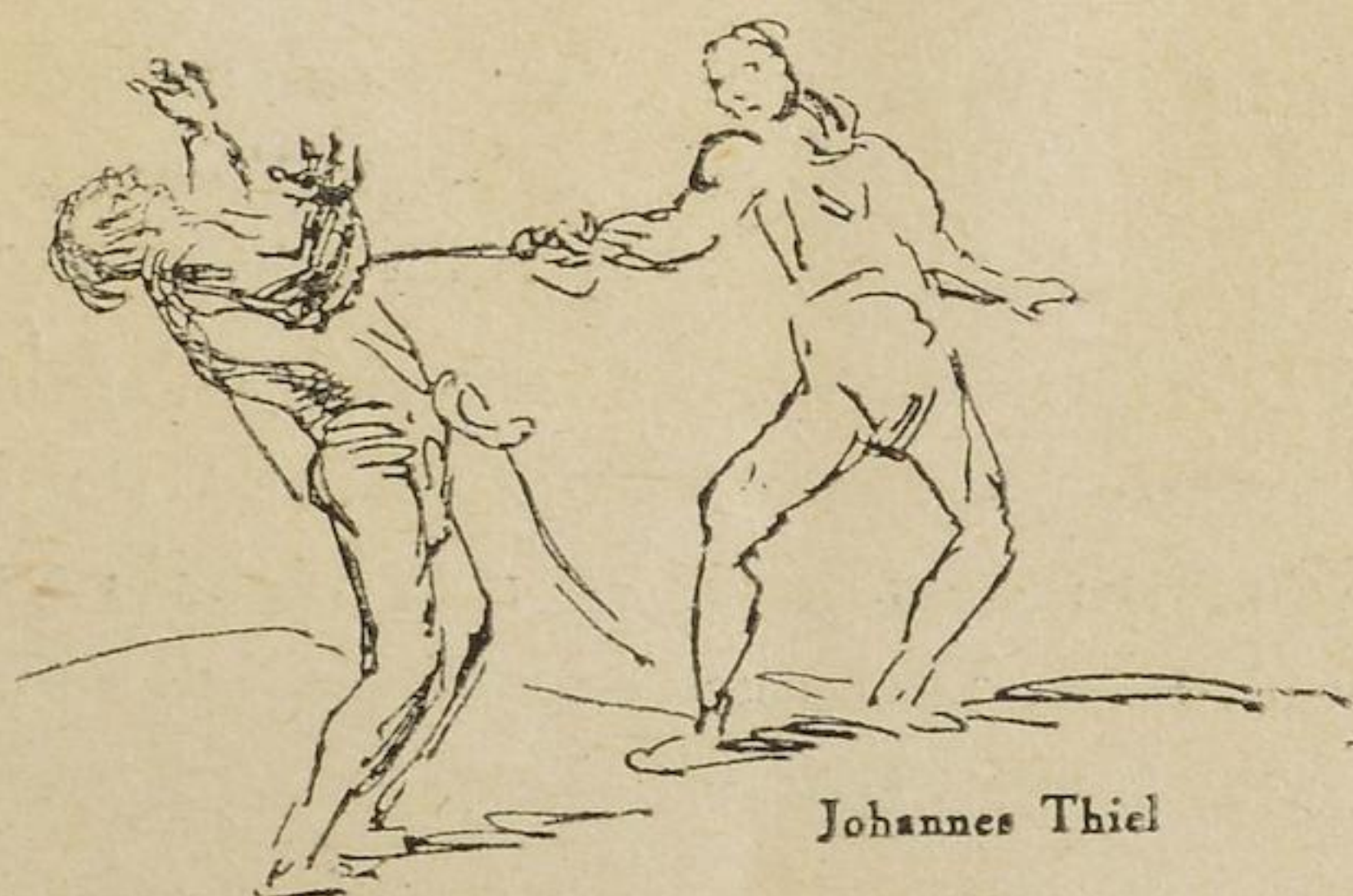
Die Tage waren nicht gleich. Es gab Zeiten, wo sich niemand zwischen die Nummern verirrte. Das waren verdrießliche Zeiten: Man mußte sich die Zeit verkürzen, wie's eben ging. Und da verdarb Nummer 16, dieser Finsterling, die Unterhaltung.

Sonst waren doch wenigstens manchmal die Wege

belebt; hie und da wählte sich ein nach Stille verlangender Spaziergänger diese Promenade aus. „Zu wem geht er?“ fragten die Nummern neugierig. Eifersucht begann sich zu melden. Aber der in Gedanken Versunkene ging zu niemandem. Gleichgültig ging er an den Gräbern vorbei; sämtliche Nummern waren enttäuscht.

Nummer 17 erwartete einen Geliebten, der nicht kam. Manchmal an Frühlingsabenden begann diese geschwätzigste Nummer zu erzählen und führte dann verrückte Reden. Aber niemand glaubte dieser Kleinen ganz, sie war zu lyrisch, und das ziemt sich schließlich für Nummern nicht. Am schlimmsten war es, wenn ein Liebespaar durch den Friedhof irrte. Junge Herzen fühlen eine Sehnsucht, selbst die Gräber zu beleben, hat ein Dichter gesagt. Nur, daß Nummer 17 die Dinge anders betrachtete. Sie war nervös und zornig; sie vertrug fremde Liebe nicht, die ihr kläglich und roh erschien. Übrigens der übliche Eindruck fremder Liebe. Nummer 15 erwartete den Subalternbeamten, damit er über die Abteilung referiere. Es war ein verknöchertes Bureaukrat, ein einsamer Mürrischer. Er war hier am schlimm-

sten daran; er hatte sich niemals um die Natur noch um die Menschen gekümmert. Und die Referate kamen nicht. Nummer 15 wurde verlegen. „Wastun, wenn es hier keine Referate gibt?“ Am besten war ihr Nachbar, Nummer 14,



daran. Der erwartete überhaupt niemanden. „Ich habe ihnen“, pflegte er gutmütig und jovial zu sagen, „Geld genug hinterlassen, damit sie sich auf andere Weise unterhalten können.“ Und sie unterhielten sich. Er unterhielt sich auch; stets war er bei gutem Humor. Er erzählte Histörchen aus der langjährigen Praxis eines Bonvivants, gute Anekdoten. Wir verstehen es, tot zu sein, haben jedoch auch zu leben verstanden.

Nummer 16 hatte ihren Tag. Sie war gereinigt, geschmückt, in vollem Glanz. Und dann kam alles, was zu einem Festtag gehört. Der Tag war übrigens schön und klar, ein etwas kühler Tag im Herbst, der Friedhof von Sonne überflutet.

Etwas raschelte auf dem Wege.

Es war die noch reizvolle Erscheinung der Gattin der Nummer 16. Eine stattliche, vielleicht etwas korpulente Dame, aber nicht so sehr, daß es die Schönheit gefährdet hatte. Ihr so bezauberndes Lächeln wich einer mäßigen Rührung; ja diese schönen Augen waren bereit zu weinen.

Nummer 16 geriet in Verlegenheit.

Ist das nicht dieselbe Frau, die ihn langsam getötet hat? Die raffinierte Quälerin, die süße Mörderin? Sie hatte so scharfe Nadeln gehabt, welche unbemerkt und sicher stachen. Sie hatte ihn von Tag zu Tag immer weiter, immer höher gehetzt. Höher und höher, ohne Atemholen, ohne Rücksicht immer höher! Der Leib verdorrte, die Kraft schwand hin, aber es war nicht möglich auszuruhen — — Und da war es an einem Septembertage geschehen — —

Aber weil heute der Jahrestag ist, braucht man sich den Eindruck nicht zu verderben. Die übrigen Nummern sind neugierig und was würden sie von ihm denken? Es gilt den Stolz zu bewahren, selbst wenn alles verloren ist.

Und so bemüht sich Nummer 16, eine höfliche Miene zu machen. Es geht nicht ganz gut, aber der gute Wille ist nicht zu verkennen.

Die Frau von Nummer 16 ist den Tränen nahe. Armer Gatte, der hier ruht! Arme Karriere, vorzeitig beendet. Die Historie war bereit gewesen, weitere Seiten zur Verfügung zu stellen. Die Bahn stand offen; doch das Schicksal hatte es anders gewollt. Die höchsten Bäume pflegen zumeist vom Blitze getroffen zu werden.

Die Frau der Nummer 16 vergießt jetzt tatsächlich Tränen. Die Nummern im Umkreis sind verwundert. Um Nummer 16! Aber Nummer 16 begreift den Sinn ihrer Tränen wohl... Er wälzt sich unwirsch herum. Das übersteigt seine Kräfte.

Es ist gut, es ist gut — — Diese Tränen haben den Lebenden genug ermüdet.

Die Frau der Nummer 16 trocknet ihre schönen Augen; sie ordnet noch graziös mit ihrem elegant behandschuhten Händchen die Blumen auf dem Grabe, placiert die Kranzschleifen gefällig und entfernt sich. Eine reizvolle, imposante Erscheinung. Das Leben erwartet sie noch. Die Tränen waren nicht so zahlreich, daß sie den Augen schaden könnten.

Es kommen die Verwandten, sind gerührt und feierlich. Sie knien nieder und ihre Hände nähern sich den Blumen, um das Zeichen des Kreuzes zu machen. Sie beten eine Weile. Dann blicken sie fest und ernst auf die Gräber. Ihre Gedanken sind Nummer 16 nicht unverständlich.

„Er hat so gelebt, daß nichts anderes zu erwarten war. Und er ist zur ungeeignetsten Zeit gestorben. Er hat Macht und Bedeutung besessen, und es wäre für ihn ein Spielzeug gewesen, einzuschreiten, zu erwirken... Aber bei seiner Lebensweise! Es war ihm zu Kopf gestiegen. Seine Erfolge hatten ihn verführt. Aber trotz allem ist er ein Toter, den man anführen, den man nennen kann; war er nicht zu seiner Zeit einer der ersten Männer des Reiches? Entschieden ein repräsentativer Toter! —“

Noch einmal machen sie das Zeichen des Kreuzes und entfernen sich.

Ein hoher, stattlicher, ein wenig ironischer Herr mit sehr wenigen Haaren naht als Ersatz. Auch er widersteht der Versuchung, hier haltzumachen, nicht. Es hat seinen aufreizenden Zauber. Er war ein rücksichtsloser und ausdauernder Rivale gewesen. Seine Bissigkeiten waren fähig, für Wochen zu vergiften, seine Sottisen waren unvergeßlich. Er verstand es, feine, mörderische Bonmots zu prägen. Er stellte unauffällige Schlingen mit einem Lächeln auf den Lippen. Er verstand es, unermüdlich zu hetzen, ohne daß jemand etwas bemerkte. Ängstlich wahrte er die Form, es war unmöglich, ihm etwas auszusetzen. Er war



Carl Rabus

sozusagen ein unsichtbarer Feind, gesellschaftlich, angenehm, liebenswürdig. Nummer 16 hatte trotzdem triumphiert; er hatte sich aber nicht seines Sieges erfreut. Und nun kommt der Rivale, dem Toten die Ehre zu bezeigen.

Schade um die so jäh vernichteten Fähigkeiten — Nummer 16 bemerkt seine Ironie. Er wendet sich ab. Es ist gut, es ist gut. Der Klub hat sich auch erinnert: Die Mitglieder haben sich recht zahlreich eingefunden, eine

ansehnliche Palme wurde mitgebracht. Man redet von der angesehenen Stelle, die er eingenommen, von der Lücke, die nicht ausgefüllt ist, von dem unersetzten und unersetzbaren Verluste. Von einem uneigennütziger Arbeit geopfertem Leben . . . Nummer 16 erkennt seine Genossen wieder. Da ist der Hypochonder, ständig zu sterben bereit. Zum Teufel,

warum stirbt er nicht, da mit ihm so wenig stürbe? Hier der Hohlkopf mit seinen Anek-

doten; wird er sie nicht hier am Grabe austreuen? Da der Stern des Klubs, von dem man achselzuckend zu sagen pflegte: „Er gehört nicht unter uns, aber wenn er schon unter uns ist“ Er hat an Achtung gewonnen; er beginnt eine führende Rolle zu spielen, der Biedermann. Jeder kommt an die Reihe.

Gut, es ist gut, wiederholt Nummer 16.

So vergeht der Tag. Die Besuche lösen einander ab. Die Nummer ist schon müde, nur der Neid der Nachbarn macht sie elastisch. Zuletzt nähert sich ein armes Pärchen. Er, eine gleichsam in Demut gebeugte Gestalt, abgetragener Anzug, gelbes, ungesundes Gesicht. Es ist ein kleiner Beamter, ein Vogel beschränkten Fluges. Sie lebhaft, geschwätzig, vulgär, ihr Horizont ist Klatsch und Küche.

Die Beiden bleiben vor dem Denkmal stehen und lesen von ungefähr den Namen. Der schweigsame Mann lebt auf; er kommt sich plötzlich wichtig vor.

„Sieh nur, Marie“, sagt er. „Es ist mein alter Kamerad. Wir haben zusammen studiert. Er hat Karriere gemacht“ Und in seinem müden, abgearbeiteten, geduckten Seelchen flattert eine Erinnerung empor. Er sieht seine Jugend, sieht die kleine Bezirksstadt, die Kirche

im Grünen, wohin er am Sonntag ging, sieht die mit rätselhaften Ornamenten verzierten Schulbänke, hört Lachen und Scherzen, Mädchengesichter gleiten vorbei, abenteuerliche Träume werden geträumt. Dann der begrenzte Flug mit gestutzten Schwingen; das Dahinleben im Amt, ohne Hoffnung auf Beförderung, das Hausen mit einer groben und dummen Frau. Nichts erfüllt, nichts erreicht. Und er sieht den Verstorbenen, sein junges,

frisches Gesicht, sein feuriges Auge — — Und er setzt nachdenklich hinzu:

„Das ist ein lustiger, guter Junge gewesen.“

Nummer 16 verdüstert sich. Erinnerungen sind ihm unlieb. Und was werden sich die anderen Nummern denken? Man muß das Dekorum wahren. Ein lustiger, guter Junge, das schickt sich nicht für ihn. Und wozu auch sich erinnern?

Glücklicherweise entfernt sich der Genosse seiner Jugend — der Vogel mit den gestutzten Schwingen.

Er entfernt sich ganz ergriffen und erregt durch die unerwartete Begegnung; unterwegs dreht er sich noch einmal um. Nummer 16 glaubt ihn noch aus der Ferne reden zu hören. Er spricht von vergangenen Tagen, verrückten Begebenheiten, von den kleinen Dingen der



Jugend. — Und noch von ferne hört er das;
er wird immer nervöser. Hören es die andern
Nummern nicht auch?

Dann wird es bereits still. Niemand kommt.
Der Abend naht. Der Friedhof verstummt. Der
Jahrestag neigt sich dem Ende zu. Die Sonne ist
schon versunken. Bald wird man schließen.

Nummer 16 ist froh darüber. Der Tag hat
ihn ermüdet, die Gäste haben ihn ermüdet. Er
sehnt sich nach Ruhe. Er hört das leise Plau-
dern der Nachbarnummern, aber er beachtet
es nicht, er wünscht sich die gewohnte Stille,
er wünscht sich Einsamkeit — — —
Schlafen, nur schlafen!

A N G S T T R A U M

Von Oskar Maria Graf

Plötzlich Gärten mit gierigem Gelb.

Züngelnde Brände wie flammende Hände empor.

Hügel in Flucht, die flaumigen Wangen abendglüht.

Zwischen drückende Berge wirft sich tollkühner Weg
und ertrinkt im Gestein.

Moder und Schimmel auf bröckelnden Wänden auf einmal ein Land,
das uralte Tiefe gnädig ins Licht hob . . .

Ich halte dich!

Zischt nicht die See?

Ich lasse dich nicht los!

Braust nicht Orkan um uns?

Nein! Nein! Es ist das rasendgewordene Riesenrad zerbrechender Sonne,
das ausgreift und zerschundene Leiber surrend hineinwirft
ins Grab schwarzer Nacht.

Rattern springt. Rauschen ringt. Sausen singt
hoch aus stürzender Stadt wie verendendes Lied . . .

Begrabener Leib bäumt sich, auferstanden aus verwestem Schlaf
und schreitet, gleitet, breitet
sein Amen auf das wunde Erdenrund

MEINE Damen, ich hoffe, Sie werden mir die kleine Geschichte nicht übelnehmen, die ich Ihnen hier erzähle: denn sie ist ziemlich leichtfertig. Aber ich möchte Ihnen zur Beruhigung mitteilen, daß sie sich im fernen Indien zugetragen hat. In Europa gilt, wie allgemein bekannt, die Ehe als Sakrament, und noch nie hat in Europa eine Frau ihrem Gatten die Ehe gebrochen. — —

Es war einmal ein Herr, namens Viradhara, und eine Dame, namens Kamadomini. Letztere war ein junges, zartes und fröhliches Geschöpf, während ihr Gatte Viradhara bereits jenes Alter erreicht hatte, von dem es im indischen Sprichwort heißt: ein alter Esel zieht nicht mehr. Kamadomini fand nun, daß es noch genug junge Esel gäbe, die ihren kleinen Korbwagen gerne ziehen möchten, sofern sie sie nur einspanne. Solches tat Kamadomini und geriet in einen Ruf, der selbst bis zu ihrem alten Gatten drang.

Der Gatte ward auf das heftigste bestürzt, als er solches vernahm, schwieg aber still und beschloß bei sich, sein Weibchen auf die Probe zu stellen. Er sprach eines Tages zu ihr: Meine zärtliche Taube möge verzeihen, wenn ich sie einige Tage allein lasse, denn ich habe in Geschäften eine längere Reise anzutreten — küßte sie auf die Stirn und verließ das Haus, um auf Umwegen wieder dahin zurückzukehren und durch das Fenster in das Schlafzimmer einzusteigen und sich dort unter dem Bett zu verstecken. Kaum hatte Viradhara das Haus verlassen, als Kamadomini sich putzte und schmückte, kleine Kuchen buk in bester Butter und bestem Mehl und ihre Dienerin mit einer Einladung zu einem jungen Herrn sandte, der ihr schon öfter den kleinen Korbwagen gezogen hatte. Der junge Herr erschien auch mit vielen Freunden, sie aßen und tranken und begaben sich danach in das Schlafzimmer.

Als sie zu Bett stiegen, berührte Kamadomini mit einem Fuß zufällig den Leib ihres Gatten, der unter dem Bett zusammengerollt lag, um sie auf die Probe zu stellen. Klug, wie die Frauen in allen bösen Dingen nun einmal sind, — Verzeihung, meine Damen: in Indien . . . — wußte sie sofort, wer da unten liege, und um

was es sich handle. Als nun ihr Liebhaber sie umarmen wollte, stieß sie ihn zurück und sprach: „Herr, Ihr dürft meinen Leib nicht berühren.“ Der junge Herr erwiderte ärgerlich: „Ich bitte Euch, mir Auskunft zu geben, schöne Frau, warum in aller Welt Ihr mich sonst habet rufen lassen?“ Sie sprach: „Ich besuchte vor Sonnenaufgang den Tempel der Candika. Da erscholl plötzlich eine Stimme: ‚Unglückliche, du wirst innerhalb dreier Monate Witwe sein‘. — Ich erschrak bis ins tiefste Herz, denn ich liebe meinen Mann über alles in der Welt, selbst mehr als mein Leben oder meine Ehre. Und ich flehte: ‚Göttin, gibt es ein Mittel, meinen Gatten vor dem Verhängnis zu retten?‘ Sie erwiderte: ‚Ja. Ich will dir dieses Mittel nennen: Du mußt einen fremden Mann auf deinem Ehelager einmal umarmen — so wird der deinem Gatten bestimmte Tod auf diesen übergehen, er aber wird hundert Jahre alt werden.‘ — Wisset also, daß Ihr mich nun zwar umarmen dürft, daß aber der Tod von der Göttin Candika Euch sicher ist . . .“

Da lächelte der junge Mann, denn er begann die junge Frau zu begreifen, indes der Ehemann unter dem Bett vor Rührung sich hin und her wälzte wie ein Kater, den man kraut. Und der junge Herr sprach: „Gern will ich den Tod auf mich nehmen, nachdem ich Euch habe umarmen dürfen“, und also vergnügten sie sich miteinander, während der Gatte, ob des Opfers, das seine Gattin aus Liebe zu ihm brachte, Tränen der Rührung vergoß.

Als nun der junge Mann sich vom Lager erhob, da kroch auch der Gatte unterm Bett hervor, Tränen noch in den Wimpern, umarmte ihn, der höchlich erschrocken tat und sprach: „Mein Lebensretter! Mein treuester Freund bis zu deinem unvermeidlichen Tode!“ Und er küßte seine Frau und sprach: „Du bist die treueste Frau, die je auf Erden wandelte. Sei gesegnet.“

Hiermit, meine Damen, ist meine Geschichte zu Ende, und ich bemerke, um jedem unliebsamen Mißverständnis vorzubeugen, daß so ungetreue Ehefrauen, so nichtsnutzige junge Burschen und so alberne alte Ehemänner natürlich nur in Indien vorzukommen pflegen. . .

D I E A S C H E N U R N E

Von Wilhelm Nhil. (Mit drei Zeichnungen von Wilhelm Heise)

BIS vor kurzem hatten Mellers einen lebenden Großvater, aber jetzt war er tot.

Es sei nichts gegen die gute, alte, etwas unbequeme Institution lebender Großeltern gesagt: sie hat ihre Lichtseiten. Der Besitz eines Großvaters (lebend) — Großmütter eignen sich schon weniger dafür — gibt, wenn er nur einigermaßen repräsentabel ist, einer Familie so etwas wie patinierte Solidität, er verleiht wohlhabender Bürgerlichkeit einen diskret schimmernden Untergrund von Stammbaumahnensstolz. Die Zweckmäßigkeit tritt hinter Prestigegründen zurück, wie bei einem alten, ehrwürdigen Erbstück: man kann es zu nichts brauchen, aber man zeigt es gern herum.

Frau Käte Meller, geborene Rummeling, in deren Hause der Hofrat i. P. Theobald Rummeling gelebt hatte und jetzt aufgebahrt war, vergoß bittere Tränen. Frauen hängen sehr an altem Hausrat.

Auch ihr Mann, Herr Arnold Meller, zeigte einige Betrübnis. Da er von unten heraufgekommen war und nicht einmal tote Großeltern von Belang aufweisen konnte, hatte er sich zwar immer etwas bedrückt gefühlt, es aber geduldig hingenommen, daß sich seine Frau im Hause einen Großpapa hielt. Der gute alte Herr mit seinen lieben Eigenheiten! Wo er ging, träufelten weise Erfahrungssätze von seinen Lippen, wurde seine Umgebung mit Erinnerungen bis zur Erschöpfung bedacht; unermüdlich belehrte er alle, die ihm nahekamen, und duldete keinen Widerspruch; beständig war eine vom Hauspersonal abgezweigte Spezialtruppe unterwegs, um ihm die Brille, den Schlüsselbund, die Zeitung, das Taschentuch und die weggelegte brennende Zigarre suchen zu helfen; nachts wanderte er, wenn er nicht schlafen konnte, unternehmungslustig durch die Wohnung und ließ, ohne an die Ruhe- und anderen Bedürfnisse des jungen Ehepaares zu denken, im Speisezimmer das Grammophon spielen, das einzige

„neumodische Ding“, das er leiden konnte, dieser ... dieser liebe, alte wunderliche Herr! Friede seiner Asche!

Die Vertreter der Friedhofsindustrie schnüffelten und flatterten schon im Trauerhause umher, aber der Agent eines Leichenverbrennungsunternehmens (die durch die Konkurrenz schon gezwungen waren, um die fettesten Bissen zu raufen) schlug sie aus dem Felde. In wohlgeölter, glattpolierter Ansprache, die nicht die kleinste Fuge zum Ansetzen eines Widerspruchs bot, setzte er die Vorteile der Feuerbestattung auseinander. Frau Käte fand den Vorschlag zu nett; da konnte man ja Großvater auf den Kaminsims stellen und herumzeigen und konnte eine prachtvolle Urne anschaffen. Frauen sind praktisch und Käte wollte aus Großvater einen Kunstgegenstand herauschlagen. Ihr Mann wieder wollte ungern die Überreste eines wenn auch noch so lieben Verstorbenen im Speisezimmer herumstehen haben, drückte sich aber anders aus, indem er meinte, es sei wenig pietätvoll, Großvater auf dem Kaminsims zur letzten Ruhe zu betten.

„Sie erhalten drei Liter prima phosphorsaurer Kalkasche in einer eleganten, mattschwarz lackierten Blechkapsel mit feinen Goldlinien“, versicherte der beharrliche Agent. Er kam aus der Konservenbranche und verwendete aus alter Gewohnheit auf Quantum, Qualität und Ausstattung die stärkste Betonung.

Der Agent setzte, von Käte unterstützt, seinen Willen durch. Der Hofrat i. P., der außer dem Grammophon diese neumodischen Dinge nicht leiden konnte, wurde in einem pompösen Krematorium, das aussah wie ein verunglücktes Hoftheater, bei 1000° C. rauch- und geruchlos verbrannt; Metallsarg, Kleider, Blumen und die übrige Garnierung wurden in Aschenform durch den Schornstein in die Luft geblasen und er selbst in eine Blechkapsel gefüllt und sauber verlötet. Bald darauf prangte er in einer herrlichen



Marmorurne im Speisezimmer auf dem Kamin-
sims. Sie beherrschte den Raum und mußte
jedermanns Aufmerksamkeit auf sich lenken.
So konnte man von ihr sprechen wie von
einem lebenden Großvater, sie war jederzeit
gebrauchsfertig und sogar praktischer.

Arnold schielte mißtrauisch das Ding an.
Die Bearbeitung war ihm ja egal, aber, ob im
ganzen Stück oder in Bröselform, dergleichen
gehörte nun einmal auf den Friedhof. Unruhig,
wie der liebe alte Herr war, der die Ruhe-
und anderen Bedürfnisse eines jungen Ehe-
paares so wenig respektierte, hätte er draußen in
passender Gesellschaft weniger gestört als hier.

Als das Ehepaar nach dem wehmütig-gemüt-
lichen Trauer-
nachtstuhl, das
eine Art Ent-
hüllungsfeier dar-
stellte, den Lüster
abdrehte, flim-
merte die Urne
in fahlvioletter
Schein. „Das ist
der Mond“, sagte
Arnold, als ihn

Käte wortlos
beim Arm packte.

Der Aufbruch ins

Schlafzimmer wurde ohne übertriebene Hast
vorgenommen; denn wenn man einmal zu
laufen anfing, war es mit der Beherrschung
vorbei. Nur versperrte Arnold diesmal gegen
seine sonstige Gewohnheit die Tür ins Speise-
zimmer, wovon Käte taktvoll keine Notiz
nahm. Man ging, wie bei Lebzeiten des alten
Herrn auf Störungen gefaßt, ohne Stimmung zu
Bett. Es schlug viertelzwölf. „Zu dumm“,
sagte er, als sie sich auf die andere Seite drehte.
Halbzwölf. „Wir dürfen abends nicht mehr
soviel essen“, erwiderte sie mit forcierter Sach-
lichkeit, als er sich herumwälzte. „Ich glaube,
es ist der Wein“, schmettete der Mann um
dreiviertel.

Die zwölf Schläge ließen sie mit angehal-
tenem Atem verklingen. Natürlich bleibt alles
ruhig, dachte Arnold. Selbstverständlich. Dies-
mal wird der alte Herr nicht herumgeistern.
Alles ganz ruhig... nur... nur ein ganz leises
Geräusch... Donnerwetter, wie klang das?
Ein gedämpftes Scheppern, so wie... wie wenn

man eine mit Bröseln halbgefüllte Blechdose
schüttelt. Eigentlich ein ganz banales Geräusch,
aber um Mitternacht hört es sich nicht be-
haglich an.

„Wir haben die Dose mit dem Kristall-
zucker stehen gelassen“, erklärte Arnold seiner
Frau. „In der Nacht sind manchmal leise Er-
schütterungen wahrzunehmen, die man im
Lärm des Tages nicht beachtet. Aber für alle
Fälle könnte man doch Licht machen.“ Er be-
sorgte dies mit künstlicher Gelassenheit. „Dies-
mal wird dennoch nicht das Grammophon
spielen“. Aber während er es sagte, hörte er
schon, gedämpft wie aus einer andern Welt, aber
in unverkennbar blechernem Klang: „Pupp-
chen, du bist mein

Augenstern...“

Es ist eine un-
bekümmert fröh-
liche Melodie,

aber sie wirkt zu
gewissen Zeiten
nicht erheiternd.
Diesmal war es
Arnold, der Käte
am Arm packte.

„Hörst du das
Puppchen?“ flü-
sterte er.



„Ich höre nichts“, stöhnte sie zähneklap-
pernd, ... „ja, doch... wenn du so fragst, muß
ich es hören. Ich weiß aber genau, daß die
Platte ‚Der liebe Augustin‘ aufgelegt war.“

Arnold hätte, wenn er allein gewesen wäre,
nichts zur Einstellung der sordinierten Gram-
mophonproduktion unternommen. Aber vor
der Frau ist man doch zu etwas Entschlossen-
heit verpflichtet. Er hüllte sich in den Schlaf-
rock und tat, als ob ihn das keine Überwindung
kostete, sperrte die Tür auf und schaltete sofort
den sechzehnflammigen Lüster ein. In der
Lichtflut sah das Speisezimmer ganz harmlos
aus und das Grammophon stand still und be-
scheiden in der Ecke. Er nahm die „Puppchen“-
Platte an sich und kehrte ins Schlafzimmer zu-
rück. Den Lüster ließ er brennen. Es blieb ruhig,
aber die Nacht war verloren.

Am nächsten Abend legte Arnold ein Lied
von Gustav Mahler auf, das der alte Herr
nicht leiden konnte, und verbarrikadierte sich
nach dieser Bosheit mit seiner Frau im Schlaf-

zimmer. Trotzdem konnte er um Mitternacht die Brösel in der Blechbüchse und unter schnöder Hintansetzung Gustav Mahlers das „Puppchen“ nicht überhören, obwohl doch diese vermaledeite Platte neben ihm auf dem Nachtkästchen lag.

Schäumend sauste er frühmorgens ins Krematorium. Als er erzählte, was die Aschenurne alles könne, riet der Direktor zu einem Gastspiel in einem Varieté und schien überrascht, als Meller böse wurde.

„Beruhigen Sie sich doch,“ begütigte der Direktor, „Ihr seliger Herr Großvater ist . . .“

„Das ist kein Großvater mehr, das ist ein Niespulver“, brüllte Meller und warf der Firma unsolide Ausführung des Auftrags vor. Er war der Ansicht, daß man den alten Herrn nicht lange genug in der Verbrennungskammer gelassen habe, weil störende Reste von Agilität noch immer vorhanden seien. Der Direktor versicherte, daß ein Verbrennungsprozeß von anderthalb Stunden bei dem widerhaarigsten Toten genügt hätte, um jeden Auftrag ohne den geringsten Anstand zu effektuieren. Meller verlangte erobert eine Erklärung des nächtlichen Spuks und der Direktor schlug sanftmütig „Erdströme“ vor, die mit Vorliebe für die verschiedensten rätselhaften Zwischenfälle verantwortlich gemacht werden. Der wissenschaftlich mangelhaft unterrichtete Beschwerdeführer gab sich damit nicht zufrieden, das Treffen verlief resultatlos, die Gegner schieden unversöhnt.

Die dritte Nacht versetzte das ganze Haus in Aufregung, weil Arnold in seinem gestörten Mannesempfinden mit dem Revolver nach dem Grammophon schoß, es aber durch die geschlossene Tür wiederholt verfehlte. Man entschloß sich zu einer anderen Allerweltserklärung und holte einen Neuropathologen.

Der Gelehrte strich sich seinen Bart und starrte Arnold beharrlich an. Gestützt auf eine großzügige, phalloide Weltanschauung, bekundete er ausschließlich für das Eheleben des Paares das lebhafteste Interesse und legte mühelos die Wurzeln des Spuks bloß.

„Der Großvater Ihrer Frau hat durch seine nächtliche Ruhelosigkeit den ungestörten Verlauf Ihres . . . hm . . . Ehelebens empfindlich beeinträchtigt, so daß die fixe Idee der Störung auch nach Wegfall der Ursache als Erinnerungsbild in Ihnen haften geblieben ist. Der Kampf gegen die vermeintlichen Geräusche ist eine Ersatzhandlung für die Erfüllung Ihrer . . . hm . . . Pflichten, deren Sie durch die großväterliche Unruhe entwöhnt waren. Bestatten Sie die Aschenkapsel auf dem Friedhof, so werden mangels eines Anknüpfungspunktes für Ihre Einbildungen bald geordnete Verhältnisse in Ihrem . . . hm . . . Empfindungsleben eintreten.“

„Ich bin nicht wahnsinnig,“ protestierte Arnold, „meine Frau hat alles genau so gehört wie ich.“

„Sie glaubt, gehört zu haben“, sagte milde lächelnd der Gelehrte, strich sich seinen Bart und starrte Arnold beharrlich an. „Sollten Sie nie etwas von psychischer Infektion bei Neurasthenikern gehört haben?“

Da die Dinge so lagen, gab Frau Käte sofort die Einwilligung zur Bestattung der Aschenkapsel.

„Das hätte ich ohne Psychiater auch gewußt“, meinte der undankbare Arnold, als er die imposante Rechnung des Neuropathen erhielt. „So was läßt einen ja nur in Ruhe, wenn es einen soliden Grabstein, einige Zentner schwer, über sich hat.“ Die Marmourne schenkte er einem befreundeten Journalisten, der sie als Tabaktopf benützt und höchlich damit zufrieden ist.



H Ä U S E R I N D E R N A C H T

Von Paul Altheer

Gleichgültig stehn die Häuser in der Nacht.
Die meisten haben ausgelöschte Lichter
Und machen dumm-einfältige Gesichter;
Nur selten eines hält verschlafen Wacht.

Und Menschen gehen tropfenweis' nach Haus,
Die einen nüchtern, andere im Dusel.
Und ab und zu gibt einer seinen Fusel
In wenig feiner Weise wieder aus.

Dann blinzelt es mit einem gelben Schein
Und einem Auge — oder auch mit vielen,
Die hie und da sogar ein bißchen schielen,
Verwundert in die Dunkelheit hinein.

Die Häuser bringt das nicht aus ihrer Ruh.
Sie haben nichts zu diesem zu erwähnen,
Dieweil sie schlafend aneinanderlehnen . . .
Auch wachend wären sie zu dumm dazu.



A G N E S - M A R I A

Von Georg P. M. Roose. Aus dem Flämischen übertragen von Georg Gärtner
(Mit zwei Zeichnungen von Carl Rabus)

DAS Ende kann nicht mehr fern sein. Ich weiß es. Ich kann nicht mehr. Und was gestern nacht vorgefallen ist, wird wohl das Zeichen gewesen sein, gegeben von der liebevollsten der Frauen, daß mein Ende naht . . . Ich bin noch jung . . . Ich bin kaum dreißig Jahre, und dennoch empfinde ich keinen Groll und keinen Schmerz, daß ich bald sterben muß. Warum soll ich euch meinen Namen sagen? Wenn ich tot sein werde, werden die Zeitungen von meinem Abscheiden sprechen, denn Leute wie ich, die zu den ältesten und ruhmreichsten

Geschlechtern des Landes gehören, sterben nicht, ohne daß die Presse darüber spricht. Dann werden alle wissen, um wen es sich handelt. Ein Zeichen noch will ich geben: ich bin der Letzte meines Geschlechtes . . . Und dieses noch: ich bewohne das letzte Schloß dieses Geschlechtes, die unwirtlichste Burg, die im ganzen Lande, fern von den Wegen von Menschen und Tieren, hoch und unnahbar auf stolzen Felsen erbaut ward durch den stolzesten und unbändigsten aller meiner trotzigen Vorfahren . . . Die Wege dahin führen an riesi-

gen, grauen und roten Felsblöcken vorbei, und die Legende behauptet, daß die wunderlich-seltsame rote Farbe dieser Felsen herrührt von dem Blute, das Unschuldige hier vergossen haben, die fielen unter dem nimmer ruhenden Schwerte derer, die teilhaben an meinem Dasein . . . Vielleicht hat die Legende recht, denn nichts in der Welt ist so beängstigend, wie die Farbe geronnenen Blutes, das die Felsen färbt, über denen, riesenhaft, grau und furchterweckend, die letzte Burg meiner großen Ahnen sich erhebt. Sie ist gleich einem grauen Fels auf blutgetränkten Felsen, und wer sie zum ersten Male sieht nach stundenlangem Wandern auf verschlungenen, endlosen Pfaden und durch wilde, jahrhundertealte Tannenwälder, fühlt sich kalt werden vor Entsetzen . . . Ihre Türme über den Felsen sind gleich versteinerten Rufen der Angst und des Schmerzes, des Leidens und der Qual, aufsteigend von einem der wildesten Orte der Erde bis zum Throne des Allerhöchsten . . . Die einsamen und spärlichen Wanderer, die im Monat November in ihre Nähe kommen, wenn am tiefstehenden Himmelsgewölbe die grauen und von den Winden zerfetzten Wolken gleich aufgescheuchten und flüchtenden Völkern dahinstürmen und der Wald vor Schmerz aus jedem der Äste aller Bäume seufzt und ruft, heult und stöhnt, bleiben stehen, wagen nicht weiterzugehen, gebannt durch ihr unmögliches und zeitwidriges Aussehen, kündend den Fluch, den Gott und Menschen darauf geschleudert. Die Regen, die über die kahlen Felsen strömen, machen die Illusion des fließenden Blutes vollständig, und erschreckt und gelähmt bleiben sie stehen, plötzlich glaubend an die merkwürdigen Geschichten derer, die behaupten, daß einige meiner Ahnen im Jenseits um ihrer schrecklichen Missetaten willen nicht zur Ruhe gekommen seien und noch immer die Umgebung meiner stolzen Burg besuchten.

Innerhalb der Burg ist der Eindruck für die gewöhnlichen Menschen gleich tief ergreifend und seelenauführend bis in die allergeheimsten Tiefen. Alles verlaublich das längst Erstorbene und das Unmögliche, das länger weiterbestehen will. Man kann sich vollkommen vorstellen, inmitten eines sehr alten Toten zu wohnen, eines, der mit dem Laufe der Tage älter und grauer, toter als tot wird . . . Es ist ergreifend,

beängstigend und majestätisch . . . Es ist schauerlich und herrlich . . . Es ist so, daß man sich nicht zu rühren wagt vor Angst . . . und vor fieberhaft-bebender Begier, alle Plätze, einen nach dem andern, atemlos zu durchlaufen . . . Das Unaussprechlich-Fremdartige grinst einen an aus allen Ecken, wohin niemals das frohe Licht gelangt; aus jedem geheimnisvollen Saale, dunkel durch die dunklen Teppiche an der Wand und auf dem Fußboden, durch die Draperien an den kleinen Fenstern, geheimnisvoller noch durch den nicht wiederzugebenden Duft von Leben, der darin hängen blieb und den niemand oder nichts daraus vertreiben kann . . . Und wer kann ohne Schauern die endlose Reihe von Gemälden in den fremdartig erhellten Gängen betrachten? Wer kann ohne ein unaussprechlich beängstigendes Gefühl, Geist und Körper auf seltsame Weise zerhämmt mit kalten Hämmern des Schreckens, all die Bildnisse meiner ruhmreichen und gefürchteten Ahnen betrachten? . . . Und wer erzählt . . . wer? . . . wer? . . . die Geschichten nach von allem, was mir hier in Träumen kundgetan ward, die aus mir den wunderlichsten Menschen auf der schönen Erde gemacht haben? . . . Ich weiß, wie sie alle hier gelebt . . . und, großer Gott, was war stärker als dieses Leben? . . . und geliebt haben . . . und was auf Erden war unzählbarer als diese Liebe? und gestorben sind . . . Und Stunden um Stunden, Tage um Tage, habe ich mich über diese Gesichter und über diese Augen gebeugt, um das Rätsel meines Daseins zu entdecken bei denen, die, der eine sowohl als der andere, Männer und Frauen, mit all ihren wie Feuer so heißen Leidenschaften mitgewirkt haben an meinem Dasein . . . In all diesen Gesichtern, in all diesen starren Augen habe ich nichts gefunden . . . Sie sind tot . . . Oh, könnte ich nur einen Tag ihre Augen sehen, ihre lebendigen Augen . . . Jahrelang habe ich das umfangreiche Archiv meines Geschlechtes studiert . . . aber auch dort fand ich nichts, das mir die unaussprechliche Angst erklärt, die mich, wie eine unnennbare Krankheit, Tag und Nacht peinigt; die jetzt einmal wie ein Bleigewicht auf meiner Brust lastet und mir das Atemholen erschwert: dann aber, wie seltsam doch, mir den Eindruck verschafft, daß alle meine Glieder gebrochen seien und ich machtlos sei, völlig machtlos . . .

Ich bin es auch . . . gegen meine unerklärliche Angst, die mich zur Nachtzeit, vom Kopf bis zu den Füßen feucht vom Schweiß, aus dem Bette und ans Fenster scheucht, wo ich den Wald im phantastischen Mondschimmer sehe, die weißen Wolken in den Lüften gleich Gespenstern und die schwarzen Wipfel der hohen Tannen, die sich beugen unter der Gewalt der tosenden Winde . . .

Ich bin sicherlich das Opfer eines schlimmen Verhängnisses . . . ich, Mensch, oh, Allerhöchster, geschaffen nach deinem Bilde und um glücklich zu sein . . . Gott . . . Gott . . . ist das die Gerechtigkeit . . .

Einmal, fünf Jahre ist es her, an einem Juliabend, nach einem erstickend heißen Tage und während eines entsetzlichen, nie erlebten Unwetters, das im Wald alle Bäume vor Schmerz und Weh aufheulen ließ, betrachtete ich das Bildnis des Mannes, dessen Geschichte ich nicht gefunden hatte. Neben dem seinigen hing das Bild derer, die sein Weib gewesen war, das Bild, das befremdenderweise eine lange, rote Linie zeigte von einer Ecke bis zur andern . . . Sie hatten im 13. Jahrhundert gelebt . . . Die Zeit, die so viel erblassen läßt und zernagt, war ohnmächtig gewesen gegenüber diesem feurigen Rot, scharlachfarben wie eine fließende Linie von Blut . . . Als ich das merkwürdige Gemälde berührte, fühlte ich, wie die Wand unter meiner vor Entsetzen bebenden Hand sich verschob, und in der also entstandenen Öffnung fand ich ein beschriebenes und aufklärendes Pergament, das die Geschichte des unglücklichen Weibes mitteilte. Er, der riesige Vorfahr, hatte sie, die der Untreue verdächtigt war, durch seine Kriegsgenossen und seine Knechte in einer einzigen Nacht zu Tode küssen lassen, nachdem er vor ihren Augen den Mann getötet, der seiner Meinung nach ihr Geliebter gewesen war . . .

In diese Burg brachte ich Agnes-Maria, meine Braut und mein Weib . . . Die einzige, die ich geliebt habe . . . die ich wirklich aus allen Kräften meines Herzens und meiner Seele lieben konnte; sie, die, ich fühlte es vom ersten Kusse an, nur leben konnte in meinem Fleisch und in meinem Blut . . . die Seele meiner Seele . . . In der Bibel habe ich einst ein Wort gelesen, das dem ähnlich ist, aber damals wußte ich nicht, wie wahr dieses Bibelwort sei . . .

Agnes-Maria war wunderbar, seltsam, unvergleichlich schön. Ihre ideale Schönheit hatte nichts gemein mit jenen hoffärtigen Köpfen mit hochaufgekämmtem und aufreizend stolzem Haar über nichtssagenden und idiotischen Stirnen und stumpfsinnigen Augen . . . Augen über Mündern, nur gut zum Küssen — und zudem noch mit wie wenig Kenntnis — und zum Essen . . . — Alles in ihr war voller Ausdruck, und nirgends in der Welt und niemals zuvor hatte rabenschwarzes Haar das matte Weiß einer edleren Stirn in zierlicherer Weise umkränzt . . . Oh, wer wird die rührende Schönheit meiner Agnes-Maria mit Worten beschreiben können? . . . Wer? . . . Wenn ich selbst, der drei Jahre das unaussprechliche Glück ihrer unvergleichlichen Gegenwart, ihrer wunderbaren Milde, ihrer herrlichen und alles übertreffenden Liebe genossen habe, die allein mit ihrer rührenden und lebendigen Schönheit zu vergleichen waren, keine Worte finden konnte, um auszudrücken, was nicht auszudrücken ist . . . Ihre Schönheit war die Schönheit der edelsten der Menschenseelen, abgedrückt in jedem Teile eines vollkommen schönen Frauenkörpers . . . Darum wage ich es, von lebendiger Schönheit zu sprechen.

In ihrer Gegenwart, der unaussprechlich sanften Gegenwart der schönsten, der besten, der liebevollsten der Frauen, war ich befreit von dem gleichsam wie Blei drückenden Gewicht auf meiner Brust und fühlte ich niemals jenen seltsamen Schmerz in meinen Gliedmaßen, der mich meinen ließ, daß sie alle gebrochen seien. Lebenskraft und Lebensfreude quollen in mir empor gleich unerschöpflichen Quellen und leuchtenden, sonnenbeschienenen Fontänen tiefherrlichen Genusses und übermenschlicher Wonne . . . Und lange noch, nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, empfand ich die vollkommene und überschöne Wohltat, zu leben . . . Gott, die Wohltat, zu leben . . . Endlich . . .

Ich fühlte mich wie ein Kind so froh, wenn ihre dunklen, ihre unvergleichlich dunklen Augen, strahlend von dem hellsten Lebenslichte, auf mich gerichtet waren. Und eines Tages, unglücklich vor allen andern Tagen . . . oh, Gott, warum konnte mir doch diese Offenbarung nicht erspart werden, mir . . . dem Kindlichfrohen? . . . bemerkte ich, daß Agnes-Maria bleich und bleicher ward . . . bis jetzt



Tony Johannot / Paris 1843

war dies meiner Aufmerksamkeit entgangen ... immer schlanker ... gleichsam vergeistigt, ohne etwas von ihrer wunderbaren Herrlichkeit zu verlieren ... Im Gegenteil ... immer schöner ward sie, unvergleichlich schön in der Blässe eines Menschen, der von einem geheimnisvollen Leiden heimgesucht wird, und in ihrer seltsamen Schlankheit, die in mir den Eindruck erweckte, daß mein angebetetes Weib nicht mehr von dieser Erde sei ...

Aber immer gleich anmutig, gleich sanft, gleich gut, gleich allumfassend blieben ihre Besorgnis und ihre grenzenlose Liebe ...

„Ich will dich niemals verlassen, mein Freund“, sagte sie ... Und Gott allein weiß,

die Menschen haben keine Vorstellung davon, wie stark ein Menschenwille ist ... Stark genug, um Gottes Willensbestimmung zu wandeln ...

Ich blickte, als sie dies sagte, mit Verwunderung zu ihr hin. Es schien mir schrecklicher als eine Gotteslästerung ... Es schien mir abscheulich wie eine Sünde wider den Heiligen Geist ...

Sie sah mich an, um den Mund das aller-süßeste Lächeln derer, die besser wissen ...

Einige Zeit später kam ich zu der Überzeugung, daß ich ... ich selbst ... Großer Gott ... warum? ... die Ursache war von dem lang-

samen Dahinsterben meiner allerbesten und allerschönsten Agnes-Maria . . .

Diese von Lebensfreude bebende Kraft in mir, diese alles mit Sonnenlicht übergießende Wonne . . . Gott . . . es war ihre Kraft in mir . . . ihr Leben . . . Ihr Leben . . . das sie durch ein Wunder von Liebe und Willenskraft mir schenkte . . . dem letzten meines abgelebten Geschlechtes . . .

Dann begann ich sie zu fliehen . . . auf allerlei Arten zu fliehen, horchend an den Türen, ob sie käme . . . und dann auf den Zehen nach einem andern Zimmer eilend . . . ihre Stimme hörend . . . ach, wie schnitt mir doch diese geliebte, über alles geliebte Stimme durch das Herz! . . . die mich rief in allen Gemächern meiner großen Burg . . . auf dem Burgplatz . . . unter dem Tore . . . und überall hatte ich das bleischwere und unerklärliche Gewicht auf meiner Brust mitzuschleppen oder den ebenso unerklärlichen Schmerz in meinen Gliedern. Um diese Zeit wurden die Schmerzen noch be-

ängstigender und schlimmer. Es gab Tage, da ich wie ein Brustkranker nach Atem keuchte . . . Dann, o unglaubliche Feigheit, suchte ich sie auf . . . um zu leben . . . Gott wird es mir vergeben . . . um zu leben! . . . und wenn ich ging . . . ach, wie ward dann wieder mein Schmerz vergrößert durch die bleiche Agnes-Maria, die über alles geliebte . . . die ich weinen hörte, weil ich ging. Die höchste Sehnsucht trieb mich zu ihr . . . mein Leben und ihr Glück . . . und was hätte ich um beides nicht getan! . . . und das Teuerste in meinem

Leben scheuchte mich von ihr fort . . . meine grenzenlose Liebe zu ihr . . .

Das war eine unerträgliche Marter, unter der wir alle beide erliegen mußten . . . und sie . . . meine unvergleichliche Agnes-Maria, war die erste, die fiel . . .

Ungeachtet ihres Wortes hatte sie mich doch verlassen . . .

Drei Tage und drei Nächte wachte ich wei-

nend oder träumend an ihrem offenen Sarge, starrte mit brennenden Augen auf die schönste der Frauen, bedeckte ihre Hände . . . ihre lieben Hände, die so oft auf meinem

Hauptegeruhthatten . . . mit den heißesten Küssen meines Mundes . . . oder weinend ordnete ich mir nach einem andern Gedanken die Blumen, die Edeltannenzweige und die Menge Heidekraut, die rings um sie zerstreut lagen . . . Und während dieser ganzen Zeit, aufgehend in meiner Trauer über den frühen Tod von Agnes-Maria und über das Schuldgefühl, das ich empfand und das mich unmenschlich

marterte, weil ich meinte, die Hauptursache ihres frühen Sterbens zu sein . . . klopfte mein Herz mit einer seltsamen Lebenskraft, und im Widerstreit mit mir selbst und trotz meines unleugbaren Schmerzes zitterte herrliche Lebenswonne durch meine gesunden und sich jung fühlenden Glieder . . .

Nach ihrem Begräbnis bin ich wieder der Mann von ehemals geworden: der letzte eines abgelebten Geschlechtes . . . dahingehend mit Blei auf der Brust und mit Schmerzen in den ersterbenden Gliedern . . . Und in der ganzen



Welt gibt es keine Agnes-Maria wie die Tote... die mir helfen kann und helfen will auf Kosten ihres eigenen Lebens... Und in meinem armen Herzen bluten die Wunden der Trauer und der grenzenlosen Vereinsamung auf der einsamsten und der ältesten Burg des ganzen Landes in der einsamsten Gegend der ganzen Welt...

„Und das ewige Licht leuchte ihm...“

Wird binnen kurzem ein neues Morgenrot mir, dem Unglücklichen glänzen? ... Gestern nacht geschah ... endlich ... was ich als das Vorzeichen betrachte, gegeben von der liebevollsten der Frauen, daß es bald zu Ende geht ... das Wunderbare, das vielleicht niemand begreifen kann ...

Sie hat mich nicht verlassen ...

Gestern nacht habe ich sie wiedergesehen ... sie, meine Gattin, meine Agnes-Maria ... sie war weiß wie die weißen Wolken ... die in mondhellen Nächten unter dem Dunkelblau des Himmels schweben ... und schön wie in den herrlichsten Tagen ihrer königlichen Liebe ... Eine große Freude und eine große Angst kamen

über mich ... und trotzdem streckte ich meine zitternden Hände nach ihr aus und sprach ...

Sie kehrte mir ihr unvergleichlich schönes Gesicht zu und die tiefen, dunkeln, beredten Augen ...

„Agnes-Maria,“ fragte ich sie, „bist du denn nicht tot?“

„Ich weiß nicht, was das ist“, antwortete sie.

„Begraben habe ich dich ... Agnes-Maria ... in ein Grab gelegt ... an der Ringmauer meiner Burg ... in der Kapelle, wo sie alle ruhen, die aus meinem Geschlechte ... Bist du denn nicht begraben?“

„Ich weiß nicht, was das ist ...“ antwortete nochmals ihre eigene Stimme, die ich nicht vergessen habe ... die ich nimmermehr vergessen werde ...

Dann verschwand die weiße, schöne Gestalt ... Aber ich habe verstanden ... Nun werde auch ich sterben ... Dann erst ... dann ... wird sie wirklich tot sein und Ruhe haben ... und ich auch! ... sie und ich ... bis in alle Ewigkeit ... in alle Ewigkeit ...

D I E F A H R T I N S H I R N

Von Hellmuth Unger

PROFESSOR Ehbenreder hatte soeben seine sechzehnte Operation beendet, eine schwierige Magenresektion. Übermüdet ließ er einige Augenblicke die in enganliegenden Gummihandschuhen versteckten Hände auf dem Brustkorb des narkotisierten Patienten ruhen, während der erste Assistent in eiliger Sicherheit die Wundklammern ansetzte. „Sie sehen also, meine Herren“ — der Professor wandte sich wieder an die Studenten, die rings um ihn den hohen Hörsaal füllten —, „daß es bei unsrer modernen Narkose wirklich ein Kinderspiel ist, auch eine so schwere Operation, wie es eine Resektion des Magens sein kann, auszuführen. Ich und meine Schule sind der Überzeugung, daß es durch eine Narkose gelingt, nicht nur das Schmerzempfinden des Operierten völlig auszuschalten, sondern daß auch bei wirklich tiefem Schläfe die Hirnfunktionen aussetzen, daß sich der Kranke tatsächlich in einem Zustand befindet, den wir als

Nirwana bezeichnen. Der Standpunkt, daß sich in einem Teile des Protoplasmas der Hirnzellen, in den Biogenen, die eigentlichen Träger der Funktionen befinden, soll gewiß unbestritten sein. Nur durch Zerfall und Wiederaufbau solcher Biogene müßte ein Funktionsablauf aber möglich sein. Fänden nun solche Assimilationsvorgänge im Hirn statt, dann müßte der Kranke trotz seiner Narkose, unbewußt die Vorgänge seiner Umwelt aufnehmen, und das Zentrum seines geistigen Sehens müßte ihm die Geschehnisse wiedergeben. Daß dies aber nicht der Fall ist, beweist schon die Tatsache, daß Operierte sich niemals besinnen können, was während einer Operation oder im Stadium ihres Dämmer Schlafes mit ihnen geschehen ist. Ich werde Ihnen den Patienten später nochmals vorstellen, dann können Sie sich selbst überzeugen. Für heute wird Ihnen meine Behauptung glaubwürdig genug sein.“

Wärter legten den Operierten auf einen

fahrbaren Wagen und rollten ihn ab. Die Studenten trampelten Beifall. Ehbenreder verbeugte sich. Das Kolleg war zu Ende.

Der Professor hatte in seinem Zimmer noch einige Unterschriften zu erledigen, ehe er heimfahren konnte. Er hatte einen schweren und anstrengenden Tag hinter sich und war froh, endlich ausspannen zu können.

Als er gerade gehen wollte, klopfte es, und die Stationsschwester der dritten Abteilung trat ein. Sie teilte in sachlicher Form mit, daß der eben Operierte kollabiert sei, und daß sich bereits Herr Dr. Höfling, der erste Assistent, und ein junger Medizinalpraktikant, der dieser Station zugeteilt war, um den Kranken bemüht hätten. Ehbenreder besuchte den Operierten sofort. Bei seinem Eintritt machten ihm die beiden Assistenten Platz. Der Professor verlangte die stets bereitliegende Kampferspritze, um das Herz des Kranken anzuregen. Ein Wink. Er blieb allein.

Ehe er die Injektion vornahm, wartete er einige Augenblicke, immer den leise Atmenden beobachtend. Dann suchte er die Hauptvene der Ellenbeuge und stach die Nadelspitze ein.

Während dieses kurzen Vorgangs merkte er plötzlich, wie eine Wandlung mit ihm vorging. Er spürte zunächst, wie seine eigenen Kräfte versagten und seinem Daumen der Druck mangelte, die Flüssigkeit in die blaue Ader vorzutreiben. Er fühlte, wie sein Körper in sich einsank, gleichsam sich selbst aufsaugte, wie er zur Größe eines Embryo, einer Maus, eines Insektes, eines einzelligen Lebewesens sich herabminderte, schließlich zum nicht mehr sichtbaren Atom wurde. Trotzdem blieb die Tätigkeit seines Hirns unvermindert, ja es schien dem Professor, als ob die Aufnahmefähigkeit seines geistigen Apparates sich unerhört erweiterte.

Die kleine Nadelöffnung wuchs ihm zum Umfang eines Kanals, der in einen ungeheuren Strom mündete. Tiefdunkler Strom riß ihn fort. Hilflos, wehrlos trieb er plötzlich dahin, wie ein Schwimmer, der sich treibend an der Oberfläche des Wassers zu halten sucht. Lichte Helligkeit war um den Professor. Er war Atom zwischen Milliarden Atomen, dahinsteuern in einer unendlichen weiten Röhre, deren Wände durchsichtig schienen. Seine Lungen

arbeiteten schwer. Ohne Zweifel, er trieb, ein Bestandteil menschlichen Blutes, fortgerissen in der Armvene des Kranken, in die Tiefe gezogen, dämmerndem Dunkel zu.

Logisch arbeitete sein Denkapparat.

Ich befinde mich in einer Vene, sagte er sich, und werde in kurzen Augenblicken in der linken Vorkammer eines ermüdenden Herzens landen. Da das menschliche Blut ungefähr dreiviertel Minute braucht, um den großen und kleinen Kreislauf des Körpers zu durchheilen, so werde ich ein winziges Atom Spielball physischer Vorgänge. Es ist kein Neuland, in dem ich mich befinde. Es dauerte Ewigkeiten trotzdem, bis er sich gemach zurecht fand. Schreckhafte Gebilde umgeisterten ihn. Riesige Kugeln mit purpurnen Kernen überrollten ihn wie Lawinen. Lebewesen, den Polypen des Meeres ähnlich, Fangarme ausstreckend und wieder einziehend, tasteten ihn an, umkrallten ihn, hüllten ihn ein, spien ihn wieder aus. Erkenntnis verriet, daß es sich um Leucocythen handelte, die im Blute die Revierpolizei spielten. Sie sahen keinen Schädling oder Fremdkörper in ihm. Dann mußten die Riesenkugeln rote Blutkörperchen sein. Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bedrängte ihn.

Mit ungeheurem Schwall wurde er in einen Strudel gerissen, in einen mächtigen Sack geschleudert, der sich erweiterte und zusammenballte. Die Vorkammer. Pfeilschnell, wie durch eine Stromenge, jagte die Flut und preßte sich zwischen riesige Wände, die lebten und die jetzt zusammenrückten, die linke Herzkammer.

Ehbenreder, der inzwischen sein Schätzungsvermögen wiedergefunden hatte, trotz der Dimensionen, erkannte, daß die linke Herzkammer gegenüber der Norm beträchtlich erweitert war. Er nahm sich vor, diese Tatsache nicht zu vergessen, sie gehörte unbedingt in die Krankengeschichte. Der Praktikant hatte falsch perkutiert.

Wahrscheinlich war jetzt, daß auch die rechte Herzkammer, die das pulsende Blut in die Arterien pumpte, erweitert war. Daher dann der unerwartete Kollaps.

Die Besinnung schwand ihm. Mit ungeheurer Kraft wurde er jetzt in einen neuen Trichter geworfen, der sich immer mehr verjüngte.

Das Bergland der Lungen, wie ein Schatten-
gebirge des Orkus, erwuchs vor ihm. Riesen-
depots von Sauerstoff wurden hier aufgenom-
men und wie in leere Kähne verfrachtet. Der
Professor atmete auf. Das Übermaß an Stick-
stoff hatte seine Kräfte genommen. Eine mit-
leidige Blutzelle gab ihm von ihrem Reich-
tum ab.

Ehbenreder kannte die Kraft des mensch-
lichen Herzmuskels und fürchtete die Wucht
der rechten Kammer, gegen die die Leistung
der linken ein Kinderspiel sein mußte. Sollte
er endlos dahintreiben, ein ewiger Wanderer
im Blute seines Kranken?

Ein Keulenschlag traf ihn. Als seine Gedanken
wieder arbeiteten, trieb er in Höhen dahin.
Schluchten zwischen Muskeln und Knochen
regelten den Stromlauf der Schlagader. Die
Sella turcica grüßte wie ein schemenhafter
Schatten. Ehbenreder mußte an das Nieder-
walddenkmal denken. Er geriet in die Basilaris.
Er schwamm in weiten Feldern, die mit gelbem
Flachs bestellt schienen.

Ohne Zweifel, er war in das Hirn seines
Kranken getragen worden. Die landschaftliche
Szenerie änderte sich fortwährend. Mächtige
Nervenstränge wucherten wie Kabel an ihm
vorbei. Immer enger wurde der Kanal, aus
Adern kam er in Äderchen. Telephondrähte
surrten. Das Blutgefäß hatte den Akustikus,
den Hörnerv, gestreift. Wie ferner Sirenenruf
verhallte ein Ton.

Träger wurde das Gleiten, kam fast zum
Stillstand. Ehbenreder ruhte erschöpft an einer
Ganglienzelle aus, in deren Einbuchtung er ge-
trieben war.

Wo befand er sich?

Augenscheinlich in einem Zentrum des Hirns.

Wie ruhende Vorwelttiere, ineinander ver-
krampft, schliefen hier Nervenzellen. Ehben-
reder wurde von einer Zelle aufgenommen und
verirrte sich mehrmals. Seine histologischen
Kenntnisse retteten ihn schließlich.

Als ginge ein Impuls von irgendwoher aus,
regten sich plötzlich die Zellen und arbeiteten.
Zelle neben Zelle ging die grotesksten Ver-
wandlungen ein und ihre Gesamtheit vereinte
sich wie zu einem photographischen Bilde. Der
Professor befand sich im Zentrum geistigen
Sehens. Seine Wissenschaft ermöglichte ihm
das Verständnis der Vorgänge. Es war anzuneh-

men, daß der Kranke seinen Kollaps überwin-
den hatte, daß seine Hirnfunktionen wieder
einsetzten. Was Ehbenreder jetzt sah, erfüllte
ihn mit Staunen und Schrecken, ja mit Grauen.
Wie auf der Hinterfläche einer Camera obscura
spielten sich Vorgänge ab, die von der Außen-
welt kamen. Er erkannte plötzlich den Opera-
tionssaal, sah die Studenten, die Schwestern,
die Ärzte.

Er sah sich selbst, wie er an den Operations-
tisch herantrat und das Zeichen zur Narkose
gab.

Wenn seine Theorie richtig war, dann muß-
ten gleich alle weiteren Eindrücke ersticken
und das Bild verschwinden, das ihn mit seiner
Wahrhaftigkeit peinigte. Das Gegenteil blieb.
Der Kranke, dessen geistiges Sehen langsam
erwachte, hatte eine Summe von Eindrücken
aufgenommen, trotz der Narkose, die im
Widerspruche standen mit den Ansichten, die
ihm Tatsachen bedeuteten. Er sah, wie der
erste Assistent sich umwandte und der Nar-
koseschwester zulächelte. Das war ihm bei
der Operation selbst entgangen. Der Kranke
hatte mehr gesehen als er, der Professor. Er
sah mehrere Studenten, die unaufmerksam mit-
einander plauderten. Er sah, daß der zweite
Assistent mehrmals versuchte, eine Arterie
kunstgerecht zu unterbinden.

Ehbenreder war in jeder Geste, jedem Hand-
griff belauert.

Schlimmeres noch geschah. Auch die Worte,
die er zur Korona gesprochen, hatten sich
dem Operierten eingeprägt und erstanden jetzt
gleichsam plastisch als Bilder. Dem Kranken
war keine Phase seiner Magenresektion ent-
gangen.

Die Tatsache grenzte an Peinlichkeit.

Der Professor hörte seine eigenen Schluß-
worte in Assimilationsvorgänge übersetzt. Und
es war ihm, als ob die Biogene — die hier
übrigens gänzlich andere Namen führten —
über ihn lachten. Unglaublich. Er sah, wie
sich das Auditorium entfernte, wie der Kranke
fortgefahren wurde. Die Szenerie wechselte.
Der Vorsaal, der Gang, der Fahrstuhl, das
Krankenzimmer. Das letzte Bild, das auch
ihm noch eindrucksvoll vorschwebte, wieder-
holte sich im Zentrum geistigen Sehens im
Kranken. Er sah Dr. Höfling und den Prakti-
kanten am Bette des Operierten stehen und die

Prognose besprechen. Er sah, wie Höfling die Stationsschwester fortschickte, die ihn rufen sollte.

„Kollaps“, sagte der Praktikant.

Die beiden sprachen dann von der Theorie der Assimilationsvorgänge im menschlichen Hirn und von den Biogenen.

Ehbenreder hielt den Atem an. Er sah seines Assistenten breites Grinsen und las die Worte ab, die er gesprochen, kurz vor seinem Eintritt:

„Ehbenreder ist doch ein Rindvieh!“

Die Stationsschwester weckte den Professor

vorsichtig, der neben dem Kranken hingeglitten war, und nahm ihm die Kampferspritze aus der Hand.

„Herr Professor sollten sich etwas schonen. Sechzehn Operationen an einem Tage sind zuviel.“

Ehbenreder nickte. Seine Gedanken waren noch abwesend.

Wie war das doch mit den Biogenen?

Höflings kurzes Urteil erschreckte.

Es lohnte sich vielleicht, ein Buch darüber zu schreiben, ein Buch über seine Ansichten, nicht über die Ansicht des Assistenten.



D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

Im Jahre 1819 kamen auf der Insel Barbados Verrückungen der Särge in einem Grabgewölbe vor. Viermal wurde das Gewölbe für neue Beisetzungen geöffnet und jedesmal waren die Särge durcheinander geworfen. Der Gouverneur Lord Combermere begab sich endlich mit seinem Adjutanten Boyd und anderen Offizieren dahin und fand die Grabstätte unverletzt. Er ließ die Türen verkitten und legte, wie auch andere Personen, Siegel auf die Verkittung. Am 28. April 1820 ließ der Lord in Gegenwart mehrerer tausend Menschen die Grabstätte wieder öffnen. Verkittung und Siegel waren unverletzt, die Särge aber wieder durcheinander geworfen. Ein Sarg, den nur acht Menschen bewegen konnten, war senkrecht aufgestellt, ein Kindersarg gewaltsam gegen die Mauer geworfen, und doch zeigte der Sand im Gewölbe nicht eine Spur von Fußstapfen. Lord Combermere schickte einen Bericht und eine Zeichnung hierüber an das Kolonialamt nach London.

Luther erzählt von seinem Aufenthalt auf der Wartburg und sagt: „Nu hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselben in einen Kasten verschlossen. Als ich des Nachts zu Bette ging, zog ich mich in der Stuben aus, tät das Licht auch aus und ging in die Kammer, legt' mich ins Bette. Da kömmt mir's über die Haselnüsse, hebt an und quitz eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bett; aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nu ein wenig entschlief, da hebt's an der Treppe ein solch Gepolter an, als wirft man ein Schock Fässer die Treppen hinab; so ich doch wohl wußte, daß die Treppe mit Ketten und Eisen wohl verwahrt, daß Niemand hinauf konnte, noch fielen so viel Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe an die Treppe, will sehen, was da sei; da war die Treppe zu.“

* * *

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter etc.

Dr. Julius Kurth: „Japanische Lyrik“. „Die Fruchtschale“, Musarionverlag München. Die Tiefe und selbständige Gewachsenheit japanischer Kunst hat schon in mehreren Epochen des jüngsten Europas innerlich Verwandtes berührt. Nachdem das eindringlich geschulte Schauen der japanischen Lyrik nicht zum wenigsten dem Impressionismus förderlich geworden war, tut sich dem Expressionismus immer mehr die in einer tieferen Schicht unwirkliche Episodik dieser kleinen japanischen Utas kund. Eine traum-süße Befangenheit verbindet den Alltag und die Welt der Wirklichkeit, das fallende Herbstlaub, den Wind über den Reisfeldern mit einer freundlichen Geister- und Feenwelt.

Dr. W.

Ch. Baudelaire: Die Blumen des Bösen. Charles van Lerberghe: Ahnungen. Alexander Petöfi: Gedichte. Prosper Mérimée: Lokis. E. A. Poe: Der Rabe. Die Psychologie des Schaffens. Sämtliche im Verlag von Alexander Dunker in Weimar. Die fünf Bändchen der bekannten, von Otto Häuser herausgegebenen Sammlung „Aus fremden Gärten“ zeigen alle Vorzüge dieser kleinen ausgezeichneten Bücherei. Ansprechend in der Ausstattung geben sie jeweils ein scharf umrissenes, charakteristisches Bild der betreffenden dichterischen Persönlichkeit des Auslandes. Die Übersetzung ist auch dort, wo es sich um Versdichtungen handelt, dem Originalwerk kongenial und wird ihm bis in die letzten Tiefen der Stimmung gerecht, ein Vorzug, der besonders bei denjenigen der vorliegenden Dichtungen, die an die Grenze von Traum und Sinnenwirklichkeit heranreichen, nicht hoch genug zu bewerten ist.

H. W.

Eine seltsame Geschichte. Der Roman des schwarzen Magiers Margrave. Von Eduard Bulwer-Litton. Verlag von Max Altmann, Leipzig. Allen Fenwick, Arzt und Materialist, muß erleben, wie die ihm Verlobte, Lilian Ashleigh, den dämonischen Einflüssen Margraves mehr und mehr verfällt, eines Menschen, der mehr von den Geheimnissen des Daseins versteht, als gewöhnliche Schul-

weisheit sich davon träumen läßt, und der Menschen und Schicksale in den Bannkreis seines bösen Willens zwingt. Wie der Mediziner schließlich, durch das Studium okkultur Wahrheiten, den schwarzen Magier überwindet, erzählt Bulwer in diesem Roman, der seit einem halben Jahrhundert der Weltliteratur gehört. Nur Unwissenheit sieht in diesem Bericht lediglich die Phantasieprodukte eines Romanciers. Lord Litton war selbst ein im höheren Sinn in den Okkultismus „Eingeweihter“ und ihm kam es darauf an, auf Dinge aufmerksam zu machen, die real sind und denen gegenüber Vogelstraußpolitik vom Übel ist. Heute ist ein Hinweis auf okkulte Möglichkeiten und Fähigkeiten notwendiger als je. Die „seltsame Geschichte“ ist gerade in der Gegenwart aktueller, als Spießbürgergehirne sich träumen lassen. Die Menschen würden aufhören, über Dinge dieser Art zu lachen, wenn sie auch nur ahnten, was aus okkulten Quellen in die Ereignisse des Weltkrieges eingeflossen ist. Neben der auf dem speziellen Gebiet des Okkulten liegenden bleibt natürlich die rein literarische Bedeutung dieses Romanes unbestritten. Vielleicht ist er für unser Empfinden etwas zu breit. Sein Gegenstück, der Roman des weißen Magiers Zanoni, ist straffer gebaut und künstlerisch wohl besser gelungen. Aber immer bleibt die „seltsame Geschichte“ das Werk eines großen Gestalters, der in die geheimsten Tiefen der Menschenseele eindringt und eben aus besonderen Erkenntnissen heraus ihr Wesen besser als ein anderer zu ergründen weiß.

H. W.

Eingesandte Bücher.

Paul Altheer. Der tanzende Pegasus. Art. Institut Orell Füssli, Zürich, 1915.

Bill van Dyk. Inge Rölström. Roman. Konrad Hanf. Hamburg, 1918.

Das Hessenbuch, herausgegeben von Reinhold Zenz. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg, 1919.

AN UNSERE LESER!

Die dauernd steigenden Herstellungskosten zwingen uns, im neuen Jahrgang die Bezugspreise für unsere Zeitschrift zu erhöhen. Der erste Jahrgang, der noch zum alten Preise zu beziehen ist, schließt mit Heft 18 ab. Der neue Jahrgang beginnt im Januar und kostet

vierteljährlich	M. 6.50
bei direkter Zusendung vom Verlag „	7.10
Einzelheft	1.20
bei direkter Zusendung vom Verlag „	1.30

„Der Orchideengarten“ wird im neuen Jahrgang pünktlich alle vierzehn Tage erscheinen und im Laufe des Jahres innerhalb des Abonnements eine Anzahl von Sondernummern in verstärktem Umfang und mit buntfarbigem Inhalt aus bestimmten Gebieten der Phantastik bringen. Die Reihe der Sondernummern eröffnet Heft 3 als phantastische Faschingsnummer unter dem Titel „Gespensterball“. Ihr folgt im März die nächste Sondernummer des neuen Jahrgangs unter dem Titel „Phantastik der Technik“.

DER ORCHIDEENGARTEN
SCHRIFTFÜHRUNG UND VERLAG

Bemerkungen der Schriftleitung.

Das Titelblatt zeichnete Otto Linnekogel, die Leiste zum Treibhaus E. Heigenmooser.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Hans Eberlein, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien IV, Viktorgasse 18. Druck: Münchner Buchgewerbehause M. Müller & Sohn

Vornehme und eigenartige
Kunstzeitschrift

für angewandte kaufmännische Graphik
mit vielen hundert schwarzen und farbigen
Abbildungen und Beilagen

DAS PLAKAT

und dem Beiblatt
DIE KULTUR DER REKLAME

Jährlich 6 Hefte, je 60 bis 80 Seiten stark
Kostenlos für Mitglieder des Vereins der
Plakatsfreunde · E. V. · Charlottenburg
Kantstr. 158 · (Mitgliedsbeitrag 25 M.)
Für Nichtmitglieder im Buchhandel 30 M.

**Ein Buch, dessen sich die
Satire bemächtigt, ist gut!**

(Siehe Meggendorfer Blätter Nr. 1511)

Johannes Schlaf

**Die Erde —
nicht die Sonne**

Ein geozentrisches Weltbild

Mit 22 Illustrationen

Schön kart. M. 4.50

Johannes Schlaf, der Weimarer Dichterphilosoph, nicht nur Schöpfer und Propagator literarischer Richtungen, baut hier das Gerüst eines neuen kosmischen Systems auf der Tatsache des Sonnenfleckenphänomens auf. Nicht die Sonne, sondern die Erde ist der Mittelpunkt des Systems, sie allein besitzt Achsendrehung. Sämtliche übrigen Körper, auch die Sonne, drehen sich um diesen Zentralkörper. Das Weltbild des Kopernikus bröckelt vor unseren Augen zusammen, ein geozentrisches entsteht und mit ihm die Voraussetzung und Grundlage einer neuen Weltanschauung.

Dreiländerverlag / München

Etwas für Liebhaber
pikanter Lektüre!

Der Sündenfall

und andere humorist. Satiren
von Luzifer. Mit Illustrationen
von H. Frenz. M. 3.30.

**Weibstolle Männer
Mannstolle Weiber**
mit zahlreichen Beispielen.

Ein Beitrag zur richtigen
Beurteilung unverständlicher
Zustände von H. Gerling
M. 2.60. Gegen Voreinsendung
des Betrages (Nachnahme
60 Pf. mehr) franko durch

VERLAG SOPHUS

Charlottenburg I, Schleibach 16/139

Bücherliebhaber!

Erwachendes Mädchen

13 reizvolle Novellen von Anders Hjarmstedt
Einmaliger Privatdruck in 125 Exemplaren. (Nur noch wenige Stücke abzugeben!) Zweifarbiger Druck, in Ganzseide gebunden, vom Autor handschriftlich signiert und nummeriert. Preis das Exemplar 45 M. Bestellungen gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages an Ferdinand Acker, Wolfach, Baden. Postscheckkonto 13319 b. Postscheckamt Karlsruhe (Baden)

Privatdrucke, Phantastische
Literatur, Seltene Bücher,
deutsch u. französisch, sowie
ganze Büchersammlungen
kauft

zu reellsten Preisen
Hubers Antiquariat
München * Rosental 7
Telephon 24798

Nicht nur ich

[176] sondern

auch Sie

haben Bedarf an Schutzmitteln
gegen Ansteckung u. Artikeln für
die Gesundheitspflege. Interess.
Prospekt frei. Diskreter Versand.
Alfred Georg Grimm, Ulm a. D. 15 H

**Papier-
Abfälle**

Zeitungen · Bücher · Altkl.
Geschäftsbücher kauft
zu reellen Markt-

* Preisen *

auch von auswärts
Adolf von der Heiden
München, Oberanger 44
Fernsprecher Nummer 55585

Die Lese

Aus Dichtung, Wissen und Leben.

Was ist die „Lese“?

Eine wöchentlich erscheinende Zeitschrift im 10. Jahrgang.
Eine der allerbilligsten Zeitschriften Deutschlands. Ein gemeinnütziges Unternehmen, ohne Geschäftsgewinn erzielen zu wollen.

Was bringt die „Lese“?

Sie bringt Romane, Novellen, Stimmungsbilder und Gedichte aller wahrhaften Dichter des In- und Auslandes, der Gegenwart wie der Vergangenheit. Sie bringt Aufsätze über das Schaffen und Leben der Künstler und all jener Männer, die der Menschheit irgendwie vorwärts geholfen haben. Sie bringt bebilderte Einführungen in die wichtigsten Industriezweige, Abhandlungen über naturwissenschaftliche Forscherergebnisse und Aufsätze zur Kulturgeschichte, zur Länder- und Völkerkunde. Sie bringt Rat in allen Fragen der Fortbildung und der Gemütspflege durch die Kunst. Sie hilft zu billigen Büchern von innerem Wert und geht auf jede Anfrage ihrer Leser ein, worum es sich auch handeln mag.

Was kostet die „Lese“?

Wöchentlich 35 Pfennig. Vierteljährlich 4 Mark. Ganzjährig 16 Mark.
Probenummern kostenlos vom

Verlag „Die Lese“, G. m. b. H., Stuttgart

Schloßstraße 84

182]

Menschheit

Wache auf, ruft Meine Stimme, die Ruhe hast Du schon verloren und doch wehrst Du Dich gegen das neue keimende Geistesleben. Du erkennst Deinen Tod und sträubst Dich gegen das Auf-
erstehen im Geist. Ich aber sage Euch, kommt her Alle, die Ihr dürstet nach dem befreienden, erlösenden und heilenden Worte, Ich will Euch tränken mit dem Quell der lebendigen Freude, mit dem Bronnen der ewigen Wahrheit. Ich bin die Wahrheit, so dröhnt es plötzlich aus Meinem Munde an Eure zarten Ohren. Gleich einem Blitz aus heiterem Himmel fiel dieses grelle Licht auf Euer Antlitz und verblendet Eure Augen. Aus tiefstem Sch ummer rüttelte Ich Euch urplötzlich auf und täglich mehrten sich diejenigen, welche den Kurs ändern, und glaubt Mir oder glaubt Mir nicht, seid aber dessen gewiß, daß Ich weiß, wovon Ich zeuge, und daß Alles, was Ich bis heute sprach und schrieb, Wort für Wort sich erfüllen wird. Das nun begonnene Jahr wird nicht enden, bevor nicht Aller Augen die Wahrheit schauen. Wer noch zweifelt, der erkenne es als höhere Pflicht, Gewißheit aus Meinem Munde direkt zu schöpfen daher lade Ich ein Arm und Reich, Groß und Klein, Gelehrte und Ungelehrte, Fürsten und Minister und Alles, was die Welt an Größen und weltlichen und geistigen Führern besitzt, Mir persönlich bei Meinen nächsten Reden gegenüberzutreten, um von Mir den Logos, der jetzt erneut den Menschen geöffnet wird, zu vernehmen. Wahrlich, Ich sage Euch Alen, wenn Ihr nicht werdet wie Ich, so werdet Ihr vergehen in Eurer Lust. Ich bringe Euch keine neue Religion, keine neue Sekte und keine neue Partei!!! Ich bringe Euch nur das, was ich selber bin!!! Ich bin die Wahrheit und die Tat und der Weg, das Leben und die Auferstehung und die neue Zeit. Ich bin aber auch das A und das O, der Anfang und das Ende, der Aufgang und der Niedergang, denn gleich wie der Blitz leuchtet, vom Aufgang bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft dessen, was Ich Euch heute künde. Ich bin die Ruhe und die Liebe und der Friede. Ich bin aber auch das Schwert und der Mörder Eures falschen Glaubens und der Totschläger Eurer Götter. Ich bin der Übermensch, der Blitz am hellen Mittag. Ich kann Euch mit diesen kurzen Worten nicht das geben, was Ihr durch Meine Lebensrede vernehmen könntet. Wehe aber Denen die hier lachen, denn bald kommt das große Erwachen, wo Ihr werdet weinen und heulen. Was Ich weiß und was mir offenbar ist über die Dinge, die da kommen sollen und denen keiner entrinnen wird, das werden Alle jene vernehmen, denen Ohren gegeben wurden, um zu hören, und die Augen besitzen, um damit zu sehen. Wer nicht hören und nicht sehen will, dem ist auch nicht zu helfen. Die Wenigen, die durch obige Zeilen in Mir „Den“ erblicken, der da kommen soll, die werden aus den 4 Himmelsrichtungen herbeieilen, zu meinen Füßen sitzen und lauschen.

Ich rede:

Kindl-Keller, München (großer Saal) am 19. Februar 1920 um 7 Uhr abends. Eintritt frei! Res. Platz à M. 5.—. Liederhalle-Festsaal, Stuttgart am 20 und 27. Februar und am 5. März 1920 je abends 7 Uhr. Eintritt frei! Reservierte Plätze à M. 10.— direkt bei mir zu bestellen! Spätere Reden nur bei Plätzen à 20, 50, 100 M.

HAEUSSER

z. Zt. Haus der Landwirte, München, in Stuttgart: Senefelderstr. 25b I.

War Wilhelm II. ein Schädling?

Man lese die Aufsätze von Persius, Grypus, Dietze und Frhrn. von P'bg. in mehreren Heften der „Natur und Gesellschaft“, sowie Kautzsches Buch „**Ein Günstling des Kaisers**“, in über 50 Auflagen verbreitet und nunmehr bedeutend erweitert. Zusammen
Preis M. 9.50 franko Nachnahme
Postscheckkonto Berlin 41368

„Natur u. Gesellschaft“

Verlag :: Berlin-Lichterfelde-Ost

Goethestr. 20

Physiognomisch Graphologische

Charakter-Deutung nach Photographien, Handschrift, Kopf-Form, Begabung, Talente, Berufswahl (ob Studium, Kunst, Handwerk, Geschäft usw.). Lohnt sich Unterricht (Musik, Zeichnen usw.), welche Schulart? Vorzüge, Fehler, geistige Eigenart, Gemütsleben, Temperament usw. Anerkennungen von Künstlern, Kaufleuten, Fabrikanten, Vereinen. — (Prospekte frei.)
= Interessantes, illustriertes Lehrbuch: =
„Kopf-Form, Begabung und Charakter.“ Preis M. 1.—
Nur v. Verfasser; nur geg. Voreinsendg. (Postscheck-Konto 48638).
Reinhold Kohlhardt, Grapho-Physiognom, Berlin S 42, Jakobikirchstr. 9, am Moritzplatz (werktags 4-8, Sonntags 10-1).



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu M. 1.50, 2.50 und 3.50 bei **Damenfriseuren**, in **Parfümerien** oder von Pallabona-Gesellschaft, München NO 39/34

Nachahmungen weisen man zurück

Interessante Bücher!

Verlangen Sie kostenlose Prospekte von
Verlag Aurora :: Dresden-Weinböhla

L. Plaichinger

Dämonen des Schweigens

Novellen

Geheftet M. 3.—

Gebunden M. 4.—

Hier sitzt einer vorgebeugt und erzählt vom lähmend Grauenhaften, das uns stündlich umgibt. Mit ganz durchnervten Fingern weist er auf die großen Hintergrundsfresken des Daseins. Festestes Gefüge löst sich auf, längst Vertrautes wird anders und fremd. Stahlfeilen beinahe überscharf zugespitzter psychologischer Analyse singen da und dort und dringen plötzlich mitten ins Herz des Weltgerüsts ein. Denn das ist entscheidend für dieses Buch, es reiht nicht einfach Erlebnis an Erlebnis, sondern es geht intuitiv vortastend und plastisch gestaltend immer wieder vom selben tiefsten Zentralerlebnis aus. Vom Totsein der Worte, vom Scheinleben der Gebärden. Ist einmal das Schweigen entdeckt, dann haben Dinge und Menschen ein anderes, ein zweites Gesicht. Immer wieder starrt aus den grenzenlos traurigen Augenhöhlen seiner tausend Masken das Namenlose und das Unsagbare. Manchmal vergißt man, daß man Prosa liest und weiß, daß hier ein Ideal epischer Gestaltung erreicht ist.

Dreiländerverlag / München



Soeben gelangt zur Ausgabe:

Zweite Auflage 2.-7. Tausend

Andreas Latzko

Der Roman des Herrn Cordé

Brosch. M. 6.- vornehm geb. M. 8.50

Auf bestem Papier gedruckt

Das Buch der Frau voll feinfühligem Verstehen, voll Ironie und Innigkeit, voll reiner Liebe und schwüler Leidenschaftlichkeit, dieses sensationelle Schuld- und Weißbuch war im Zeitalter des psychologischen Menschen bisher noch nicht geschrieben worden. Es mußte einer kommen, dessen Wort Hammerschlag der Empörung und Anklage ist, einer, der die Rechtssache der Frau dort vertritt, wo sie am furchtbarsten getreten und vergewaltigt ist. Und es mußte zugleich einer sein, dessen Liebe noch steilaufstoßende Flamme ist, einer, der aus der Sehnsucht von Mann und Frau die Verklärung, aus der Unzerstörbarkeit des Lebens die Versöhnung ankündigt, indes seine Hände Bilder der Verzweiflung in den Horizont einer zu innerst angekränkelten, langsam zerbröckelnden Zeit hineinbauen. Nur ein ganz großer Dichter und begnadeter Epiker wie Latzko konnte diese Aufgabe lösen.



Dreiländerverlag / München



DER ORCHIDEENGARTEN

Phantastische Blätter



E. Plaichinger-Coltelli.

Heft 2

M 1.20

DREILÄNDER VERLAG MÜNCHEN WIEN ZÜRICH.

INHALT A. De Nora: Leblose Dinge / Max Hayek: Nachts / Ludwig Tieck: Aus der merkwürdigen Lebensgeschichte Seiner Majestät Abraham Tonelli / Johannes Tummerer: Die schwarze Stadt / Das Treibhaus / Phantastische Bücher.

DIE ORIGINALS

von den im „Orchideengarten“ erscheinenden Zeichnungen können durch den Verlag erworben werden. Wir ersuchen Interessenten, frühzeitig Anfragen resp. Bestellungen an den Verlag zu richten, da ein größerer Teil von den schon erschienenen Zeichnungen bereits verkauft ist. / Weiterhin geben wir bekannt, daß der Verlag Sonderabzüge von den im „Orchideengarten“ erscheinenden Zeichnungen auf gutem Papier herstellen läßt und je nach Druck und Größe berechnet. / Anfragen an den

DREILÄNDERVERLAG, MÜNCHEN, LEOPOLDSTR. 3

Andreas Latzko

Der Roman des Herrn Cordé

Geheftet M. 6.—

Gebunden M. 8.50

In seiner vornehmen Ausstattung stellt dieses Buch eine für die Zeit außergewöhnliche Leistung dar.

Das Buch der Frau voll feinfühligem Verstehen, voll Ironie und Innigkeit, voll reiner Liebe und schwüler Leidenschaftlichkeit, dieses sensationelle Schuld- und Weißbuch war im Zeitalter des psychologischen Menschen bisher noch nicht geschrieben worden. Es mußte einer kommen, dessen Worte Hammerschlag der Empörung und Anklage sind, einer, der die Rechtssache der Frau dort vertritt, wo sie am furchtbarsten getreten und vergewaltigt ist. Und es mußte zugleich einer sein, dessen Liebe noch steil aufstoßende Flamme ist, einer, der aus der Sehnsucht von Mann und Frau die Verklärung, aus der Unzerstörbarkeit des Lebens die Versöhnung ankündigt, indes seine Hände Bilder der Verzweiflung in den Horizont einer zu innerst angekränkelten Zeit hineinbauen. Nur ein ganz großer Dichter und begnadeter Epiker wie Latzko konnte diese Aufgabe lösen, denn sie erfordert das höchste Maß konkreter Schauung und belebter Form.

Dreiländerverlag / München

Margret Hansen

Lynagard, die Stadt der Spielleute

Roman

Geheftet M. 6.—

Gebunden M. 9.—

Dieses anmutig erzählte, fesselnde Buch voll Reichtum an Spannung und voll Tiefe der gehaltlichen Ausfüllung wirkt wieder kunstlos und einfach und dokumentiert damit die einzige wahrhaft große Kunst. Nur Träume können solche Wirklichkeit haben. Und wie ein Traumbild mutet auch die ferne Stadt Lynagard an mit ihren unerhörten Festen und ihren an Gefühl und Schicksal überdimensionalen Menschen. Ein Buch der Sehnsucht, voll Farbe und unerschöpflicher Mannigfaltigkeit in Erfindung und Geschehen. Orplid-, Avalunthulestimung liegt über dieser Landschaft, die in ihrer märchenhaften Un- und Überwirklichkeit glaubwürdig wird. Es ist ein Reisen im Leben dieser Menschen und ein Verweilen an Stätten wehmütig-traurigen Erinnerns und endlich ein Erwachen und Jubeln an Abenden und Nächten, über denen sich die Leucht-kugeln von Lynagard kreuzen; sie kommen vom Meer, begegnen dem Glück und müssen wieder wandern und zurückkehren ans Meer. Ein Buch, dem sich alle Tore und Herzen öffnen werden.

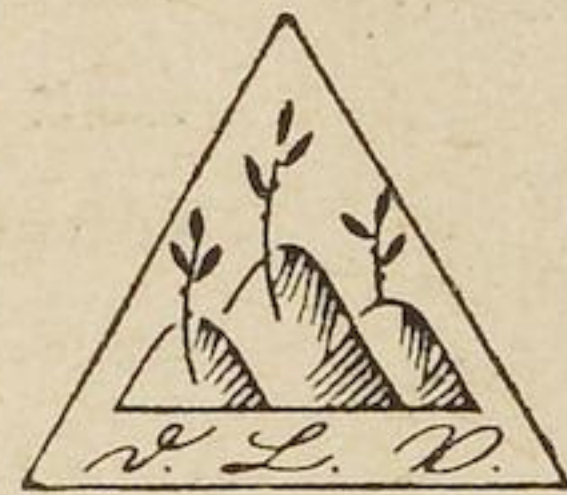
Dreiländerverlag / München

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 1.20 M. / für das Vierteljahr 6.50 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE AUSLIEFERUNGSSTELLE: Wien I, Bräunerstr. 3 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Zweites Heft

L E B L O S E D I N G E

Von A. De Nora

DIE Herrschaft weilte auf dem Lande, das Fräulein war vorangeschickt worden, die Stadtwohnung wieder instanzzusetzen. Ein junges Mädchen, Tochter eines Beamten aus der Provinz, dessen Leben jetzt in einer Irrenanstalt versickerte, nichts hinterlassend als eine müde Frau und drei kaum erwachsene Töchter. Eine von ihnen hatte Dienste genommen, und heute, diese Rückkehr in die Stadt, gehörte zu ihren Pflichten.

Der Abendzug traf verspätet ein. Als sie das Haus betrat, war bereits Nacht. Sie knipste das Stiegenlicht an und stieg in den ersten Stock empor, die Schlüssel in der Hand und die kleine Tasche mit ihrer Nachttoilette.

Das Öffnen der drei Schlösser an der Wohnungstüre kam ihr seltsam vor. Schien es nicht, als ob man einen Kerker entriegle? So gut werden große Verbrecher eingeschlossen, zum Tod Verurteilte, oder düstre Geheimnisse, an die niemand rühren darf, bei Gefahr, in sie zu versinken. Sie dachte an Blaubartkammern, Golemgeschichten

Behutsam sperrte sie auf, öffnete die Türe, den Arm vorstreckend, nach dem Lichtschalter, damit ihr nicht die erschreckte Wohnung schwarz und kühl entgegenfiele.

Doch während der langen Abwesenheit hatte sie vergessen, daß sich der Kontakt links befand, und so tastete sie an der falschen Stelle. Sie mußte sich entschließen, ins Dunkle zu schreiten, aber sie ließ sich wenigstens vom Lichte des Treppenhauses auf die kahle Diele begleiten.

Welcher Gegensatz! Jene flutende Helle draußen und hier die stille hohle Finsternis des

Korridors! Starker Schwalm von Naphthalin quoll ihr entgegen und erinnerte sie an eingekämpfte Teppiche, Sofakissen, Läufer, die sie selbst vor der Abreise in Kisten und Körben versorgt. Beruhigend wirkte dies. Verbindung mit Früherem stellte sich her, mit der Wirklichkeit, mit Erscheinungen, die sie kannte.

Als der Schalter knackte, Glühbirnen lauten Schein über alles gellten, Schränke, Truhen, Uhren, Spiegel aus der Verborgenheit sprangen, um sie zu begrüßen, gleichsam strahlend vor Freude — lachte sie mit und schämte sich ihrer Hasenherzigkeit. Der Dreiminutenbrenner draußen glaubte seiner Schuldigkeit oder Höflichkeit genug getan zu haben und erlosch. So folgte sie bereitwillig seiner Aufforderung, den Wohnungseingang zu schließen, und nun gab es nur mehr sie und die Dinge.

Sie ging rasch daran, alle Zimmer der Reihe nach mit Licht zu durchfluten. Erstaunt blickten sie auf. Möbel reckten sich, gähnend, der Boden knarrte schlaftrunken unter ihren Füßen, im Flügel zitterten Saiten vor der Kälte des weißen Gelechts, Porzellanfiguren der Vitrinen glitten leise auf Kristallplatten entgegen und preßten Gesichtchen an die Glaswände

Da es spät war, blieb nichts für heute zu tun, als sich zu Bett zu begeben.

Das Fräulein, jedes Zimmer wieder verdunkelnd, schloß sorgfältig Türe um Türe ab und verließ langsam die Räume, bis zu ihrem Schlafgemach, das am Ende der Reihe lag.

Als sie die Schwelle überschritt, huschte irgend etwas schnell in einen Winkel, sie hielt den Atem an, ehe sie weiterging.

Nichts mehr — —.

Sie machte hell. Ihr Waschtisch glotzte erschrocken mit seinem Spiegel, die Bilder an den Wänden waren so verstört, daß sie schiefe Schultern hatten, das Parkett knirschte zornig.

— — — In den Winkel gehuscht . . ?

Es gab nicht viele Winkel in dem geräumigen, ganz weiß möblierten Zimmer. Neben dem Kleiderschrank höchstens, die tote Ecke . . .

Das Fräulein ging mutig darauf zu — — — leer!

Allein, während sie dort stand, vernahm sie hinter sich wieder dieses selbe Knistern und Knittern, von der Art schweren Tuches, das sich bewegt, oder bestrumpfter Sohlen Gleitender. Gleich darauf knarrte ein Brett wie unter dem schnellen Druck eines Fußes.

Da sie in der Nähe des Fensters stand, riß sie beide Flügel auf, laue Luft und nächtiges Leben der Straße strömte herein.

Man sah im geizigen Schimmer einer Laterne Männer auf den Bürgersteigen gehn, Schattenbilder, nur Konturen, aber ihr Tritt hämmerte stark widerhallend das Pflaster. Die andere Häuserzeile entlang wandelte eine Gestalt langsam auf und ab, der Schutzmann. Er patrouillierte gerade dem Zimmer gegenüber, das Fräulein sah, wie er eben den Kopf emporwandte, ihrem Fenster zu. Wahrscheinlich hatte er das Aufleuchten der Wohnung bemerkt und überlegte, ob die Herrschaft zurückgekehrt sei oder ob Einbrecher ihr Wesen trieben. Das Erscheinen der Dame beschwichtigte ihn. Er kehrte sich ab und schritt weiter. Aber auch ihr hatte sein Anblick Ruhe eingeflößt. Sie wußte sich bewacht, behütet, ließ den Rolladen herab, entkleidete sich.

Doch während sie die Decke überstreifte, vernahm ihr Ohr deutlich wieder jenes leise Geräusch eines schlürfenden Schrittes . . .

Die Nachttischbirne glühte noch, das ganze Zimmer war hell zu übersehen und blickte sie leer, fromm an wie eine weiße Kuh. Allerdings, es brauchte niemand im Zimmer zu sein, konnte im Korridor vorüberschleichen, und nun fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, den Nachtriegel vorzuschieben. Sie sprang mit bloßen Füßen zur Türe und lauschte auf das Gleiten ihrer eignen Sohlen mit der Aufmerksamkeit eines Detektivs, vergleichend, Schlüsse ziehend.

An der Türe gesellte sich neuer Schrecken ihrer Angst. Der Schlüssel fehlte, schon lange, schon vor der Abreise, man hatte unterlassen, einen neuen zu bestellen. Doch nun, als sie versuchte, den Riegel zu bewegen, saß dieser fest. Sie mühte sich, stemmte, bis die Finger schmerzten — vergebens! Nichts übrig, als unverrichteter Dinge ins Bett zurückzuschlüpfen.

Das Fräulein zitterte am ganzen Leibe, halb aufgerichtet in ihren Kissen, Aug' an die Türe genagelt, blaß bis unter die Wurzeln der Haare.

Eine Weile saß sie so und folgte dem Klopfen ihres Herzens, das schneller tickte als die kleine Armbanduhr am Gelenke. Dann unterschied sie Stimmen — laute Stimmen von der Straße her — —.

„Weiß der Teufel, als sie die Ringe losließ, gruselte mir doch . . .“, sprach einer im Dialekt.

Ein anderer erwiderte: „Ah bah, die Kerle arbeiten mit einer Sicherheit — —.“

Und eine Mädchenstimme hörte man dazwischen rufen: „Königin der Luft! Königin der Luft! . . .“

Sie unterhielten sich vom Zirkus. Das Fräulein konnte jedes Wort verstehen, diese Nähe tröstete sie. Sie kam sich nicht mehr so verlassen vor, hilflos, menschenfern — sie wußte jetzt, man würde auch ihre Stimme hören, wenn es nötig sein sollte.

Nachbarn wohnen Wand an Wand, Menschen hausen gegenüber, Polizei patrouilliert — was mag viel passieren?

„Bin ich toll?“ denkt sie, „bin ich ein Kind, das sich im Dunkel ängstigt, weinend, wenn es allein ist? Schäme dich! Schlaf ein, große Kleine!“

In einem energischen Aufwallen von Kraft und Tapferkeit dreht sie das Licht ab.

Anfangs tiefe Finsternis um sie her. Allmählich, bald durch die engen Rollstäbe des Ladens sickert der matte Schimmer der Straße. Sie kann die Stäbe wie eine trübe Leiter erkennen, auf der das Dunkel eulengleich sitzt und sich aufbläht.

Eine Glocke schlägt in der Stadt — andere antworten — minutenlanges Einanderablösen großer, kleiner, ferner, naher Uhren der Mitternacht

Während dieses Klingens und Dröhnens ist ihr, als dröhne draußen auf dem Korridor ein deutlicher Schritt, weit kräftiger und härter als

vorher. Und nachdem der letzte Zwölfuhrschlag verschollen, entsteht plötzlich polterndes Geräusch auf der Diele, wie wenn ein Gegenstand umgeworfen würde und über den Boden rollte.

Keine Täuschung ist möglich — sie weiß, daß sie nicht geschlafen oder geträumt hat — sie kann sich auf ihre Sinne verlassen . .

Jemand ist im Hause, in der Wohnung, im Flur, nahe bei ihrem Zimmer! Sie aber liegt mutterseelenallein, ausgeliefert jeder Gewalttat!

Draußen durch das Unheimliche tappt der Mörder. Sein Schuh hat an irgend etwas angestoßen, es ist umgefallen, er fürchtet, daß es ihn verraten haben wird, und wurzelt jetzt an der Stelle, grabesstill.

Oder rief er absichtlich den Lärm hervor, damit sie aufstehe, um nachzusehn — in seine Fäuste, seine Waffen taumle . . . ?

Ah, sie wird ihm den Gefallen nicht tun! Sie kann nicht. Sie liegt wie gelähmt. Sie vermag nicht einmal, Licht zu machen. All ihre Sinne sind in ihr Ohr gerannt wie Mäuse in den nächsten Mausgang. Drängen sich auf dem winzigen Raum zusammen, den dieses kleine zum Platzen gespannte Trommelfell abschließt gleich einem von innen festgehaltenen Vorhang. Und lauern — lauern . . .

Während ihre Sinne so auf Posten stehn, wachsam und sprungbereit, kauern in ihrem Gehirn die Gedanken beisammen und erzählen sich Geschichten.

„Ich kann mir nicht vorstellen,“ sagt einer, „wie ein Mensch imstande ist, einen andern Menschen zu töten. Ist es nicht ekelhaft und traurig, auch nur eine Mücke zu erschlagen? Eben hat sie noch gelebt, gesummt, ihre kleinen Flügel geputzt, den dicken drolligen Kopf hin und her gedreht — und nun — Blut klebt an deiner Hand . . . ! . . Pfui! — —“

„Nicht auszudenken,“ nickt der zweite, „aber gibt es nicht Menschen, die das geradezu lieben: Töten? Jäger, Schlächter, Soldaten, Henker? Man sagt, sie brauchten nicht einmal roh zu sein —.“

„Vielleicht für diejenigen,“ erwidert ein anderer, „die in der Heftigkeit der Jagd oder des Kampfes brennen, überschreit Widerstand, den sie finden, Gefahr, die ihnen droht, jenen Ruf: Du sollst nicht töten! Aber Wehrlose abzuschlachten — wehrlose Mädchen . . .“

„Ich vermag mir vorzustellen, wie kühles, hartes Messer in warmes, weiches Fleisch eindringt. Es ist schrecklich! So schrecklich, daß nicht einmal das Bewußtsein schwindet, weil es gleichsam gefroren ist von der Kälte dieses scharfen unerbittlichen Eisens . . .“

„Du mußt schreien, wenn er kommt!“ rät einer mit der Wichtigkeit plaudernden Kindes. „Du mußt so laut schreien, daß es überall alle Menschen hören und dir zu Hilfe eilen! Das Fenster ist offen — sie werden jedes Wort verstehen — du wirst nicht allein sein!“

Flüstert ein anderer: „Wie sollen sie helfen können? Du wirst ganz allein sein mit deinem Mörder! Ganz abgeschlossen in diesen vier Wänden! Einen einzigen Schrei wirst du ausstoßen, grell und gell wie der Schrei eines Tieres — dann wird es vorbei sein! Er läßt dich keinen zweiten mehr tun, er legt die Hand auf deinen Mund oder seine Finger um deine Kehle, und du wirst höchstens mehr röcheln oder stöhnen, aber niemand wird es wissen, als Gott allein. Auf der Straße unten ist einer stehen geblieben, dem deine Stimme vor die Füße fiel, sieht die Fenster entlang und denkt: ‚Wo mag das hergekommen sein? War es der Schrei eines Menschen? Es klang, wie wenn ein Papagei kreischt. Vielleicht war es ein Papagei. Nur: es lag Fremdartiges darin, höchste Angst letzte Not . . . Ich will bleiben und horchen, ob es sich erneuert . . .‘ — und er horcht, horcht . . . Aber der Schrei wiederholt sich nicht, und endlich geht er weiter. Wenn er einen Schutzmann trifft, erzählt er ihm vielleicht seine Vermutung. Der Schutzmann ist müde, mürrisch, oder ist am Ende schon oft genarrt worden — er brummt Unverständliches in seinen Bart und wird nie kommen.“

„Er patrouilliert auf und ab —“, fällt jetzt einem ein, „erinnerst du dich? Oh, der Schutzmann wird sicher kommen!“

Da melden sich die Sinne, die im Ohre Wache halten: „— Patrouilliert nicht auf und ab! Nichts mehr zu hören! Ist fortgegangen! Es gibt keinen Menschen mehr auf der Straße!“

Schnell kehren sie auf ihren Posten zurück. „Siehst du, keine Hilfe!“ fährt der Gedanke unerbittlich fort, der vorher gesprochen.

Schüchterner Einwurf: „— Und nebenan die Nachbarn? Der General im oberen Stockwerk —?“

„Der General schläft schon. Doch es ist möglich, daß dein Ruf ihn erreicht, mitten hinein in einen Traum von Schlacht, wo es von Schreien wimmelt. Er wacht auf, stößt seine Frau an, etwas schwerhörig, und sagt: ‚Käthe, hab ich mich getäuscht? Mir war eben, als hätte jemand geschrien — —‘

„Du wirst geträumt haben,“ entgegnet sie, „hast gewiß wieder Schlachten geschlagen —“

„Weiß Gott, das tat ich.“

„Siehst du? Es war nichts! Lege dich aufs andere Ohr und schlafe weiter!“ Und der General, der noch eine Weile sitzen blieb, weil ihm dünkt, er müßte den Schrei abermals erfahren, legt sich nach einer Viertelstunde zurück und schnarcht schon wieder fest, während du gerade deinen letzten Atemzug aushauchst....“

„Was soll dies alles?“ fragt plötzlich ein eiskalter Gedanke grausam und hämisch, „selbst angenommen, es wollte dir irgendwer helfen — wärest du in Wirklichkeit nicht längst verendet, ehe nur der Flinkste Einlaß erzwänge? Den Mörder vielleicht würden sie festhalten, aber dein Leben — pah! Was nützte dir das, mit abgeschnittener Kehle oder blaugewürgtem Gesicht oder kleiner blutender Wunde im Herzen — —?“

Da seufzt das Fräulein tief auf aus ihrer innersten Seele: „Wahr! Man ist ganz allein auf der Erde. Niemand hält einen. Jeder muß für sich selber sterben.“

Die Worte des Fräuleins flattern sonderbar laut in die Stille des Zimmers. Das Wort

„Sterben“ taumelt wie ein grauer Nachschmetterling von ihren Lippen und setzt sich auf ihre Stirn. Mit kalten Beinchen läuft er über die Stirn zu den Schläfen hinab, sie spürt deutlich das Kribbeln seiner Zehen und versucht, ihn fortzuscheuchen. Aber es ist kein Falter, es sind kühle Tropfen Schweiß, die herunterrieseln, ihre Hand ist feucht, da sie zurückkehrt. Dem Fräulein schaudert, als hätte es eine Leiche berührt. Seine eigene Leiche . . .

Die Sinne, die noch immer Wache stehen, werden ungeduldig und fragen, wie lange sie noch lauschen sollen? „Ach,“ sagt das Fräulein müde, „geht zur Ruhe! Es nützt ja doch nichts.“

In diesem Augenblicke springt die Tür auf....

Ein Luftzug huscht herein — schnell auf sie zu — berührt ihr Gesicht, ihren Hals, den sie weit vorgestreckt hält — sie sitzt totenstarr im Bette, das Nachtkleid gleitet über die Brust herab — —

Knacken der Schwelle — leises Klirren wie von Metall. Sie stößt einen kurzen hellen Schrei aus und sinkt nach hinten über. Wer weiß, ob sie noch ihre eigene Stimme gehört hat.

— — — — —

Dienstleute, die für den nächsten Morgen bestellt waren, und Polizei, in die Wohnung gedrungen, entdeckten das Fräulein tot unter der Decke.

In allen Räumen fand man nichts als leblose Dinge.

N A C H T S

Von Max Hayek

Tiefgraudämmersehein im Gemach.

Ich liege halb schlafend, halb wach,

Den Kopf ins Kissen gesteckt,

Die Augen zu.

Ein blutender Schmerz ist in meiner Brust.

Aber das Leben ist süß und schmeckt!

Es ist so voll Ruh,

So voll leidender Lust!

Ich möchte, sacht wie ein Kahn,

In die ewige Stille hinüberschweben,

Auslöschen Willen und Wahn

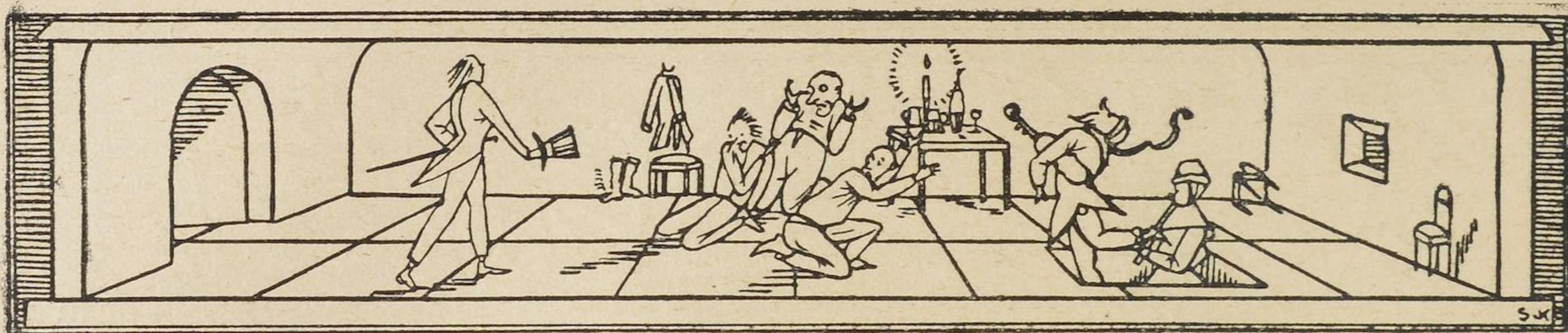
Und nie mehr die Augen aufheben.

Aus der merkwürdigen Lebensgeschichte seiner Majestät Abraham Tonelli

Von Ludwig Tieck (1798)
(Mit acht Zeichnungen von S. Kronburg)

HABE hier in meiner Einsamkeit und mitten unter meinen Regierungsgeschäften vernommen (weil mich auch stets für Literatur interessiere), daß man sich sehr um wunderbare Begebenheiten in Deutschland, meinem lieben Vaterlande, bekümmert. Aber noch ist kein König oder Kaiser aufgestanden und hat seine Memoirs oder Konfessions niedergeschrieben, so daß mir dieses vorbehalten scheint, in diesem Fache der erste zu sein. Ich schreibe also mein eignes, wahrhaftiges Leben für den Druck und für die Nachwelt nieder, weil dergleichen Denkwürdigkeiten oft eine nützliche Nacheiferung veranlassen und so der Weg der Tugend und der wahren Größe immer mehr ausgetreten und gangbarer wird. Daneben ist meine Geschichte so anziehend, so sehr mit Wunderwerken und Gespenstern angefüllt, daß sie zugleich eine überaus angenehme und anmutige Unterhaltung vorstellen kann. Ich kann mir's vorstellen, daß man neugierig sein wird, und darum will ich lieber sogleich zum Anfang schreiten.

Ich bin nur von geringem Herkommen und nicht sonderlicher Erziehung. Meine Eltern



wohnten in der Nähe von Wien; es waren arme Handwerker, die mich zu einem Schneider in der Stadt in die Lehretaten. Mein Taufname war Abraham Anton, und ich wurde von meinem Meister und den Gesellen gewöhnlicherweise nur Tonerl genannt.

Die Stadt Wien ist eine große Stadt und liegt an der Donau; das hab'ich dazumal mit meinen eigenen Augen gesehen und kann es daher auch um so dreister behaupten. Man nannte sie auch zu meiner Zeit die Residenz; auch soll sie die Hauptstadt von ganz Österreich sein. Will manchmal, wo's paßt, Statistik und dergleichen einfließen lassen. Ist um Politik und alle Kenntnis gut Ding.

Ich fühlte bald, daß ich zu größern Dingen bestimmt sein mußte, denn ich merkte keinen sonderlichen Trieb zur Arbeit in mir.

* * *

Sah nun klärlich ein, daß man sich in dieser Welt auf nichts völlig verlassen und vertrauen könne, wenn man nicht sein bestimmtes Auskommen habe. Nahm mir daher vor, mein Glück zu suchen und mich emporzubringen; aber nicht auf die gewöhnliche Weise, wie bisher geschehen, sondern lieber gleich zu trachten, König oder Kaiser zu werden, damit ich mein Stückchen Brot in Ruhe und Frieden verzehren könne. „Ist es doch so manchem gelungen,“ sagte ich zu mir selber, „warum soll es denn gerade mir fehlschlagen? Wenn man alle Könige und Kaiser zusammenzählt, die seit Erschaffung der Welt regiert haben, so kommt eine hübsche Summe heraus; warum soll ich denn nicht einer von diesen vielen werden können? Und Kreaturen haben sich darunter befunden wie der hochselige Nebukadnezar, der sich nicht entblödete, auf vier Füßen zu gehen; wie Nero, der die Christen verfolgte; wie Caligula, der sein Pferd zum ersten Bürgermeister machte; nicht des Saul zu gedenken, der David umbringen wollte, oder

des Salomo, der sich ein paar tausend Weiber hielt. Keine dieser Bosheiten habe ich bisher ausgeübt, sondern im Gegenteil einen stillen und vernünftigen Lebenswandel geführt. Das bißchen Durch-die-Luft-Fliegen als Maus abgerechnet, als mich der erschreckliche Vogel nach dem Reiche Persien brachte. Warum soll ich nun verzweifeln?“

Tröstete mich mit diesen und dergleichen Gedanken, hatte aber unterdessen nichts anders zu verzehren. Tat mir sehr leid und wünschte von Herzen, die Zwischenzeit bis zu meiner künftigen Größe möchte erst überstanden sein. Aber da half kein Wünschen. Ging von Ort zu Ort und trieb wieder das alte Bettlerhandwerk, das mir in der ersten Zeit nach dem Grafenstande, recht sauer ankam.

Irrte weiter umher und kam in eine sehr wüste Gegend. Traf auch keinen Menschen, außer nach etlichen Tagen auf zwei Personen, die sich für Leineweber ausgaben und mir sagten, daß sie umherwanderten, ihr Glück in der Welt zu suchen. Freute mich ungemein, daß es noch mehr solche Leute gebe, als ich selber einer war, und indem ich genauer hinsah, waren es zwei von denen, die mich ehemals in Wien wegen meines fast zu beißenden Witzes hatten ausprügeln wollen. Wir erzählten uns unsere Geschichten, und als ich die meinige vortrug, hielten mich die Gesellen für einen wackeren Aufschneider; denn es war ihnen so etwas Unglaubliches noch nie begegnet.

So ist der Mensch. Was er nicht selber erfahren hat, scheint ihm unmöglich.

Wir wanderten eine geraume Zeit miteinander. Eines Tages wurde es Abend und es fing an, sehr finster zu werden. Wir erkundigten uns nach einem Wirtshause und man beschrieb uns die Gegend. Als wir ankamen, sagte uns der Wirt, daß er uns unmöglich aufnehmen könne, weil alle seine Stuben schon



von Gästen besetzt wären, Wir baten ihn recht flehentlich; allein es war alles umsonst und vergebens. Endlich sagte er, er habe noch ein Haus, das er aber immer müsse leerstehen lassen, weil es von Poltergeistern beunruhigt würde, mit diesem könne er uns dienen, wenn wir es verlangten, doch sollten wir nachher nicht die Schuld auf ihn schieben, wenn einigen von uns die Hälse gebrochen würden und dergleichen mehr.

Ich dachte gleich an meine sonst gehabte Geschichte mit der Katze, dem einen Kameraden fiel sie auch ein, und da er gern auch einen Stein beim Teufel im Brett haben wollte, so drang er beim Wirt darauf, daß er uns nur hinbringen möchte, und Licht, Bier und Karten geben, wir wollten es dann schon mit den Geistern aufnehmen. Der Wirt, nachdem er uns noch einmal gewarnt hatte, erfüllte unser Begehren.

Wir waren lustig, spielten um das wenige Geld, das wir hatten und tranken unser Bier, indem wir dabei an nichts weniger als an einen Geist dachten. Glaubten auch am Ende, daß keiner kommen würde, als sich plötzlich um Mitternacht die Stubentür öffnete und ein vornehmer Kavalier mit vielen Komplimenten hereintrat.

„Meine wertesten Herren,“ sagte er recht höflich, „es freut mich, daß Sie in mein schlechtes Haus einsprechen wollen. Ich bin allein und werde die Ehre haben, von ihrer angenehmen Gesellschaft zu profitieren. Wir wollen eins zusammen trinken.“

Aber wir alle waren nicht dazu aufgelegt, sondern saßen schon längst unter dem Tische und keiner guckte hervor. Da der Herr fand, daß wir so ungesellig waren, verschwand er wieder.

Wir suchten wieder unsere Karten zusammen und glaubten, daß uns nun kein Geist

weiter besuchen würde. Zechten alle noch lustiger als zuvor, weil wir dachten, wir hätten nun allen Schrecken überstanden.

Dauerte aber nicht lange, so kamen zwei Kerle gar aus dem Fußboden hervor, wovon einer eine Violine in der Hand, der andre aber eine Flöte im Maule hatte. Sie tanzten und spielten wie toll in der Stube herum, so daß ich Zeit meines Lebens keinen so unvernünftigen Geist gesehen habe. Nachdem sie viel dummes Zeug getrieben, ja mit ihren Possen sich so weit vergessen, daß wir in ihrer Gegenwart, ob sie gleich Geister waren, lachen mußten, verschwanden sie wieder auf eine wunderbare Weise.

Nun dachten wir, wäre es der Poltergeisterei genug; aber weit gefehlt, denn die Hauptsache sollte nun erst vor sich geh'n.

Es tat sich nämlich die Decke der Stube auseinander und der erst erschienene Herr fuhr mit einer ganzen großen Gesellschaft herunter, in die Stube herein. Bediente kamen mit, die eine große Tafel servierten und sie mit goldenen und silbernen Geschirren besetzten. Dann wurden herrliche Speisen und treffliche Weine gebracht, und die Gesellschaft schmauste und zechte, daß, wenn es ordentliche Menschen gewesen wären, man seine Lust vom bloßen Zuschauen gehabt hätte. Wir hielten uns still in unserm Winkel und dachten: Wo will doch das hinaus?

Der oberste an der Tafel rief einen Bedienten und sagte: „Bringe den Herren im Winkel da diesen Becher, den sie uns zu Ehren austrinken sollen.“

Der Bediente kam auf uns zu, wie ihm befohlen war, und wir weigerten uns nach Herzenslust, sagten, wir wären sehr verbunden, hätten aber schon Bier genossen, wozu sich der Wein übel schicken würde, tranken nicht so spät Wein, und dergleichen mehr. Da aber



der Bediente gar nicht zu nötigen aufhörte, so ergriff endlich der eine Leineweber, der in der Tat zu gerne trinken mochte, den Becher, trank ihn aus und fiel alsbald tot darnieder.

Darüber erschranken wir andern beiden, wie billig, und nahmen uns vor, an diesem armen Kerl ein Exempel zu nehmen, der sich so unverhofft zu Tode gesoffen. Als nachher von neuem die Einladung an uns erging, bestanden wir durchaus darauf, daß wir nichts mit Trinken zu tun haben wollten. Daran kehrte sich aber der abgeschickte Bediente ganz und gar nicht, sondern, da wir nicht zum Trinken aufgelegt waren, brach er dem andern Gesellen mit Gewalt den Mund von einander und goß ihm den Wein hinunter, worauf dieser ebenfalls des Todes verblich.

Da ich dergleichen Zeremonien sah, wollte mir das Herz fast vor Angst zerbersten, suchte meine Rettung daher in der Flucht. Da war mir aber übel geraten, denn der Bediente erwischte mich am Kleide und hielt mich fest, indem er mir immer den Becher zum Trinken präsentierte.

Notlehrt Beten! Die Wahrheit dieses Sprichwortes habe ich damals recht einsehen lernen, denn als ich nun in der höchsten Angst war, suchte ich in meinem Gedächtnisse nach einem recht kräftigen Stoßgebete umher und rief in der Verzweiflung: „Pereat dem Teufel, Vivat Gott dem Herrn!“

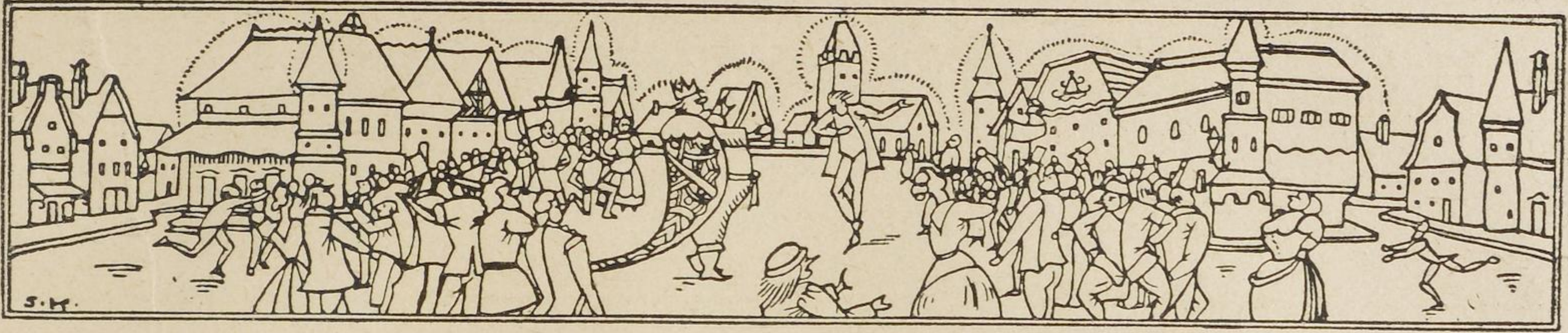
Sogleich verschwanden alle Gespenster, doch ließen sie in der Eile die prächtige Tafel in der Stube.

Wer war froher als ich! Es tat mir jetzt nur leid, daß ich einen solchen wilden Studentenausdruck gewählt, um die höllischen Geister zu vertreiben; denn ich hatte eigentlich das Vaterunser beten wollen, in der Angst aber ein wenig die rechte Straße verfehlt und dadurch auf eine fast beleidigende Art mein Wohlwollen gegen den Schöpfer an den Tag gelegt.

Es erschien ein Geist, in Gestalt eines großen schönen Vogels. Wir machten uns gegenseitig unsere Komplimente und freuten uns, uns kennenzulernen. Daneben bat ich meines unhöflichen Gebets wegen um Verzeihung, es sei in der Angst geschehen; wie man in den Wald hineinschreie, so schalle es wieder heraus; auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil und dergleichen mehr. Der Vogel antwortete: dergleichen habe nichts zu sagen, ein jeder mache es so gut als er könne, und in der Angst gelte ein leichter Fluch auch. Hierauf fragte ich an, ob ich nicht so frei sein dürfte, das Beste von den goldnen Geschirren zu mir zu stecken und für meine gehabte Angst einen kleinen Rekompens zu genießen. Der Vogel widerriet ein solches und sagte, ich solle alles dem Wirte lassen, der sein Haus so lange nicht habe brauchen können und dadurch ziemlichmaßen Schaden gelitten; ich solle nichts als einen Pokal zu mir stecken, in dem sich eine überaus köstliche Perle befinde. Diese Perle sei vorzüglich dazu zu gebrauchen, daß sie alles, was man damit anrühre, in Gold verwandle, es aber dann wieder in seinen vorigen Zustand herstelle, wenn man es haben wolle. „Außerdem“, fuhr der Vogel fort, „steht hier vor der Tür ein gesattelter schöner Esel, der dich fortbringen wird, sobald du ihm nur ein wenig in die Seiten trittst.“

Ich bedankte mich für die große Gnade und das schöne Geschenk, steckte den Pokal zu mir und damit sogleich zur Türe hinaus. Der Esel stand wirklich draußen, ich setzte mich auf, und wie ehemals der Vogel, so ging dieser Esel mit mir durch alle Lüfte. Schloß fest an, weil beständig in der Furcht lebte, herunterzufallen.

Flogen beide, und flogen beständig fort, es war, als hätte der Esel Flügel gehabt. Es war auch dunkle Nacht; aber die Sonne mit ihrer Morgenröte ging schon auf, als ich noch immer auf meinem Esel saß, der des Fliegens nicht überdrüssig wurde.



Endlich sahen wir ein hohes und steiles Gebirge vor uns liegen, darauf setzte sich der Esel mit mir nieder und stand still. Hielt solches für eine feine Art, mir seine Meinung zu verstehen zu geben, und stieg augenblicklich ab.

Als ich abgestiegen war, unterließ nicht, mich nach allen Seiten wohl umzuschauen, weil gern wissen wollte, wohin ich geraten sei. Sah aber nichts als steile Berge um mich her. Ich fragte, wo wir wären, bedankte mich bei dem gutwilligen Esel, und wollte schon in der Stille meine Perle herausnehmen, um ihn in Gold zu verwandeln und nachher zu verkaufen, als er, der gewiß meine Absicht merkte, sich plötzlich in ein herrliches Pferd verwandelte.

Ich erstaunte und merkte nun wohl, daß ich einen Geist vor mir habe; erwies ihm auch von diesem Augenblick alle nur mögliche Ehre, die man unter solchen Umständen einem Gespenste schuldig ist. Behielt immer meinen Hut unterm Arm, ließ es auch an Schauer und Angst nicht gebrechen, denn ich dachte, das Pferd könne mich am Ende noch gar mitten in dem wüsten Gebirge auffressen. Das Pferd war aber seinerseits auch sehr höflich und hatte, ob es gleich seinen Stand verändert hatte, immer noch die bezaubernden Manieren des Esels an sich, so daß unter gegenseitigem Komplimentieren eine gute halbe Stunde verstrich. Das Pferd machte so viele Kratzfüße, daß die Funken nur immer aus dem Felsen sprangen.

War endlich so dreist, zu fragen: warum es nicht lieber gleich ein Pferd gewesen wäre, sondern sich erst in einen Esel verwandelt hätte; hätte auf die Art nur doppelte Mühe gehabt; worauf das Pferd mit einem lebenswürdigen Wiehern, das auf seine Art ein Lachen vorstellen sollte, antwortete: „Halte endlich dein Maul Tonerle, oder Tunelli, und sei froh, daß du mit heiler Haut aus den Händen der Gespenster gekommen bist. Geh deiner Straße. Dort unten liegt eine große Stadt, da wirst du

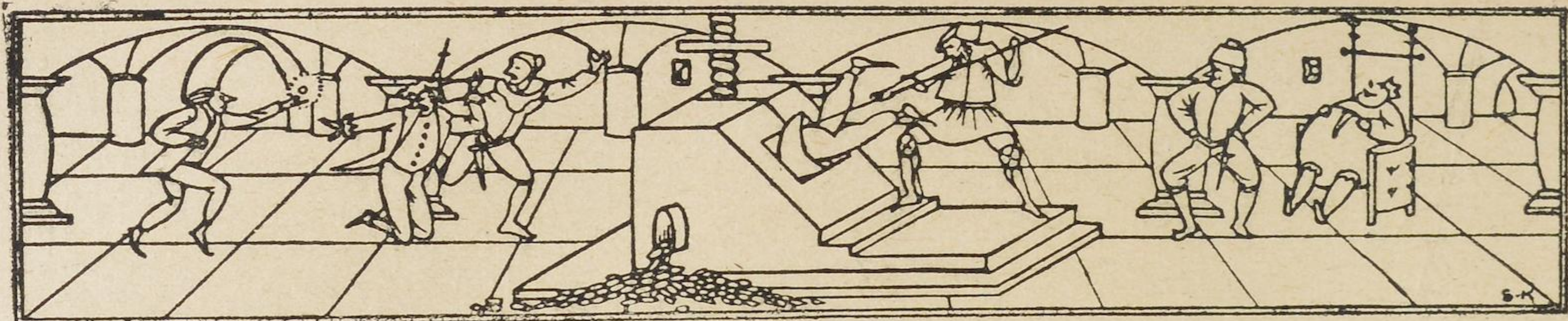
dein sicheres und beständiges Glück machen.“ — „Wo?“ fragte ich.

Das Pferd stellte sich auf die Hinterbeine und sagte verdrießlich: „Da vor dir, du Ochsenkopf!“ indem es das vordere Bein mit dem Hufe gerade vor sich hinstreckte. Ich sah noch einmal hin und bemerkte nun auch eine gewaltig große Stadt vor mir liegen. Konnte nicht begreifen, daß ich sie nicht gleich gesehen.

Das Pferd stand noch aufgerichtet vor mir, ich hielt es für meine Schuldigkeit, nahm den Vorderfuß in meine Hand, drückte ihn ein wenig zärtlich in meinen Fingern und versiegelte dann meine Dankbarkeit mit einem auf dem Huf gut angebrachten Kuß. Das Pferd machte eine zierliche Verbeugung und verschwand.

Ich fing nun an, mit Gemächlichkeit vom Gebirge herunterzusteigen, wobei ich zu meinem großen Leidwesen Hunger verspürte. Um mich zu zerstreuen, verwandelte ich sogleich einen großen Stein in Gold, dann wieder in Stein, steckte mir alle Taschen voll Holz und Steine, die ich zu Gold machte, um in der Stadt sogleich davon zehren zu können. Nun ward mir das Gehen sehr beschwerlich, von wegen der großen Last. Sah bei der Gelegenheit ein, daß zuweilen mit Dummheit behaftet, weil ja die Perle besitze, warf daher alles wieder von mir und machte es wieder zu Stein und Holz.

„Nun hoffe doch endlich, den Hafen des Glücks zu finden,“ sagte ich zu mir selber, da der Hunger immer mehr überhand nahm; „hänge ich doch nun von niemand ab, brauche mich nicht zu verwandeln, um meinen Lebensunterhalt zu genießen, habe auch durch des Himmels Hilfe weiter keine Gemeinschaft mit dem Teufel, der das Bannen und Zitieren und Schätzebringen doch auch einmal hätte überdrüssig werden können. Oh, wohl dem Manne, der alles sich selber, seiner eignen Kraft und seinen Talenten zu verdanken hat!“



Unter diesen Worten war ich bis an das Stadttor gekommen.

Verwandelte in der Eil eine Menge nichtswürdiger Sachen in Gold, um mich in Sicherheit in einem Gasthofs niederlassen zu können. War der Wirt über meine Ankunft sehr vergnügt, denn verzehrte gar nicht sparsam, so daß er seit langer Zeit keinen so guten Gast gesehen hatte.

Erfuhr von ihm, daß diese Stadt und dieses Land Aromata genannt werde, und daß es einen Kaiser habe. Gefiel mir die Lage und die Art der Lebensmittel ungemein; mit einem Worte, wünschte, hier mit der Zeit einmal Kaiser zu werden.

Nachdem einige Wochen ohne Beschäftigung im Wirtshause still gelegen, um mich nun auf die gehörige Weise zu erholen, so fing ich auch wieder an, an die dem Menschen nötige Tätigkeit zu denken. Ging daher spazieren und betrachtete mir die Straßen der Stadt.

Muß sagen, daß mir dieses Land von Tage zu Tage besser gefiel. Straßen waren breit; probierte die übrigen Gasthöfe, waren auch gar nicht zu verachten; fand aber doch, daß mich im besten einquartierte.

Nachdem die Landesart erkundet, wollte ich auch einen Vorsatz ins Werk richten, nämlich: nichts Geringeres, als in dieser Stadt großes Aufsehen zu erregen. Verwandelte also die ganze Straße, die nach dem kaiserlichen Palast führte, in Gold.

Erst wußten die Leute gar nicht, was sich zugetragen; dann verwunderten sie sich aber desto mehr, als sie es gewahr wurden. Es entstand ein großer Auflauf; Goldschmiede erprobten das Gold und fanden es echt und vortrefflich. Ist nicht zu sagen, welch ein Lärmen und Geschrei in der ganzen Stadt vorhanden war.

Es konnte gar nicht fehlen, daß des Kaisers Person nicht einiges davon zu Ohren gekommen

wäre. Er, der ein Liebhaber von Kuriositäten war, ließ sogleich seine sechsspännige Kutsche vorfahren, setzte sich allda hinein und fuhr durch die goldene Straße, um das Wunderwerk selbst in Augenschein zu nehmen. Ist nicht zu leugnen, daß es sehenswertig war, und bin fast der Meinung, daß keiner meiner hochzuehrenden Leser je wohl dergleichen mit Augen erblicket, wenn er sich nicht um die Zeit in Aromata sollte aufgehalten haben.

Dem Kaiser, der sogar eine Porzellanmanufaktur eingerichtet, dem Seidenbau aufgeholfen und den Kartoffelbau in seinem Lande verbreitet, auch Not- und Hilfsbücher veranstaltete, konnte dergleichen Fortschreitung in den Wissenschaften keineswegs gleichgültig sein. Hatte daher kaum gemerkt, daß das Gold echt und brauchbar sei, so ließ er gleich einen Herold mit einer großen Posaune die Straßen hinunterreiten und ausrufen, daß derjenige vortreffliche und große Mann, der dies Kunststück bewerkstelligt, sogleich bei Hofe sich einfinden möge, inmaßen der Kaiser gesonnen sei, ihn ziemlich in Ehren zu halten.

Unter dem Gedränge der Leute schlich mich indessen wieder an die Häuser und verwandelte sie durch meine Wissenschaft in eine gewöhnliche Gasse. Nun vermehrte sich das Erstaunen und Lärmen noch um ein Großes; einige junge Burschen, die sich damit beschäftigt hatten, einiges Gold von den Ecksteinen abzukratzen, sahen, daß ihr gehoffter Gewinn nun wieder verschwunden und wurden dermaßen ungehalten, daß sie sogar heftige Flüche ausstießen.

Was mich aber am meisten ergötzte, war des Kaisers Majestät selbst. Stand der ehrwürdige, große Mann da und hatte vor lauter Erstaunen die Augen und das Maul weit aufgesperrt. Mußte über dero Possierlichkeit laut lachen und ließ mich geschwinde, um nicht noch mehr Unschicklichkeit zu begehen, bei



Hofe anmelden, als derselbe Künstler, der die bekannten Wunderwerke veranstaltet habe.

Es konnte nicht fehlen, daß der Kaiser sogleich gelaufen kam, um mich in genauen Augenschein zu nehmen. Die Audienz ging vor sich und lief sehr gnädig ab. Sagte unverhohlen, daß ich dergleichen Kunststück zu machen fähig, worüber der Kaiser eine große Freude empfand und sagte: ich würde ihn verbinden, wenn ich mich an seinem Hofe aufzuhalten geruhte. Sagte es ihm auf einige Zeit zu.

Bat mich Ihre Majestät, ihm doch, in Gegenwart des hohen Ministeriums, einige exquisite Kunststücke vorzumachen, weil er grade ein großes Traktament zu geben gesonnen. Sagte demselben meine Dienste zu, und daß er nach seinem Belieben mit meinem geringen Talente schalten und walten könne.

Ihm aber selber eine Ergötzung zu machen, verwandelte ich sogleich seine Frau Gemahlin in pures Dukatengold, worüber er vor Verwunderung mit den Händen zusammenschlug. Bat mich aber, sie wieder rückwärts in seine Frau zu verwandeln. Geschah von meiner Seite.

Nun wurde mit der Kaiserin eine sehr interessante psychologische Untersuchung angestellt, was und wie sie als Gold empfunden, gedacht und sich vorgestellt habe. Waren alle Anwesende von Herzen neugierig; sie sagte aber, daß sie durchaus gar keine Empfindung gehabt habe. War immer merkwürdig genug.

Mir, für meine Person, schien sie als Gold viel reizender, als in ihrem wahren und natürlichen Zustande.

Die Minister waren jetzt versammelt, und der Kaiser bat mich, in ihrer Gegenwart etwas vorzunehmen. Die Tafel war aufgetragen, alle Speisen standen in Bereitschaft, und schon war das hohe Ministerium im Schnappen begriffen, als ich alles samt und sonders in Gold verwandelte.

Wollte, ich könnte das Erstaunen beschreiben, das sie alle ergriff: es war in der Tat zu verwundern.

Um die Kränkung aber aufzuheben, stellte ich nach einiger Zeit die wirklichen Speisen wieder her.

Noch als wir bei Tische saßen, erhielt der Kaiser einen Brief, durch den er erfuhr, daß einer von den anwesenden Ministern ein Hochverräter sei. Er gestand auch seine Missetat und bat um Pardon.

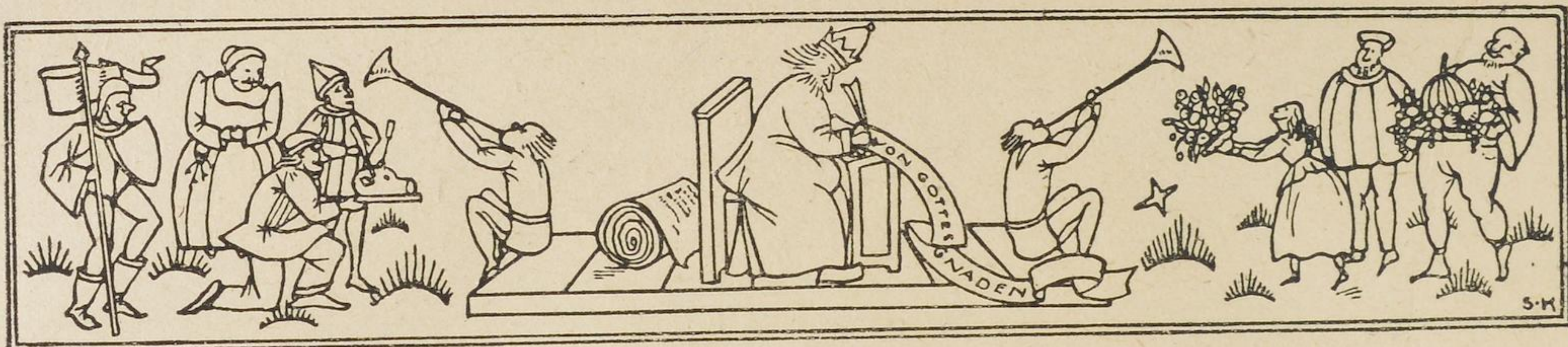
Der Kaiser sprach ihm das Todesurteil, daß er sogleich sollte hingerichtet werden. Ich aber schlug mich ins Mittel und bat für ihn um Gnade, verwandelte ihn sogleich in Gold, und riet dem Kaiser, ihn nun zur Strafe in die Münze zu schicken, um zur Warnung für andre Hochverräter Dukaten aus ihm prägen zu lassen. Geschahe; ein Bedienter, der sich hierüber mokieren wollte, wurde in der Eile noch mit verwandelt.

Der Kaiser hatte ein unbeschreibliches Wohlgefallen an mir. Er hatte vor, eine große Jagd anzustellen und invitierte mich, gleichermassen teil daran zu nehmen. Versicherte ihn, sei von jeher ein großer Verehrer der Jagd gewesen.

Schoß wieder nichts, weil, wie gesagt, nicht zu treffen verstand. Verwandelte aber Löwen und allerhand Tiere in Gold und ließ sie dann wieder lebendig werden und davonlaufen. Der Kaiser hatte dergleichen Freude noch Zeit seines Lebens nicht empfunden.

Versicherte mich auch derselbige Kaiser seiner immerwährenden Protektion, und daß ich beständig an seinem Hofe verbleiben sollte, womit ich außerordentlich zufrieden war; denn ich hatte mein sehr schönes Essen und ging mir auch in keinem andern Dinge etwas ab.

War nicht lange am Hofe gewesen, so entstand ein ziemlich ansehnlicher Krieg; denn die



benachbarten Völker griffen das Reich an, zerstörten die Dörfer und Festungen; in Summa, richteten großen Schaden an.

War mein Kaiser um diese Zeit ganz und gar verblüfft.

Er stellte eine Ratsversammlung an, die aus den erfahrensten Männern bestand; darunter ich auch gehörte. Es kam dazu, daß alle zum Frieden rieten, weil sie alle nicht Mut genug hatten; ich war der einzige, der zum Kriege anriet, auch zugleich die Anführung der Armee versprach, mit dem Erbiet, die Feinde gewißlich totaliter zu schlagen.

Man wollte mir erst nicht trauen, setzte aber durch mein Bitten durch, daß ich zum Feldmarschall ernannt wurde. Merkte, daß die Soldaten mutig waren und rückte gleich in das feindliche Gebiet ein.

Kam bald zum Treffen, worin unverhoffterweise und zu meiner größten Freude die Feinde wirklich besiegte, wie ich es bis dahin nur versprochen hatte. Nicht faul, zogen wir in das feindliche Land, eroberten die Festungen und Städte, legten Garnison hinein und kehrten dann, mit Ehre und Ruhm gekrönt, nach Aromata zurück.

Die Einwohner liefen uns mit einem fürchterlichen Vivat entgegen. Der Kaiser umarmte mich, man konnte sich nicht satt an mir sehen. Hatte noch niemals dergleichen Ehre genossen.

Es war die Zeit gekommen, daß ich in meinem Leben die Liebe zum zweitenmal empfand. Die reizende Tochter des Kaisers hatte nämlich mein Herz gefesselt. Wurde deshalb melancholisch, hing das Maul und ließ auch den Kaiser je zuweilen grob an. Er dachte wohl, daß mir was fehlen müsse. Fragte mich oft um die Ursache, blieb aber immer die Antwort schuldig, weil ich mich vor ihm fürchtete.

Endlich faßte mir doch ein Herz und gestand ihm meine Liebe, unter Tränen der Entzückung

und Zähneknirschen. Sah der Kaiser dadurch wohl, daß mit mir nicht zu spassen sei und versprach mir seine Tochter, wenn ich ihm meine wunderbare Perle überlieferte.

Ich mußte in diesen sauern Apfel beißen, wenn mir die Perle auch noch so lieb war, wollte ich anders die schöne Prinzessin zur Gemahlin bekommen. An demselben Tage, da ich die Perle ablieferte, ward mir die Braut überantwortet und ein so kostbares Hochzeitsfest veranstaltet, daß meine gegenwärtigen Untertanen immer noch davon zu erzählen wissen.

Mein Schwiegervater schenkte mir auch einige ausgesuchte Herzogtümer, von denen ich bequem meinen Lebensunterhalt ziehen konnte. War im Privatstande ziemlich vergnügt.

Wurde mein glorreicher Schwiegervater krank, und machte mir nun schon starke Rechnung auf die Krone von Aromata, weil ich der nächste Erbe war. Legte mich daher im voraus auf die Regierungskunst und studierte meine Untertanen. Kamen mir jetzt die Vorkenntnisse herrlich zu statten, daß ich schon ehemals die Wirtshäuser ausprobiert hatte.

Der Kaiser starb, und ich ward wirklich an seiner Stelle Kaiser. Wußte nicht, wie mir geschah, als ich mich zum erstenmal „Von Gottes Gnaden“ unterschrieb; hatte seitdem mein sicheres Brot und dazu Liebe und Anbetung meiner Untertanen. Bin jetzt alt und grau und immer noch glücklich, schreibe aus Zeitvertreib und weil ich nicht weiß, was ich tun soll, diese meine wahrhafte Geschichte, um der Welt zu zeigen, daß man gewiß und wahrhaftig das am Ende durchsetzt, was man sich ernsthaft vorgesetzt hat. Habe Gott Lob! noch guten Appetit und hoffe, ihn bis an mein seliges Ende zu behalten. Die idealischen Träume meiner Kinderjahre sind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige Menschen.

Und hier schließe ich meine Geschichte.

SAUL UND DIE HEXE VON ENDOR

Aus dem ersten Buche Samuelis

UND es begab sich zu derselbigen Zeit, daß die Philister ihr Heer versammelten, in den Streit zu ziehen wider Israel.

Da aber Saul der Philister Heer sah, fürchtete er sich, und sein Herz verzagte sehr. Und er ratfragte den Herrn, aber der Herr antwortete ihm nicht.

Da sprach Saul zu seinen Knechten: „Sucht mir ein Weib, die einen Wahrsagergeist hat, daß ich zu ihr gehe und sie frage.“ — Seine Knechte sprachen zu ihm: „Siehe, zu Endor ist ein Weib, das hat einen Wahrsagergeist.“

Und Saul wechselte seine Kleider und zog andere an und ging hin und zweien andere mit ihm, und kamen bei der Nacht zum Weibe und sprach: „Liebe, weissage mir durch den Wahrsagergeist und bringe mir herauf, den ich dir sage.“

Das Weib sprach zu ihm: „Siehe, du weißt wohl, was Saul getan hat, wie er die Wahrsager und Zeichendeuter ausgerottet hat vom Lande: warum willst du denn meine Seele in das Netz führen, daß ich ertötet werde?“

Saul aber schwur ihr bei dem Herrn und sprach: „So wahr der Herr lebt, es soll dir dies nicht zur Missetat geraten.“

Da sprach das Weib: „Wen soll ich dir denn heraufbringen?“ Er sprach: „Bringe mir Samuel herauf.“

Da nun das Weib zusahe, schrie sie laut und sprach zu Saul: „Warum hast du mich betrogen? Du bist Saul.“

Und der König sprach zu ihr: „Fürchte dich nicht! Was siehest du?“ Das Weib sprach zu Saul: „Ich sehe Götter heraufsteigen aus der Erde.“

Er sprach: „Wie sind sie gestaltet?“ Sie sprach: „Es kommt ein alter Mann herauf und ist bekleidet mit einem seidenen Rock.“ Da vernahm Saul, daß es Samuel war, und neigte sich mit seinem Antlitz zur Erde und betete an.

Samuel aber sprach zu Saul: „Warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich heraufbringen lässest?“ Saul sprach: „Ich bin sehr geängstigt; die Philister streiten wider mich, und Gott ist von mir gewichen und antwortet mir nicht.“

Samuel sprach: „Was willst du mich fragen, weil der Herr von dir gewichen und dein Feind geworden ist?“

Der Herr wird dir tun, wie er durch mich geredet hat, und wird das Reich von deiner Hand reißen.

Dazu wirst du und deine Söhne morgen mit mir sein. Auch wird der Herr das Heer Israels in der Philister Hände geben.“

Da fiel Saul zur Erde, so lang er war, und erschrak sehr vor den Worten Samuels, daß keine Kraft mehr in ihm war; denn er hatte nichts gegessen den ganzen Tag und die ganze Nacht.

*

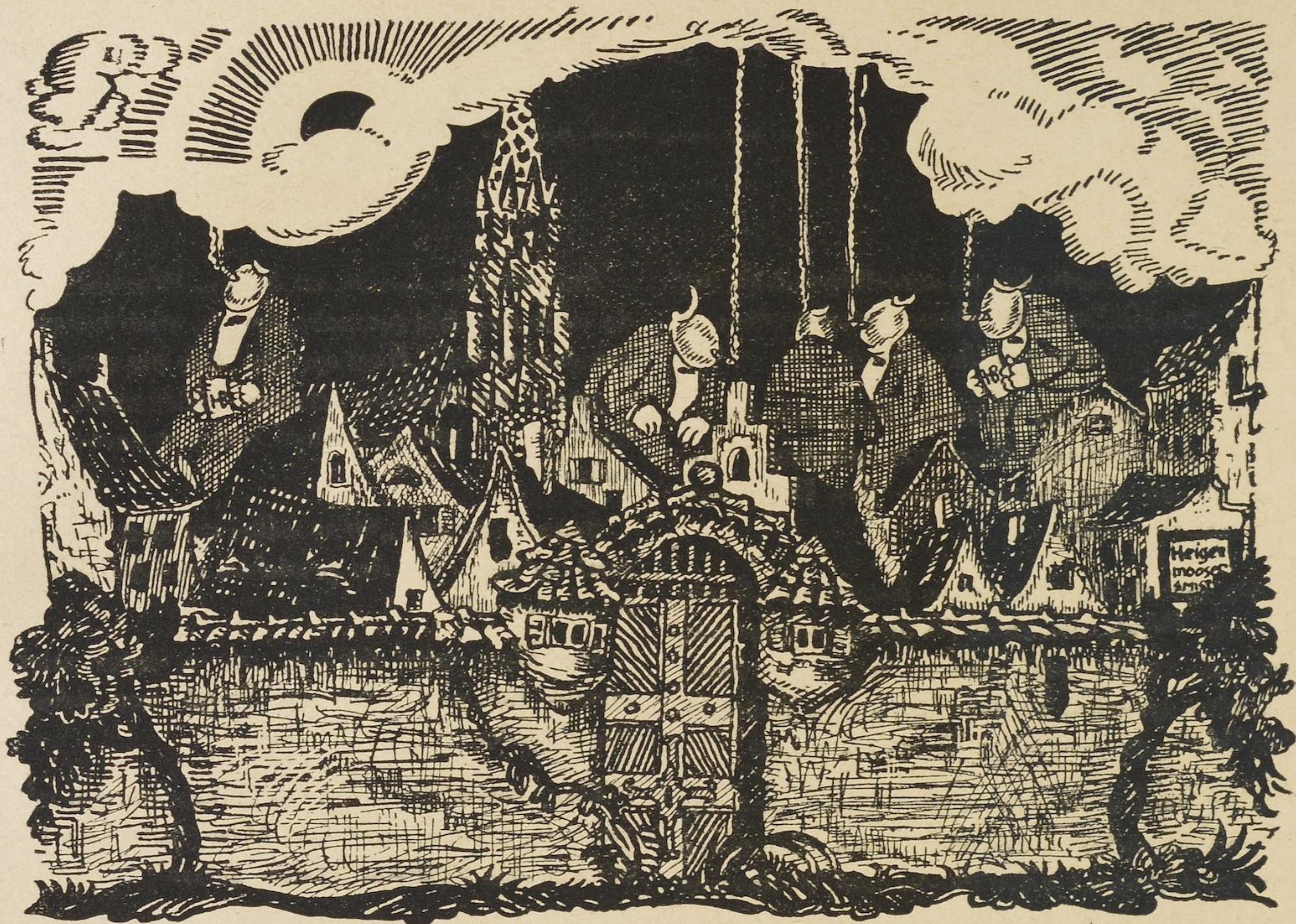
Und das Weib ging hinein zu Saul und sahe, daß er sehr erschrocken war, und sprach zu ihm: „Siehe, deine Magd hat deiner Stimme gehorcht.“

So gehorche auch nun du deiner Magd Stimme. Ich will dir einen Bissen Brots vorsetzen, daß du essest, daß du zu Kräften kommest und deine Straße gehest.“

Er aber weigerte sich und sprach: „Ich will nicht essen.“ Da nötigten ihn seine Knechte und das Weib, daß er ihrer Stimme gehorchte. Und er stand auf von der Erde und setzte sich aufs Bette.

Das Weib aber hatte daheim ein gemästet Kalb; da eilte sie und schlachtete es und nahm Mehl und knetete es und buk es ungesäuert.

Und brachte es herzu vor Saul und vor seine Knechte. Und da sie gegessen hatten, standen sie auf und gingen in die Nacht hinaus



D I E S C H W A R Z E S T A D T

Kleinstadt-Groteske von Johannes Thummerer. (Mit einer Zeichnung von E. Heigenmooser)

DIE schwarze Stadt liegt irgendwo — gleichmütig, dunkel, stumm wie in einem rauchgrauen Himmel ein schwarzer Mond. Ihre Dächer sind spitz, die Wände stehen reglos, schwarz wie riesige Segel. Vom Himmel ringelt sich gleich einer Schlange mit vielen hundert Armen das Dunkel nieder, schlingt sich in starren Windungen um die schwarzen Dachspitzen und je einer seiner vielen Köpfe reckt sich in eine Fensterhöhlung hinein. Auf dem Pflaster rinnt Feuchtigkeit wie Geifer, und wo sie sich zu Tümpeln versammelt, schießen Wucherpflanzen mit schleimigen Blättern und schwarzen Blüten hervor und ranken sich gebläht an den von Nässe triefenden Mauern hin. Der märchenliebende Leser wird denken: Diese Stadt ist von irgendeinem bösen Geist verzaubert; — der zynische: Er übertreibt, aber so selten ist das nicht. Mit der Schlange kann er den Dreck meinen oder eine schlechte Wasserleitung; vielleicht auch das Muckertum, die Dummheit, die Klatschsucht, die sich von Haus zu Haus schlängelt.

Beide haben nicht ganz unrecht. Diese Stadt war wirklich verzaubert; und zwar auf Intervention des Lichtgeists Ezechiel beim Herrn der Menschen hin. Er hatte eigens auf weißes Ministerpapier mit silbernen Buchstaben — die schwarzen haßte er und verwendete sie nicht gemäß seiner Lichtnatur, obzwar Tinte bedeutend billiger war — alle Schandtaten der Stadtväter verzeichnet, die zu einer energischen Bestrafung herausforderten.

Mit diesem Register ging er ganz weiß, in einen Leinenanzug gekleidet, zu dem über das Menschenreich bestellten Statthalter, der im Norden der himmlischen Residenz sein Amtsgebäude hatte. Schon aus dem schäbigen Äußern dieses Repräsentationshauses der Menschheit konnte man ersehen, wie wenig man sich im Himmel um ihre Interessen kümmerte. —

Nachdem Ezechiel fünf kahle Zimmer passiert und jedesmal einen nervös aufspringenden verhungerten Konzipienten durch ein reichliches Trinkgeld wie ein Raubtier beruhigt

hatte, gelangte er glücklich in einen kahlen Raum, der sich durch einen dreibeinigen Sessel als Wartesaal dokumentierte. Nach dreistündigem Warten wurde er vorgelassen. Von der brennenden Kerze, die er, ein wenig konservativ, als Abzeichen seines Lichtwesens in der Linken hielt, fielen Wachstropfen nieder, so oft er sich in der Richtung des Teppichläufers verbeugte, an dessen Ende sich mutmaßlich hinter einer riesigen Zeitung der Statthalter befand.

„Ruinieren Sie mir den ärarischen Teppich nicht“, schnauzte wirklich eine rauhe Baßstimme hinter der Zeitung hervor. „Was wollen Sie übrigens?“

Ezechiël wollte zu einer langen Rede ansetzen: „Exzellenz verzeihen doch ... Die Stadt so und so, Land und Bezirk so und so ...“

„Weiß schon, Nr. 3476 e. Also was ist mit ihr, fassen Sie sich kurz“, unterbrach ihn barsch der Statthalter. Er wollte noch ein Schläfchen machen, denn es war Amtsstunde.

Ezechiël zählte nun, stotternd vor Verlegenheit über die Zurechtweisung, die wichtigsten Schandtaten der Stadtväter auf: Der Pfarrer hatte mit seinem schwarzen Sacktuch die Sonne verhängt; nur wo das Tuch von ausgeschnupftem Tabak usw. feucht war, konnte ein wenig Licht durchsickern. Der Bürgermeister hatte bei einer Protestversammlung zu viel schwarzen Kaffee getrunken und davon ein umnachtetes Gehirn bekommen. Der Armenrat, in seinem Nebenberuf Altwarenhändler und Geldverleiher, trug eine schwarze Brille, durch die nur der Glanz blinkender Goldstücke drang.

„Ist nicht der einzige Fall, läßt sich absolut nicht ändern“, unterbrach ihn hier gleichmütig der Statthalter. —

Der Mädchenbürgerschuldirektor lockte mit seinen schwarzen Augen junge Mädchen in das Dunkel der Nacht hinaus. „Könnte er nicht“, meinte hier Ezechiël mit schönem Pathos, „die Mädchen tagsüber, wenn die Sonne scheint, in die herrliche Natur hinausführen und ihnen all den blühenden, lichten Glanz zeigen?“

„Interessiert sie doch gar nicht“, brummte der Statthalter der Menschen. — — —

Ezechiël las noch einige Vergehen vor und meinte dann, diese Gesellschaft müsse man bestrafen und kurieren zugleich. Er wollte in

idealischem Eifer darlegen: Sie hätten sich alles Lichte und Schöne aus ihrer Stadt verbannt, man müsse sie eine Weile im Dunkel lassen; dann würden sie selbst merken, wie sehr sie des Lichtes bedürfen. Man müsse einen Besserungsversuch machen.

„Wenn es nur nichts kostet“, warf der Statthalter ein. Da dies Ezechiël eifrig verneinte, setzte er wirklich durch, daß die Stadt bis auf weiteres zu dauernder Finsternis verdammt wurde. —

Strahlend vor Freude über den Erfolg seiner Petition, verabschiedete sich Ezechiël mit vielen Bücklingen, eilte nieder zur schwarzen Stadt und setzte sich auf die kleine gotische Kirchturmspitze, von wo er bequem in die Säle des Rathauses schauen konnte. Da sah er die Stadtväter behaglich an langen Biertischen sitzen und Karten spielen. Eben begann eine rauhe Baßstimme zu grölen: „Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen ...“ Und die übrigen fielen mit würdiger Begeisterung ein.

In heiligem Zorn ließ es Ezechiël sofort finster werden. —

Lange kümmerte sich Ezechiël nun nicht um die Stadt; er vergaß sie fast über seinen zahlreichen Kulturarbeiten. Er gründete eine G. m. b. H. zur Förderung des Idealismus. Er hielt Wandervorträge, — stets die brennende Kerze neben sich, mit selbstgefälligem Lächeln versunken in den Anblick der Ordenssterne, deren Licht an seinem weißen Frack als strahlender Beweis seiner Lichtnatur im Lauf der Jahre aufgegangen war; er ließ Ganghofers Werke an Volksbibliotheken verteilen; er besorgte, daß die Schriften seines Gegners Hieronymus Schwarzseher beschlagnahmt wurden.

Endlich nach etwa 10 Jahren erinnerte er sich wieder der schwarzen Stadt. Er dachte: Nun könnte es Zeit sein, vielleicht haben sie jetzt Bedürfnis nach Licht.

Wieder flog er auf den Kirchturm; da er aber von diesem aus wegen der absoluten Finsternis nichts sehen konnte, flog er hinüber zum Rathaus, setzte sich auf ein Fensterbrett und lugte in froher Erwartung hinein. Es war fast ganz finster im Saal: nur höhnisch glimmende Zigarren gaben spärliches Licht. Um so deutlicher konnte Ezechiël an dem Aufschlagen

der Karten und dem Klirren der Bierkrüge vernehmen, womit man sich die Zeit vertrieb.

Ezechiels Idealismus krachte ein wenig in den Fugen. Aber er besann sich: Vielleicht haben sie sich erst hergesetzt; mein Gott, was soll man auch machen in der Finsternis. Fast reute ihn sein hartes Vorgehen. Rasch verwandelte er sich in den hin- und hereilenden Kellner, den er hinausschubste, erwischte ein paar Bierkrüge, flog behend von einem Rats Herrn zum andern, bediente mit tiefen Bücklingen und fragte schließlich fast schüchtern: „Wünschen die Herren vielleicht Licht?“

„Licht?“ brüllte einer, „wozu brauchen wir Licht? Wir sehn g'nua!“

„Recht hast, im Finstern kannst besser mogeln“, frozzelte ihn ein anderer.

Der wieder: „Wennst das noch a mol sogst, geh i.“

„Was, jetzt geh'n, wo wir im schönsten Schpüln drin sin?“

„Gibt's net.“

„A neuche Partie.“

„Gib Karten, Schorsch, aber nich packeln.“

„Und nich eso langsam, als wenn du jede Karte erst ausbrüten müßt'st!“

„Tut's 'n nich foppen, sunst will er a hamgeh'n.“

„Also kein Licht“, versuchte Ezechiel noch einmal kleinlaut zu fragen.

„Jetzt heer'n S' awer bal auf.“

„Lass'n S' uns doch in Ruh unser Bier sauf'n.“

„Bedientenfrechheit!“

„Sie hab'n Bier zu bringen, immerfort Bier, verstandiwuh, und sonst 's Maul zu halten“, schrieen sie durcheinander.

In Ezechiel regte sich der Stolz. Er vergaß seine Rolle, schrie:

„Wissen Sie überhaupt, wer ich bin?“

„Was, der manzelt sich auf“, riefen einige.

Ezechiel wieder: „Sie sollen es auch nie erfahren.“

„Interessiert uns auch gar nich.“

„'n Kellner sind S', und a frecher noch dazu“, brüllten andere erbost.

„Sie werden die Segnungen nie kennen lernen, die ich Ihnen...“, wollte Ezechiel mit schwungvollem Pathos fortsetzen.

„Hob'n S' leicht a neu's G'söff“, meinte einer, „dann saufen Sie's g'fälligst selber, wir bleib'n beim Bier, gelt Schorsch.“

„Ja woll, prost Nazi!“

„Trink mer noch 'n Tröppchen!“

„Der Kerl is' verrückt.“

„Schmeißt's 'n raus.“

„Ruhe, meine Herren!“ schrie endlich der Bürgermeister.

„Solchen Subjekten gegenüber muß man seine Würde bewahren“. Er erhob sich, kratzte sich eine Weile nachdenklich das Kinn und wandte sich dann an Ezechiel, ihn zugleich von oben herab mit hochgezogenen Brauen verächtlich anblickend: „Sie haben sich, mit einer noch nie dagewesenen Frechheit die Grenzen Ihres Berufs und Ihrer Bedientenpflicht überschreitend, in unsere friedliche Unterhaltung eingemischt... Sie...“ Er blieb stecken, weil er sich nur den ersten Satz zurechtgelegt hatte... starrte eine Weile seine glimmende Zigarre an... „Sie sind entlassen“, wollte er sich dann wieder an den Pseudokellner Ezechiel wenden. Doch der war verschwunden.

Statt seiner rutschte kniefällig der wirkliche Kellner herbei und flehte: „Bitt schön, Herr Bürgermeister, ich hab' ne Frau mit fünf Kindern... das sechste is unterwegs... wenn ich schon was ang'stellt hab', verzeih'n S' mir...“

Und man verzieh ihm für diesmal nach langem Hin- und Herreden, nur um endlich in Ruhe weiterspielen zu können...

Indessen flog Ezechiel in den Himmel zum Statthalter der Menschen. Der begrüßte ihn bedeutend freundlicher als das erstemal, er steckte geradezu die Beamtenjovialität seiner früheren Streberzeit auf und wunderte sich, daß Ezechiel ihm nicht schon längst einmal die Ehre seines Besuchs gegeben.

Ezechiel wollte vom Mißlingen seines Besserungsversuchs berichten.

Aber der Statthalter unterbrach ihn: „Ach, lassen Sie das, wir sind sehr zufrieden mit Ihnen, Sie haben Ihre Orden nicht umsonst bekommen.“

Und mit einem Aktenbogen auf seinen Schreibtisch tippend, versicherte er sehr nachdrücklich:

„Wir haben nun die Jahre hindurch uns ständig von Ihrem Wirken authentische Berichte zugehen lassen. Wir haben den Eindruck gewonnen, daß Sie nicht wenig zur Ein-



Aubrey Beardsley

„Schläferung und Beruhigung der Volksmassen beigetragen haben. Wir bemerkten mit Genugtuung, daß, wo Sie geweilt haben, es fortan keine Extreme, keinen — — sagen wir titanischen Drang nach vermeintlich Höherem gab. Wir merkten ferner, daß das Volk mehr und mehr, zufrieden mit einem Glas Bier, einem harmlosen Spielchen, sich innerhalb der gegebenen Grenzen bescheidet. Am schönsten zeigte sich das in der schwarzen Stadt. Den Lichtbann aufzugeben, davon kann keine Rede sein. Wir sparen ja Beleuchtungskosten. Im Gegenteil. Wir bitten Sie, wie bisher weiterzuarbeiten. Wir gedenken dann auch, in den übrigen Städten Dunkelheit einzuführen. Bedenken Sie, was wir dann ersparen, ...“ hier lächelte

er vielsagend —, „was meinen Sie, das könnte uns beiden zugute kommen.“

Der Statthalter hielt zuwartend inne; da Ezechiel schwieg, nickte er kalt...

Damit war Ezechiel entlassen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß gesagt werden, daß er wirklich ein sehr dummes Gesicht machte. Draußen im Vorzimmer hielt er einen Monolog, dessen dramatischer Höhepunkt in den pathetischen Worten gipfelte: Ich bin an mir selbst irre geworden! Dann spuckte er verächtlich aus und traf unglücklicherweise die Kerze, so daß sie erlosch.

Am nächsten Tage brachte er sein Entlassungsgesuch ein und sandte sämtliche Orden zurück. — Idealist.



D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

Wundergeschichte so sich mit einem Soldaten zugetragen. Zuende dieses 1629. Jahrs hat sich zu Geißmar in Hessen eine wunderliche Sach mit einem Soldaten zuge- tragen: dann als in gedachtem Orth zween Soldaten / die daselbst ihr Quartier gehabt / heyeinander gelegen / hat der eine angefangen und gesagt / es friere ihn so hefftig: darauff der andere geantwortet / er glaube solches nicht / sintemal er so sehr schwitze / und von dem anderen begehret / der geklagt / es friere ihn / er solte in seine Seiten fühlen / wie er so naß were. Als nun hierauff der Soldat sein Schlaffgesell ihm in die Seiten gegriffen / und davon seine Hände gantz naß / also daß sie klebten / worden / hat es ihm alsbald / es müßte nicht recht zugehen / bedünket / derhal- ben die Händ gegen den Monschein gehalten / und befunden / daß sie gantz blutig gewesen.

Worauff denn ihme Angst worden / und hat deßwegen dem Wirth im Hauß / daß er

ein Liecht anzünden solte / zugeruffen. Wie nun derselbige kommen / sind sie mit einander zum Beth gangen / und gesehen / daß der ander Soldat darin auffgesessen / aber gantz matt / und die Seiltücher voller Blut gewesen / wie auch seine Seiten. Da haben sie ihn zwar ab- gewischt / aber gesehen daß er immer noch Blut geschwitzt / so lange bis eine Stunde vorüber kommen / da ist es ihme vergangen. Darauff haben sie von den Seiltüchern etwan drey Hand voll Blut / so gelieffert gewesen / gelesen / und in ein Töpffen gethan / und deß Morgens solches angezeigt / darauff der Sol- dat für das Ministerium, wie auch für den Hauptmann gefordert / und was ihm gewesen were gefragt worden. Darauff er geant- wortet / Er wüste von nichts / als daß ihm so angst und bang gewesen. Es ist sonsten ferners an ihme nichts gespühret / sondern ist darauff wider frisch und gesund worden.

(Wunderspiegel. Frankfurt a. M. 1630.)

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter etc.

Kurt Münzer: *Phantom*, Roman, bei Wilhelm Borngräber, Berlin. Da jagt einer einer Fata Morgana nach, die ihm seine Erotik und sein Traumbild vom Weibe auf die heißen Wolken seiner Sinne spiegelt. Vielfältig ist sein Begegnen mit dem Weibe oder vielmehr immer wieder mit dem Phantom des einen, das seine Träume ihm in einer sehnsuchtsvollen Nacht gegeben, das niemals Wirklichkeit gewesen, sondern nur Blendwerk erregter Sinne. Und jede Frau, der er begegnet, ist die eine, die von seiner Sinne und seiner Träume Gnade lebt. Da diese Jagd nach dem Phantom durch alle Niedrigkeiten des Lebens unserer Tage geht und hinter sich die Bilder aller Verruchtheit, alles Ekelhaften und Gemeinen heutigen Geschehens zieht, so ist viel Quälendes, Unschönes und Unbefriedigendes in diesem Buche, das mit klarem Klingen beginnt und sich

in Milieuschilderungen verliert, die als Chronik der Zeit wohl interessant und fesselnd sein mögen, aber dieses Buches Schicksal sind. B...tz

Eingesandte Bücher.

Hilde Hagen: „Menschenland“. Ein Buch für den Frieden. Für die Friedensfürsorge. Graz, Verlag Leykam, 1917.

Walter von Molo: „Die unerbittliche Liebe“. Roman, Verlag Albert Langen, München, 1919.

Karl F. Kocmata: „Einsamer Wald“. Ausgew. Dichtungen. Verlag Frisch & Co., Wien-Leipzig, 1919.

Willy Skribbe: „Menschenland“, Gedichte. Herausgegeben von A. Resch.

AN UNSERE LESER!

„Der Orchideengarten“ wird im neuen Jahrgang pünktlich alle vierzehn Tage erscheinen und im Laufe des Jahres innerhalb des Abonnements eine Anzahl von Sondernummern in verstärktem Umfang und mit buntfarbigem Inhalt aus bestimmten Gebieten der Phantastik bringen. Die Reihe der Sondernummern eröffnet Heft 3 als phantastische Faschingsnummer unter dem Titel „Gespensterball“. Ihr folgt im März die nächste Sondernummer des neuen Jahrgangs unter dem Titel „Phantastik der Technik“.

Vielfachen Wünschen entsprechend werden wir von dem zweiten Jahrgang eine auf sehr schönem Papier gedruckte, numerierte und vom Schriftleiter signierte Luxusausgabe von 50 Exemplaren herausgeben. Der Preis beträgt M. 120.—. Der Jahrgang wird nur geschlossen abgegeben. Wir bitten, Bestellungen umgehend an den Verlag einzureichen, da der größte Teil dieser geringen Auflage bereits vorausbestellt ist.

Für den ersten Jahrgang beabsichtigt der Verlag Einbanddecken herstellen zu lassen und bittet um baldige Aufgabe der Bestellungen, da die Einbanddecken infolge des Materialmangels nur in beschränkter Anzahl angefertigt werden können. Der Preis für die Decke wird voraussichtlich M. 6.— betragen.

DER ORCHIDEENGARTEN
SCHRIFTLEITUNG UND VERLAG

Bemerkungen der Schriftleitung.

Das Titelblatt zeichnete E. Plaichinger-Coltelli, die Leiste zum Treibhaus E. Heigenmooser.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Hans Eberlein, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien IV, Viktorgasse 18. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn

Achtung! Grotita! Das von der Firma F. Höwe, Chem.-pharmac. Werke, Hamburg 1 in den Handel gebrachte und wegen seiner Erfolge ebenso wie bei Männern der Wissenschaft auch bei dem Gebung von Schwächezuständen suchenden Publikum in hohem Ansehen stehende Nerventonicum „Grotita“ wird jetzt neuerdings nur von der alleinigen Herstellerin, den **Gomuco-Werken S. O. Müller & Co., Hamburg 1**, Caledoniahaus, geliefert. Der direkte und auf Wunsch auch diskrete Versand — die Glasröhre zum Einheitspreise von M. 16.— ist trotz der enormen Schwierigkeiten in der Herstellung dieses wertvollen Präparates und der Teuerung in seinen Grundstoffen auf Monate hinaus gesichert. Man schreibe am besten direkt an die **Gomuco-Werke S. O. Müller & Co., Hamburg 1, Caledoniahaus**.



Pallabona unerreichliches trockenes Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu M. 1.50, 2.50 und 3.50 bei **Damenfriseurinnen**, in **Parfümerien** oder von **Pallabona-Gesellschaft, München NO 39/34**

Nachahmungen weisen man zurück

Die führende Zeitschrift für moderne Kunst und Sammelwesen:

DER CICERONE

Illustrierte Halbmonatsschrift für Künstler / Kunstfreunde und Sammler / Herausgeber Professor Dr. Georg Biermann

Der Cicerone ist mit dem neuen Jahrgang Schrittmacher der *jungen Kunst* geworden und kämpft als solcher für die neue Weltanschauung, die mit mächtigem Flügelschlag eine nahe Zukunft einleitet, deren geistige Energien Gemeingut der gebildeten Welt schlechthin sein werden.

Ohne einseitig zu sein, führt „Der Cicerone“, unterstützt von den besten literarischen Köpfen der Zeit, in die vielseitige Erscheinungswelt der Kunst unserer Tage ein. Seine Urteile sind von hoher Warte aus geprägt. Als einzigstes Kriterium gilt das der *Qualität*. Unabhängig von den Strömungen der Mode, versucht er ein Programm zu realisieren, das die Wertung aller schöpferischen Kräfte dieser Zeit als einzige Grundlage erkennt und dessen Vielseitigkeit das gesamte Gebiet der bildenden Kunst / Architektur / Plastik / Malerei / Graphik und angewandte Kunst / in sich einbezieht.

Daneben pflegt er das *Sammelwesen* der Zeit, in reich illustrierten Beiträgen nimmt er gleichzeitig auch in einem international vertieften *aktuellen* Teil zu allen Kunstereignissen und Geschehnissen Stellung, die auf dem Gebiet der *Ausstellungen / Sammlungen / der Versteigerungen* pp. für die Kenntnis des modernen Kunstfreundes wertvoll sind.

In dieser programmatischen Betonung eines wahrhaft universellen Charakters steht „Der Cicerone“ an der Spitze aller Kunstzeitschriften des In- und Auslandes. Seine bildliche Ausstattung ist einwandfrei.

Wer sich ernsthaft für die Kunst der Gegenwart interessiert und eine Einführung sucht auf allen Gebieten, die den modernen Kunstfreund angehen, kann diesen Führer und Berater nicht entbehren.

Der Cicerone unterhält in allen wichtigen Kunstzentren Europas und Amerikas eigene Redaktionen. Unter den ständigen Mitarbeitern auf dem Gebiet der modernen Kunst seien u. a. genannt:

Dr. W. C. Behrendt-Berlin / Prof. Jul. Baum-Stuttgart / Dr. Adolf Behne-Berlin / Dr. R. Corwegh-Darmstadt / Dr. Cohn-Wiener-Berlin / Theodor Däubler-Berlin / Kasimir Edschmidt-Darmstadt / Dr. Paul Fechter-Berlin / Frank E. W. Freund-Neuyork / Privatdozent Dr. Gerstenberg-Halle / Dr. A. Gold-Kopenhagen / Dr. Otto Grautoff-Berlin / Dr. Hans Hildebrandt-Stuttgart / Dr. Fritz Hoebner-Frankfurt a. M. / Dr. W. Hausenstein-München / Dr. Joachim Kirchner-Berlin / R. M. Kaemmerer-Dresden / Dr. P. F. Küppers-Hannover / Prof. Franz Landsberger-Breslau / Dr. E. Lüthgen-Köln / Julius Meier-Graefe-Dresden / Wilhelm Michel-Darmstadt / Prof. Dr. Minde-Pouet-Leipzig / Kurt Pfister-München / Dr. Grete Ring-Berlin / Dr. Franz Servaes-Berlin / Dr. P. F. Schmidt-Dresden / Dr. Karl Schwarz-Berlin / Prof. Uhde-Bernays-München / Karl Emil Uphoff-Worpswede / Dr. Hermann Voss-Leipzig / Gustav Wallaschek-Wien / Stadtbaurat P. Wolf-Hannover / u. a. m.

„Der Zwiebfisch“ urteilt über den „Cicerone“: „Eine der besten Kunstzeitschriften überhaupt“ und empfiehlt ihn unter den Blättern für Kunst und Literatur „an erster Stelle“

„Der Cicerone“ erscheint im Jahre in 24 Heften

Abonnementspreis halbjährlich Mark 18. / Einzelhefte Mark 2.—
Probehefte Mark 2.— / Prospekte unberechnet vom Verlag

KLINKHARDT & BIERMANN / VERLAG / LEIPZIG

War Wilhelm II. ein Schädling?

Man lese die Aufsätze von Persius, Grypus, Dietze und Frhrn. von P'bg. in mehreren Heften der „Natur und Gesellschaft“, sowie Kautzschs Buch „**Ein Günstling des Kaisers**“, in über 50 Auflagen verbreitet und nunmehr bedeutend erweitert. Zusammen Preis M. 9.50 franko Nachnahme
Postscheckkonto Berlin 41368

„**Natur u. Gesellschaft**“
Verlag :: **Berlin-Lichterfelde-Ost**
Goethestr. 20

Münchener Zeitung

Mit der Wochenschrift: Die Propyläen

Täglich **120 000** Auflage

Größte Platzverbreitung * Beliebtes Familienblatt!

Täglich reichhaltige Sport-, Alpine- und Verkehrsnachrichten

Gut unterrichtender Handelsteil * Wöchentliche Filmzeitung

Hervorragendes Werbemittel für Handel und Industrie

Bevorzugtes Blatt für Familien- u. Gelegenheits-Anzeigen

Hauptgeschäftsstelle: München, Bayerstraße 57-59 * Fernsprecher 50501-50509

Verlag Hermann Meister, Heidelberg Die kleinen Saturnbücher

erscheinen in zwangloser Folge. Preis der Nummer 30 Pf.
Die billigste literarische Taschenbibliothek.

Sieben sind neu erschienen:

- No. 26/27. **Die Wunder des Herzens.** Skizzen von Hermann Meister.
- „ 28/29. **Die Venus.** Novellen von Paul Ernst. 2. Aufl.
- „ 30/32. **Francesco Petrarca's Sonette.** Übertragen von Franz Spunda. Auch in Pappband M. 2.—
- „ 33/34. **Das heilige Bild in Lucca.** Novelle von Selma Lagerlöf. 2. Auflage.
- „ 35/38. **Die gelbe Kalesche.** Ungarische Novellen von Julius Szini.
- „ 39/40. **Das Wunderbare.** Novelle von Robert R. Schmidt.

Gesamtprospekt gratis vom Verlag.

Die Lese

Aus Dichtung, Wissen und Leben.

Was ist die „Lese“?

Eine wöchentlich erscheinende Zeitschrift im 10. Jahrgang.
Eine der allerbilligsten Zeitschriften Deutschlands. Ein gemeinnütziges Unternehmen, ohne Geschäftsgewinn erzielen zu wollen.

Was bringt die „Lese“?

Sie bringt Romane, Novellen, Stimmungsbilder und Gedichte aller wahrhaften Dichter des In- und Auslandes, der Gegenwart wie der Vergangenheit. Sie bringt Aufsätze über das Schaffen und Leben der Künstler und all jener Männer, die der Menschheit irgendwie vorwärts geholfen haben. Sie bringt bebilderte Einführungen in die wichtigsten Industriezweige, Abhandlungen über naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse und Aufsätze zur Kulturgeschichte, zur Länder- und Völkerkunde. Sie bringt Rat in allen Fragen der Fortbildung und der Gemütspflege durch die Kunst. Sie hilft zu billigen Büchern von innerem Wert und geht auf jede Anfrage ihrer Leser ein, worum es sich auch handeln mag.

Was kostet die „Lese“?

Wöchentlich 35 Pfennig. Vierteljährlich 4 Mark. Ganzjährig 16 Mark.
Probenummern kostenlos vom

Verlag „Die Lese“, G. m. b. H., Stuttgart

Schloßstraße 84

182]

Blendend schön

wird jeder Teint, sammetweich,
zart und blühend nach unserer
preisgekrönten

Pariser Hauterème

Direkt Wunder wirkend.
Büchse M. 6.50, gegen Nach-
nahme M. 7.— nur bei

A. FLEISCHER

Fabrik feiner Parfümerien
KÖNIGSBERG i. Pr.
Knochenstraße 57. [196]

**Etwas für Liebhaber
pikanter Lektüre!**

Der Sündenfall

und andere humorist. Satiren
von Luzifer Mit Illustrationen
von H. Frenz. M. 3.30.

**Weibstolle Männer
Mannstolle Weiber**
mit zahlreichen Beispielen.

Ein Beitrag zur richtigen
Beurteilung unverständlicher
Zustände von H. Gerling
M. 2.60. Gegen Voreinsendung
des Betrages (Nachnahme
60 Pf. mehr) franko durch

VERLAG SOPHUS

Charlottenburg I, Schließfach 16/139

Unser reizender Kabinett-
band [202]

Schatzkästlein

Geflügelte Worte über
Liebe/Ehe — Mann/Weib
enthält erlesene Blüten.
Herausgeber: Alfred John.
Autoren der neuesten
Zeit kommen zu Wort!
Preis M. 2.95 einschl. Porto.

Maruschke & Berendt,

Verlag (gegr. 1859)

Breslau 1, Kurfürstenhaus.

Bücherliebhaber!

Erwachendes Mädchen

13 reizvolle Novellen von Anders Hjarmstedt
Einmaliger Privatdruck in 125 Exem-
plaren. (Nur noch wenige Stücke ab-
zugeben!) Zweifarbig Druck, in
Ganzseide gebunden, vom Autor hand-
schriftlich signiert und numeriert.
Preis das Exemplar 45 M. Bestel-
lungen gegen Nachnahme oder Vor-
einsendung des Betrages an Ferdinand
Acker, Wolfach, Baden. Postscheckkonto
13319 b. Postscheckamt Karlsruhe (Baden)

Wer sein Zeichentalent

und seinen künstlerischen Geschmack
verwerten, wer Maler oder Malerin,
Bildhauer, Architekt, Kunstgewerbler
werden will, oder wer als Künstler und
Kunstgewerbler neue Erwerbsmöglich-
keiten sucht, versäume nicht, „Das
Buch der kunstgewerblichen und
künstlerischen Berufe“ von Herm.
Widmer, 3. Auflage. (Mit zahlreichen
Abbild. Preis gebd. M. 10.40, Geschenk-
Ausgabe M. 13.—) zu kaufen. Glänz.
begutachtet und warm empfohlen von
den Prof.: Eugen Bracht, Peter Behrens,
Ludwig Dettmann, F. Kallmorgen,
Br. Möhring, Herm. Prell, F. v. Stuck,
Hans Thoma, Anton v. Werner, H. v.
Zügel u. viel. anderen ersten Künstlern.
Verlag Georg Siemens, Berlin W 57/0

Papier- Abfälle

Zeitungen · Bücher · Alten
Geschäftsbücher kauft
zu reellen Markt-
* Preisen *

auch von auswärts
Adolf von der Heiden
München, Oberanger 44
Fernsprecher Nummer 55585

Nur noch kurze Zeit kann ich dieses außergewöhnliche Angebot aufrecht-
erhalten! Die täglich einlaufenden Bestellungen beweisen am besten die
große Beliebtheit meiner Zusammenstellungen!

Briefmarkensammler!

E H E

Sie Ihren Bedarf an Briefen decken, fragen Sie bitte bei mir an. Ich liefere
Ihnen garantiert echte Marken allerbilligst!

50 Stück M. 0.30 100 Stück M. 0.75 200 Stück M. 1.75

Keine Marke doppelt! Für Anfänger und mittlere Sammler äußerst günstig!
Interessenten von Kriegsmarken mache ich besonders aufmerksam! Ich liefere:

Riga! Befreiung von den Bolschewiki

3 Werte M. 3.50

Litauen auf Brief

5 Werte M. 11.—

Deutsche Mil.-Verw. in Rumänien

5 Werte M. 7.50

Polen auf Brief

9 Werte M. 13.—

Finnland

8 Werte M. 25.—

Polen mit Überdruck und Zeitungsmarken

21 Werte M. 220.—

Albanien auf Brief

6 Werte M. 18.—

Italienische Einzugsmarken

3 h — 1 Kr. 14 Werte M. 220.—

Polen mit Überdruck

3 h — 1 Kr. 14 Werte M. 175.—

Ukraine

7 Werte M. 8.50

Seltenheiten!

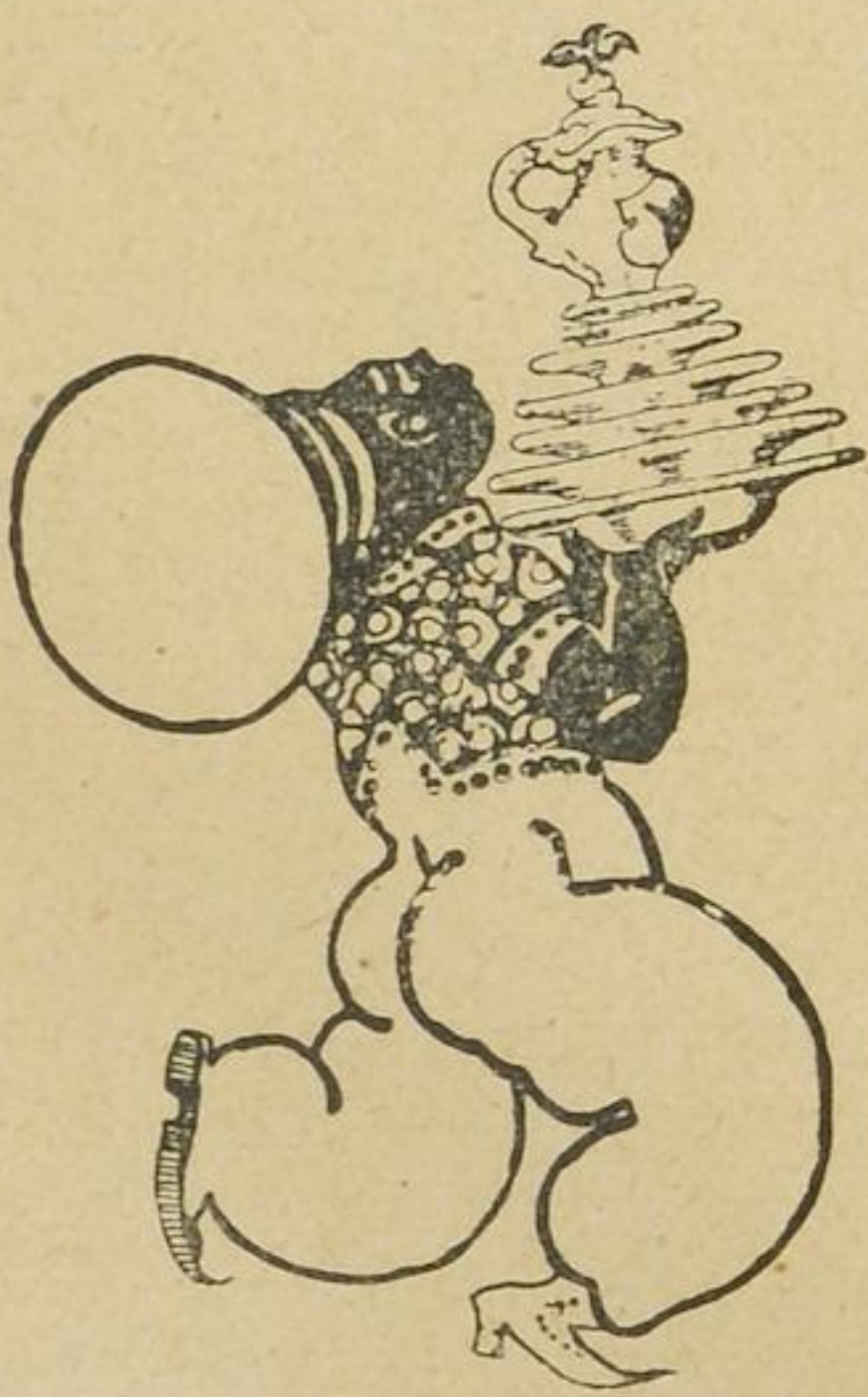
Auswahlensendungen bei Angabe von Referenzen in bester Zusammenstellung!

Kurt Reichardt, München, Leopoldstraße Nr. 3

Anzeigen-Vertreter
sucht Dreiländerverlag München

**KARL
SCHÜSSEL'S**

PORZELLAN-MAGAZIN



MÜNCHEN

Kaufingerstraße 9

(Passage Schüssel)

**SPEZIALHAUS FÜR HAUSHALT-
UND LUXUS-PORZELLANE**

Neuzeitliche Geschäftsorganisation
bietet jeder Konkurrenz
die Spitze

Das Kartei-System

schaft im größten wie kleinsten Betriebe Ordnung
und wunderbare Übersicht; spart Zeit und Arbeit

Verlangen Sie die im Eigenverlag erschienene Broschüre:
Leitfaden für Kartei-Einrichtungen

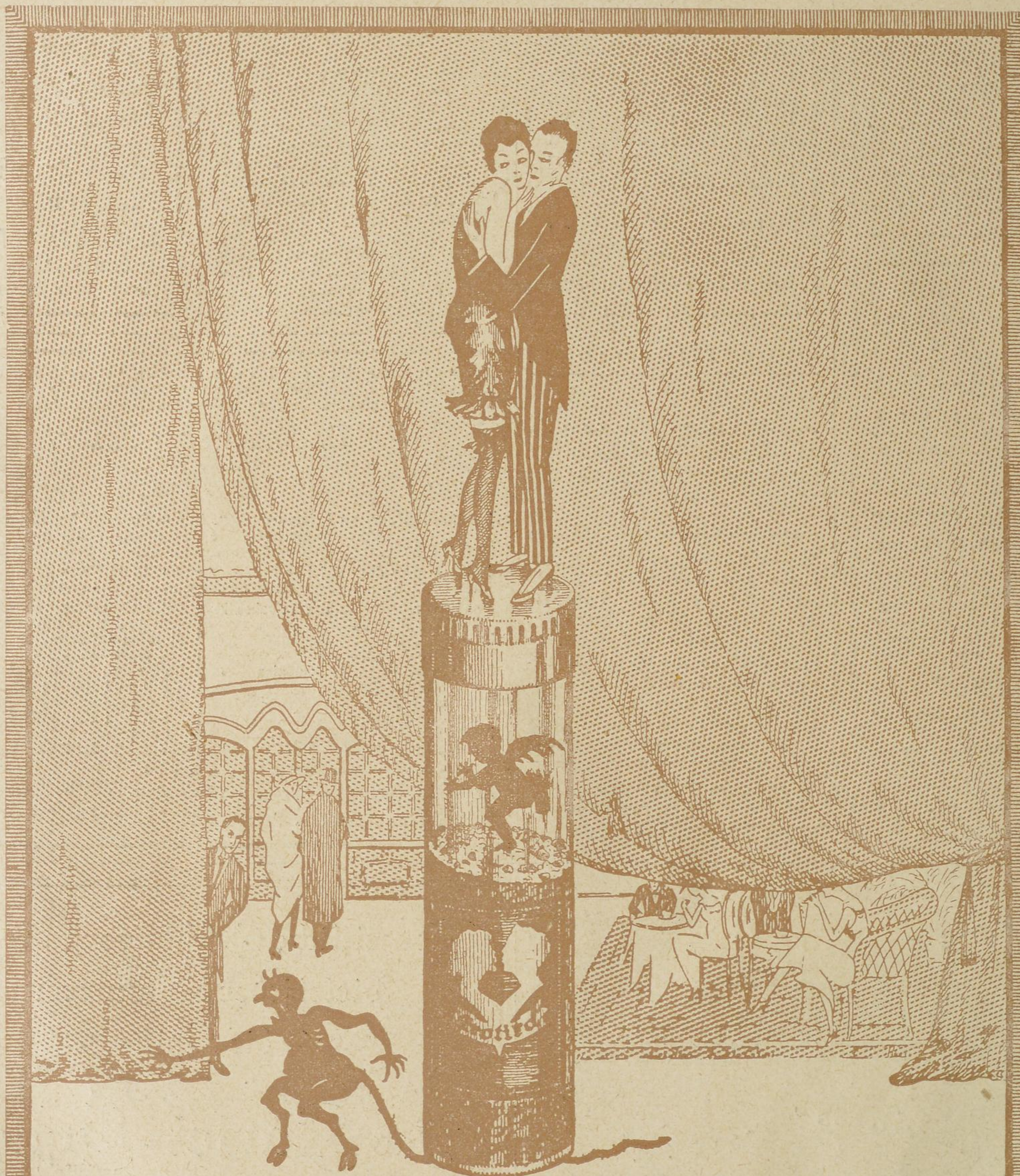
Preis M. 2.50

Großes Lager in Büro-Möbeln
Schreibmaschinen - Zubehör
und Büro-Artikeln aller Art

Engleder & Finkenzeller

Bürobedarfshaus

München, Löwengrube 17/0



Erotika bannt den Teufel der Verwerfung

Zeichnung von G.F. René

Auszug aus dem wissenschaftlichen Urteil von
Dr. Engel, Hamburg:

Es ist nun nach vielen Versuchen
gelingen, ein Präparat „Erotika“ herzustellen, das
mit gerade wegen seiner besonderen Art der Zu-
sammensetzung außerordentlich geeignet erscheint, das
Sexualleben zu stärken und größere körperliche
Leistungen zu ermöglichen. Die Behauptung ver-
schiedener moderner Sexualpsychologen, der Sexual-
trieb sei die Grundlage unserer ganzen geistigen
und seelischen Kultur, geht zweifellos zu weit. Tat-
sache ist aber, daß ein stärkeres Sexualempfinden
für besondere Kraftentfaltung auf körperlichem
und geistigem Gebiet unbedingt erforderlich ist;
das Gegenteil ist Degeneration.

Erotika

das Lebens-Elizir der Großstädter liefern
in Glasphiole zu Mk. 16.— (Porto und
Nachnahmespesen extra) in diskreter Ver-
packung nur die alleinigen Hersteller

**H. O. Müller & Co.,
Homuco-Werke, Hamburg I
Caledoniahaus**

(Gebrauchsanweisung liegt jeder Phiole bei).

Der Orchideengarten

Gespensterball



DREI L'ANDER VERLAG · MÜNCHEN · HEFT 3 · PREIS 1,20 MK.

INHALT Fürst W. Odojewski: Der Ball / Paul Altheer: Der letzte Gang / Edgar Allan Poe: Die Maske des roten Todes / Karl Hans Strobl: Ballnacht / Das Treibhaus / Phantast. Bücher.

Nur noch kurze Zeit kann ich dieses Angebot aufrechterhalten!

Briefmarkensammler!

E H E

Sie Ihren Bedarf an Briefmarken decken, fragen Sie bitte bei mir an. Interessenten von Kriegsmarken mache ich besonders aufmerksam! Ich liefere:

Riga! Befreiung von den Bolschewiki

3 Werte M. 3.50

Litauen auf Brief

5 Werte M. 11.—

Deutsche Mil.-Verw. in Rumänien

5 Werte M. 7.50

Polen auf Brief

9 Werte M. 13.—

Finnland

8 Werte M. 25.—

Polen mit Überdruck und Zeitungsmarken

21 Werte M. 220.—

Albanien auf Brief

6 Werte M. 12.—

Italienische Einzugsmarken

3 h — 1 Kr. 14 Werte M. 220.—

Polen mit Überdruck

3 h — 1 Kr. 14 Werte M. 175.—

Ukraine

7 Werte M. 8.50

Seltenheiten!

Auswahlendungen bei Angabe von Referenzen in bester Zusammenstellung!

Kurt Reichardt, München, Karstraße Nr. 5/0

Suche

Bücher u. Broschüren

über indischen Okkultismus!

Angebote an **Paul Nitsche, Jena, Jahnstr. 19/III**

Frankfurter Theater-, Film- und Varieté-Zeitung

VERLAG: FRANKFURT a. M. · TÖNGESGASSE 40

Einzig mit reichem Bildmaterial versehene Halbmonats-Zeitschrift über Theater-, Film- und Varieté-Fragen.

Preis pro Quartal M. 6.—

Probenummer

M. 1.—

Als Vorzugsdruck erschien in unserem Verlag

Walter Rheiner Kokain

Novelle

Mit sieben Zeichnungen von Felixmüller

Einmalige Auflage von 300 Exempl.
Nr. 1-100 von beiden Autoren signiert, auf bestes holländ. Bütten in Künstlerbatikpapier gebd. M. 50.—
Nr. 101-300 auf deutsches Papier in Künstlerbatikpapier gebd. M. 30.—

RUDOLF KAEMMERER VERLAG
DRESDEN

M. LUSERKE

FÜNF KOMÖDIEN UND FASTNACHTSSPIELE

Geheftet M. 5.—

Einiges der humorvollsten und heitersten Bücher der Gegenwart. — Aus Gustav Wynekens Freier Schulgemeinde in Wickersdorf sind diese Spiele und Schwänke herausgewachsen. Geist der Freideutschen- und Wandervogelbewegung schuf sich hier die ihm gemäße Form und stellt als vollendete Tatsache hin, was einige längst schon wissen: die inneren Zusammenhänge zwischen dem Programm der Hellerauer Tanz- und Rhythmuskultur und den Zielen der heutigen Jugend.

E.W. Bonsels & Co. / München
Leopoldstr. 3

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 1.20 M. / für das Vierteljahr 6.50 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE AUSLIEFERUNGSSTELLE: Wien I, Bräunerstr. 3 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czubulka

Zweiter Jahrgang

Drittes Heft

D E R B A L L

Eine Novelle des Fürsten W. Odojewski, übertragen von Johannes von Guenther.

Le sanglot consiste, ainsi que le rire, en une expiration entrecoupée, ayant lieu de la même manière . . .

Description anatomique de l'organisme humain.

VON Stunde zu Stunde wurde der Ball rauschender. Ein leichter Qualm schwankte über den unzähligen, immer trüber brennenden Kerzen, und nur undeutlich, fast flimmernd gewahrte man durch den Nebel die schweren Tuchportieren, die marmornen Vasen, die goldenen Quasten, die Basreliefs, die Kolonnen und Bilder; von den entblößten Brüsten der schönen Frauen kam es wie ein schwüler Hauch, und häufig, wenn die Dämpfe, von denen man glauben konnte, sie entquollen der mächtigen Hand eines Zauberers, in schnellem Wirbel vor den Augen vorüberglitten, — ja, dann konnte man glauben, man befände sich in den wasserlosen Wüsten Arabiens und es wehe ein heißer, ein erstickender Wind; und von Stunde zu Stunde lösten sich die wohlriechenden Locken immer mehr; der zerdrückte Florsehleier wurde immer nachlässiger um die glühenden Schultern geschwungen; immer schneller schlugen die Pulse; immer häufiger begegneten sich die Hände und näherten sich die flammenden Gesichter; verlangender wurden die Blicke, Lachen und Flüstern wurde hörbar; die Greise erhoben sich von ihren Sesseln, sie streckten die kraftlosen Glieder, und in ihren halberloschenen, starren Blicken mischten sich bitterer Neid mit den tollen Erinnerungen, — und das alles wirbelte vorüber, sprang und raste in der wollüstigsten Entzückung . . .

Auf einer kleinen Estrade glitten wimmernd die Bögen über die gespannten Saiten; dort tre-

molierte die Grabesstimme des Waldhorns und der gleichmäßige Schall der Pauken klang wie ein höhnisches Gelächter. Das Gesicht des ergrauten Kapellmeisters zeigte ein Lächeln, er war außer sich vor Entzückung, und unablässig beschleunigte er die Tempi, wobei er die ermüdeten Musikanten nicht nur durch Blicke, sondern auch durch Körperbewegungen anfeuerte.

— Habe ich nicht recht behalten? flüsterte er mir mit abgerissenen Worten zu, ohne dabei den Bogen sinken zu lassen: — habe ich nicht recht? ich sagte, ich würde den Ball beleben — und ich habe mein Wort gehalten. Alles liegt in der Musik; man versteht sie nur nicht auszuüben; sie ist es, die einen von seinem Platz aufzwingt, sie ist es, die die Tanzenden unwillkürlich in Trunkenheit versetzt; in den Werken berühmter Musiker findet man Stellen, die sonderbare Wirkungen hervorrufen, — und diese Stellen habe ich gut zusammengestellt — darin liegt das ganze Geheimnis, — hören sie, da: das ist das Weinen Dona Annas, wenn Don Juan sie verspottet, hier ist das Stöhnen des sterbenden Komodores; nun der Augenblick, in dem Othello an seine Eifersucht zu glauben beginnt — und dies ist Desdemonas letztes Gebet.

Und noch lange fuhr der Kapellmeister fort, mir alle die Qualen der Menschen aufzuzählen, die in den Werken der berühmten Musiker zu Tönen wurden; aber ich hörte ihm nicht länger zu — ich bemerkte in der Musik etwas Selt-



Heinrich Kley

sames, etwas Gräßlich-Bezauberndes: ich gewahrte, daß zu jedem Ton sich ein neuer Ton gesellte, ein immer durchdringenderer, der das Blut in den Adern erkältete und die Haare zu Berge stehen ließ; ich lauschte: und da war es bald das Schluchzen eines leidenden Kindes, bald das wilde Weinen des Jünglings, das Wimmern bald der Mutter, die ihr Kind verloren, das röchelnde Stöhnen bald des Greises, und all diese Stimmen der mannigfaltigsten menschlichen Pein erschienen mir geordnet wie eine unendliche Tonleiter, die sich vom ersten Schrei des Neugeborenen bis zum letzten Gedanken des sterbenden Byron hinzieht: jeder Ton einem überreizten Nerv entrissen, jede Melodie ein fieberhafter Krampf.

Und wie eine finstere Wolke hing dieses furchtbare Orchester über den Tanzenden — und aus dieser Wolke brachen bei jedem Takt des Orchesters: die laute Stimme des Unmutes, das zerrissene Stammeln dessen, den der Schmerz besiegt hat, das dumpfe Wort der Verzweiflung ebenso wie die äußerste Qual des Bräutigams, den man von seiner Braut getrennt hat, die Reue nach dem Verrat und das Gebrüll des empörten, des siegreichen Pöbels, es war der Spott des Unglaubens darin und das frucht-

lose Schluchzen des Genius, die rätselhafte Trauer des Heuchlers genau so wie das Leiden dessen, den sein Jahrhundert verkennt, das Geheul eines, der das Edelste seiner Seele in den Schmutz getreten hat, und die kränkliche Stimme des Menschen, dessen Leben zu lang währte, die Lust der Rache und das Flackern der Wut, der Rausch des Zerstörens und die Sehnsucht des Begehrens, Zähneknirschen und Krachen von Knochen, und Weinen und Seufzen und Gelächter . . . und all dies verschmolz in den ungestümen Harmonien, und wie kündete es laut den Fluch wider die Natur, den Aufruhr gegen die Vorsehung; und bei jedem Takt des Orchesters wurden schauderhaft sichtbar bald das blau angelaufene Gesicht des von der Folter Zerstörten, die lachenden Augen bald des Wahnsinnigen, die schlotternden Kniee des Selbstmörders und die verstummten Lippen des von seelischer Qual heimlich Gemordeten: und es tropften aus der finsternen Wolke blutige Tränen auf das Parkett, — und es glitten darüber die Atlasschuhe der schönen Frauen . . . und wie zuvor wirbelte alles vorüber, sprang und raste im kalten Taumel der Wollust.

Bis tief in den Morgen hinein setzte der Ball sich fort, und noch lange konnten die

Menschen, die die tägliche Sorge von ihren Betten aufgetrieben hatte, in den erleuchteten Fenstern die gleitenden Schatten sehen.

Verwirbelt, ermüdet, zerstört von der qualvollen Lust, entsprang ich aus den erstickend schwülen Zimmern auf die Straße und sog die frische Luft ein; Morgenglocken verloren sich im Lärm der nach Hause fahrenden Wagen und die Pforten eines Tempels öffneten sich gerade vor mir!

Ich trat ein; die Kirche war leer, eine Kerze nur brannte vor dem Muttergottesbild, und durch das Gewölbe scholl die leise Stimme eines Priesters: er verkündigte sie, die verheißenen Worte der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung; er verkündigte sie, die Geheimnisse der Erlösung; und er sprach von Dem, Der in Sich alle Leiden der Menschheit vereinigt hatte, er sprach von der erhabenen Er-

kenntnis des Göttlichen, vom Frieden der Seele, von der Liebe zum Nächsten, von der brüderlichen Einigung der Menschen, vom Vergessen der Beleidigungen, von der Verzeihung dem Feinde, von der Eitelkeit der Gottwidrigen Gedanken, vom unablässigen Vervollkommen der menschlichen Seelen, von der Demut vor den Absichten des Höchsten, und er betete für die Aufgeborenen und für die Zukünftigen!

Ich eilte hinaus auf die Stufen der Kirche, ich wollte die tollen Rasenden, die Gequälten aufhalten, die zerrissenen Herzen emporreißen vom Lager der Wollust, sie durch die feurige Harmonie der Liebe und des Glaubens aus ihrem kalten Traum erwecken — aber es war bereits zu spät! Sie waren alle an der Kirche vorübergefahren, und niemand von ihnen hatte die Worte des Priesters gehört...

D E R L E T Z T E G A S T

Von Paul Altheer

Die Kellner lümmeln um den letzten Gast . .

Noch eine Lampe geizt mit ihrer Helle.

Der Ober steht gelangweilt auf der Schwelle,

Und seine Rückenlinie rollt sich fast.

Die Gläser und Tablette sind geleert.

Die Stühle stehen köpflings auf den Tischen,

Und sehr bemerkbar wird schon in den Nischen

Von einem müden Knechte ausgekehrt.

Dann klingt ein Geldstück auf in kurzem Tanz.

Der Ober rechnet falsch und steht in Pose.

Er steckt blasiert das Trinkgeld in die Hose,

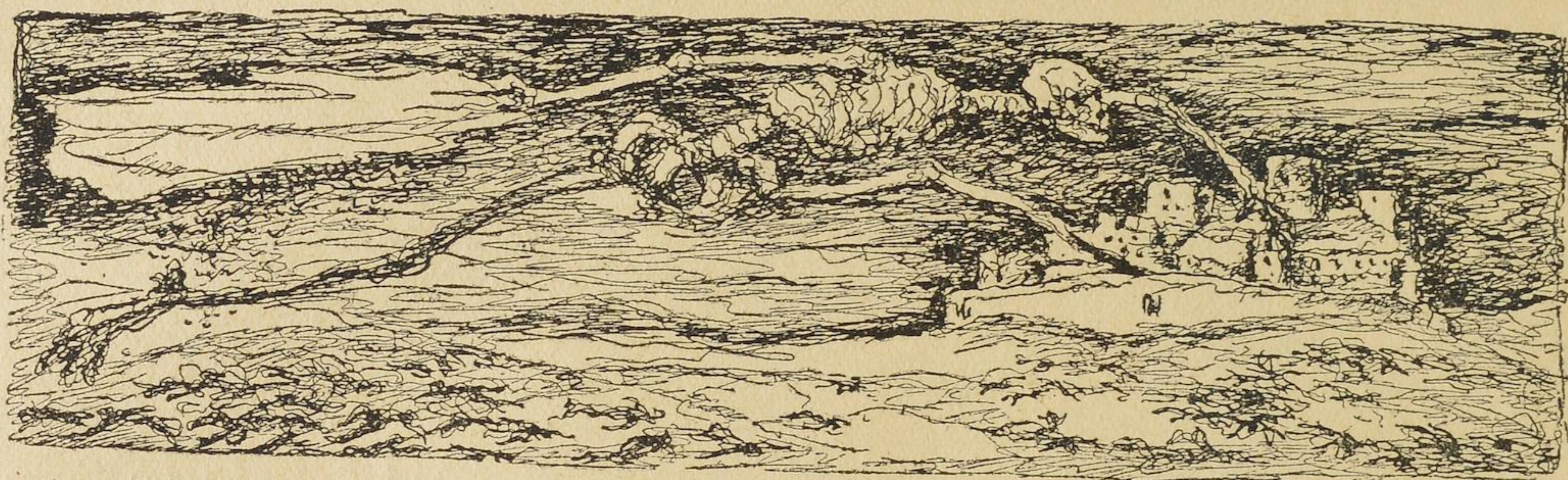
Und sein Gesicht hat einen fetten Glanz.

Der Gast empfiehlt sich, und er drückt den Hut

Mit Absicht sehr beträchtlich in die Stirne.

Er folgt dem Schatten einer müden Dirne . . .

Der Himmel flimmert in gedämpfter Glut.



DIE MASKE DES ROTEN TODES

Von Edgar Allan Poe. (Mit 3 Zeichnungen von Max Schenke.)

DER rote Tod hatte schon lange in der Gegend gewütet. Noch nie hatte sich eine Pest so tödlich und in so furchtbarer Gestalt gezeigt. Blut war der Anfang, und Blut war das Ende: — die Farbe und die Schrecken des Blutes. Zuerst stellten sich stechende Schmerzen und plötzlicher Schwindel ein; dann starkes Bluten aus allen Poren, und dies war der Eintritt gänzlicher Auflösung. Die scharlachroten Flecken auf dem ganzen Körper und besonders auf dem Gesicht des unglücklichen Opfers waren das Brandmal, welches den Erkrankten von der Hilfe und der Teilnahme seiner Mitmenschen ausschloß. Der erste Anfall, der Verlauf und das Ende der Seuche waren das Werk einer halben Stunde.

Allein Prinz Prospero ließ sich von allem dem nicht anfechten; war er doch glücklich, furchtlos und weise. Als sein Gebiet zur Hälfte entvölkert war, erwählte er sich unter den Rittern und Damen seines Hofes einen traulichen Kreis von tausend munteren und zuversichtlichen Genossen und mit diesen zog er sich in die tiefste Abgeschiedenheit auf eins seiner bestfestigten Schlösser zurück. Dies war ein weitläufiger und prächtiger Bau, eine Schöpfung ganz in des Prinzen eigenem exzentrischen, aber großartigen Geschmack. Das Ganze war von einer starken und hohen Mauer umschlossen, die an ihren Ausgängen mit eisernen Toren versehen war. Nachdem die Höflinge hineingezogen waren, brachten sie Schmelzöfen und schwere Hämmer herbei und schmiedeten die Riegel an den Toren fest. Sie waren entschlos-

sen, jeder Möglichkeit vorzubeugen, daß weder die Verzweiflung in einem plötzlichen Anfall von außen sich einen Eingang, noch der Unverstand von innen sich einen Ausgang verschaffen könnten. Das Schloß war reichlich mit Lebensmitteln versehen. Bei solchen Maßregeln der Vorsicht mochten die Höflinge der Ansteckung wohl Trotz bieten und die übrige Welt konnte für sich selbst sorgen. Mittlerweile wäre es töricht gewesen, traurigen Gedanken oder Grübeleien nachzuhängen. Überdies hatte der Prinz für alles, was zum Vergnügen und zur Unterhaltung dienen konnte, Sorge getragen. So war man mit allem wohl versehen. Da gab es Gaukler, Improvisatoren, Ballettänzer, Musiker, schöne Damen und Wein. Dies alles und dazu noch Sicherheit vor der Seuche gab es innerhalb des Schlosses: Draußen war der rote Tod.

Gegen das Ende des fünften oder sechsten Monats dieser Absperrung, während die Pest draußen am schlimmsten wütete, ließ Prinz Prospero mit der ungewöhnlichsten Pracht für seine tausend Freunde einen Maskenball veranstalten.

Die Maskerade bot einen entzückenden Anblick dar. Doch zuerst muß ich von den Räumen sprechen, worin das Fest stattfand. Es waren ihrer sieben; eine prächtige Reihe wahrhaft königlicher Gemächer! In den meisten Palästen würde eine solche Zimmerflucht eine lange und fortlaufende Durchsicht geboten haben, da die Flügeltüren fast bis zu den Seiten-



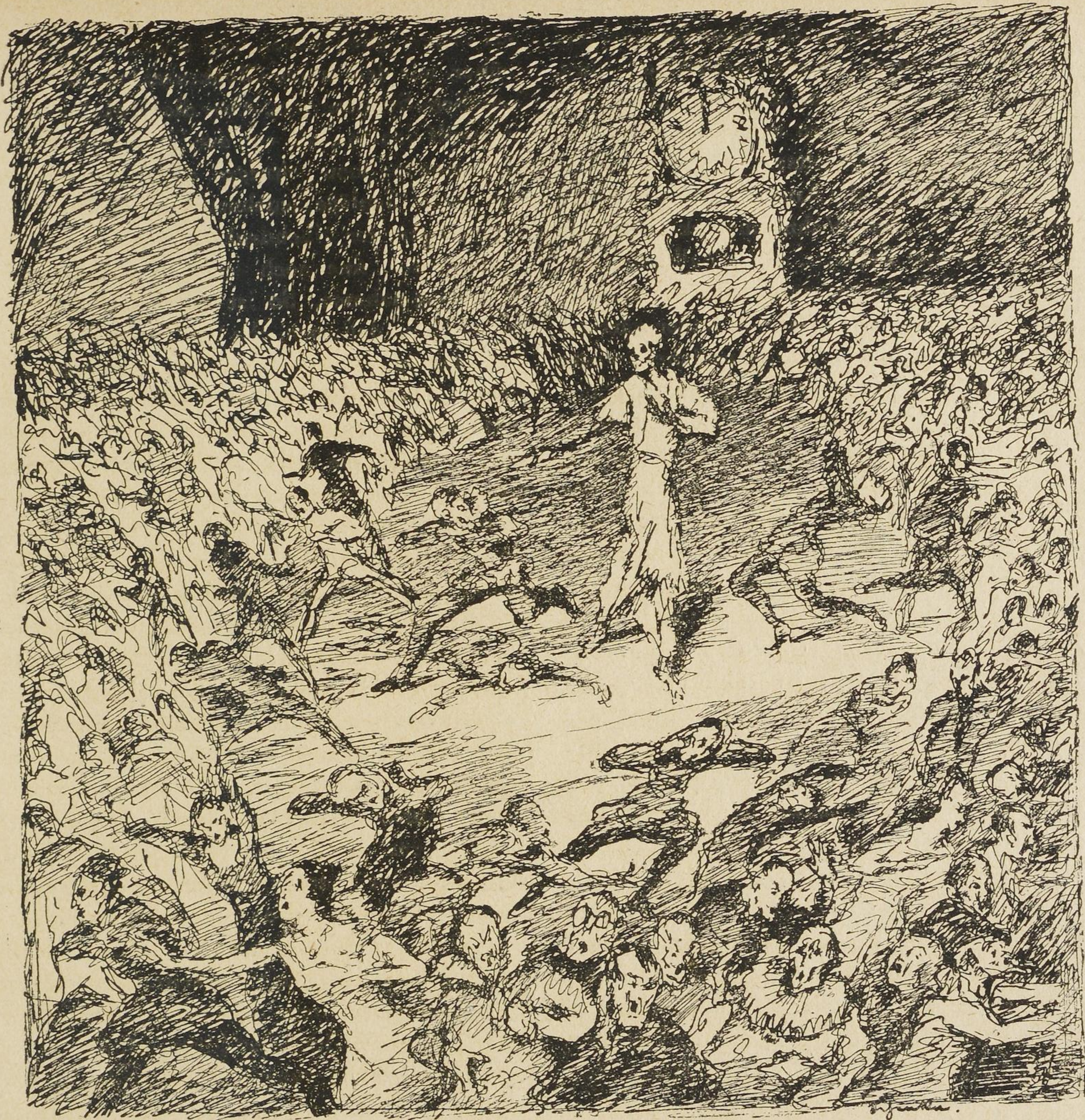
Gespensterball

E. Plaichinger-Coltelli

wänden zurückgeschoben werden konnten, so daß der Überblick über die Räumlichkeiten ihrer ganzen Ausdehnung nach kaum irgendwo durch ein Hindernis gehemmt sein mochte. Hier jedoch verhielt es sich ganz anders, wie es bei des Herzogs Vorliebe für das Bizarre wohl zu erwarten gewesen war. Die Lage der Gemächer war so unregelmäßig verteilt, daß man auf einen Blick kaum mehr als ein einziges übersehen konnte. Allemal nach zwanzig oder dreißig Ellen trat eine scharfe Biegung ein, und mit jeder war eine ganz neue Wirkung verbunden. Nach links und rechts hin war in der Mitte jeder Wand ein schmales, aber hohes gotisches Fenster angebracht, das auf einen geschlossenen Korridor hinausging, der den Wendungen der Zimmerflucht folgend an derselben entlang lief. Diese Fenster waren von buntem Glase, das in der Farbe mit der bei den Dekorationen des Zimmers, worin sie angebracht waren, vorherrschenden Farbe übereinstimmend wechselte. Das am östlichen Ende gelegene Zimmer war z. B. in Blau gehalten; dem entsprechend waren auch die Scheiben seiner Fenster von funkelndem Blau. In dem zweiten Gemach waren Wandbekleidung und Ausschmückungen purpurfarbig, und also waren dies auch die Fensterscheiben. Das dritte Gemach war ganz in Grün gehalten, und von derselben Farbe waren seine Fenster. Das vierte Gemach hatte bei seiner orangefarbigten Einrichtung auch orangefarbige Beleuchtung. Das fünfte Gemach war weiß und das sechste violett. Das siebente Gemach war dicht verhangen mit schwarzem Sammet, der die ganze Decke bedeckte und die Wände überkleidend sich in schweren Falten bis auf den Bodenteppich niedersenkte, der von demselben Stoff und von derselben Farbe war. Indessen hier allein war die Übereinstimmung in der Farbe zwischen Dekorationen und Fenstern ausgeschlossen. Die Scheiben waren scharlachrot — von einem tief satten, wie mit Blut getränktem Farbenton. In keinem der sieben Gemächer war unter der Überfülle goldener Zieraten, die überall verstreut umherstanden oder von der Decke herabhingen, irgendwo eine Lampe oder ein Kandelaber zu erblicken. Eine Beleuchtung, die von einer Lampe oder einem Leuchter ausgegangen wäre, gab es in der ganzen Zimmerflucht nicht. Aber in den an

den Gemächern hinlaufenden Korridoren war gerade jedem der Fenster gegenüber ein massiver Dreifuß aufgestellt, der eine hell lodernde Kohlenpfanne trug, die ihren Flammenschein durch die bunten Scheiben in das Gemach hineinspielen ließ und ihm eine glühende Beleuchtung verlieh. In dieser Weise wurden eine Menge blendender und phantastischer Wirkungen erzeugt. Aber in dem westlich gelegenen oder schwarzen Gemache gewann diese Flammenbeleuchtung einen in hohem Grade gespenstischen Charakter, und gab den Gesichtern der Eintretenden durch die grellen Reflexe ein so fürchterliches Aussehen, daß nur wenige von der Gesellschaft den Mut behielten, die Schwelle des Gemaches überhaupt nur noch mit einem Fuße zu berühren.

Gerade auch in diesem Gemache stand an der nach Westen liegenden Wand eine riesengroße Uhr von Ebenholz. Mit dumpfem, wuchtigen und eintönigen Geräusch schwang sich ihr Pendel hin und her. Und wenn der Minutenzeiger seinen Kreislauf auf dem Zifferblatte beendet hatte, und das Uhrwerk zum Schlagen der Stunde ausholte, drang aus den metallenen Lungen ein volltönender, klarer, tiefer und außerordentlich musikalisch klingender Ton hervor. Zugleich aber war er von so besonderer Klangfarbe und hatte etwas so sonderbar feierlich Mahnendes, daß, so oft die Stunde abgelaufen war, die Musiker des Orchesters, unwillkürlich dazu gezwungen, eine Pause eintreten ließen, um diesem Klange zu lauschen. Die tanzenden Paare fühlten sich genötigt, mitten in ihren graziösen Schwenkungen wie angewurzelt stehen zu bleiben; die ganze fröhliche Gesellschaft überlief ein kurzes Mißbehagen; und so lange die Schläge der Uhr ertönten, sah man die Ausgelassensten erbleichen; die Älteren und Gesetzteren unter den Gästen legten, wie in traumhaftes Selbstvergessen oder in Nachdenken versunken, ihre Hand an die Stirn. Aber sobald die Glockenschläge verklungen waren, brach die Versammlung sofort wieder in heiteres Lachen aus. Die Musiker sahen sich einander an und lächelten wie über ihre eigene nervöse Torheit und Schwäche. Flüsternd taten sie sich ein gegenseitiges Gelöbnis, daß sie beim nächsten Stundenschlage nicht wieder einer ähnlichen Aufregung verfallen wollten. Allein, wenn nach Verlauf



der sechzig Minuten, die so viel als dreitausendsechshundert Sekunden der flüchtigen Zeit bedeuten, das Uhrwerk seinen Stundenschlag wiederum begann, trat aufs neue dieselbe angstvolle Verstörung ein, dieselbe nachdenkliche Versunkenheit wie zuvor.

Indessen war es trotz dieser Erscheinung ein prächtiges und heiteres Fest. Der Herzog hatte seine ganz besondere Geschmacksrichtung. Er hatte einen feinen Sinn für Farben und liebte wirkungsvolle Kontraste. Über die Vorschriften des nur Herkömmlichen setzte er sich leicht hinweg. In seinen Plänen war er kühn und lebhaft, und seine Entwürfe schimmerten

mit dem Glanze einer fremdartigen Glut. Manche hätten ihn für wahnsinnig halten mögen. Seine Vertrauten wußten, daß er es nicht war; aber es gehörte auch dazu, ihn zu sehen und zu hören und in naher Berührung zu ihm zu stehen, um davon überzeugt zu sein.

Bei Gelegenheit dieses großen Festes waren die beweglichen Dekorationen der sieben Gemächer größtenteils unter seiner eigenen Leitung entstanden. Sein Geschmack hatte darüber entschieden, in welchen Kostümen die verschiedenen Masken erscheinen sollten. Sie waren sicherlich grotesk genug. Da gab es viel grelle Farbenpracht, blendendes Gefunkel,

schimmerndes Glitzern, viel Phantastisches und viel Pikantes durch scharfe Gegensätze, — kurz, viel von dem, was man seither in „Hernani“ gesehen hat. Da waren arabeskenartige Gestalten zu sehen, mit seltsam verrenkten Gliedern. Gebilde, wie die Ausgeburt einer Fieberphantasie, die der Wahnsinn verkörpert hat. Da gab es viel Schönes, viel schalkhaft Lauenisches, viel Bizarres, einiges, das schrecklich, und nicht wenig, das sogar von widerwärtiger Wirkung war. In den sieben Gemächern wogte es buchstäblich wie von einem Gewimmel bunter Träume. Und diese — nämlich die Traumgestalten — bewegten sich in der farbigen Beleuchtung der Gemächer so phantastisch durcheinander, daß die lauten Klänge des Orchesters das Echo ihrer Schritte zu sein schienen. Dazwischen läßt dann plötzlich, von dem mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Zimmer her, die Uhr von Ebenholz ihren lauten Stundenruf erschallen. Für einen Augenblick tritt Ruhe ein, alles verstummt, und nur die Schläge der Uhr lassen sich vernehmen. Die Traumgestalten stehen da, wie von plötzlicher Erstarrung ergriffen. Aber die Schläge der Uhr verklingen — sie dauerten nur einen Augenblick lang —, wie sie verschwinden, erklingt hinter ihnen her in der Luft ein leichtes, halb unterdrücktes Lachen. Und nun beginnt die Musik aufs neue; die Träume leben auf und schieben sich fröhlicher denn je in buntem Gewirre durcheinander, angestrahlt von der hinter den Fenstern leuchtenden Flammenglut. Aber keine der Masken wagte sich mehr in jenes, von der ganzen Zimmerflucht am meisten nach Westen gelegene Gemach, denn die Nacht ist weit vorgeschritten. Durch die blutroten Scheiben dringt ein greller Licht hinein, und die unheimliche Düsterteit der finsternen Draperien tritt noch schärfer hervor. Wer es wagt, seinen Fuß auf den schwarzen Teppich zu setzen, dem dringt von der nahen Ebenholzuhr das dumpfe Ticken noch feierlicher und lauter ins Ohr.

In den anderen Gemächern war ein überfüllendes Gedränge und in ihnen pulsierte fieberisch der Herzschlag des Lebens. Unter rauschender Lust nimmt das Fest seinen Fortgang, bis endlich auf der Uhr die Mitternachtsstunde zu schlagen beginnt. Und nun, wie jedesmal nach Ablauf der Stunde: ein plötzliches Verstummen der Musik, die Walzenden blei-

ben unbeweglich stehen, und überall tritt, wie früher, mit dem ersten Glockenschlage der unheimliche Stillstand ein. Aber dieses Mal waren es zwölf Schläge, die von der Uhr erschallten. Dies mochte dazu beitragen, daß in der durch die zwölf Schläge gedehnten Zeit die Betrachtungen der Nachdenklicheren unter den Festgenossen eine noch ernstere und tiefere Wendung nahmen. So ist es vielleicht auch zu erklären, daß noch, ehe der Ton des letzten Schlages ganz verklungen war, verschiedene Personen unter der anwesenden Menge sich der Gegenwart einer maskierten Erscheinung bewußt wurden, die bisher noch von keinem bemerkt worden war. Als das Gerücht von dem fremdartigen Gast flüsternd die Runde gemacht hatte, entstand in der ganzen Gesellschaft ein summendes Gemurmel des Staunens und der Mißbilligung — das schließlich in einen Ausbruch des Schreckens, des Entsetzens und des Abscheues überging. Man kann sich denken, daß es keineswegs eine gewöhnliche Erscheinung war, die in einer so phantastisch herausstaffierten Gesellschaft, wie ich sie schilderte, solches Aufsehen erregen konnte. Allerdings war für jene Nacht eine fast unbeschränkte Maskenfreiheit gestattet. Aber von der fraglichen Erscheinung wurde alles auch nur möglicherweise noch Denkbare übertroffen. Sie hatte sogar die liberalen Vorschriften des Prinzen weit überschritten. Auch das Gemüt der leichtfertigen Weltkinder birgt Saiten, die nicht ohne Erschütterung berührt werden dürfen. Sogar für die Verstocktesten, die mit Leben und Tod nur ein Spiel treiben, gibt es Dinge, über die nicht zu scherzen ist. Die ganze Gesellschaft schien von der Überzeugung durchdrungen zu sein, daß in dem Kostüm und dem Verhalten des Fremden weder Witz noch ein Gefühl für das Schickliche zu erkennen sei. Seine Gestalt war lang und hager und vom Kopf bis zu den Füßen in Leichentücher eingehüllt. Die Maske, welche das Gesicht barg, war so genau dem starren Antlitz einer Leiche nachgebildet, daß es bei der sorgfältigsten Prüfung schwer sein mußte, die Täuschung zu entdecken. Dies alles möchte den tollen Festgenossen, wenn sie es auch nicht billigen konnten, doch noch erträglich gewesen sein. Aber der Maskierte hatte die Vermessenheit so weit getrieben, den Typus des roten Todes anzuneh-



men. Seine Gewänder waren mit Blut bespritzt, — seine breite Stirn, sowie sein ganzes Gesicht waren bis zum Entsetzen mit den bekannten scharlachroten Flecken gesprenkelt.

Als Prinz Prosperos Augen diese gespensterhafte Erscheinung erblickten, — die, gleichsam wie um besser in ihrer Rolle zu bleiben, mit langsamen und feierlichen Schritten zwischen den Reihen der Tanzenden auf- und niederstapfte —, sah man ihn auf den ersten Blick mit heftigem Schauder, vor Entsetzen oder Abscheu zusammenzucken. Im nächsten Augenblick aber stieg ihm die Zornesröte ins Gesicht.

„Wer ist der Verwegene,“ wandte er sich fragend an die ihn umstehenden Höflinge, „der

es wagt, uns mit diesem gotteslästerlichen Hohn entgegenzutreten? Ergreift ihn und reißt ihm die Maske ab, damit wir erfahren, wer mit Sonnenaufgang an den Zinnen dieses Schlosses hängen wird!“

Prinz Prospero befand sich in dem gegen Osten gelegenen oder blauen Gemach, als er diese Worte sprach. Sie schallten laut und deutlich durch alle sieben Gemächer, denn der Prinz war ein kühner und starker Mann, und die Musik hatte er durch einen Wink mit seiner Hand zum Schweigen gebracht.

Er stand also in dem blauen Zimmer und war von einer Gruppe bleicher Höflinge umgeben. Als er zu sprechen begann, machte sich unter

dieser Gruppe das leise Geräusch einer Bewegung bemerkbar, die sich in der Richtung nach der eingedrungenen Maske verlief, die in diesem Augenblick gleichfalls ganz in der Nähe war. Jetzt trat sie bedachtsam mit gemessenen Schritten gerade auf den Redenden zu. Die wahnsinnige Vermessenheit des Fremden hatte die ganze Gesellschaft mit einer seltsamen, rätselhaften Scheu erfüllt, so daß keiner sich fand, der den Mut gehabt hätte, seine Hand nach ihm auszustrecken, um ihn zu ergreifen. Ungehindert trat die Erscheinung bis auf eine geringe Entfernung vor den Prinzen hin. Während die zahlreiche Versammlung, wie auf einen Impuls, aus der Mitte der Gemächer bis an die Wand zurückwich, setzte der Fremde unaufhaltsam mit demselben feierlich gemessenen Schritt, der ihn gleich anfangs ausgezeichnet hatte, seine Wanderung durch die verschiedenen Gemächer fort. Aus dem blauen Zimmer schritt er durch das purpurfarbene; von diesem durch das grüne; aus dem grünen in das orangefarbene; dann durch das weiße, und aus diesem sogar in das violette, ohne daß ein entschiedener Versuch gemacht worden wäre, ihn aufzuhalten. Jetzt aber war der Augenblick gekommen, wo Prinz Prospero, außer sich vor Wut und Scham über seine eigene vorübergehende Feigheit, in höchster Eile durch die sechs Gemächer herbeistürmte. Niemand folgte ihm, so sehr waren alle vom Schrecken ergriffen. Mit hochgeschwungenem

Dolch war er im Ungestüm seiner Hast der vor ihm herziehenden Gestalt bis auf drei oder vier Fußnahe gekommen, als diese gerade das äußerste Ende des schwarzen Gemaches erreicht hatte. Da trat sie mit einer plötzlichen Wendung ihrem Verfolger entgegen. Man hörte einen durchdringenden Schrei — den Dolch sah man blitzend auf den schwarzen Teppich niederfallen und im nächsten Augenblick war Prinz Prospero tot zu Boden gestürzt. Jetzt rafften die Festgenossen sich auf, und im wilden Mut der Verzweiflung herbeistürzend, drängten sie in das schwarze Gemach. Aber als sie den Unbekannten ergreifen wollten, dessen hohe Gestalt gerade aufrecht und unbeweglich im Schatten der Ebenholz-Uhr lehnte, schrien sie laut in unaussprechlichem Entsetzen, denn sie fanden die Grabgewänder und die leichenartige Gesichtsmaske, die sie mit so rauher Gewalt gepackt hatten, — hohl und leer.

Jetzt erkannte man die Gegenwart des „roten Todes“. Wie ein Dieb in der Nacht hatte er sich eingeschlichen. Einer nach dem andern wurden die Zecher in den blutbefleckten Sälen ihrer Lust dahingerafft. Jeder starb in der verzweifelten Verzerrung, wie er zu Boden gesunken war. Und mit dem entfliehenden Atem des letzten Festgenossen stand auch das Uhrwerk still. Auf den Dreifüßen erloschen die Flammen, und mit dem roten Tod traten Finsternis und Verwesung ihre Herrschaft an.

B A L L N A C H T

Von Karl Hans Strobl, (Mit einer Zeichnung von Otto Linnekögel.)

DER Tag, an dem Wolfgang Radfux beim Verlassen seines Hauses über eine große, grünlich gedunsene Kröte stolperte, brachte die Entscheidung. Das Tier saß auf der Steinstufe vor dem Haustor, Schaumblasen um das Maul, mit flappenden Flanken, eine schillernde Spur von Speichel hinter sich, und schaute mit menschlichen Augen zu Radfux auf. Dieser Blick schlug ihn mit Schrecken. Er schwang sich zurück, riß den schon gesenkten Fuß eine Linie über dem Leib der Kröte hoch, gab sich eine Drehung und warf sich mit einem großen, jähen Schritt über das Tier hinaus. Knickte

aber sogleich mit einem Schmerz im Knöchel zusammen.

Als er nachmittags zu Doris kam, hinkte er noch. Sie lag, schlank und blond und kühl, im grünen Kleid auf roter Ottomane. Ihre Lippen kräuselten Zigarettenrauch, ihre Füße waren warm und rot vom Ofenfeuer angestrahlt. Der junge Mensch erbleichte. Auf einem Stuhl neben der Ottomane lag lässig das gestickte Kostüm einer japanischen Geisha. Über den Fushijama flog ein Reiher, ein Blütenast ragte über die Hüftengegend.

„Du gehst also doch?“

Doris stieß blaue Rauchringe aus, wippte den Fuß, nickte. Der Kampf war zu Ende, und Radfux lag auf der Strecke. Über ihm höhnte das bleiche, südlich zerlebte Gesicht des Geigenspielers. Längst Vorempfundenes hatte sich endlich zusammengeballt und war grinsende Wirklichkeit geworden. Hier war endlich Wille hart gegen Wille gesetzt worden, sinnbildhaft, und das Geishakostüm deutete Wolfgangs Unterliegen. Zerfleischt lag sein Herz, eine brandige Wunde im Eiter. Er war nicht gesonnen, einen Teil für das Ganze zu nehmen, ein großer Schwur stand vor aller weiteren Täuschung.

„Du gehst also doch? Du liebst mich nicht.“

Doris zog die Beine an, wandte sich halb zur Seite, warf den Zigarettenstumpf gegen den Ofen. „Nein!“ sagte sie, mit einer von Haß dunkeln Stimme. „Nein! Du sollst endlich die Wahrheit wissen. Ich habe es satt. Deine Blicke, deine Liebkosungen sind mir ein Greuel, deine Worte ekeln mich an, dein Wächtertum über mich macht mich rasend. Ich bin nicht deine Sklavin, ich habe mich nicht verkauft. Da ich mich dir geschenkt habe, kann ich mich jederzeit zurücknehmen. Ich habe genug von dir.“ Sie saß aufrecht, ihre Blicke schwangen glühenden, spitzen Stahl gegen sein Gesicht, gegen sein Herz: „Du wolltest es darauf ankommen lassen, gut, hier hast du meine Antwort.“ Sie hob das Geishakostüm empor, der Fushijame glomm rot. „Ich bin fertig mit dir. Verstehst du mich? Geh mir aus dem Weg.“

Er trat einen hinkenden Schritt zurück und stieß an einen Stuhl. Seine Hand glitt über die Stirn, als ziehe sie einen Vorhang weg. „Heute morgen hätte ich fast eine Kröte zertreten. Sie muß aus einem der Gärten gekommen sein. Sie saß auf den Stufen vor meinem Haus, ganz dumm und gedunsen vor Brünstigkeit. Es ist die Zeit ihrer Liebesraserei. Sie verlassen ihre Tümpel und wandern blindlings drauf los, im Trieb des Geschlechtes. Man findet sie manchmal breit zerquetscht von Wagenrädern oder Nagelschuhen mitten auf der Straße.“

Vor dem hohen Spiegelließ Doris das Geishagewand zur Probe an sich herabfließen, der Blütenzweig schmiegte sich an die Rundung ihrer Hüften. Über die Schulter sah tief im Dämmern des Zimmers ein blasser Fleck, ein

verwischtes Menschengesicht. Es blieb lange still hinter ihr.

„Ich gehe dir aus dem Wege“, sagte es endlich. „Geh!“

Dann klang die Türe wie eine Sehne, von der ein Pfeil abstößt. Doris reckte die Arme hoch, ihre Hände trafen sich über ihrem Kopf, rangen die Finger knackend ineinander, ihren Fuß umrauschte seidig der Knäuel des japanischen Gewandes. Langsam wandte sie sich um, das Zimmer lag leer. Sie nahm die Finger auseinander, ließ die Arme sinken, lachte glücklich, befreit, reuelos. Dann ging sie im Zimmer umher, mit leichten, geschmeidigen Schritten, und sah alle die Dinge neu, mit strahlenden, gespannten Oberflächen, als sei ihnen ein trübes, welches Häutchen abgezogen worden. Sie öffnete das Fenster. Dunkel und weich schwamm der Abend, es war die Zeit, da der Frühling schon draußen ist und der Winter noch aus den Mauern nicht weichen will. Später klingelte sie dem Mädchen, ließ sich helfen, ordnete das Haar zur japanischen Frisur, schlüpfte in den Kimono und entließ Anna. Vor dem Spiegel legte sie ein wenig Farbe, ganz wenig Rot auf die Lippen und half den Augenbrauen mit schiefen Strichen zu einigem Asiatentum. Lächelnd sah sie sich fertig. Aus Bildern und Wünschen stieg Hitze in ihren Leib, die Brüste standen steil unter der Seide, ihre Hüften wölbten sich. Wundersam ergriff sie Vorahnung dieser Nacht. Tanz floß in ihr Blut und dann wie ein Geiser, heißer Strahl, wild aufschäumend und verwirrend die Verzückung der Umarmung. Plötzlich traf sie ein Schrei. Sie wußte nicht, ob ihn die Nähe oder die Ferne ausgestoßen hatte. Doris ging in die Küche, das Mädchenzimmer, Anna war schon fort, zur Tante, mit Urlaub für diese Nacht, für diese ganze Nacht, die ohne Zeugenschaft sein sollte. Jemand kam aber da die Treppe herauf, ein hinkender Schritt. Kam Wolfgang zurück, wagte es noch einmal? Im dunkeln Vorzimmer stand Doris, sprungbereit und zornig, aber je näher der Tritt kam, desto seltsamer zerging Zorn in Bangigkeit. Ihr Körper schauerte unter dünner Seide, unter der Hand bebte der Reiher, ein zitternder angstvoller Vogel, belebt von ihrem Herzen. Vor ihrer Türe hielt der Schritt, eine Hand tastete nach dem Briefkasten, sie hörte einen Brief fallen. Dann



nichts als vom Blutgewoge eigenen Leibes durchraushtes Schweigen. War der Mensch fort? Stand er noch vor der Türe und starrte die Klinke an, bohrte die Blicke durchs Holz?

Warten wurde unerträgliche Marter, Doris stürzte nach Licht, öffnete die Türe, niemand

war da. Sie ließ den suchenden Strahl durch den Spalt des Briefkastens gleiten, er kehrte vom blanken Blech des Hintergrundes in ihr Auge zurück, meldete: nichts! Mit viel Mühe lächelte Doris ihre Torheit hinweg, warf eine Tür zu hinter Verstimmung, Unruhe und

Düsternis. Sie wandte sich ganz dem Kommen-
den zu, dem Glück der Nacht, noch weibhafter
als zuvor, weil sie durch einen Schatten ge-
gangen war.

Ein Wagen rollte draußen in der Frühlings-
nacht an. Doris raffte das Kopftuch auf, warf
den Mantel um, floh schon die Treppen hinab,
froh, der plötzlich feindseligen Wohnung ent-
ronnen zu sein. Schwarz und plump hielt der
Wagen auf der Straße, silberne Säulen trugen
das Dach, silberner Zierat lief die Kanten ent-
lang. Ein schwarzer Kutscher saß regungslos.
Doris hob den Fuß auf den Tritt, zögerte, rief
die Frage zum Kutscher: „Sie wissen wohin?“
Der Mann nickte mit dem Dreispitz und senkte
die Peitsche. Polster nahmen Doris auf, leise
ging der Wagen, so plump er ausgesehen hatte.
Häuser liefen kurz nebenher, fielen zurück,
verehrungswürdige Männer in Stein standen
unter Bogenlampen, dunkel schwangen Baum-
kronen. Dann veränderten die Gassen ihr Ge-
sicht, wurden fremd und gleichgültig. Ob der
Kutscher wußte, daß es nach den Adriasälen
ging? Doris beugte sich vor, um an die Glas-
scheibe der Vorderwand zu klopfen, da sah
sie im breit hineinfächernden Licht einer La-
terne, daß sie nicht allein war. In die andere Ecke
gedrückt, saß ein Mann, unter der Hutkrempe
schmerzliche Augen und ein bitterer Mund.
„Du?“ fragte sie keuchend.

Empörung wollte vorstoßen, verkroch sich
bang. Die Augen waren voll brennender
Traurigkeit und wie kaltes Gewürm, das die
Haut schauern macht.

„Du?“ trieb sie wieder hervor.

„Noch einmal,“ sagte er, „noch einmal ein
letzter Liebesdienst. Ich will dich zu deinem
Ziel bringen.“

Sie war wehrlos, fand keine Kraft des
Widerstandes, ließ es geschehen, daß er mit
ihr weiterfuhr. Sie war irgendwie in ein Ge-
spinst weißer, glatter Fäden verstrickt, deren
Ursprung in der Dunkelheit zu suchen war,
die sich um sie zu einem Netz zusammenfan-
den, und deren Enden dann wieder weiter-
liefen, in ein noch dichteres Dunkel hinein.
Einmal bäumte sie sich auf. Es war ihr, sie
müsse sich losreißen um jeden Preis, und sie
könne es, wenn sie den Namen des Geliebten
riefe. Qualvoll suchte sie nach ihm — sie ent-
sann sich seiner nicht. Sie wußte nur die ein-

zelnen Buchstaben und meinte, es müsse ihr
gelingen, sie nebeneinander zu stellen und dann
insgesamt abzulesen. Aber während sie be-
müht war, den Namen auf die schwarze Tafel
ihrer dumpfen Erstarrung zu schreiben, ver-
losch der eben geschriebene Buchstabe spurlos,
wie von unsichtbarer Hand verlöscht. Das
Gespinnt, in das sie gewirrt war, klang wie
angespannte Saiten, und mit einemmal wußte
sie, daß es eine Harfe war, ungeheuerlich auf-
gerichtet zwischen Dunkelheit und Dunkelheit.
Eine Hand spielte, rührte irgendwo im Un-
bekannten die Saiten an, und der Klang durch-
strömte sie eisig und voll erdrückender Trauer.

Sie hielten. Schritten über Gras einem dun-
keln Gebäude zu, das undeutlich dastand, als
habe es keinen festen Umriß. „Sind das die
Adriasäle?“ staunte Doris.

„Wir sind am Ziel“, nickte Wolfgang.

Er schob ein Stück Dunkelheit wie einen
Vorhang weg, und sie traten in eine matte
Helligkeit, die von einem Gedränge von Mas-
ken erfüllt war. Alle Völker und Zeiten wan-
delten hier in den sonderbarsten Vertretern.
Worin ihr Sonderbares bestand, hätte Doris
nicht anzugeben vermocht, sie fühlte nur, daß
es da war und alle die anderen von ihr irgend-
wie unterschied. Sie trugen alle die gleichen
Masken aus Gips, denen blutrote Lippen, pech-
schwarze Augenbrauen und braune Schnurr-
bärte aufgemalt waren. In den Augenhöhlen
saßen Glimmerplättchen, die bei manchen Wen-
dungen der Köpfe das Licht mit stumpfem
Glanz zurückwarfen. Doris sah erst jetzt, daß
auch Wolfgang eine solche Maske trug. Daß
Doris selbst die einzige war, die ihr Gesicht
hüllenlos zeigte, schien ihr jetzt eine schamlose
Entblößung.

Sie ging neben Wolfgang durch die Menge,
die sie manchmal in heftigem Wellengang be-
drängte, manchmal vor ihr zurückwich. Oft
stauten sich die Gipsmasken dicht vor ihrem
Gesicht, dann ebten sie in weiter Ferne, scharf
aber winzig klein.

„Wo ist...?“ wollte Doris fragen, aber der
Name des Geliebten entzog sich ihr, er war aus
ihrem Gedächtnis gerissen, ihre Zunge rang ver-
gebens nach ihm.

Ein Herr in schwarzem Talar ging an ihrer
anderen Seite, gleichen Schrittes, Gott weiß wie
schon. „Das ist der Herr Direktor!“ sagte

Wolfgang mit einer Bewegung, die den Begleiter näher heranzog. Der Herr im Talar neigte die Gipsmaske über Doris Hand und drückte die geschminkten kalten Lippen darauf. Es blieb ihr nahe dem Gelenk ein kleiner roter Fleck zurück. Sie standen vor einer Bühne, die mit einem braunen Samtvorhang verhüllt war. In ihrem Rücken reihten sich viele Sessel aneinander.

„Das ist mein Marionettentheater“, sagte der Direktor.

„Du mußt wissen, Doris,“ schob Wolfgang ein, „daß unser Direktor das beste und künstlerisch vollendetste Puppentheater hat. Es ist eine Sehenswürdigkeit, man kann sich nicht satt schauen, es sind Puppen, die sich bewegen, als wären sie wirklich lebendig.“

„Ja,“ spann der Direktor selbstgefällig, „es hat viele Mühe und Arbeit gekostet, es so zu vervollkommen. Ich plage mich schon lang genug damit. Eigentlich stammt mein Marionettentheater von den javanischen Schattenspielen ab. Eines Tages, in Amsterdam . . . ich gehe durch die Straßen, sehe Menschen, alles sehr lebendig. Ein Teehändlerladen liegt an der Ecke . . . im Schaufenster zwischen Teeproben und Kaffee Figuren einer javanischen Schattenbühne. Grotesk, toll, unheimlich, wie böse Träume . . . Sie werden ja sehen, verehrtes Fräulein. Ich gehe in den Laden hinein: woher haben Sie diese Figuren? — Von Java, man spielt dort tagelang Stücke damit. — Ob man diese Figuren kaufen könne und ob er nicht mehr davon habe? — O ja, unten im Keller steht eine ganze Kiste voll davon, noch gar nicht geöffnet. — Warum nicht? — Ja, meint er, er habe lieber nicht viel damit zu tun haben wollen. Das Schiff, auf dem sie gekommen sind, hat die Pest gehabt. — Fürchtet sich vor der Pest! Lächerlich! Was? — Nun, ich fürchte mich nicht vor der Pest. Ich! Ich kaufe die Kiste, bringe sie heim und baue mein Theater. Spiele meine Stücke, eigene Stücke, Fräulein! Sie werden ja sehen! Und dann kommt der große Fortschritt: aus den flachen Figuren des Schattentheaters mache ich Rundpuppen, plastische Gestalten, die agieren wie lebendig. Statt zweier Dimensionen habe ich drei Dimensionen, und wenn man meine dazunimmt, vier. Das ist etwas ganz anderes. Da kann man schon spielen. Sie werden ja gleich sehen. Wenn nun ein Ball veranstaltet wird, so muß ich immer auch eine Vorstellung geben. Das

gehört dazu. Sie werden sehen, es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den alten Marionetten und den meinen. Man kann sie kaum miteinander vergleichen.“ Er neigte sich vor, die gipserne Wange streifte die Doris, der Maskenmund bog sein hohles Rund an ihr Ohr. Auf seinem Grund im Dunkel regte sich etwas schlängelnd: „Ich will Ihnen das Geheimnis verraten, schönes Fräulein. Den gewaltigen Unterschied zwischen den alten Marionetten und den meinen. Die alten hängen an Fäden, werden gezogen, Von oben. Das taugt nichts. Meine sind an Stäben befestigt. Werden von unten gelenkt. Geschoben.“ Er wich triumphierend zurück, die Maske starrte Doris an: „Verstehen Sie! Von oben! Von unten! Der ganze Unterschied; und man sollte nicht glauben, was das ausmacht. Um wieviel lebendiger alles bei meiner Technik wird.“

„Nach dem Vorbild des javanischen Schattentheaters,“ fügte Wolfgang hinzu, „dessen künstlerische Möglichkeiten grenzenlos sind. Es war nur gut, daß der Direktor keine Angst vor der Pest hat.“

Der Gepriesene hörte es nicht mehr. Sein schwarzer Talar flatterte fort, wie von einem Nachtwind verweht. Gleich darauf zerplatzte ein Gongschlag in Doris' Ohr. Der Samtvorhang wich weich von der Bühne, an Schnüren links und rechts hochgerafft. Palmen bündelten hoch über einem Dickicht, ein Vulkan gipfelte fern. Der Fushijama von Doris' Kimono? Sie verschmolz Java und Japan. In der ersten Reihe sitzend, fühlte sie die Hunderte von gipsernen Maskengesichtern hinter sich.

„Es ist eine javanische Legende“, sagte Wolfgang neben ihr. „Sie heißt: ‚Die beiden Prinzen‘.“ Mein Gott, was geht mich das an? dachte sie. Die Harfe, in deren Saiten sie gespannt war, klang. Es war eine Musik, schwach süßlich wie eine sehr verdünnte Säure, sie kam aus einer Reibung von Wolkenschichten aneinander, war der Laut der sich regenden Erdschollen, die von tausendfachem Leben durchwimmelt sind. Wenige Töne bewegten sich umeinander, schwangen um eine dunkle, verloschene Sonne, die noch Kraft genug besaß, ihr System festzuhalten.

Sie waren schon auf der Bühne, die Marionetten des Direktors. Die Körper gelbe Bronze, sehr schmal in den Hüften, bunte Tücher um



Aus Schedels Weltchronik (1492 Nürnberg.)

den Unterleib, auf den geraden, breiten Schultern saßen gipserne Masken mit rotgeschminkten Lippen und schwarzen Augenbrauen. Wie der Direktor gesagt hatte, wurden sie nicht an Fäden gezogen, sondern mit dünnen Stäbchen von untenher bewegt. Sie sprachen durch die Haltung des Kopfes und die Gesten der Arme, deren Gebärden aus dem Leben mit Sicherheit eben das Eigentlichste griffen. Sie spielten einen Auszug aus der Wirklichkeit mit Weglassung alles Nebensächlichen, sie beharrten auf Abkürzungen, die gedrängt voll Sinn und Deutung waren. So gut Doris jede Geste verstand, von jeder in einen bisher nie gefühlten Wirbel von Daseinsmöglichkeiten hineingerissen, so blieb ihr doch der Sinn des Spieles im ganzen fremd.

wandte s Volfgang. Weiß stäubte Gipsmehl von seinen Wangen auf die Schulter, ein kleiner Schneefall von Gips. Ihre Frage wurde plötz ich bleiern und versank wie in

einen Sumpf. Aber die Qual blieb, daß sie dem Spiel keinen Sinn geben konnte. Bei aller fürchterlichen Lebendigkeit jeder Bewegung wußte sie nicht aus noch ein zwischen den drei handelnden Hauptpersonen, der Prinzessin und den beiden Prinzen, dem buckligen Alten und dem Waldaffen.

Im Hintergrund, der Fushijama, begann zu rauchen.

Ein Reiher flog quer über den Himmel mit nach hinten gestreckten Beinen. „Es ist der Reiher Vergessen“, sagte jemand.

Und wie Doris zwischen den beiden Prinzen stand und Fortgang des Spieles an ihr lag, Sinn und Ende ihr anvertraut, da war ihr, als sei ihr der Schädel geöffnet und das Hirn mit einem Löffel ausgeschält. Daß der zur Linken Wolfgang sei, wußte sie noch. Zum anderen sprach sie: „Und du ... bist du ...?“ Buchstaben bogen sich im Wind, verloschen zackig, flossen

über ihre Ränder, wurden Brei — qualvoll blieb der Name im Dunkel. Ein Theaterdonner flog von den Kulissen her. Aus dem Boden stieg der Direktor, den schwarzen Talar aufgehoben, daß man zwei schreckhaft dürre Stelzen von Beinen in gelben Strümpfen mit schwarzen Zwickeln sah.

Die Menge drängte wieder heran, im Wellengang der Maskengesichter flutend und ebbend. Da erkannte Doris, daß dieser Puls der gipsernen Masken der Tanz war, den man hier tanzte, nach dem Rhythmus der Musik, die mit wenigen Tönen um eine erloschene Sonne schwang; eine Musik, die aus der Harfe tropfte. Es war ein Ballsaal voll Tanzender, die an- und abschwollen, mit Bewegungen, lebendiger als das Leben selbst.

„Sehen Sie, mein System!“ sagte der Direktor.

Da sah Doris, daß alle diese Tanzenden an dünnen Stäbchen befestigt waren, die von unten her Schwung der Glieder und die unsäglich ausdrucksvollen Gesten der Arme lenkten. An Ellenbogen und Handgelenk waren solche Stäbchen befestigt, regelten, indem sie sich über dem Boden verkürzten und verlängerten, die Gebärden der Sehnsucht, des Verlangens, der Hingabe, der Herrschaft, denen die gipsernen Masken keinen Ausdruck geben konnten. Und indem die Arme der Tanzenden die Abkürzungen und Verdichtungen von tausend zufälligen Bewegungen des Lebens in die Luft zeichneten, schien eine Schrift an den Wänden des Saales zu entstehen.

Plötzlich bemerkte Doris, daß auch sie unter den Tanzenden war. Sie glitt mit den Wellen der Menge dahin, wurde hinaufgetragen und in Fernen zurückgeworfen, wie in einer Riesenschaukel, die zwischen den Polen des Himmels befestigt war. Ihr Blick suchte sich selbst. Da sah sie an Ellenbogen und Handgelenk dieselben dünnen Stäbchen befestigt, sah ihre sehnüchtigen Gebärden durch ihr wechselndes Wachstum gezeugt, fühlte sich von unten her geschoben und im Tanz gedreht.

Namenloses Grauen rüttelte an ihr. Aufgesprengt donnerten Gewölbe. Im durchschießenden Lichtstrahl schrie sie auf: „Cesare!“ Den Namen, den Namen...

Sie hielt sich an ihm, an den leuchtenden Silben, sah die Flut von Gipsmasken weichen, eine verlängerte Armbewegung stand noch eine

Weile in der Luft. Das umrißlose Gebäude fing einen Augenblick lang Mondschein, verworren drehte sich Gemurmel. Wagen lärmten, Kälte drang an. Die Blicke liefen über braunes Holz, bekannte Dinge brachten sich in Erinnerung. Doris stand an ihrem Haustor; fröstelnd, von Übligkeiten durchschüttelt, suchte sie den Schlüssel.

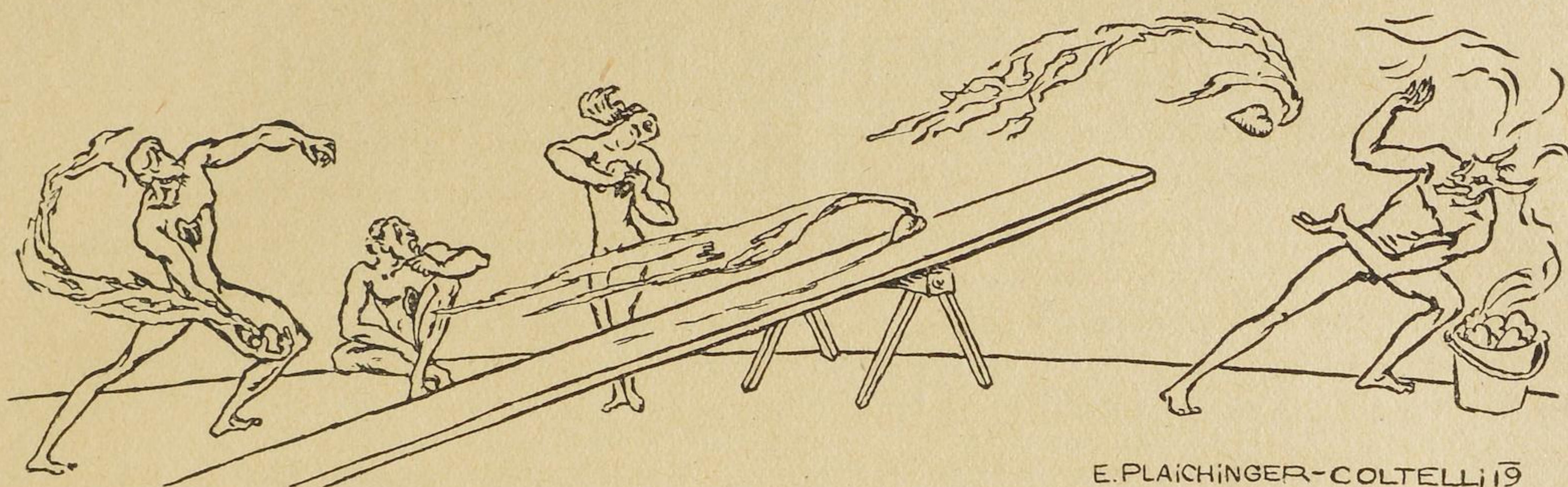
Denken war Unmögliches. Sie sperrte auf, tappte stiegenauf, mühsamer von Stufe zu Stufe, mit schneidenden Schmerzen in Kopf und Leib. Vor ihrer Türe riß sie ein dürftiges Flämmchen aus dem Streichholzschächtelchen, da sah sie: es war doch irgendein Schreiben in ihrem Briefkasten. Über allem Folgenden sanken schon immer rascher die Schleier. Sie empfand sich noch, wie sie wankend am Tisch stand, den Brief in Händen. Er war von Wolfgang, kurzen Inhalts: „Ich will dir aus dem Wege gehen. Du wünschst es so, und ich habe noch keinen deiner Wünsche unerfüllt gelassen. Ich will dir aus dem Wege gehen, und du sollst mir in diesem Leben niemals mehr begegnen — das Drüben steht unter anderen Gesetzen, von denen wir nichts wissen. Lebe wohl!“

Aus wachsbleichen Fingern fiel der Brief, stier lächelnd sah Doris an ihrem Kimono herab, der verdrückt und voll Erde war. Ihre Hand trug ein rotes Mal. Ein plötzlicher Griff von Übligkeiten drehte sie um sich selbst, schleuderte sie gegen das Bett. Sie riß die Decke zurück — auf dem Leintuch lag eine geplatze, breitgetretene Kröte, mit herausquellenden grünlichen Eingeweiden und feuchter Schnauze, aus der ein Faden von Schleim versickerte. Doris erbrach in heftigen Stößen aus den Tiefen ihres Leibes, und ihr Letztes war, daß die Frage durch sie ging, ob nicht sie die Kröte erbrochen habe. . . .

Am Morgen hing gelber Nebel über der Stadt. Die Menschen verhüllten den Mund und hasteten aneinander vorüber. Die Zeitungen schrien Warnungen, die Ärzte rasten in Kraftwagen durch die Straßen.

Über Nacht war die Pest gekommen.

Zu ihren ersten Opfern gehörten der berühmte Geigenvirtuose Cesare Vellini und die Tänzerin Doris Klinger, die noch die Nacht über miteinander auf dem Ball in den Adriasälen gewesen waren.



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Des Aberglaubens alte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt,
Noch ist im menschlichen Geschlechte
Ihr Einfluß größer als man glaubt.

Nachdem die Königin Ulrike von Schweden gestorben war, wurde ihre Leiche im Prunkgemach eines Schlosses in der Nähe von Stockholm in einem offenen Sarge aufgebahrt. Im Vorzimmer hatte eine Abteilung der königlichen Garde die Ehrenwache. Etwa um zwölf Uhr mittags hielt ein Wagen vor dem Schlosse, dem die Gräfin Steenbock entstieg, eine langjährige Freundin und Hofdame der toten Königin. Der Offizier, der die Wache kommandierte, eilte der Gräfin entgegen und führte sie in das Trauergemach zu der Leiche. Durch eine Geste bat sie, man möge sie mit dieser allein lassen, und nachdem sich die anwesenden Personen entfernt hatten, schloß sie die Türe hinter sich zu. Man wartete lange Zeit, ohne daß sie wieder heraustrat, und einer der anwesenden Offiziere machte den Vorschlag, man solle die Türe öffnen, um zu sehen, ob der Gräfin nicht etwa ein Unfall zugestoßen sei. Das geschah denn auch. Der betreffende Offizier aber stieß einen Ruf des Entsetzens aus, und als die anderen daraufhin herbeieilten, sahen sie, wie die Königin aufrecht im Sarg stand, neben ihr die Gräfin Steenbock, und beide hielten sich innig umschlungen. Dann hatte man den Eindruck, als ob die beiden nicht mehr fest stünden, sondern schwebten, und nach kurzer Zeit legte sich ein Nebel über die Gestalten, in dem sie sich auflösen schienen. Die Gräfin war verschwunden, und

die Königin Ulrike lag wieder genau so wie vorher im Sarg. Die Offiziere waren außerordentlich bestürzt über das, was sie erlebt hatten und durchsuchten zunächst die sämtlichen Räume nach der verschwundenen Gräfin, ohne jedoch eine Spur von ihr zu finden. Der ganze Vorfall wurde dadurch noch rätselhafter, daß auch der Wagen, der sie hergebracht hatte, nicht mehr an der Freitreppe des Schlosses stand. Eilboten wurden nach Stockholm gesandt, um dort von dem Vorfall Bericht zu erstatten und nach dem Verbleib der Gräfin Steenbock zu forschen. Das Resultat war ein außerordentlich verblüffendes. Die Gräfin Steenbock war nicht in dem Schlosse gewesen, in dem Königin Ulrikes Leiche aufgebahrt lag und hatte überhaupt die Stadt nicht verlassen. Sie war vielmehr an diesem Mittag ganz plötzlich gestorben. Es ließ sich leicht nachweisen, daß ihr Tod genau zu der Zeit erfolgt war, als man sie im Schlosse und schließlich im Sarge der Königin gesehen hatte. Der hier erzählte Vorfall ist in einem von sämtlichen Zeugen unterschriebenen Protokoll niedergelegt, das sich in den schwedischen Staatsarchiven befindet. Angeschlossen ist demselben ein Spezialbericht des wachhabenden Offiziers. Darin ist genau Bericht erstattet über das Gespräch, das die Gräfin mit ihm führte, als sie das Schloß betrat und über ein wichtiges Geheimnis, das sie ihm dabei mitteilte.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter etc.

Unheimliche Geschichten, fünf Filmeinakter. Regie: Richard Oswald. Viele meinen, daß es erstaunlich sei, daß die neue Kunst des Lichtes, der Erscheinung an und für sich, sich so spät des gespenstischen Vorwurfes, also des Gebietes der Erscheinung bemächtigt habe. Es mag daran wohl die unausgesprochene Scheu schuld gewesen sein, daß alle Kniffe der Lichtspielkunst, alle Überblendungen und alle dem Laien rätselhaften Wunder der Filmregie das Geisterhafte und Unheimliche doch nicht gespenstisch, sondern allzuwirklich und daher lächerlich machen könnten. Und so unberechtigt war dieses Gefühl der Scheu gewiß nicht. Auf der Bühne arbeitet der Regisseur mit viel mehr äußerer Wirkung, er läßt Donner- und Sturmmaschinen spielen und ist über das Licht ein viel souveräner Herr als der Leiter der Filmaufnahme, Er kann alle Register der Schauer und des Grauens ziehen. Der Kontrast zwischen Fleisch und Blut der agierenden Mimen und des durch alle teuflischen Künste der Regie gespenstisch gewordenen Geistes ist viel größer als im Film, wo ja alles bloß Licht, Schatten und Erscheinung ist.

Und dennoch: Richard Oswald ist es gelungen, unheim-

liche Geschichten zu filmen. Nicht durch Überhäufung gespenstischer Erscheinungen, sondern durch kluge, meist rein das Schauspielerische betonende Regie. Und die Wirkung ist verblüffend, die Filme wirken in der Tat unheimlich gespenstisch und phantastisch. Freilich hat die meisterhafte Interpretation des Grauenhaften und Mystischen, über die Konrad Veidt verfügt, einen ungeheuren Anteil am Erfolg. Sein Spiel im „Klub der Selbstmörder“ und in Edgar Allan Poes „Die schwarze Katze“ ist unübertrefflich. Reinhold Schünzel wird immer mehr zum absoluten Beherrscher seines meisterhaften Mienenspiels. Anita Berber ist vor allem in „Der schwarzen Katze“ vortrefflich und — warum soll man es verschweigen — reizend.

Nur Oswald konnte es wagen, mit Verzicht auf fast jede Komparserie die Wirkung auf drei Personen zu stellen. In der Zeit der Massenstatistiken ein geradezu tollkühnes Durchbrechen bewährter Technik. Der Erfolg gab ihm recht; und mit dem Erfolg ist ein großer Schritt dem Ziel entgegen getan, künstlerische Filme zu schaffen. Die absolute Herrschaft der vielaktigen Filme mit ihren Armeen von Komparsen ist gebrochen
Cz.

AN UNSERE LESER!

NUMMER 4 erscheint als zweite Sondernummer unter dem Titel

„PHANTASTIK DER TECHNIK“.

Vielfachen Wünschen entsprechend geben wir vom zweiten Jahrgang eine auf sehr schönem Papier gedruckte, numerierte und vom Schriftleiter signierte Luxusausgabe von 50 Exemplaren heraus. Der Preis beträgt M. 120.—. Der Jahrgang wird nur geschlossen abgegeben. Wir bitten, Bestellungen umgehend an den Verlag einzureichen, da der größte Teil dieser geringen Auflage bereits vorausbestellt ist.

Für den ersten Jahrgang beabsichtigt der Verlag Einbanddecken herstellen zu lassen und bittet um baldige Aufgabe der Bestellungen, da die Einbanddecken infolge des Materialmangels nur in beschränkter Anzahl angefertigt werden können. Der Preis für die Decke wird voraussichtlich M. 6.— betragen.

DER ORCHIDEENGARTEN
SCHRIFTFLEITUNG UND VERLAG

Bemerkungen der Schriftleitung.

Das Titelblatt zeichnete Otto Linnekogel, die Leiste zum Treibhaus E. Plaichinger-Coltelli.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Hans Eberlein, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien IV, Viktorgasse 18. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn

Blendend schön

wird jeder Teint, sammetweich,
zart und blühend nach unserer
preisgekrönten

Pariser Hautcreme

Direkt Wunder wirkend.
Büchse M. 6.50, gegen Nach-
nahme M. 7.— nur bei

A. FLEISCHER

Fabrik feiner Parfümerien

KÖNIGSBERG I. Pr.

Knochenstraße 57. [196]

Aberglaube!

Suche billige
alte Bücher
über den Aberglauben aller Länder und
Völker, über Hexenwesen und Fem-
gerichte, Seeräuberchroniken und alte
Kajütbücher, Okkultes und Galantes.
Erbitte genaue Angebote u. Preis unter
„Aberglaube“ a. d. Exp. d. Orchideeng.

Erka

Rühr- und
Knet-
Maschine

neu, äußerst praktisch, für jede
Küche unentbehrlich, 28 cm
Durchm., für 70 M. zu verk.
Angebote unter „Erka“ an die
Anz.-Abt. des Orchideengarten,
München, Leopoldstr. 3.

Richard Dehmel †

schreibt in der

Neuen Rundschau

über

Johannes Schlaf

Die Erde — nicht die Sonne

... Die Fachwissenschaft hat die verdammte Pflicht, vor einer so gut
begründeten und so grundwichtigen Umsturzlehre nicht länger den Kopf in den
Busch zu stecken, sondern ausch oder knautsch die Verwirrung zu schlichten,
die eine wankende Weltanschauung stets in der Laienwelt anstiftet. . . .
Die Herren Fachgelehrten sind über all das noch so wenig einig, daß sie
eigentlich dankbar sein sollten, wenn jemand sie zu neuem Nachdenken an-
spornt.

Preis schön kartoniert M. 4.50

Dreiländerverlag / München / Leopoldstr. 3



Paul Garin †

Geist und Geister

Gedanken

Brosch. M. 3.— / Geb. M. 4.50

Dulcamera

Gedanken

Broschiert M. 3.50

Der unbekannte Freund

Aphorismen

Brosch. M. 3.— / Gebunden M. 4.50

Ein Presseurteil von Vielen:

„MÜNCHNER ZEITUNG“

... Man wird seine Bücher verlangen, man wird ihn lesen, und dann
wird man finden (was der Kreis seiner Freunde schon lange weiß), daß das
geistige München mit diesem merkwürdigen Mann einen seiner feinsten Köpfe
verloren hat. . . . Er war ein Diogenes, und um die Gesellschaft und die
Gesetze der Eleganz hat er sich niemals gekümmert. . . . Der vergötterte
Dichter der „Dulcamera“ war ein Essayist von größtem Stil, und sein Wissen
war von einem geradezu enzyklopädischen Umfang.“

E. W. Bonsels & Co., München,

Leopoldstraße 3

Die Lese

Aus Dichtung, Wissen und Leben.

Was ist die „Lese“?

Eine wöchentlich erscheinende Zeitschrift im 10. Jahrgang.
Eine der allerbilligsten Zeitschriften Deutschlands. Ein ge-
meinnütziges Unternehmen, ohne Geschäftsgewinn erzielen zu wollen.

Was bringt die „Lese“?

Sie bringt Romane, Novellen, Stimmungsbilder und Gedichte aller
wahrhaften Dichter des In- und Auslandes, der Gegenwart wie der
Vergangenheit. Sie bringt Aufsätze über das Schaffen und Leben
der Künstler und all jener Männer, die der Menschheit irgendwie
vorwärts geholfen haben. Sie bringt gebildete Einführungen in die
wichtigsten Industriezweige, Abhandlungen über naturwissenschaftliche
Forscherergebnisse und Aufsätze zur Kulturgeschichte, zur Länder- und
Völkerkunde. Sie bringt Rat in allen Fragen der Fortbildung und der
Gemütspflege durch die Kunst. Sie hilft zu billigen Büchern von
innerem Wert und geht auf jede Anfrage ihrer Leser ein, worum es
sich auch handeln mag.

Was kostet die „Lese“?

Wöchentlich 35 Pfennig. Vierteljährlich 4 Mark. Ganzjährig 16 Mark.
Probenummern kostenlos vom

Verlag „Die Lese“, G. m. b. H., Stuttgart

Schloßstraße 84

182]

GUSTAV SEIDENADER
KUNST-SALON
MAXIMILIANSTRASSE 3
MÜNCHEN
TELEFON 20294



Verkauf von modernen Meisterwerken allerersten Ranges

Weinstube
Kunstgewerbehaus
Weingroßhandlung
Ebersbacher

München
Pfandhausstr.

T. Bachhofer

Tel. 21706

D. WEIDS
PARFÜM-
ZIGARETTEN
MAXIMILIANSTRASSE 3
MÜNCHEN



ALLEIN-VERKAUF

Neuzeitliche Geschäftsorganisation
bietet jeder Konkurrenz
die Spitze

Das Kartei-System

schafft im größten wie kleinsten Betriebe Ordnung
und wunderbare Übersicht; spart Zeit und Arbeit

Verlangen Sie die im Eigenverlag erschienene Broschüre:
Leitfaden für Kartei-Einrichtungen
Preis M. 2.50

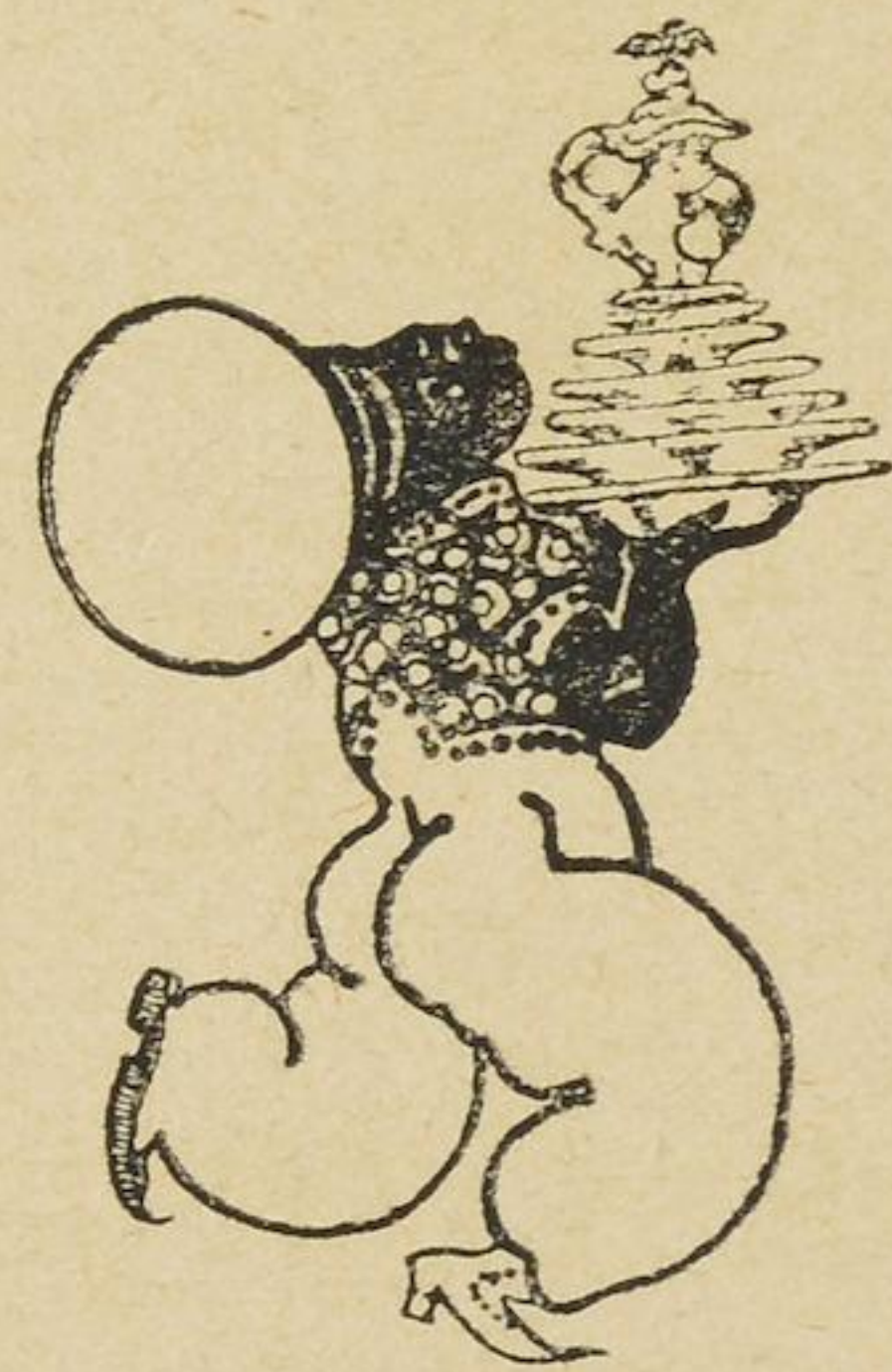
Großes Lager in Büro-Möbeln
Schreibmaschinen - Zubehör
und Büro-Artikeln aller Art

Engleder & Finkenzeller

Bürobedarfshaus
München, Löwengrube 17/0

KARL SCHÜSSEL'S

PORZELLAN-MAGAZIN



MÜNCHEN

Kaufingerstraße 9

(Passage Schüssel)

SPEZIALHAUS FÜR HAUSHALT-
UND LUXUS-PORZELLANE

MÜNCHEN

MÜNCHEN

DIE
BONBONNIERE

VORNEHMSTE KLEINKUNST-BÜHNE
DES KONTINENTS

HANS GRUSS

Maximilianstr. 2 (Kosttor) / Tel. 20155
Sorgsamste Küche .: Abendmusik

Bruch-Heilung!

Ohne Operation! Ohne schmerzhaftes Einspritzen!
Ohne Berufsstörung! Auf naturgemäßem Wege!

Wörner's Bruchheil-Institut

München

Schwanthalerstr. 36. Telefon 54168

Sprechzeit: Jeden Freitag,
Samstag und Sonntag von 9-1 Uhr.

Rosenheim

Bahnstraße 1

Sprechstunde:
Jeden Montag von 9-1 Uhr.

Kostenlose Untersuchung. Verlangen Sie Zeugnisse von Geheilten.
Tatsachen beweisen, deshalb überzeugen Sie sich!

Der gefesselte Akt! 7 Originale Mark 4. — sowie
16 Künstl.-Stud. zus. M. 10. —
Der gefess. Akt in hochf. 7 Foto-Kunstblättern 17:23 in Mappe kompl. M. 18. —
Keine Reprod. Ausland Voreinsendung.
Verlag Max Hackner, München, Kurfürstenstr. 2

MICHAEL BIRKENBIHL DAMONISCHE NOVELLEN



Mit dämonischer Macht packt dies Buch den Leser auf der ersten Seite und läßt ihn nicht mehr los bis zum letzten Wort. Wie der Dämon den Menschen gegen seinen Willen in Verbrechen und Untergang treibt, will es zeigen. Langjährige medizinische und kriminalistische Studien gaben dem Verfasser das Material. Das Grundproblem der Psychologie, die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, wird hier von einem Dichter mit überraschender Wucht behandelt. Die geheimsten Falten des menschlichen Herzens öffnen sich vor dem Leser. Noch niemals sind die grausigen Abgründe der Mondsucht und der Vererbung, die kriminellen Gefahren des Geschlechtslebens und die Schauer der Halluzination so tiefgründig und packend gestaltet worden.

Schönheit und Tragik haben sich hier zu einem einzig dastehenden Werke vereinigt. Preis broschiert M. 8.80, fein gebunden M. 12.10.

J. Michael Müller Verlag
München, Ansbacherstraße 23

Münchner Buchgewerbehaus
M. Müller & Sohn
Schellingstr. 39/41. Tel. 26118

empfehlen

*Mode-Journale
für Herren u. Damen
Avisé / Kataloge
Reklamekarten*

sowie

alle Arten Drucksachen

Äußerst leistungsfähig!

Papier- Abfälle

Zeitungen · Bücher · Altkl.
Geschäftsbücher kauft
zu reellen Markt.

* Preisen *

auch von auswärts
Adolf von der Heiden
München, Oberanger 44
Fernsprecher Nummer 55585

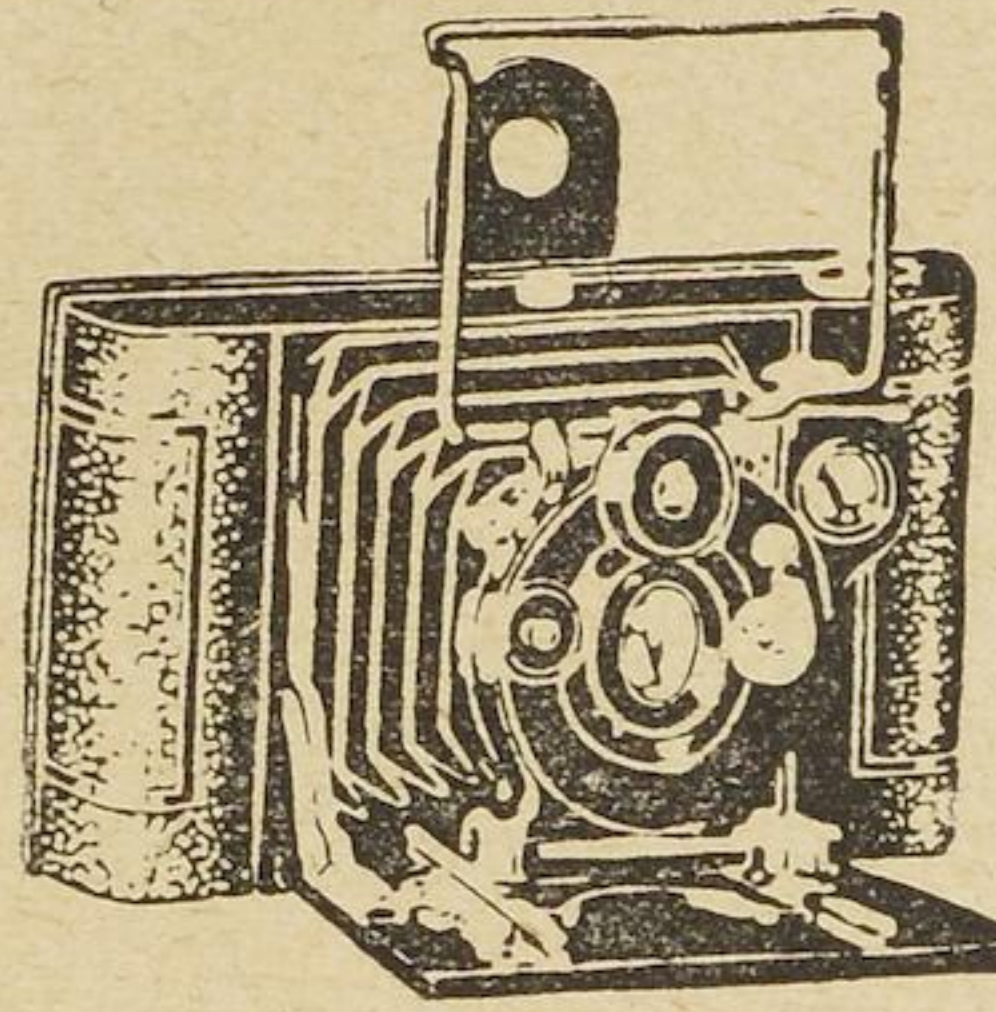


Photo-Spezial-Geschäft

Kleine Apparate

Roll- und Pack-Filme in allen Größen

Neuheit:

Plattenpack mit Tageslichtwechselung

Neu eingetroffen:

Lumière-Autochrom-Platten
für Dreifarben-Aufnahmen!

Carl Bodensteiner, München N
Karlspl. 17, Sonn.-Apoth., Tel. 52434

Richard Muther

Geschichte der Malerei

III. Aufl. / 3 Bde. / Preis M. 150. —
zuzügl. 20 % Teuerungszuschlag

Zu beziehen von

Xaver Bink

Buch- und Kunsthandlung
München / Adalbertstraße 54

Reinigungs- u. Bügel-Anstalt

„Sofort“

für Herrenkleider aller Art

Eilaufträge in 3 Stunden

Karte genügt

A. Katz, Theresienstr. 58

Druckaufträge

aller Art

erledigt prompt und gut

Riderle & Schaaf

Buchdruckerei

216]

München

Schellingstr. 23 · Tel. 20887

Bücher

Belletristik, Geschichte, Werke
über Magie, Privatdrucke, alte
Bücher mit Illustrationen usw.
kauft zu höchsten Preisen

Hubers Antiquariat

Rosental 7

GROSS-SCHREIBBÜRO „PROGRESS“

Maschinenschreiberei
und Vervielfältigungsanstalt
für alle modernen Sprachen.
7 separate Diktier-Zimmer.
Spezialität: Eilarbeiten!

MÜNCHEN, LUDWIGSTR. 17, TEL. 31059



Pallabona unerreichbares trockenes Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege,
macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auf-
lösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut.
Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu M. 1.50,
2.50 und 3.50 bei Damenfriseuren, in Parfümerien oder
von Pallabona-Gesellschaft, München NO 39/34

Nachahmungen weisen man zurück

Die Schule der Ehe

Ein Lebensbuch zur Pflege des ehelichen Glücks. Unter der Redaktion des bekannten Mediziners und Schriftstellers Dr. J. Spier wurden folgende 15 Kapitel zusammengefaßt, jedes Thema von einem besonderen Spezialisten.
1. Die jenseitigen Grundfragen von Dr. med. J. Spier, 2. Sexuelle Sittlichkeit von Prof. August Forel, 3. Liebe und Kameradschaft von Eva Gräfin von Baudissin, 4. Das Zusammenleben der Ehegatten nach innen und außen von Dr. med. J. Spier, 5. Hauswirtschaft und Geldfragen von Frau Dr. Gertrud Singer unter Mitarbeit der hauswirtschaftlichen Beratungsstelle München, 6. Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt von Dr. med. A. Kattin, Frauenarzt, 7. Das Kind in den ersten Lebensjahren von Hofrat Dr. med. Dörnberger, 8. Die Erziehung des Kindes von Nervenarzt Dr. Alfred Adler, 9. Schule und Familie von Volksschullehrer Hans Flecher, 10. Die Religion in der Ehe von Dr. Josef Bernhart, 11. Rechtsfragen in der Ehe von Dr. jur. Hans Reife, 12. Krankheiten und Krankenpflege im Hause von Dr. med. J. Spier, 13. Wiederaufbau zerstörter Ehen und Hilfe bei Ehestreitigkeiten von Eva Gräfin von Baudissin, 14. Frauenberuf und Ehe von Eva Gräfin von Baudissin, 15. Die Ehe in der Zukunft von Dr. med. J. Spier. Der Reiz dieses Buches liegt nicht in längeren Ausführungen über die Wichtigkeit dieses Themas zu bringen, verlangen Sie daher einen Prospekt. Das ganze Buch hat das Format eines Lexikons und ist 686 Seiten stark. Gut gebunden kostet dasselbe inkl. Teuerungszuschlag M. 28.60. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom J. Michael Müller Verlag, München, Ansbacherstraße 23

[219

Eine gute Idee

bedeutet die beste Verdienstmöglichkeit. Verlangen Sie heute noch kostenlos

unsere

Richtlinien

Ingenieurbüro Zodel-Jahreiß
München, Ferdinand-Mariastr. 27

Hermann Günther

Herren- und Damen-
Friseur [52]

empfiehlt seine modern
eingerichteten Herren-
und Damenfrisersalons

Amalienstraße 63

Die Münchener Zeitung

mit ihrer angesehenen und
beliebten Wochenschrift

„Die Prophläen“

erscheint wöchentlich 6 mal
und kostet ins Haus gebracht
Mark 3.50 für den Monat

Bestellungen werden jederzeit vom Trägerpersonal sowohl als von den
Haupt- und Nebengeschäftsstellen entgegengenommen!

**Die Münchener Zeitung hat bei einer Gesamt-
Tagesauflage von über 120 000 Exemplaren
die größte Bezieherzahl am Platze**

Gewähr der Beachtung für

Anzeigen aller Art

bieten Bedeutung und Verbreitung der Münchener Zeitung

Durch den Fernsprecher ist die Münchener Zeitung erreichbar
mit den Rufnummern
50501-50509

Der Orchideengarten

Phantastik der Technik

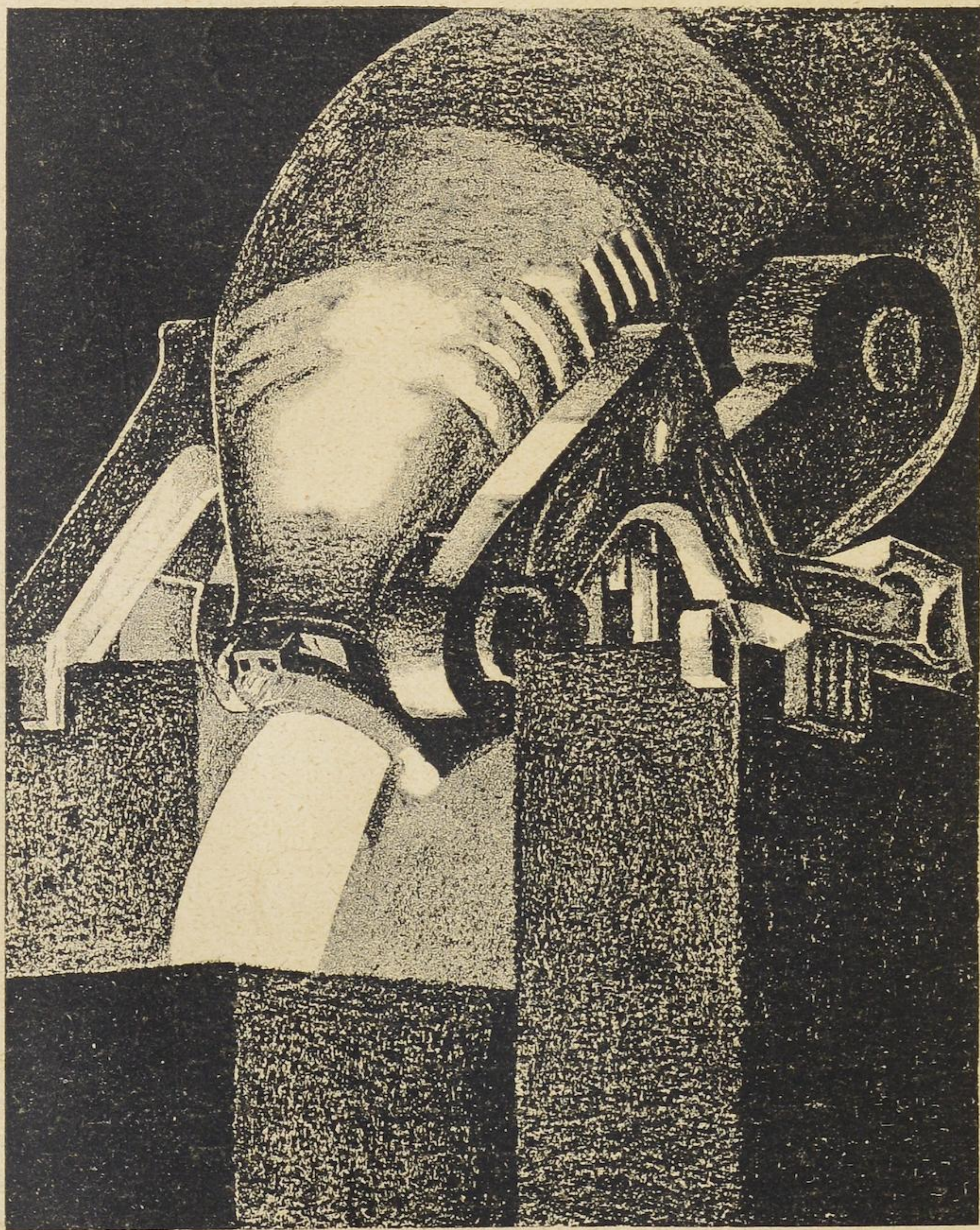


Dreiländerverlag München // Heft 4 / Preis Mk.1.20

INHALT Ossian Elgström: Die Luftsäule / Leopold Plaichinger: Die Lokomotive
Alexander Poljenow: Mischa Strongins sieben Versuche / Hanns Wohlbold:
Galvanostegie / Phantastische Bücher.

Otto Muck / Maschinen

Eine Mappe mit 10 Steinzeichnungen



Stark verkleinerte Abbildung des Blattes „Bessemer-Birne“

Diese dem genialen und berühmten Erfinder des Kreiselkompasses, Dr. ANSCHÜTZ-KAEMPFE, zugeeignete Mappe ist ein Hymnus an die Technik. Muck will den symbolhaften Sinn, der hinter der volkswirtschaftlichen Funktion der Maschine steht, aufzeigen; sie wird zum willensfreien, jedoch dienenden Wesen, zum Ausdruck monumentaler Größe, unerschütterlicher Stete und Gelassenheit. Ein Wissender steht hinter diesen wahrhaft intuitiv erschauten Gestalten, in denen aus der eigentlichsten Eignung der Steinzeichnung zum Konstruktiven die elementare Verkündigung kommt, die uns das ewig Fremde der Maschine menschlich erschließt. Düster steht am Ende des Zyklus das Blatt „Hochöfen“, wie die bange Ahnung von einem fernen Schicksal, das als Verhängnis über der Welt zunehmender Industrialisierung hängt.

Die Mappe erscheint in einer einmaligen Auflage von 300 nummerierten Exemplaren

AUSGABE A:

Nr. 1-50: Handpressendrucke auf bestem schweren Karton, jeder Druck vom Künstler signiert, in Halbledermappe M. 350.-

AUSGABE B:

Nr. 51-300: Auf bestem Papier, jedes Exemplar vom Künstler signiert, in vornehm ausgestatteter Mappe M. 200.-

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung oder direkt vom

DREILÄNDERVERLAG, MÜNCHEN, LEOPOLDSTR. 3

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Viertes Heft

D I E L U F T S Ä U L E

(Eine Groteske)

Von Ossian Elgström.

Deutsch von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel. (Mit einer Zeichnung von Karl Ritter.)

WIR waren drei im Auto, der „Ingenieur“ am Steuerrad, daneben ich, und auf dem hinteren Sitz ein griesgrämiger Skeptiker, der Besitzer. Wir ratterten mit einer Stundengeschwindigkeit von 50km über die Bergstraße.

Der „Ingenieur“ war in miserabler Laune, denn von den Lippen des hinter uns sitzenden Skeptikers quoll fortwährend ein Strom von Schmähungen, Ratschlägen und Flüchen an die Adresse des bereits vor Wut zitternden Lenkers.

Jetzt verschwand das letzte Haus linker Hand und das Holzgeländer war das einzige, was uns vor der schwarzen Tiefe des unten gähnenden Flußarms schützte.

Ein Kind rannte über die Straße. Da hörten wir die griesgrämige Stimme des Skeptikers: „Wenn du das Kind durchaus überfahren willst, dann tue es, bitte gleich, damit ich nicht zu warten brauche.“

Ich sah, wie die Finger des „Ingenieurs“ zitterten, und er rief warnend nach hinten: „Wenn du nicht bald schweigst, fahre ich dich und das Auto direkt in den Fluß . . .“

Der Skeptiker ließ ein verächtliches Schnauben hören. Da lief das Maß über, das Rad schnurrte herum und das Auto fuhr in schräger Richtung auf das Geländer zu.

„Menschenskind, bist du denn toll“, brüllte ich und stand kerzengerade im Wagen.

„Ich will bloß dem Teufel da ein bißchen Angst in die Knochen jagen“, lautete die ruhige Antwort.

Bautz! Wie ein Stier rannte das Auto gegen das Geländer. Laternen und Schutzbleche gingen zum Teufel, und in einem Regen von Holzsplittern sausten wir in die Tiefe hinunter . . . juchhe!!! Eine Zehntelsekunde lang sah ich den Abgrund unter uns, den sicheren Tod, alles, und ich packte die Seitenlehne und schloß die Augen.

Der Luftzug pff mir um die Ohren, aber dann leistete irgend etwas Widerstand — das Auto blieb mitten in der Luft stehen und wippte mit leichten, federnden Bewegungen 'rauf und 'runter, während die Räder wild schnurrten . . . Wir mochten wohl halb unten sein.

Der „Ingenieur“ und ich blickten uns verdutzt an, und hinter uns hörten wir die müde Stimme des Skeptikers:

„Na, — wird — es — nun — bald, — wir — sollten — ja — stürzen —“, er zog das letzte Wort zu einem Gähnen. Wir wandten uns schnell um und begegneten seinem boshaften Grinsen.

„Glaubst du vielleicht, daß ich nicht weiß, woher das kommt?“, fuhr er mit gesteigerter Lebhaftigkeit fort. „Wir befinden uns auf einer Säule aus zusammengepreßter Luft. Schalte

den Motor aus, sonst fliegen die Räder von den Achsen!"

Das war eine lange Rede dafür, daß sie von unserem Freund kam. Der „Ingenieur“ sah den Sprecher schweigend an, drehte sich um und gehorchte, dann hob er den Deckel vom Werkzeugkasten und holte eine kleine Luftpumpe hervor.

„Was, um Himmels willen, willst du denn damit?“ sagte ich.

„Die Luftsäule wegsaugen“, lautete die schnelle Antwort.

Der „Ingenieur“ arbeitete im Schweiß seines Angesichts, und nach einer halben Stunde blickte er rot und keuchend auf.

Unten am Ufer war es schwarz von Leuten, und laute Beifallskundgebungen begrüßten unsere Anstrengungen, festen Boden zu gewinnen.

Nach einer Stunde waren wir bis auf etwa 10 Meter heruntergekommen. Ich beugte mich hinunter, legte die Hand wie ein Sprachrohr an den Mund und rief:

„Eine Feuerwehrlleiter, . . . eine lange!!!“

Eine Weile verstrich. Unstreitig eine merkwürdige Situation, dachte ich, 10 Meter hoch in der Luft! Und unter uns eine vor Lachen berstende Menschenmenge, auf dem Hintersitz der Skeptiker, der übrigens eingeschlafen war, und dann der „Ingenieur“, der aus Leibeskräften pumpte!

Nun ertönte Geklingel in der Ferne, und man sah die roten Feuerwehrwagen in gestrecktem Galopp um die Ecke schwingen. Noch ein paar Augenblicke, eine Leiter stieß an den Rand des Autos, und die Verbindung mit der Erde war hergestellt.

Unter dem Beifallsjubel der Menge kletterten wir feierlich die Leiter herab, wir beide; der Skeptiker, der nicht aufzuwecken war, blieb vorläufig im Wagen.

Ich wandte mich mit lebhaftem Dank an den Feuerwehrlieutenant und erklärte ihm mit kurzen Worten das Phänomen.

„Tja, da müssen wir versuchen, die Säule zu zersprengen“, sagte er.

„Um Gottes willen, da ist ja noch ein Mensch oben im Wagen, und der schläft . . .“

„Na, dann pumpen wir das Auto eben herunter“, erklärte die brave Seele.

Bald stampfte die Dampfspritze, und langsam, aber sicher, begann das Auto sich zu senken.

Es war dicht am Boden, als ein durchdringender Schrei, der von einem lauten Geplätscher begleitet war, die Aufmerksamkeit aller von dem Auto ablenkte. In dem Gedränge unten war jemand ins Wasser gefallen. Wir eilten alle nach dem Uferrand, und das Pumpen wurde unterbrochen.

Richtig — im Wasser kämpfte ein dicker Arbeiter um sein kostbares Leben, und wir folgten alle der Rettungsarbeit mit Spannung.

An das Auto dachte niemand.

Plötzlich erhob sich hinter mir ein schallendes Gelächter. Ich drehte mich um.

Da stand das verdammte Auto wieder oben in der Luft! Und über den Wagenrand lugte das griesgrämige Gesicht des Skeptikers.

Wahrscheinlich war die Luft, als das Pumpen aufgehört hatte, durch die Pumpschläuche zurückgejagt worden und hatte auf diese Weise den Wagen wieder auf seinen Platz hinaufgedrängt.

Wieder wurde eine Leiter an das Auto gestellt, und während eines allgemeinen festlichen Jubels kletterte der Skeptiker langsam zur Erde hinunter.

Unten angelangt, ging er schnurstracks unter den Wagen und zog einen Revolver hervor.

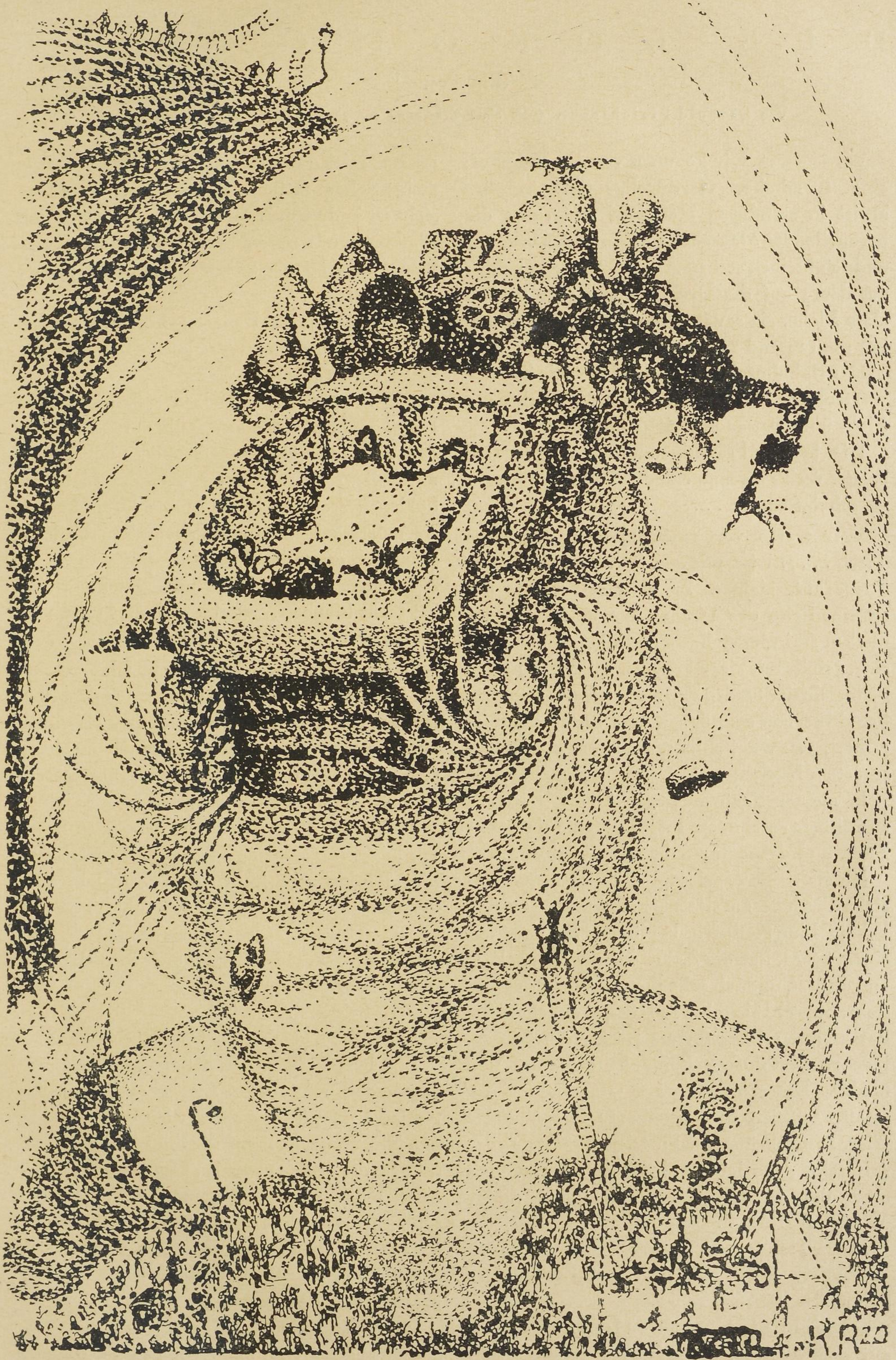
Da lachte keiner mehr und der Menschenkreis erweiterte sich plötzlich. Jetzt hob er die Waffe, ein allgemeines Zurückweichen folgte, dann krachte der Schuß . . .!

Die Kugel war durch den Wagenboden gedrungen!

Mit scharfem Zischen schoß die Luft durch das Loch und das Auto senkte sich mit ziemlicher Geschwindigkeit.

Das Beifallsgemurmel stieg zum Orkan, als wir uns unten in den Wagen setzten. Eine kurze Beratung mit dem Feuerwehrlieutenant, unsere Adressen an einen Schutzmann, ein paar Unwahrheiten an einen Mann der Presse, und wir sausten zwischen der hurrarufenden Menschenmenge davon wie drei sieghafte Helden.

Als ich mich umwandte, um dem Skeptiker ein paar Worte zuzurufen, antwortete er nicht. — Er war wieder eingeschlafen!



D I E L O K O M O T I V E

(Ein Traum)

Von Leopold Plaichinger. (Mit einer Zeichnung von E. Plaichinger-Coltelli.)

— — — — wir kommen vor den Bahnhof; eine turmhohe, vierflügelige Glasdrehtüre kreist in ständigem Rundlauf und saugt die heraneilenden Menschen an. Die beiden Freunde und ich bleiben stehen . . . ich lache den beiden zu, deute auf die Drehtüre und sage betont: „Die Liebe, sie saugt tausend Männer auf und hat um tausend zu wenig“ . . .

Der Bahnhofplatz ist dunkel, nur die Scheinwerferhiebe der Drehtüre werfen ruckweise Licht über tausende bleiche Gesichter . . .

Die beiden Freunde und ich steigen eine breite, weiße Treppe empor. Höher, höher — sie scheint endlos . . .

Wir treten vor einen kleinen, gedeckten Tisch . . . Er ist wie ein Altar am Ende der Stiege aufgerichtet. Zu dritt setzen wir uns an eine Seite des Tisches, die übrigen Seiten bleiben frei. Jeder hat eine Silberschüssel vor sich, gefüllt mit einer braunen Tunke. Aus den Schüsseln der beiden Freunde ragen, durch tiefe Schnittkerben zerstückelt und dennoch aufgerichtet, je zwei Schlangen empor, mit aufgesperrtem Rachen sich gegenseitig anzüngelnd.

In meiner Schüssel liegen kleine, schwarz und silbrig geschuppte Fischlein. Sie sind ohne Kopf, und dennoch glaube ich, sie leben . . .

Ich stehe im Wartesaal dritter Klasse. Um einen Tisch herum sitzen pfeifenrauchende Arbeiter. Eine Kellnerin bei ihnen. Sie kniet auf einem Stuhl, hat die Arme auf der Tischplatte aufgestützt, und ich sehe ihr geilgrinsendes Gesicht, obwohl sie mir den Rücken zukehrt. Sie hat kleine, schöngeformte Lackschühchen an, ihre rockentblößten Beine baumeln auf und nieder. Die schimmernden Glanzlichter der straffgezogenen Seidenstrümpfe reizen meine Gier. Mit gekrümmten Fingern, die Hände vorgestreckt, gehe ich an den Tisch heran. Ich muß die prachtvollen Wölbelinien dieser Waden fassen! . . .

Meine Hände umspannen ein Bein, da schreit das Weib auf: „Laß mich, du dreckiger Schuft!“

„Halt's Maul, du schönes Mensch!“ sage ich mit dem Tonfall, als sagte ich „Guten Tag“,

schäme mich des Schimpfwortes und verberge meine Scham in ihren Kniekehlen. Mein Gesicht ist in diesem Augenblick so klein wie eine Nuß und ruht in der weichen, runden Kniekehle. Ihre Haut glänzt wie die Schattenseite einer Perle . . .

Ich haste auf den Bahnsteig hinaus, ich weiß, ich werde den Zug versäumen. Ich muß die Geleise überqueren.

Mit lahmschweren Beinen steige ich einen Hügel empor, auf einem gelben Feldweg, an dem entlang Drähte gespannt sind. Ich sage zu mir selbst: „Merkwürdig, daß die Liebe zu Schienenwechsel und Schranken Drähte zieht, sie müßte Schienen und Wechsel funkentelegraphisch einstellen.“

Ich stehe auf der Hügelhöhe, blicke in eine Schlucht hinunter, wo der Bahnhof liegt und fahrtbereit der Schnellzug steht.

In weiten Sprüngen haste ich hügelab. Atemlos stehe ich am Bahnsteig und schaue dem eben fortfahrenden Zuge nach. Einen Kreiswirbel von Staub und Papierfetzen zieht der Zug nach sich. Aus dem letzten Fenster schwingt ein Frauenarm ein weißes Taschentuch.

In blinder Wut laufe ich dem Zuge nach. Ich laufe, laufe, meine Wut peitscht mich dahin. Ich bin weit hinter dem Zuge und sehe dennoch die Lokomotive neben mir . . . Sie ist so schön! So gedrungen und dennoch so schlank! Spitz und schneidend wirft sich ihre Brust in den Wind. Wie Frauenhaar flattert es vom kurzen Schlot . . .

Ich weiß, daß ich diese Lokomotive liebe . . .

Ein langes, wie ein Schmalboot gebautes Automobil steht auf der Landstraße. Ohne die Schlagtüre zu öffnen, springe ich vom Stand in den Fahrersitz, krümme die linke Hand um das Steuer, die rechte reißt den Geschwindigkeitshebel an. Zu beiden Seiten der Motorhaube schlagen und spritzen die Explosionsflammen heraus. Brüllend fegt der Wagen über die Straße. Mit gekrümmtem Rücken und Nacken presse ich das Steuer an die Brust . . .

Dröhnend, wie ein körpergewordenes Donnerrollen stürmt der Schnellzug dahin. Bäume,



E. PLAICHINGER-COLTELLI

Häuser, Brücken blitzen nur auf in dieser Schnelligkeitsraserei und tauchen sofort wieder in Dunkelheit unter.

Meine Zähne knirschen aufeinander — endlich bin ich mit dem letzten Wagen des Zuges auf gleicher Höhe.

Weit vor mir sehe ich die Straße in großem Bogen vom Bahndamm ablenken zu einer Stadt. Im nächsten Augenblicke muß ich vor der Biegung sein, . . . ach, und ich liebe diese Lokomotive so sehr . . . Ich werde sie vor der Straßenbiegung nimmer erreichen! — Wie ein Blitzstreifen schießt mein Wagen dahin.

Ich muß, ich muß!

Da, die Biegung — ich drücke pressend das Steuer gegen die Schenkel — wie ein Pferd steigt der Wagen auf, löst sich vom Boden und fliegt über dem Zuge mit ihm dahin.

Jubel, Jubel in mir! Explosionsflammen krachen aus dem Motor und hüllen mich in einen Feuerkranz. Ich fühle mich im Feuerwagen in den Nachthimmel fliegen.

Mit weitgespreiteten Flügeln — ein Sturm-
vogel, hängt der Wagen über der Lokomotive.

Wie schön ihr Körper! Wie glatt, geschmeidig und schlank! — Der Führerstand ist leer, sprüht im Glühschein der offenen Feuerstelle. Goldige Rauchfetzen flattern vom Schlotte weg . . .

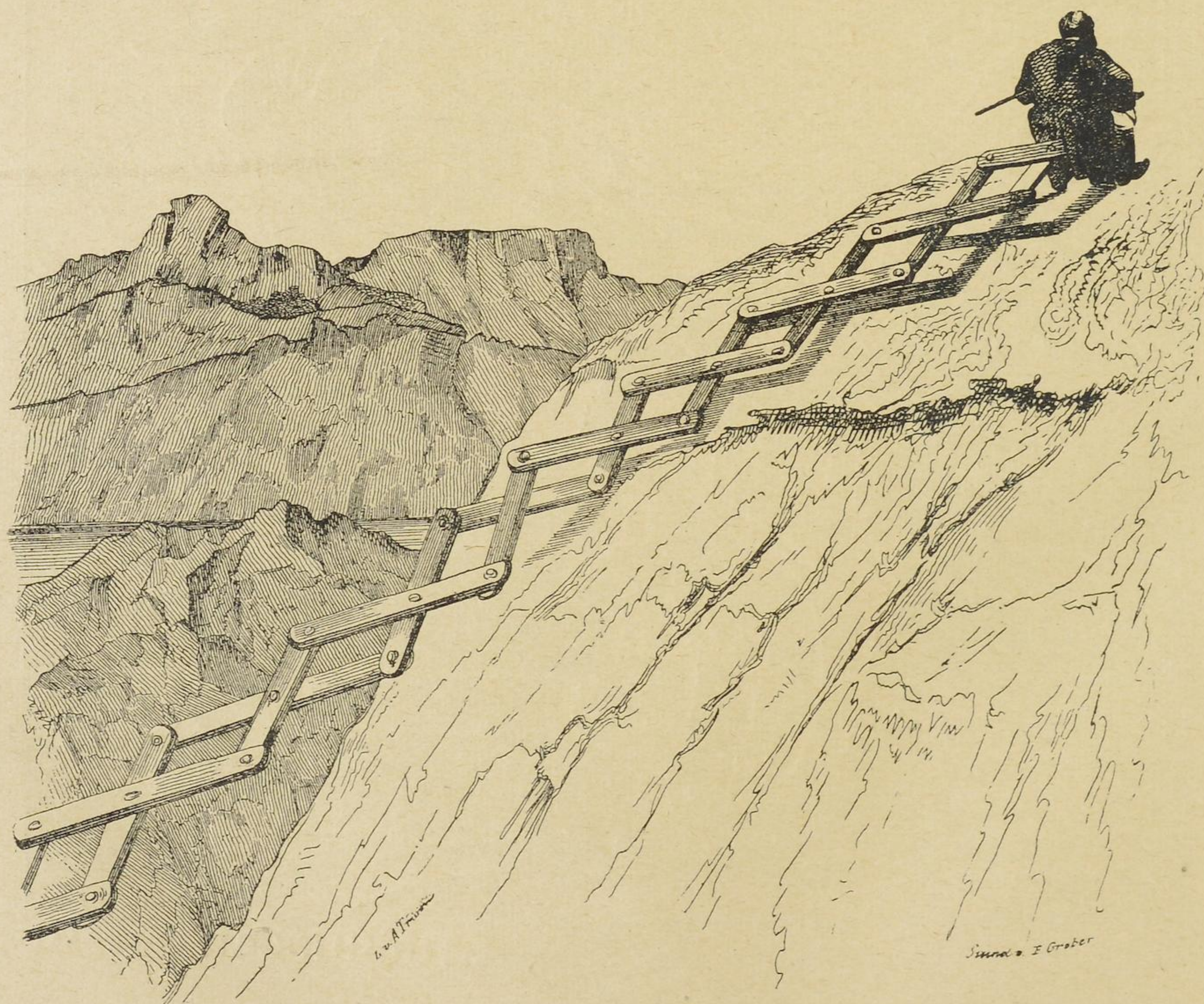
Frauenhaar!

Stoßweise, gehetzt schlägt mir ihr heißer Atem ins Gesicht.

Flugzeug und ich sind eins! Die Lokomotive ist Weib — wie sprüht ihr Schoß rotes Feuer — ich sehe Lokomotive und Weib in eins!

Ich weiß, was sie fühlt, weiß, daß sie mich liebt! Mich flieht, weil sie mich liebt!

Ich stürze auf sie, springe sie an wie ein Hahn die Henne, und wie ein Hahn die Henne am Scheitel zaust und niederpreßt, so beißt der Motor meines Flugwagens, der zugleich mein Mund ist, in den Schlot der Lokomotive, der schlanker Nacken einer blonden Frau ist. Beide sind wir Maschinen und Menschen zugleich, meine Sturmflügel legen sich schmiegend um ihren Leib . .



F. Grober, Dr. Puffs Erfindung, Berge zu besteigen (1850)

MISCHA STRONGINS SIEBEN VERSUCHE

Von Alexander Poljenow

MISCHA Strongin hatte an den technischen Hochschulen von Moskau und Charlottenburg nicht viel Gefallen gefunden, war mit kaum zwanzig Jahren aus der letzteren ausgetreten und hauste in völliger Weltabgeschiedenheit in einer Petersburger Vorstadt, in der Nähe des großen Elektrizitätswerkes, wo er ganz allein ein kleines Häuschen bewohnte, das er zu einem physikalischen Laboratorium ausbaute. Nichts ist natürlicher, als daß die Polizei Verdacht schöpfte, er habe sich eine Banknoten- oder Flugschriften-druckerei oder gar eine Sprengstoffabrik eingerichtet, und zwei oder drei Haussuchungen bei ihm abhielt. Man fand aber nichts, was auf eine verbrecherische oder staatsgefährliche Tätigkeit schließen ließe: die amtlichen Sachverständigen erkannten, daß es sich um etwas Elektrotechnisches oder Elektrochemisches handelte und begnügten sich mit seiner Erklärung, daß er an der Konstruktion eines neuartigen Akkumulators arbeite, worauf ihn die Polizei endgültig in Ruhe ließ.

Nach zweijähriger angestrengter Arbeit war Mischa Strongin am 22. Juli 1913 endlich fertig. Die ersten unvollkommenen Konstruktionsversuche waren vernichtet, die Hefte mit den Zeichnungen und Berechnungen im Ofen verbrannt, und das endgültige Resultat stand vor ihm auf dem Tisch. Es war ein hellgraulackiertes Kästchen, vermutlich aus Metall, etwa $25 \times 15 \times 10$ cm groß, schlicht, unverfänglich und bescheiden von Aussehen wie ein elektrisches Trockenelement. Oben hatte es auch zwei auffallend kräftige vernickelte Schraubklemmen, an der einen Seitenwand aber eine runde Einstellskala mit acht Teilungen, die mit den Buchstaben des Namens S-T-R-O-N-G-I-N bezeichnet waren. Ein flacher, roter Zeiger ließ sich frei im Kreise bewegen und auf jede der acht Teilungen einstellen. Das letzte „N“ des Namens war in einen roten Kreis eingeschlossen. Unterhalb der Skala befand sich ein schmaler Schlitz, aus dem ein kurzer Messingstift herausragte: es sah genau wie die Reguliervorrichtung an der Rückwand einer gewöhnlichen Weckeruhr aus.

Als es zu dunkeln anfang, schritt Mischa Strongin zu seinem ersten Versuch. In den Revolutionsjahren 1904/5 hatte eine terroristische Gruppe³ den Plan gefaßt, an einem bestimmten Abend zu einer bestimmten Stunde die ganze Stromzufuhr von Petersburg abzuschneiden, um dann in der unerwarteten Finsternis irgendeinen grandiosen Putsch zu versuchen. Zu diesem Zwecke hatte man die beiden Hauptkabel eruiert und mit Hilfe mitverschworener oder bestochener Elektrizitätswerksarbeiter in den Keller eines Vorstadthauses abgeleitet. Die Kabel wurden durchschnitten und mit je einem Monstreschalter versehen: ein Kind wäre imstande, durch einen Handgriff ganz Petersburg in absolutes Dunkel zu versenken. Der Plan der Terroristen kam aus irgendeinem Grunde nicht zur Ausführung: entweder hatte man die Verschwörer bei einem anderen Anlasse, noch ehe sie zur Ausführung ihres Planes kommen konnten, verhaftet, oder sie waren selbst rechtzeitig geflohen. Niemand wußte etwas vom Plan und von den getroffenen Vorbereitungen; niemand — außer Mischa Strongin, der durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen, auf die wir hier jedoch nicht eingehen, Wind von der Sache bekam. Selbstverständlich befand sich der bewußte Keller unter dem Hause, das er bewohnte. Er vergewisserte sich mit einem Blick durchs Fenster, daß die Bogenlampen draußen schon brannten, stieg in den Keller hinunter und machte sich an den beiden Hauptleitungen zu schaffen. Mit einem Ruck schaltete er die Stadtbeleuchtung aus, legte dann einen sehr starken Kupferdraht auf die beiden Pole der zum Werke führenden Kabel und verband zuletzt die beiden Pole der Außenleitung mit den Klemmen seines Apparats, nachdem er zuvor den roten Zeiger auf das „S“ der Skala eingestellt hatte. Das hatte folgende Wirkung: Zuerst erlosch das Licht in der Stadt; die beiden Hauptsicherungen auf der Schalttafel des Werkes brannten sofort mit einer mächtigen Explosion durch, und alle Maschinen standen nach wenigen Augenblicken still. Das Licht draußen flammte aber ungeachtet der Betriebs-

störung nach einigen Sekunden, wenn auch mit merklicher Unterspannung, von neuem auf. Mischa Strongin schob den Regulierhebel unterhalb der Skala behutsam nach rechts, lief hinauf, sah, daß das Licht schon beinahe normal brannte, schob den Regulierhebel um einen weiteren Millimeter vor, verließ den Keller und begab sich in die Stadt.

Die Angestellten des Elektrizitätswerkes waren im ersten Augenblick wie vom Blitze getroffen: die ganze Stadt stromlos! Als sie aber zu den Fenstern stürzten, gewahrten sie mit Erstaunen, daß das Licht in allen Straßen brannte. Das Erstaunen wuchs zu einem namenlosen Grauen, als es sich zeigte, daß das Licht, ohne jede Stromzufuhr vom Werke, die ganze Nacht durchbrannte. — Auch den folgenden Tag. Auch die zweite Nacht, den zweiten Tag, die dritte Nacht und den dritten Tag. Man stand vor einem Rätsel. Die Maschinen arbeiteten nicht, die Heizer gingen spazieren, das Licht aber brannte drei Tage und drei Nächte hindurch. Die Ingenieure stellten Messungen und Versuche an den Leitungen an, konnten aber keine Erklärung finden. Mischa Strongin aber wußte, daß sein kleiner Apparat imstande war, das ganze Stromnetz drei Tage, ja, auch drei Jahre ununterbrochen zu speisen. Nach dieser Feststellung schaltete er das Kästchen am Abend des dritten Tages aus, stellte die Verbindung des Netzes mit dem Werke wieder her und schritt zu seinem zweiten Versuch.

In seinem Laboratorium stand ein mächtiger, etwa einen Meter langer Zementtrog, wie ein galvanoplastisches Bad mit Drahtzuleitungen an beiden Enden versehen. Diesen Trog füllte Mischa Strongin seit längerer Zeit mit Hektographenmasse, die er teils fertig kaufte, teils selbst aus Gelatine und Glycerin herstellte. Als der Trog bis an den Rand voll war, schloß er ihn oben mit einer entsprechend großen Zementplatte ab, verkittete die Fugen sorgfältig mit Gips und verband die Pole seines Kästchens, dessen roter Zeiger diesmal auf dem „T“ der Skala stand, mit den Zuleitungsdrähten des Troges. Der Prozeß, der nun im Troge begann, ging absolut geräuschlos und anscheinend auch ohne Temperaturerhöhung vor sich. Nach etwa drei Stunden hob Mischa den Deckel ab und fand das ganze Innere des Troges mit einem harten gelben Metall gefüllt. Es war gediege-

nes Gold, in das sich die Hektographenmasse verwandelt hatte. Nun merkte er erst seinen Fehler: der viele Zentner schwere Goldblock ließ sich nicht ohne weiteres fortschaffen und verkaufen. Darum wiederholte er den gleichen Versuch am nächsten Tage mit kleineren Mengen Masse und erhielt auf diese Weise etwa ein Kilo schwere Goldplatten, die er mit Leichtigkeit an die Reichsbank verkaufte. Mischa Strongin schwamm nun in Geld.

In der Nachbarschaft trieb sich ein etwa achtjähriger blöder Junge herum, ein geborener Kretin, mit strohblondem Haar und leeren, wässerigen Augen. Das Kind verstand kaum zu sprechen, war scheu, aber gutartig. Mischa Strongin entschloß sich, an diesem armen Menschenkinde seinen dritten Versuch vorzunehmen. Eines Morgens lockte er den Jungen zu sich ins Laboratorium, nötigte den Gefügigen in einen Sessel und legte an seine beiden Schläfen zwei mit den Polen des Kästchens verbundene Elektroden. Den roten Zeiger stellte er diesmal auf das „R“ ein. Die Wirkung zeigte sich überraschend schnell. Die leeren, wässerigen Augen wurden dunkler und nahmen einen vernünftigen Ausdruck an, die glatte Stirne furchte sich, und über den Augen bildeten sich sanfte Wölbungen, wie wir sie auf den Bildnissen Helmholtz' sehen. Schon nach zehn Minuten legte Mischa Strongin die Elektroden weg und richtete an den Jungen einige Fragen aus dem kleinen und großen Einmaleins, die jener anstandslos beantwortete. Darauf ließ er ihn ganz unvermittelt eine siebzehnstellige Zahl mit einer fünfzehnstelligen multiplizieren. Der Junge sagte das Resultat, noch ehe der letzte Ton der Frage verklungen war. Nun nahm Mischa Strongin seine alte Homerausgabe, die schon bereit lag, in die Hand und las dem Ahnungslosen im griechischen Urtext den ganzen zweiten Gesang der Ilias vor, den mit den zahllosen Völker- und Männernamen. Als er mit der Vorlesung fertig war, sagte der Junge alle die 877 Verse fehlerfrei aus dem Gedächtnis auf. Mit diesem Ergebnis zufrieden, schenkte Mischa Strongin dem Jungen eine Tafel Schokolade, ließ ihn laufen und schritt zum vierten Versuch.

Die Einstellung „O“ der Skala sollte nach Strongins Berechnungen wachstumsbefördernd wirken; ganz gleich, ob auf Pflanzen, Tiere



H. Kley, Der Schlangenbeschwörer

oder Haarwuchs angewandt. Er könnte z. B. eine Erdbeerstaude im Verlaufe weniger Minuten zu der Größe eines Fliederbusches anwachsen lassen. Er entschied sich aber für ein anderes Versuchsobjekt. Sein einziger Hausgenosse war ein zahmer Igel, Max geheißen, der tagsüber in einem alten Kessel zu schlafen pflegte und nachts mit ungeheurem Gepolter durch die Wohnung trabte. Das Tier war so zahm, daß es sich fast nie zusammenrollte. Mischa Strongin setzte es auf den Tisch und fuhr ihm mit einer an das Kästchen angeschlossenen Drahtbürste durch die Stacheln. Mit einem leisen Knistern wuchsen sie schnell in die Länge, ohne dabei an Stärke zuzunehmen. Nach wenigen Minuten sah der Igel wie ein Stachelschwein aus. Nach einer Viertelstunde berührten die Rückenstacheln die Zimmerdecke. Der Raum war fast ganz mit den feinen Stacheln angefüllt, und der Igel im Zentrum dieses Stachelwaldes konnte sich nicht mehr rühren, geschweige denn das Zimmer verlassen. Mischa Strongin spürte Mitleid mit dem braven Tier und stellte den Apparat ab. Um den Igel von der Last der drei Meter langen Stacheln zu befreien, griff er erst nach einer Schere, entschloß sich aber dann für einen anderen Weg, der zugleich seinen fünften Versuch darstellen sollte.

Er stellte den Zeiger auf das erste „N“ der Skala und den Regulierstift auf die minimale Wirkung ein, befestigte die gleiche Drahtbürste an das eine Ende eines sehr dicken und sehr langen Glasstabes, dessen anderes Ende er in die Hand nahm, und fuhr mit dieser Vorrichtung in das Stacheldickicht. Im Umkreise von etwa einem halben Meter um das Ende des Stabes herum begannen nun die Stacheln zu verschwinden; sie fielen nicht etwa ab, sondern lösten sich unsichtbar wie ein Gas in der Luft auf. Und zwar nicht nur die Stacheln — alle Gegenstände, die in den Wirkungsbereich der Drahtbürste kamen, wurden sofort unsichtbar, verschwanden, wurden zu Nichts. Nur der Glasstab selbst schien gegen die vernichtende Kraft immun zu sein. So geriet auch eine Ecke der Tischplatte zu nahe an das Vernichtungszentrum und verschwand: die Stelle sah wie abgeschnitten aus. Mischa Strongin beseitigte ziemlich schnell das längste Stachelgewirr, stellte den Apparat ab und brachte den Stachel-

schmuck des Igels mittels einer Schere auf die ursprüngliche Länge zurück.

Der folgende, sechste Versuch war nicht so einfach auszuführen, da sich das Versuchsobjekt nur schwer beschaffen ließ. Mischa Strongin brauchte eine Leiche, und zwar die eines auf natürliche Weise gestorbenen Menschen. Hier kam ihm das Gold, das er sich in beliebigen Mengen herzustellen wußte, zustatten. Der Wärter des Spitals ließ mit sich reden und schaffte eines Abends mittels einer Droschke eine in eine Bastdecke eingenähte Leiche in das kleine Vorstadthaus. Es war die Leiche eines Greises, der am selben Tage an Altersschwäche gestorben war. Mischa Strongin legte den Körper auf die Zementplatte, die ihm einmal als Deckel für den bewußten Trog gedient hatte, und verband die Schädeldecke und die Fußsohlen des Toten mit den Polen seines Kästchens, das er vorher auf den „G“-Effekt einstellte. Als das Gesicht des Toten nach einigen Minuten sich zu röten begann und die Brust sich atmend hob und senkte, legte ihm Mischa Strongin die schon bereitliegende Chloroformmaske auf Mund und Nase, tröpfelte Chloroform nach und beobachtete die weitere Wirkung. Der Tote war zweifellos zum Leben erwacht und schlief nur unter Einwirkung der Narkose. Immer kräftiger wurde der Pulsschlag, immer rosiger die Haut. Bald kam aber noch etwas Neues hinzu: die Runzeln des Gesichts begannen sich zu glätten und nach und nach zu verschwinden, die Kopf- und Bart Haare dunkler und dichter zu werden: der Greis wurde zusehends jünger; vielleicht alle fünf Minuten um ein Jahr. Als er das Aussehen eines Dreißigjährigen hatte, stellte Mischa Strongin den Apparat ab, nahm dem Schlafenden die Chloroformmaske vom Gesicht und stopfte ihm alle Taschen mit Gold und Papiergeld voll. Als der wiedererweckte und um dreißig Jahre verjüngte Mann die Augen aufschlug und sich mit einem kräftigen Ruck aufsetzte, reichte ihm Mischa Strongin ein Glas Kognak, geleitete ihn zum Ausgang und drückte ihm zum Abschied die Hand. Aus dem Fenster sah er noch, wie der Mann sich rüstigen Schritts entfernte, und hörte, wie er mit lauter Stimme nach einer Droschke rief.

Mischa Strongin wohnte nicht mehr in seinem Laboratorium, sondern in einer vornehmen



F. Grober, Dr. Puffs neuester ariostatischer Apparat (1850)

und teuren Pension in der Kleinen Morskaja. Seine Mittel erlaubten ihm zwar, den wahn-sinnigsten Luxus zu treiben, allein er begnügte sich mit dem Wohlleben, das ihm diese Pension bot. Schon am ersten Tage fiel ihm bei Tische ein rotblondes, schwächtiges Mädchen mit grün-lichen Katzenaugen auf, das, wie die Erkun-digungen bei der Dienerschaft ergaben, Olga Wind hieß und bei einem der berühmtesten Tanzmeister des kaiserlichen Balletts die Tanz-kunst übte. Die ungewöhnliche Schönheit nahm ihn, der in seinem Leben noch nie Interesse für Weiber gehabt hatte, sofort gefangen. Bei den Mahlzeiten wandte er von ihr keinen Blick, verweilte, wenn er durch den Korridor ging, wie von einem Magnet angezogen, lange vor der Türe ihres Zimmers und lauschte stundenlang hinaus, ob sich nicht irgendwo das Rascheln ihres Kleides oder gar der Klang ihrer Stimme vernehmen ließe. Einmal gelang es ihm, ein

Taschentuch, das sie fallen gelassen, unbemerkt zu sich zu stecken. Er trug es tagsüber an der Brust und fühlte, wie es ihm das Herz ver-sengte. Nachts lag es unter seinem Kopfkissen und machte seine Träume glühend. Kurz — er war verliebt. Zugleich merkte er aber, daß Olga Wind einen unheimlichen Widerwillen gegen ihn hatte: sie wich seinen verliebten Blicken aus, fuhr, wenn er ihr zu nahe kam wie angeekelt zusammen und verzog schmerz-voll den Mund, wenn ihr Blick zufällig auf sein, wenn auch kluges und energisches, doch unschönes Gesicht fiel. Das Leben und das Gold, das er sich in beliebigen Mengen aus Hektographenmasse herzustellen vermochte, freuten ihn nicht mehr. Er mußte die rotblonde, schwächliche Olga Wind erobern, selbstver-ständlich mit Hilfe seines Apparats: dazu war ja die Einstellung „I“ auf der Skala vorgesehen. Eines Abends, als Olga Wind nicht zu Hause

war — sie schien ins Theater gegangen zu sein — und die ganze Pension schon schlief, schlich Mischa Strongin leise in ihr Zimmer, das sie unversperrt gelassen hatte. Er knipste das Licht an und sah sich um. Der berauschende Duft ihres Wesens, der das Zimmer auch in ihrer Abwesenheit erfüllte, benahm ihm den Atem. Bald erspähte er etwas, was seinen Zwecken dienen sollte: Auf dem weißen Fellteppich vor dem weißen Bette stand ein Paar winziger Pantöffelchen. Sie waren aus Goldbrokat, also leitend. Daraus, daß sie vor dem Bette standen, schloß Mischa Strongin, daß Olga sie als Haus- oder Morgenschuhe zu benutzen pflegte. Der Plan war im Nu gefaßt. Mischa Strongin holte seinen Apparat, stellte ihn auf „I“ und auf die höchste Wirkung ein, schob ihn unter die entfernteste Ecke unter das Bett und verband die Pantöffelchen mittels feiner Goldfäden mit den Polen des Kästchens. Dann drehte er das Licht wieder aus, kehrte in sein Zimmer zurück und begann zu warten.

Olga Wind kam gegen halbeins heim. Mischa Strongin erkannte sofort ihre Schritte, als sie leise durch den Korridor ging; er hörte auch, wie sie in ihrem Zimmer auf und ab ging, wie sie ihre Nachttoilette machte und wie ihre Kleider raschelten. Klopfenden Herzens schlich er vor die Türe ihres Zimmers und lauschte. Nun hörte er, wie sie ihre Schuhe auszog. Gleich wird sie also in die goldenen Pantöffelchen schlüpfen. Er hielt den Atem an und blickte zum Schlüsselloch hinein. Das junge Mädchen saß im Nachthemde auf dem Bettrande, die Hände im Schoße gefaltet, die Augen halbgeschlossen. Die Füße staken in den goldenen Pantöffelchen. Mischa Strongin beobachtete weiter. Das Mädchen hob die Lider, streckte die Arme vor sich aus, ein Zucken lief durch ihr Gesicht, die Lippen bewegten sich leise, die Brust hob und senkte sich immer ungestümer. Nun drückte er statt des Auges ein Ohr ans Schlüsselloch. Nach wenigen Sekunden schon hörte er ihre gepreßte Stimme. In unsagbarer Sehnsucht riefen ihre Lippen: „Mischa . . . Liebster . . .“ Er trat ins Zimmer und schloß die Türe hinter sich ab Das war Mischa Strongins siebenter Versuch.

Nun hatte Mischa Strongin alles — Liebe, Geld, die Möglichkeit, sich selbst und die ganze

Welt glücklich zu machen, zu verjüngen oder auch zu vernichten. Es war ein Rausch, den noch kein Mensch genossen. Der Rausch verflog, und an seine Stelle trat ein Grauen und ein Ekel. Ein Grauen vor der unheimlichen Macht, die er in Händen hatte und die alle Gesetze des irdischen Geschehens aufheben und umstellen konnte. Und ein Ekel vor dem Golde, das er aus Nichts schuf, vor den Toten, die er auferweckte, vor den Greisen, die er zu Jünglingen machte, und vor der Liebe, die wertloser war, als die um Geld gekaufte. Das Quälendste war ihm aber das Bewußtsein, daß es für ihn, der selbst über den Tod gebot, keine unerfüllbaren Wünsche mehr gab. Wenn er wollte, könnte er in einem goldenen Tempel von der ganzen Menschheit als lebendiger Gott angebetet werden, in alle Ewigkeit — aber er wollte es nicht. Er wollte vielmehr nicht mehr leben, und seinen eigenen Tod würde kein Mensch rückgängig machen können. Also beschloß er, aus dem Leben zu scheiden. Das in den roten Kreis eingeschlossene Schluß-„N“ der Skala, dessen Wirkung dem ersten, schon erprobten „N“ gleichkam, bot ihm das Mittel, nicht nur zu sterben, sondern einfach restlos aus der Welt zu verschwinden, zu Nichts zu werden, wie er es einmal beim Versuch mit den Igelstacheln gesehen.

Mischa Strongin liegt auf dem Sofa, das grau-lackierte Kästchen steht auf dem Stuhl vor ihm. Der rote Zeiger ist auf das rotumrandete „N“ eingestellt. An die Pole des Apparats sind jetzt zwei glatte Metallzylinder angeschlossen, wie man sie zum Elektrisieren braucht. „Olga, komm einen Augenblick her!“ Die Rotblonde mit den Katzenaugen kommt aus dem Nebenzimmer und sieht den Geliebten die Elektroden mit beiden Händen ergreifen. Im nächsten Augenblick sieht sie ihn nicht mehr: seine Kleider liegen leer auf dem Sofa, die Metallzylinder fallen leise klirrend zu Boden . . Mischa ist verschwunden, ist zu Nichts geworden, hat sich wie ein Gas in der Luft aufgelöst . . Mit einem verzweifelten Schrei sinkt das junge Weib bewußtlos zu Boden

Ihre Aussagen auf der Polizei machten einen irrsinnigen Eindruck, und man schaffte sie zwecks Beobachtung auf die Psychiatrische Klinik. Aber das hellgraue Kästchen erregte dennoch das Interesse der Behörden, die es

zwecks Untersuchung an die Artilleriewerkstätte einlieferte, der auch die Entladung von Bomben und Höllenmaschinen oblag.

Das Kästchen wurde hier unter Beobachtung der üblichen Vorsichtsmaßregeln geöffnet. Der Inhalt erschien harmlos: es war gallertartige, organische Substanz, die am ehesten an Gehirn-

masse erinnerte. Die gelehrten Artilleristen begnügten sich mit dieser Feststellung und ließen den gesprengten Kasten nebst seinem Inhalt auf den Kehrichthaufen werfen. Olga Wind wurde nach wenigen Wochen als gesund entlassen und bekam ein Engagement beim Kaiserlichen Ballett. Und die Welt ging wieder ihren alten Gang.

G A L V A N O S T E G I E

Von Hanns Wohlbold

ES ist das Furchtbarste, was ich in meiner vieljährigen Praxis erlebte — sagte der Polizeikommissär — das Raffinierteste an Grausamkeit, was je ein Menschenhirn ersann und die phantastischste Ausnützung der Technik für verbrecherische Zwecke.

Zwei Polizeimänner hatten die dünne Wand, die eine kleine Kammer hinter Ralph Sullivans Atelier abschloß, durchstoßen — eine Tür gab es nicht, die Öffnung war vermauert — und waren über den Haufen Schutt hinausgetreten, hinter ihnen die Untersuchungskommission mit dem Bildhauer selbst. Er stand gleichgültig, als ob ihn das alles nichts anginge, vor der mächtigen Holzwanne. Die blaugrüne Kupfervitriollösung schimmerte im Licht der Mittagssonne, die durch das Glasdach flutete und warf leuchtende Reflexe an die vergipste Wand. Ringsum auf dem Fußboden standen galvanische Elemente und dicke Glasstäbe lagen quer über den Wannenrändern.

Die offenbar für Galvanostegie bestimmte Einrichtung der verborgenen Kammer zerstreute die letzten Zweifel. Hier, in diesem Raum, war das Furchtbare geschehen, das ganz Newyork in Atem hielt.

— Erzählen Sie, wie Sie es gemacht haben, — sagte der Kommissär in strengem Ton.

Ralph Sullivan strich sich über die Stirne, als ob er sich erst besinnen müsse, doch sah er mehr zerstreut als erschüttert aus und sein hübsches bartloses Gesicht — eher das Gesicht eines sorglos fröhlichen jungen Künstlers als das eines Mörders von satanischer Grausamkeit — war wohl etwas blaß infolge der Gefängnishaft, aber es zeigte keine Spur von Sorge oder Reue.

Der Kommissär wußte, daß die gefährlichsten Menschen nicht selten so harmlos aussehen wie junge Mädchen.

Der Bildhauer erzählte. Die ganze Geschichte von Anfang an. Das meiste wußte bereits jeder Mensch in ganz Amerika, denn die Zeitungen schrieben täglich ganze Spalten über den Fall Ralph Sullivans und seine „Niobe“.

— Es ist der größte Triumph der Technik — sagte der Bildhauer zynisch.

— Erzählen Sie — unterbrach der Kommissär ihn barsch.

Seit zwei Jahren verkehrte Sullivan im Hause John Lubbocks, des Kupferkönigs. Miß Maud Lubbock, die gefeiertste Schönheit der Neuyorker Parketts, verliebte sich in den jungen, unbekannten Künstler, verschwor sich mit ihm gegen den Willen des Vaters, der von einer Verbindung nichts wissen wollte, und der Sullivan natürlich abwies, als er ihn schließlich um die Hand seiner Tochter bat.

— Wenn Sie einmal der berühmteste Künstler der Vereinigten Staaten sein werden — das haben Sie ja angeblich vor, Mister Sullivan — so können Sie wieder kommen. Vorläufig sind Sie —

Er machte nur eine leichte Handbewegung die mehr als viele Sätze sagte.

Es kam zu einer Auseinandersetzung. Häßliche Worte fielen. Der Kupferkönig wurde ausfallend, beleidigend. Sullivan gab den Ton zurück.

— Sie werden das noch bereuen, Mister Lubbock — sagte der Bildhauer schließlich zornbebend, als er das Zimmer verließ, mehr der Gewalt als der Überredung weichend.

Drei Tage später war Miß Maud Lubbock verschwunden. Spurlos, als hätte sie die Erde

verschlungen. Die Polizei suchte die junge Dame fieberhaft in ganz Neuyork. Zuerst bei Sullivan, dann anderwärts. Alles war umsonst. Der Künstler behauptete, er habe sie seit seiner verfehlten Werbung nicht mehr gesehen.

Der Vorfall erregte Aufsehen. Die Zeitungen füllten ihre Spalten mit Berichten. Sullivan wurde fast berühmt. Aber dann vergaß man ihn wieder. Drei Monate lang — bis er seine „Niobe“ ausstellte.

Es war ein Bildwerk von ungeheurer Wucht der Darstellung, von einer Realistik, wie man sie vorher kaum gekannt hatte. Erstarrter Schmerz im Antlitz eines Weibes, das sich krümmte wie im höchsten, nicht mehr erträglichen Übermaß körperlicher und seelischer Qualen. Anfangs standen die Menschen erschüttert vor diesem Kunstwerk. Dann aber ging ein Raunen in Neuyork von Mund zu Mund.

Eines Tages besuchte auch John Lubbock die Ausstellung. Er war noch gebeugt von dem Kummer über das rätselhafte Verschwinden seiner Tochter. Als er die Niobe sah, wurde er weiß wie Kalk, Zug um Zug war dieses qualverzernte Gesicht das von Maud.

Vor der Niobe brach der Milliardär lautlos zusammen.

Das alles wußte Neuyork. Jede Zeitung hatte spaltenlange Berichte über den Fall und über die schließliche Verhaftung des Künstlers gebracht. Die Zeitungsjungen schrien die Tragödie auf der Straße aus.

„Der furchtbarste Triumph der Technik.“

„Das größte Verbrechen des Jahrhunderts.“

In allen illustrierten Blättern, an jeder Straßenecke war das Bild der Niobe zu sehen, daneben die Photographien von Maud Lubbock und von Ralph Sullivan. Ellenlange, fußhohe Überschriften standen dabei.

Während Sullivan erzählte und endlich zum eigentlichen Thema kam, betrat John Lubbock das Atelier. Groß und massig, schwer auf den Goldknauf seines Stockes gestützt, stand er an der durchschlagenen Wand. Er mußte sich festhalten, als er hörte, wie furchtbar sein Kind geendet hatte.

Der Bildhauer sprach in einem Ton als erzähle er ein alltägliches Erlebnis.

— Kein Künstler brächte so etwas zustande wie die Niobe — sagte er selbstgefällig. — Ich

hatte es mir in den Kopf gesetzt, wirklich der berühmteste Bildhauer in Amerika zu werden, — wie Mister Lubbock es verlangte. Ich wollte ein Werk schaffen, das nicht seinesgleichen hatte. Eine Verkörperung des Schmerzes. Mit oder ohne Maud Lubbock. Als ihr Vater mich weggejagt hatte, sprach ich noch einmal mit ihr. Hier, in meinem Atelier. Sie besuchte mich, weil ich sie eigens darum ersuchte, und wir hatten eine lange Unterredung. Ich bat Maud, mit mir zu fliehen. Aber sie wollte nicht. Ganz anders als vorher stellte sie sich nun plötzlich ein. Sie gehorchte ihrem Vater — restlos. Von einer Liebe zwischen uns wollte sie nichts mehr wissen. Ich flehte, ich beschwor sie. Umsonst. Maud blieb hart. Sie war wie ein Eisblock. Ich geriet außer mir. Eine namenlose Wut packte mich. Und dann

— Haben Sie die junge Dame ermordet!

— sagte der Kommissär.

— Nein, ich habe sie verkupfert. —

Der Milliardär trat einen Schritt vor, seine Faust umkrampfte den Goldknauf des Spazierstockes. —

— Verkupfert! —

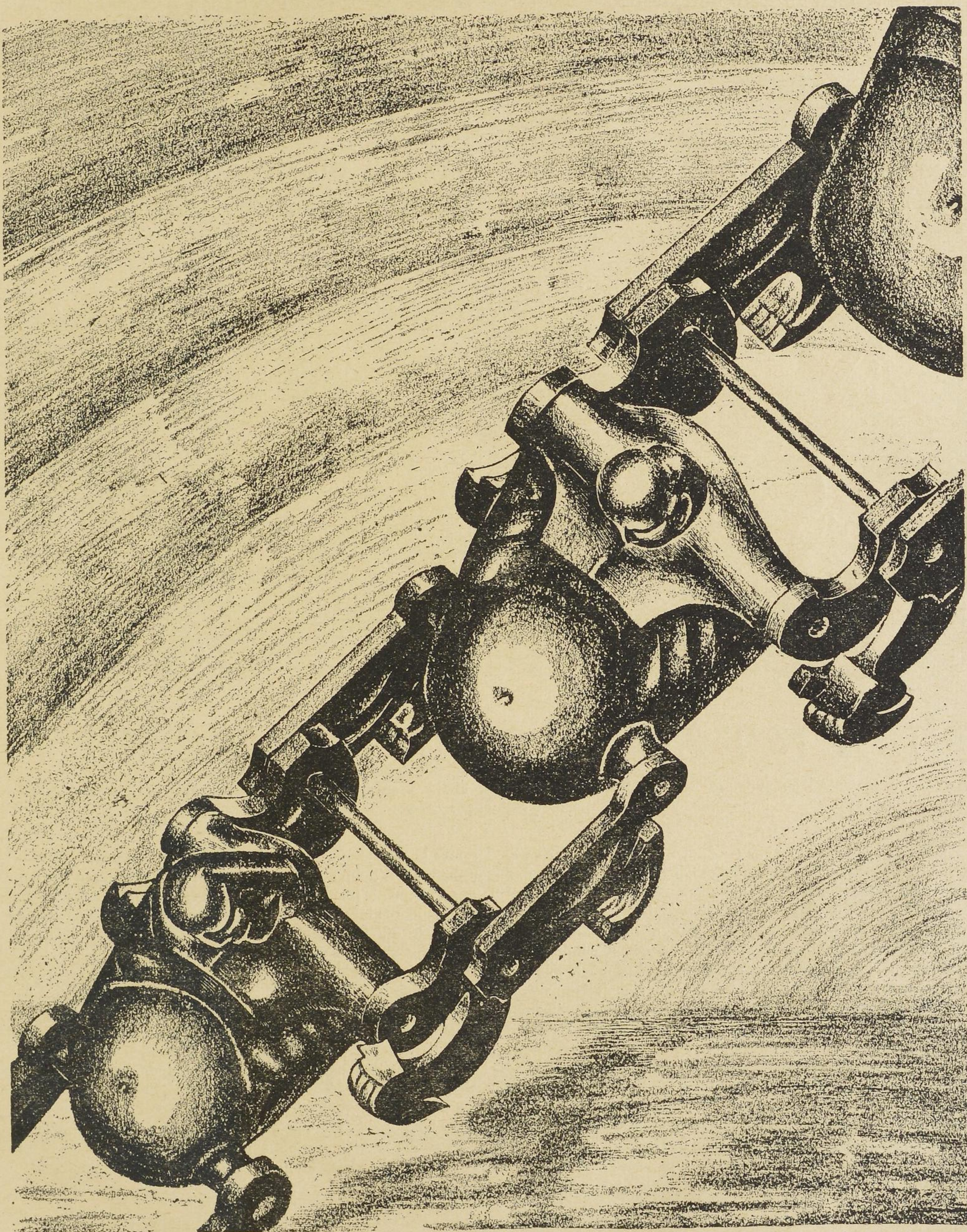
— Ja. Lebendig habe ich Sie verkupfert. Hier. In dieses Kupferbad zwang ich sie hinein. Ich leitete den Strom durch ihren Körper, und während sie sich in Qualen wand, in Qualen des Körpers und der Seele, während sie langsam einen furchtbaren Tod starb, schloß sich die Kupferdecke um ihren Körper. Ich habe den Schmerz in das rote Metall gezwungen, meine Herren! —

Der Milliardär stieß einen unartikulierten Wutschrei aus. Mit hoch erhobenem Stock stürzte er sich auf den Bildhauer, und er hätte ihn erschlagen, wäre der Kommissär ihm nicht eben noch in die Arme gefallen. Die Presse von Amerika schrieb seit diesem Geständnis Sullivans über nichts anderes mehr als nur noch über das ungeheure Verbrechen.

Eine Woche später wurde Ralph Sullivan durch einstimmigen Spruch der Geschworenen zum Tod verurteilt. Die Klischees seiner bevorstehenden Hinrichtung lagen schon fertig in den Schubladen der Redaktionen.

Aber es kam nicht so weit.

Der Kupferkönig hatte sein Haus nicht mehr verlassen. Bei geschlossenen Vorhängen saß er in seiner Bibliothek. Man hatte ihm die



Otto Muck, Baggerkette. (Verkleinerte Abbildung eines Blattes aus der Mappe: Otto Muck, „Maschinen“, 10 Steinzeichnungen, Dreiländerverlag, München)

Nachricht von der Verurteilung Sullivans überbracht. Er schien es nicht zu hören. Er war gebrochen an Leib und Seele.

Da knarrte leise die Türe.

Ein paar weiche Arme schlangen sich um John Lubbocks Hals.

— Papa dear —

Der Milliardär schrie auf vor Entsetzen.

Maud legte ihm die Hand auf den Mund.

— Es war nichts als Reklame — sagte sie —
verzeih mir, Pa, wir lieben uns so sehr, Ralph

und ich, so sehr. Ist er nicht ein Genie? Ist er nicht jetzt der berühmteste Künstler der United States, so, wie du es haben wolltest? Er hat die Niobe in Gips geformt und dann verkupfert. Ich stand ihm nur Modell. Aber — sie errötete ein wenig — ich sah durchaus nicht so verzweifelt aus dabei, dear Pa, wie die Figur. Das hat er alles selbst erfunden.

Und sechs Wochen später heiratete Miß Maud Lubbock Ralph Sullivan, den größten Bildhauer Amerikas.



PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Johannes Schlaf: Die Erde — nicht die Sonne. Dreiländerverlag, München-Wien-Zürich. Der Satz, daß die wissenschaftliche „Wahrheitserkenntnis von heute“ eigentlich nur der „Irrtum von gestern“ ist, läßt sich leicht durch Tausende von Beispielen aus allen Gebieten der Geschichte der Wissenschaften beweisen. Grundlegende Axiome, an deren unumstößlicher Wahrheit auch nur im entferntesten zu zweifeln niemandem eingefallen wäre, werden durch irgendeine neue Entdeckung automatisch weggefeßt oder sinken auf das Wertniveau bloßer Arbeits-hypothesen herab. Um nur ein Beispiel dafür anzuführen, sei hier an die Theorie von den Elementen erinnert, die mit der Entdeckung der bisher in kein System passenden Eigenschaften des Radiums einen vernichtenden Stoß erlitten hat. Warum sollte da die heliozentrische Lehre des Kopernikus eine Ausnahme machen? Daß nur seine Lehre, nach der die Sonne der Mutter- und Zentralkörper des sogenannten Sonnensystems ist, in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie sich bisher als Arbeitshypothese leidlich bewährt hat, wäre durchaus noch kein Beweis für ihre absolute Wahrheit. Besonders da die für die kopernikanische Lehre sprechenden Tatsachen in Wirklichkeit nur den Wert des Indizienbeweises (und nicht mal einen lückenlosen) haben. Der Dichterphilosoph Johannes Schlaf hat nun in dem hier vorliegenden (gut ausgestatteten) Bändchen das Wagnis unternommen, die Fadenscheinigkeit der kopernikanischen „Beweise“ zu beleuchten. Besonders aus dem das heliozentrische System negierenden sogenannten „Sonnenflecken-Phänomen“ leitet er seine Ansicht ab, daß die ge-

samte kopernikanische kosmische Theorie falsch sei. Naturgemäß wird Schlaf dadurch zu dem geozentrischen System des Ptolemäus (cum grano salis verstanden) zurückgeführt. Ob nun Schlafs „Beweise“ exakter und unanfechtbarer sind, als die für die kopernikanische Lehre geltenden, das wird die zünftige Wissenschaft zu entscheiden haben, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der schon begonnene, aber bisher rein esoterisch geführte Kampf der beiden Anschauungen gerade durch die vorliegende, sich an die Allgemeinheit wendende Arbeit Schlafs bald vor dem Forum der Öffentlichkeit weiter ausgefochten werden wird. Jedem Gebildeten, der sich über die Streit- und Tagesfragen der Wissenschaften auf dem laufenden erhalten will, sei daher die Lektüre des Schlafschen Buches empfohlen; über kurz oder lang wird ihn der immer breiter um sich greifende Kampf der beiden kosmischen Anschauungen doch zu einer Stellungnahme dazu zwingen.
-n.

Moskowski, Das Buch der tausend Wunder. Albert-Langen-Verlag, München. Kein Lehrbuch und doch sachlich, nicht Dichtung und doch spannend im höchsten Ausmaß, das ist der seltene Vorzug dieses Buches. Aus dem modern physikalischen, dem psychologischen, biologisch-naturwissenschaftlichen und geheimnisvollen, sogenannten okkulten Bereich sind Tatsachen mit erstaunlicher Vielseitigkeit gesammelt, um in jeder Zeile das Wunder, das schlechthin Irrationale zu erschließen, vor dem eben jedes Wissen, exaktes und geheimes, menschlich hinfällig wird.

Und doch ist bei all dem das Leitmotiv „Leichtfaßlichkeit unter allen Umständen!“ konsequent durchgeführt worden. Ich weise nur auf einzelnes besonders nachdrücklich hin: Die Lügenmaschine („Wunder des Menschenlebens“), Biene und Geometrie, Das Pflanzenauge, Unsterbliche Tiere, Geheimnisvolle Eigenschaften („Wunder der Tierwelt“), Hexenwahn, Hat Napoleon gelebt („Wunder des Wahns“), besonders „Mystische Wunder“, „Wunder der Physik und Chemie“, „Wunder der Technik“ und „Wunder des Himmels“.

Dr. W.

Otto Muck, Maschinen, zehn Steinzeichnungen, Dreiländerverlag, München 1919. Was die Literatur seit längerem in bewußter Absicht und nicht ohne Erfolg versucht: Schaffung des kristallisiertesten Ausdrucks für den Geist, der Maschinen erdenkt, baut und bedient, das ist der graphischen Kunst noch nicht gelungen. Eher der Plastik (Meunier). Der Knoten der Aufgabe liegt darin, alle Deutungsreste aus der vorindustriellen, eigentlich romantischen Einstellung auf die Maschine abgeschuppt zu haben. Die Maschine soll zeitlos, unhistorisch aufgefaßt

werden und soll im Kunstwerk dastehen, als wäre sie seit je mit der Welt dieses Menschen verwachsen gewesen. An diesem Kriterium gemessen, stellen Mucks Steinzeichnungen eine vollendete Leistung dar. Aber, selbst Techniker, geht der Künstler darüber hinaus. Er hat das Historisch-Sentimentale überwunden, nichts zeigt, daß er eine Zeit gekannt hat, die weniger industrialisiert war; dafür aber leuchtet aus seinen Schöpfungen mehr das Symbol einer Bejahung voll Zukunft und Neuwelt. Eine gewaltige Rhythmik der Linien durchherrscht jedes einzelne dieser Blätter. Muck schafft die Maschine als freiwillig-tätiges Wesen und mit erschütternder Eindringlichkeit formt er immer wieder eine schicksalsvolle Atmosphäre um jedes dieser Wesen. Man möchte beinahe von Stimmungscharakter sprechen, herrschte nicht der tragisch-problematische Akzent so sehr vor. Immer wieder aber ringt sich die Bejahung des modernen Maschinenbauers durch. Man sehe nur das herz- und augenweitende Blatt „Hafenkrane“ mit seinem lichtüberschütteten Himmel. Mucks Steinzeichnungen gehören an die Wände technischer Bureaus, Arbeitszimmer, Laboratorien und Versuchsstationen. Dr. W.

Bemerkungen der Schriftleitung.

Das Titelblatt zeichnete Otto Muck, die Leiste auf Seite 16 H. Kley

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Hans Eberlein, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien IV, Viktoriagasse 18, Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

DIE ORIGINALS

der von Frank Wedekind und Paul L. Fuhrmann herausgegebenen satir. Wochenschrift „Der Komet“, Jahrgang 1911/12, farbig und schwarz, von

Lutz Ehrenberger · Ussy Engelhard · Henry Bing · Bolz · Pasetti u. a. m.

sind abzugeben von KUNST IM DRUCK / G.M.B.H. / MÜNCHEN Thalkirchnerstraße 35

Besichtigung der Originale von 10—12 Uhr und 3—6 Uhr

Sächsische Cartonnagen-Maschinen-A.-G.

Telegr.-Adresse: Remusco, Dresden **Dresden-A. 16** Blasewitzer Str. 21 / Fernspr. 25086

*Spezialmaschinen und Einrichtungen für die Herstellung aller Arten Schachtein
Maschinen für Massenpackungen und Rundschachtein · Nieten, Klammern und
Verschlußmaterialien für Schachtein und Lederartikel · Ausführliche Angebote
jederzeit auf Anfrage*

SC

Vertreter in Leipzig: Ing. Hans Erdmann, Kaiser-Wilhelm-Str. 66. Fernspr. 31179

**Ein
stahlharter,
stahlgeschmei-
diger Wille**

**dringt
überall
durch!**

Die Willenschule von Uve Jens
Kruse strafft den Willen wie
einen Muskel

Werbeführer O kostenlos

**Felsen-Verlag
Buchenbach-Baden**

Privatdrucke

(Bücher und Mappen) zu kaufen ev.
tauschen ges. Off. unter „Eros“
M. U. 6228 an Rud. Mosse,
München.

Strohseile

für Gießerei- und Verpack-
kungszwecke, jederzeit
prompt lieferbar,
offerieren

Oskar Elchelberger & Co.

Erste Schles. Strohseil-Spinnerei

Breslau - Goldschmieden

(Post und Bahnstation Dt.-Lissa)

Blendend schön

wird jeder Teint, sammetweich,
zart und blühend nach unserer
preisgekrönten

Pariser Hautereme

Direkt Wunder wirkend.

Büchse M. 6.50, gegen Nach-
nahme M. 7.— nur bei

A. FLEISCHER

Fabrik feiner Parfümerien

KÖNIGSBERG i. Pr.

Knochenstraße 57. [196]

Seltenes antiquarisches Bild,
gut erhalten!

Der große

Wiener Friedenskongreß

1814/1815

fein kolorierter Stich Nr. 611 von
Fr. Campe-Nürnberg, Bildfläche 15×
20 1/2 cm, gegen Höchstgebot abzu-
geben. Briefe erbittet Hans Eberlein,
München, Königinstr. 33.

Aberglaube!

Suche billige
alte Bücher
über den Aberglauben aller Länder und
Völker, über Hexenwesen und Fem-
gerichte, Seeräuberchroniken und alte
Kajütbücher, Okkultes und Galantes.
Erbitte genaue Angebote u. Preis unter
„Aberglaube“ a. d. Exp. d. Orchideeng.

Gummiwaren-Versandhaus

Otto Heimsoth

in Braunschweig 164

sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei!

Auskünfte

über Personen und jede Vertrauens-
sache besorgt zuverlässig an jedem

Ort der Welt

C. B a h r, Breslau I, Schließfach 2

Elfenbeinmalereien



Porträt- u. Blumenminiaturen in feinsten künstlerischer Ausführung

Die Blumenminiaturen sind in Feinsilber 900/1000 gefaßt und
als Broschen oder Anhänger zu haben. Gegen Sicherstellung
Musterversendung. Anfragen an Kunstmaler A. HAAGNER,
München, Ismaningerstraße 1/I.

Nur noch kurze Zeit kann ich dieses Angebot aufrechterhalten!

Briefmarkensammler!

E H E

Sie Ihren Bedarf an Briefmarken decken, fragen Sie bitte bei mir an.
Interessenten von Kriegsmarken mache ich besonders aufmerksam! Ich liefere:

Riga! Befreiung von den Bolschewiki

3 Werte M. 3.50

Litauen auf Brief

5 Werte M. 11.—

Deutsche Mil.-Verw. in Rumänien

5 Werte M. 7.50

Polen auf Brief

9 Werte M. 13.—

Finnland

8 Werte M. 25.—

Polen mit Überdruck und Zeitungsmarken

21 Werte M. 220.—

Albanien auf Brief

6 Werte M. 18.—

Italienische Einzugsmarken

3 h — 1 Kr. 14 Werte M. 220.—

Polen mit Überdruck

3 h — 1 Kr. 14 Werte M. 175.—

Ukraine

7 Werte M. 8.50

Seltenheiten!

Auswahlsendungen bei Angabe von Referenzen in bester Zusammenstellung!

Kurt Reichardt, München, Klarstraße Nr. 5/o

Meyers Universum,

ein belehrendes Bilderwerk für alle Stände. 35 vortreffliche **Stahl-
stiche**, meist sehr gut erhalten, samt Beschreibung in den Lieferungen 2, 3-
4, 5, 6, 7, 9, 10, 11 des 5. Bandes vom Jahre 1838 gegen Höchstgebot zu ver-
kaufen. Offerten unter „Stahlstiche“ an den Orchideengarten, Leopoldstr. 3 in
München, erbeten.

Technischer Anzeiger

für Maschinen-, Dampf- und Motoren-
Betriebe

XIX. Jahrgang

Organ für die Interessen der gesamten Dampfkessel- und
Dampfmaschinen-Betriebe sowie für Schiffahrt, der stationären
:: :: Feuerungs-, elektro- und motorischen Betriebe :: ::

Wegweiser durch die Zweige der technischen,
Eisen-, Metall- u. elektrotechnischen Industrie

Verlag und Geschäftsstelle: **E. Burg-
hardt, Hamburg 30, Gärtnerstr. 48**

Fernsprecher: Nordsee 9098

Petitzelle 60 Pf. Beilagen nach Übereinkunft

Richard Dehmel †

schreibt in der

Neuen Rundschau

über

Johannes Schlaf

Die Erde — nicht die Sonne

... Die Fachwissenschaft hat die verdammte Pflicht, vor einer so gut
begründeten und so grundwichtigen Umsturzlehre nicht länger den Kopf in den
Busch zu stecken, sondern autsch oder knautsch die Verwirrung zu schlichten,
die eine wankende Weltanschauung stets in der Laienwelt anstiftet.“ . . .
Die Herren Fachgelehrten sind über all das noch so wenig einig, daß sie
eigentlich dankbar sein sollten, wenn jemand sie zu neuem Nachdenken an-
spornt.

Preis schön kartoniert M. 4.50

Dreiländerverlag / München / Leopoldstr. 3

Sensations-Bücher!

Drakula. Roman über Vampirismus von P. Stoker. Br. M. 5.60, gebd. M. 8.40.
Frankenstein oder „Der moderne Prometheus“
 Homunkulus-Roman von Shelley. Broschiert M. 2.80, gebunden M. 4.90.
 Man verlange ausführlichen Prospekt.

Verlagsbuchhandlung Max Altmann, Leipzig



Vom 1 Januar 1920 ab erscheint im 2. Jahrgang:

DIE DEUTSCHE NATION EINE ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK

Unter den vielen, seit Ausbruch der Revolution in Deutschland neu entstandenen politischen Zeitschriften nimmt die „Deutsche Nation“ eine besondere, eigenartige Stellung ein. Diese Monatsschrift ist das Organ einer Reihe junger demokratisch gerichteter Politiker, die sich zu zielbewußter Mitarbeit an der Erneuerung unseres politischen Lebens zusammenfanden.
DIE „DEUTSCHE NATION“ IST DIE ZEITSCHRIFT SACHLICHER UND LOYALER POLITIK

Bezugsbedingungen:

Jahrespreis: 12 Monatshefte 20 Mark / Vierteljahrspreis: 3 Monatshefte 6 Mark / Einzelheft: 2 Mark / Probeheft kostenlos

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, durch die Post od. durch den
VERLAG DIE DEUTSCHE NATION
 Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte
 m. b. H. / Charlottenburg / Schillerstraße 119

Georg Futter-Alwin Hirsch & Co.

Fabriken für Feld- und Kleinbahnenbedarf,
 Zentrale Berlin W 57, Futterhaus, Bülowstraße 1

Filialen: Breslau, Cöln, Dortmund, Düsseldorf,
 Frankfurt, Hamburg, Leipzig, München,
 Saarbrücken

Fabriken: Neunkirchen, Bezirk Arnberg;
 Neustrelitz in Mecklenburg

empfehlen sich zur Lieferung von:

Lokomotiven, Schienen, Gleisen, Drehscheiben, Weichen,
 Muldenkippwagen sowie allen Förderwagen, Holz-
 schwellen, Masten, Telegraphenstangen

Die Leipziger Niederlassung befindet sich Ditttrichring 17
 Telephon Nr. 11558

„Die Bücherpost“ unterrichtet wöchentlich über Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels aus allen Wissensgebieten und der Unterhaltungs-literatur. Einzelnummer 25 Pf, vierteljährlich M. 2.50. Abonnements nimmt jede Poststelle, auch der Briefträger entgegen. Probenummern sendet die Geschäftsstelle der „Bücherpost“, Frankfurt a. M., Niddastr. 74, postfrei und umsonst.

Zuckerkrankhe

erhalten gratis Broschüre über
 diätlose Kur (nach Dr. med. Stein-
 Callenfels) durch **Bonn 25**,
 Postfach 125.

„DAS NEUE EUROPA“

Herausgeber: Dr. PAUL COHN

Internationale Revue für Politik und Volkswirtschaft
 5. Jahrgang

(Verlag: Schweiz. Druck- und Verlagshaus, Zürich)
 Abonnementspreis 10 Fr. jährlich. Einzelnummern 1 Fr.
 Enthält hochaktuelle Aufsätze hervorragender Publizisten.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

AGENCIA COMERCIAL ARGENTINA

French Vogel & C^{ia}

Buenos Aires — München

IMPORT und EXPORT

zwischen

Argentinien und Deutschland

Übernahme von Vertretungen aller Art — Ankauf von Kamp, Grundbesitz und Wohn-
 häusern usw., sowie Einrichtung sämtlicher Industrien in der Republik Argentinien

AUSKÜNFTE

an alle, welche beabsichtigen, sich dort niederzulassen oder mit
 diesem zukunftsreichsten Lande der Erde zu arbeiten!

Alle Anfragen, geschäftlichen Erledigungen und jeder anderweitige Schriftenverkehr usw. können nur
 berücksichtigt werden, wenn sie direkt an unseren Teilhaber und Vertreter für Deutschland gerichtet sind.

Vertretung für Deutschland:

OTTO VOGEL, München, Leopoldstraße 3, Telephon 33831
 und Berg bei Starnberg, Haus Nr. 1

Zentral-Bureau

Buenos Aires, calle Maipú 62

★ Empfehlenswerte Münchner Firmen ★

Hermann Günther
Herren- und Damen-
Friseur [52]

empfiehlt seine modern
eingerichteten Herren-
und Damenfrisersalons

Amalienstraße 63

Eine gute Idee

bedeutet die beste Verdienstmöglichkeit. Verlangen Sie heute noch kostenlos

unsere

Richtlinien

Ingenieurbüro Zodel-Jahrelß
München, Ferdinand-Mariastr. 27

Reinigungs- u. Bügel-Anstalt

„Sofort“

für Herrenkleider aller Art

Eilaufträge in 3 Stunden

Karte genügt

A. Katz, Theresienstr. 58

MICHAEL BIRKENBIHL DÄMONISCHE NOVELLEN



Mit dämonischer Macht packt dies Buch den Leser auf der ersten Seite und läßt ihn nicht mehr los bis zum letzten Wort. Wie der Dämon den Menschen gegen seinen Willen in Verbrechen und Untergang treibt, will es zeigen. Langjährige medizinische und kriminalistische Studien gaben dem Verfasser das Material. Das Grundproblem der Psychologie, die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, wird hier von einem Dichter mit überraschender Wucht behandelt. Die geheimsten Falten des menschlichen Herzens öffnen sich vor dem Leser. Noch niemals sind die grausigen Abgründe der Mondsucht und der Vererbung, die kriminellen Gefahren des Geschlechtslebens und die Schauer der Halluzination so tiefgründig und packend gestaltet worden.

Schönheit und Tragik haben sich hier zu einem einzig dastehenden Werke vereinigt. Preis broschiert M. 8.80, fein gebunden M. 12.10.

J. Michael Müller Verlag
München, Ansbacherstraße 23

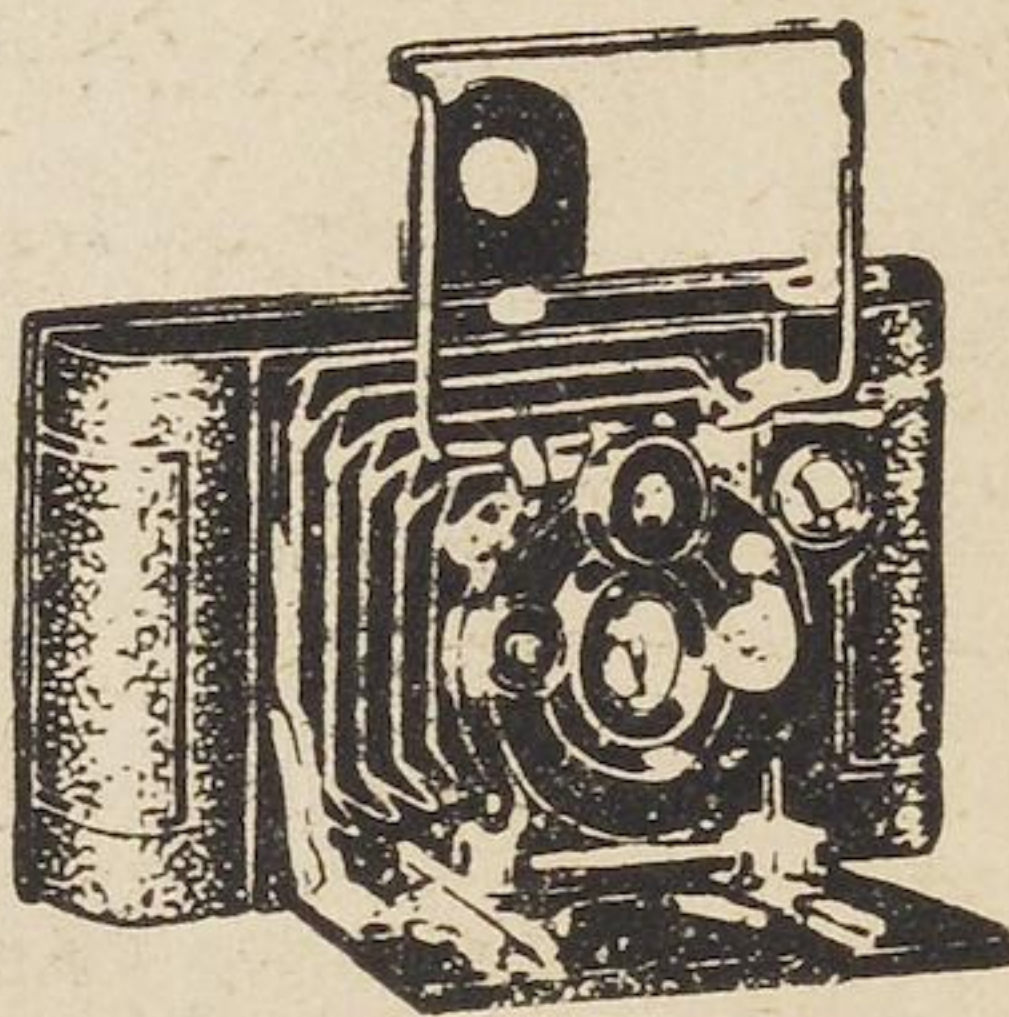


Photo-Spezial-Geschäft

Kleine Apparate
Roll- und Pack-Filme in allen Größen

Neuheit:

Plattenpack mit Tageslichtwechselung

Neu eingetroffen:

Lumière-Autochrom-Platten
für Dreifarben-Aufnahmen!

Carl Bodensteiner, München N
Karlspl. 17, Sonn.-Apoth., Tel. 52434

Richard Muther

Geschichte der Malerei
III. Aufl. / 3 Bde. / Preis M. 150.—
zuzüglich 20% Teuerungszuschlag.
Zu beziehen von

Xaver Bink

Buch- und Kunsthandlung
München / Adalbertstraße 54

Papier- Abfälle

Zeitungen · Bücher · Alten
Geschäftsbücher kauft
zu reellen Markt-

Preisen

auch von auswärts
Adolf von der Heiden
München, Oberanger 44
Fernsprecher Nummer 55585



Pallabona unerreichbares trockenes Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege,
macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut.
Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu M. 1.50, 2.50 und 3.50 bei Damenfriseuren, in Parfümerien oder von Pallabona-Gesellschaft, München NO 39/34

Nachahmungen weisen man zurück

GUSTAV SEIDENADER

KUNST-SALON

MAXIMILIANSTRASSE 3

MÜNCHEN

TELEFON 20294



Verkauf von modernen Meisterwerken allerersten Ranges

D. WEIDS
PARFÜM-
ZIGARETTEN
MAXIMILIANSTRASSE 3
MÜNCHEN



ALLEIN-VERKAUF

Weinstube
Kunstgewerbehaus
Weingroßhandlung
Ebersbacher

München
Pfandhausstr.

T. Badhofer

Tel. 21706

München-
Schwabing

BENZ

Leopoldstr.
Ruf 30495

Bekannt vornehme

KLEINKUNSTBÜHNE

Direktor José Benz

Allererste Künstler und berauschende Musik
Gutgepflegte Weine / Wohlbekannte Küche

MÜNCHEN

MÜNCHEN

DIE
BONBONNIERE
VORNEHMSTE KLEINKUNST-BÜHNE
DES KONTINENTS

HANS GRUSS

Maximilianstr. 2 (Kosttor) / Tel. 20155

Sorgsamste Küche · Abendmusik



beziehen Sie
billigst- und schnell
von der **Stempelfabrik**
JOS. UNTERBERGER
Corneliusstr. 13 am Gärtnerplatz
MÜNCHEN

GROSS-SCHREIBBÜRO „PROGRESS“
*Maschinenschreiberei
und Vervielfältigungsanstalt
für alle modernen Sprachen.
7 separate Diktier-Zimmer.
Spezialität: Eilarbeiten!*
MÜNCHEN, LUDWIGSTR. 17, TEL. 31059

B ü c h e r
Belletristik, Geschichte, Werke über
Magie, Privatdrucke, alte Bücher
mit Illustrationen usw. kauft zu
höchsten Preisen
Hubers Antiquariat, Rosental 7

Kaufe stets in großen und kleinen Posten
Altpapier aller Art
sowie Lumpen und Knochen zu höchsten Preisen.
Gleichzeitig empfehle ich mein reich assortiertes Lager in
Grau-, Holz- und Lederpappen, Packpapier und Wellpappen.
Franz Nordhoff, Altpapier-, Packpapier- u. Pappengroßhdlg.
München, Unteranger 12/13 III Fernsprecher Nummer 53079

Bruch-Heilung!

Ohne Operation! Ohne schmerzhaftes Einspritzen!
Ohne Berufsstörung! Auf naturgemäßem Wege!

Wörner's Bruchheil-Institut

München
Schwanthalerstr. 36. Telefon 54 168
Sprechzeit: Jeden Freitag,
Samstag und Sonntag von 9—1 Uhr.

Rosenheim
Bahnhofstraße 1
Sprechstunde:
Jeden Montag von 9—1 Uhr.

Kostenlose Untersuchung. Verlangen Sie Zeugnisse von Geheilten.
Tatsachen beweisen, deshalb überzeugen Sie sich!

Der gefesselte Akt! 7 Originale Mark 4. — sowie
16 Kün. stl.-Stud. zus. M. 10. —
Der gefess. Akt in hochf. 7 Foto-Kunstblättern 17:23 in Mappe kompl. M. 18. —
Keine Reprod. Ausland Voreinsendung. Verlag Max Hackner, München
Kurfürstenstraße 2

Münchener Zeitung

Mit der Wochenschrift: Die Propyläen



120 000

Täglich **Auflage**

Größte Platzverbreitung * Beliebtestes Familienblatt!
Täglich reichhaltige Sports, Alpine- und Verkehrsnachrichten
Gut unterrichtender Handelsteil * Wöchentliche Filmzeitung
Hervorragendes Werbemittel für Handel und Industrie
Bevorzugtes Blatt für Familien- u. Gelegenheits-Anzeigen
Hauptgeschäftsstelle: München, Bayerstraße 57—59 * Fernsprecher 50501—50509

Neuzeitliche Geschäftsorganisation
bietet jeder Konkurrenz
die Spitze

Das Kartei-System

schafft im größten wie kleinsten Betriebe Ordnung
und wunderbare Übersicht; spart Zeit und Arbeit

Verlangen Sie die im Eigenverlag erschienene Broschüre:
Leitfaden für Kartei-Einrichtungen
Preis M. 2.50

Großes Lager in Büro-Möbeln
Schreibmaschinen - Zubehör
und Büro-Artikeln aller Art

Engleder & Finkenzeller

Bürobedarfshaus
München, Löwengrube 17/0

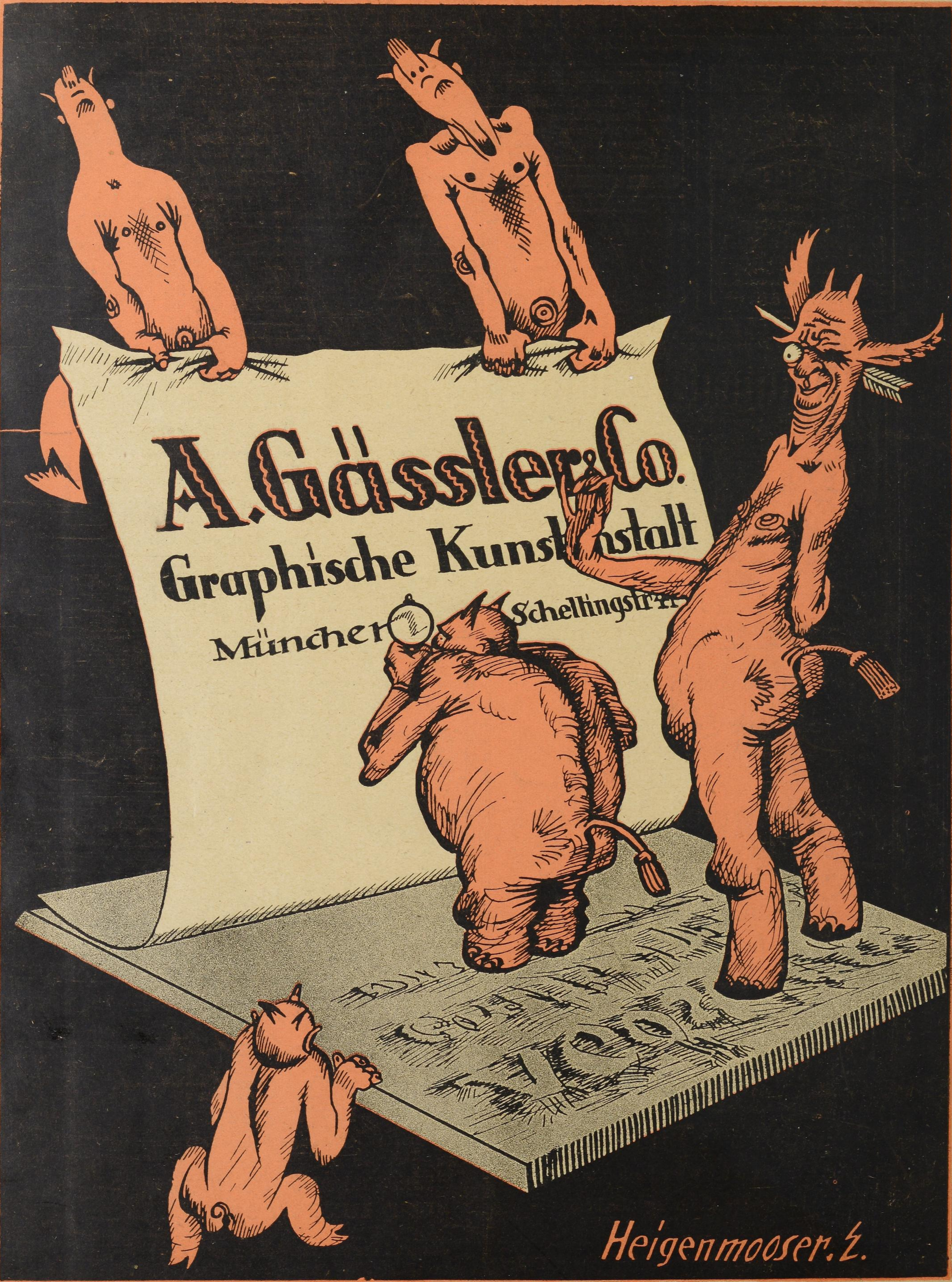
KARL SCHÜSSEL'S

PORZELLAN-MAGAZIN



MÜNCHEN
Kaufingerstraße 9
(Passage Schüssel)

**SPEZIALHAUS FÜR HAUSHALT-
UND LUXUS-PORZELLANE**



DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER



REIL'ANDER VERLAG MÜNCHEN HEFT 5 PREIS 1.75 M

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL

SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

INHALT Rudolf Schneider: Entdeckung / Margot Isbert: Die drei Ringe / Conrad Ferd. Meyer: Chor der Toten / Joh. Peter Hebel: Heimliche Enthauptung / M. Pokorny: Schemen / Das Treibhaus / Phantastische Bücher.

Liebhaber! Liebhaber!

Nur noch wenig Stücke

Erwachendes Mädchen

13 reizv. Nov. von Anders Hjarmstedt
1 malig. Privatdr. in 125 Exempl. Ganzs.
geb. Zwei Farbendr. Vom Autor hand-
schriftl. sign. u. num. Preis M. 45. —
das Exempl. Nachn. oder Voreinsend.
Ferdinand Acker, Wolfach, Baden.

Pariser Bilder und Bücher!

Proben geg. M. 2. — (auch Brfm.)
Alois Kral, Verlag, Brünn I — Post-
fach Nr. 32, Mähren.

**Ein
stahlharter,
stahlgeschmel-
diger Wille**

**dringt
überall
durch!**

Die Willensschule von Uve Jens
Kruse strafft den Willen wie
einen Muskel

Werbebüchlein O kostenlos

**Felsen-Verlag
Buchenbach-Baden**

Akte, künstl. Karten 40 Pf.,
Photos in Bromsilber
75 Pf. und Porto. Bestellg. an O
250 Orchid.-Garten, Leopoldstr. 3.

Frauen-Artikel
vielf. bew., billigst. Drucks. kostenl.
dch. O 251 Orchid.-G., Leopoldstr. 3.

MICHAEL BIRKENBIHL DÄMONISCHE NOVELLEN



Mit dämonischer Macht packt dies
Buch den Leser auf der ersten
Seite und läßt ihn nicht mehr los bis
zum letzten Wort. Wie der Dämon
den Menschen gegen seinen Willen
in Verbrechen und Untergang treibt,
will es zeigen. Langjährige medi-
zinische und kriminalistische Stu-
dien gaben dem Verfasser das
Material. Das Grundproblem der
Psychologie, die Wechselwirkung
zwischen Leib und Seele, wird hier
von einem Dichter mit überraschen-
der Wucht behandelt. Die geheim-
sten Falten des menschlichen Her-
zens öffnen sich vor dem Leser.
Noch niemals sind die grausigen
Abgründe der Mondsucht und der
Vererbung, die kriminellen Ge-
fahren des Geschlechtslebens und
die Schauer der Halluzination so
tiefgründig und packend gestaltet
worden.

Schönheit und Tragik haben sich
hier zu einem einzig dastehenden
Werk vereinigt. Preis broschiert
M. 8.80, fein gebunden M. 12.10.

J. Michael Müller Verlag
München, Ansbacherstraße 23

L. Plaichinger

Dämonen des Schweigens

Novellen

Geheftet M. 3. —

Gebunden M. 4. —

Hier sitzt einer vorgebeugt und erzählt vom lähmend Grauen-
haften, das uns stündlich umgibt. Mit ganz durchnervten
Fingern weist er auf die großen Hintergrundsfresken des Daseins.
Festestes Gefüge löst sich auf, längst Vertrautes wird anders
und fremd. Stahlfeilen beinahe überscharf zugespitzter psycho-
logischer Analyse singen da und dort und dringen plötzlich mitten
ins Herz des Weltgerüsts ein. Denn das ist entscheidend für
dieses Buch, es reiht nicht einfach Erlebnis an Erlebnis, sondern
es geht intuitiv vortastend und plastisch gestaltend immer wieder
vom selben tiefsten Zentralerlebnis aus. Vom Totsein der Worte,
vom Scheinleben der Gebärden. Ist einmal das Schweigen ent-
deckt, dann haben Dinge und Menschen ein anderes, ein zweites
Gesicht. Immer wieder starrt aus den grenzenlos traurigen
Augenhöhlen seiner tausend Masken das Namenlose und das
Unsagbare. Manchmal vergißt man, daß man Prosa liest
und weiß, daß hier ein Ideal epischer Gestaltung erreicht ist.

Dreiländerverlag / München

Im April erscheint:

FRANZ JUNG GOTT VERSCHLÄFT DIE ZEIT EIN BUCH PROSA

FRANZ JUNG setzt seine Angriffe gegen deutsche Literatur und deutsches Wesen fort. Nicht in professoraler Kritik, nicht in gefälliger Selbstironie weist JUNG nach, daß in diesem Deutschland gefühlsreine Gesinnung, anständige Charaktere sich nicht entwickeln können, so daß ein einfaches bescheidenes, gutes deutsches Literaturwerk in Deutschland noch unmöglich ist. Er wendet sich in Darstellungen, sprachtechnischen Übungsstücken gegen die Förmver-
suche zeitgenössischer Schriftsteller, Inhalte vorzutauschen. Er wendet sich gegen deutsche Beschauer und vor allem gegen die deutschen Leser, die von früh bis abends Inhalte, Entwicklungen und Asso-
ziationen in sich hineinfressen und verdauungsgemäß schleimige Mollusken bleiben, um dann
Regierungsräte zu werden. FRANZ JUNG haßt die deutsche Jugend, die ohne Ausnahme auf der
Dynamik des Geschehens in Deutschland schläft und die Entwicklung der Revolution benutzt,
sich daran satt zu fressen. Das Buch stellt jedem frei, wer und was ausgerottet werden
muß. Es ist kein Agitationsbuch. Es enthält keine Propaganda. Es bleibt durchaus
literarisch. Denn seine Grundidee ist eine historische; hier ändert sich nichts.

VERLAG DIE ERDE BERLIN

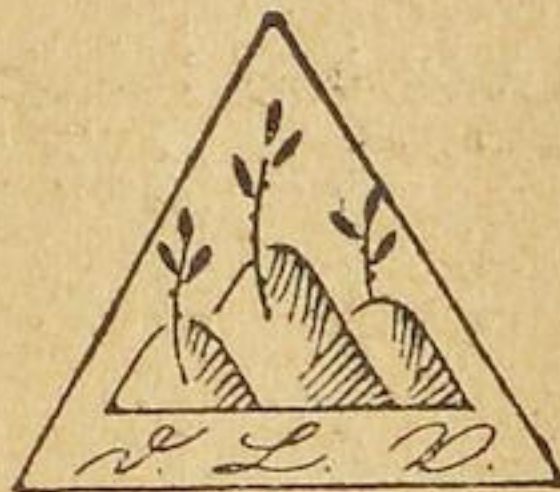
Umschlagszeichnung von GEORGE GROSZ :: Preis zirka 10—12 M. :: Da die Auflage beschränkt ist, werden Vorbestellungen rechtzeitig erbeten.

Jährlich erscheinen 26 Hefte / **BEZUGSPREIS:** Einzelheft 1.20 M. / für das Vierteljahr 6.50 M. / durch jede
Buchhandlung und durch alle Postanstalten / **ANZEIGENPREIS:** Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf.
NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / **VERLAG:** Dreiländerverlag München - Wien - Zürich
SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / **ÖSTERREICHISCHE AUSLIEFERUNGSSTELLE:**
Wien I, Bräunerstr. 3 / **Zuschriften und Einsendungen** sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten.
Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.
Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Fünftes Heft

E N T D E C K U N G

Von Rudolf Schneider

ES ist ganz still im Zimmer. Nur die Uhr tickt. Ich habe mich ins Bett gelegt und mir den großen Tisch herangerückt. Nun liege ich da wie ein Kranker, bestrahlt von der Stehlampe — das einzige Lichtfleckchen in dem großen Zimmer. Wenn ich über die Tischplatte hinwegsehe, so verschwimmt dort drüben alles in grauer Dunkelheit. — Es ist die Welt.

Wer sagt, daß ich in einem Zimmer liege? Ich bin an dem einen Ende der Welt, das ist alles. Hier bei mir, da ist die eine Ecke. Und vor mir dehnt sich in Unendlichkeit und Finsternis die ganze übrige Welt. Je nachdem ich es wünsche, kann ich zu mir heranziehen, was ich will. Wenn ich nicht weit blicke, so sehe ich meinen Schreibtisch, an dem heute nachmittag eine Frau saß und zu meinem Ärger die Schubladen öffnete. Und schaue ich etwas weiter, in die Finsternis hinein, so sehe ich die Straße, die vor meinem Hause liegt — und noch weiter die ganze Stadt. Der Raum, der ist in mir, mit dem kann ich machen, was ich will. Er steht ganz zu meiner Verfügung. Das macht, weil ich von meiner Ecke aus alles übersehen kann.

Aber ich bemerke auch, daß die Zeit mir untertan ist. Denn soeben sah ich die Frau am Schreibtisch sitzen, und nun, wenn ich will, schreitet sie durch das Zimmer und legt die Hände an den Ofen. Das wird „morgen“ sein, wie die Menschen sagen; denn ich weiß, daß es kalt geworden ist, und sie friert sehr leicht. Für mich aber ist es „jetzt“, denn ich bin Herr der Zeit. — Ich sehe noch viel mehr. Zum Beispiele, daß ich nie mehr aus diesem Bett aufstehen werde; denn das ganze Leben wickelt

sich hier ab, während ich schreibe. Ehrlich gesagt, wer würde wohl an meiner Stelle noch aufstehen, wenn alle Dinge zu ihm kommen und sich so bequem vor seinen Augen abspielen?

All das geschieht ganz zu gleicher „Zeit“, und es ist sehr wunderbar, zu wissen, daß ich schon gestorben bin, während ich die Buchstaben aneinander reihe. In jedem Augenblicke begibt sich, das fühle ich deutlich, mein ganzes Leben. Mein ganzes Leben ist nur dieser einzige, gegenwärtige Augenblick, der längst schon vergangen ist, wenn ich ihn festhalten will. Dafür ist dann natürlich wieder ein anderer Augenblick da. Es ist schade, daß mein Gehirn so schwach ist. Das heißt, es ist weniger das Gehirn als die Trägheit meiner Ausdrucksweise. Denn während ich ständig „alles“ erlebe, kann ich doch immer nur eine einzige Sache herausgreifen und denken — vor mich hinstellen. Früher habe ich gedacht, ich versäume darüber das Leben. Nun aber bin ich sehr erfreut, in der Gewißheit, daß dies gerade das Leben ist — alles Leben ist sozusagen in mir, ich bin der Brennpunkt, und alles ist eben „Leben“.

Ich habe nicht gewußt, daß ich zaubern kann. Aber ich kann es tatsächlich. Soeben war mein Hund bei mir, der vor einem Jahre „gestorben“ ist. Und wenn ich will, wird er gleich wieder hier sein. Er wird umherlaufen, wie immer, wird sich unter meinen Schreibtisch legen, und er wird nur das tun, was ich wünsche. Ich kann ihn aber jetzt nicht brauchen. Ich werde nun — nein, das ist falsch gesagt —, ich sitze jetzt schon längst im Theater und sehe dem Violinspieler zu, dem, der einen großen Bart

hat, wie er eine neue Saite aufzieht. Aber während ich das schreibe, bin ich schon auf einem weiten Ausfluge gewesen. Ich war mit diesem Geigenspieler in dem Laden, in dem er seine Saite kaufte. Er hat sie von einer rot-haarigen Frau erhalten. Von dieser Frau weiß ich alles. Sie hat zwei Kinder, und ihr Mann ist gestorben. Soeben komme ich von seinem Begräbnis, es war sehr feierlich, und nun sehe ich gerade zu, wie seine Mutter zur Welt kommt. Es ist in einer ganz kleinen Stadt, in einem freundlichen Hause. Bäume blühen, all das ist hübsch.

Früher wären mir solche Erlebnisse sonderbar erschienen; zum Beispiele bin ich vor einer Minute dieser Musikant gewesen und habe mich geärgert, daß die Saite gar nicht halten will. Ich habe sogar vor mich hingeflüstert: Ich muß mir doch einen neuen Wirbel kaufen... Doch nun habe ich ja entdeckt, daß ich über seltsame Gaben verfüge, daß ich, in aller Bescheidenheit, gewissermaßen — wie sage ich nur — allerlebend, allgegenwärtig bin. Das ist ein sehr schöner Zustand.

Ich habe eine kleine Pause gemacht, um ein Pülverchen zu essen. Die Schmerzen waren wieder da, und vielleicht bin ich also doch krank und liege darum im Bett. Das ist nicht leicht zu entscheiden, wenn man so viele Erlebnisse hat wie ich; ich sehe jetzt erst ein, wie schwer es ist, irgend eine Entscheidung zu treffen, aber ich glaube, das ist auch ganz unwesentlich. Wenn ich all das, was sich in meiner kleinen Pause ereignet hat, hier erzählen wollte, so müßte ich — ah, es ist sehr schwer, so unbekannte Dinge auszudrücken — ich müßte das ganze Erleben der ganzen Welt hier niederlegen. Da mir das jedoch viel zu umständlich ist, werde ich es nicht tun. Wozu auch? Es ereignet sich ja immer wieder. Es ist ja alles „immer“ und „nie“. Aber ich will wenigstens versuchen, meine Empfindung von dieser Pause in ein Gleichnis zu kleiden, es ist so, als bewege sich irgend etwas Feueriges mit unendlicher Geschwindigkeit im Kreise. Oder noch besser, als ziehe dieses Feuerige, das in ewiger Bewegung ist, alles zu sich heran. Beinahe wie — Sonne...

Ich bemerke soeben mit großer Freude, daß ich auch „alles“ verstehen kann. Es leuchtet ja auch ein, ich habe es nur nicht gleich heraus-

gefunden. Denn wenn „alles“ „ich“ bin, bin ich eben auch in allem. Darum bin ich offenbar, ohne Eitelkeit, auch allwissend.

Man macht sehr seltsame Entdeckungen, wenn man, wie ich, ein Zauberer ist. Und es ist gewissermaßen beschämend, einzugestehen, daß man von diesen wichtigen Neuigkeiten fast überrumpelt wird, daß man sie selbst nicht ahnte, und daß eben, wie es ja fast immer ist, eine Sache, wenn sie erst herausgekommen ist, alle anderen nach sich zieht. Ich habe mir sogar überlegt, ob ich nicht lieber das Ganze für mich behalten will, aber das geht doch nicht gut... Ich bin es sozusagen der Allgemeinheit schuldig...

Die Sache ist die: Ich habe gerade bemerkt, daß ich auch allmächtig bin. Es ist gar kein Zweifel möglich! Darum ist Zauberer auch nicht das rechte Wort für mich. Ich bin etwas anderes. — Nun, ich will es offen und ehrlich herausagen, denn jedem wird es interessant sein: Ich bin der liebe Gott. So selbstverständlich das jetzt auch ist, früher hätte ich es wahrscheinlich nicht für möglich gehalten... Es bleibt vielleicht doch merkwürdig... Ich habe ja manchmal selbst daran gezweifelt, ob es einen lieben Gott gibt. Und nun bin ich es selbst! Das ist beinahe lächerlich. — Übrigens, es kommt sehr häufig vor, daß man an sich selbst zweifelt, vor allem sogar an sich; das tut jeder ehrliche Mensch. Hm — ja... Warum sollte es der liebe Gott nicht auch tun?

Aber nun ist es etwas ganz anderes, nun habe ich ja den unumstößlichen Beweis: Ich bin allgegenwärtig, allwissend, allmächtig, also kann ich nur der liebe Gott sein.

Darüber bin ich sehr froh. Es ist ein angenehmes Gefühl, der liebe Gott zu sein! Und ich sehe, daß es gar keine Nachteile mit sich bringt. Sonst könnte ich doch nicht ruhig in meinem Bett liegen und schreiben. Ich bin — heiter und gelassen, das ist alles. In der Tat ein angenehmer Zustand... Hm — das heißt, ich bin natürlich „alles“. — — Doch gebe ich zu, daß das nicht leicht zu verstehen ist.

Offenbar ruhe ich nun gerade aus, oder vielmehr... Es ist doch nicht so einfach, der liebe Gott zu sein, besonders, wenn man schreiben will. Darum habe ich auch noch nie den Versuch gemacht, deswegen existiert ja nichts Schriftliches von mir, nicht wahr? Nur



Tony Johannot (Paris 1840)

heute . . . — — Es ist nicht einfach! — Das beste wird sein, ich fahre so fort wie bisher, ich werde so tun, als sei ich ein ganz gewöhnlicher Mensch wie früher — hm —, als ich es noch nicht wußte. Doch geschieht das selbstverständlich — nur so — aus Gelassenheit, weil ich „alles“ bin, also auch ein gewöhnlicher Mensch. Ganz, wie es mir eben beliebt! — —

Vielleicht ist es nicht unangebracht, eine Beschreibung von mir zu geben, um all die vielen, irrigen Gerüchte zu zerstreuen, die über mich im Umlauf sind. Ich könnte das natürlich auch auf anderem Wege, auf jedem, machen, weil ich allmächtig bin. Nun, ich benütze diesen — freilich auch alle anderen, unter Umständen . . . Nun ja — — —.

Ich habe schon gesagt, daß ich bin. Das weiß nun also ein jeder! — — Ich sehe also so aus: Ich habe . . . hm, das heißt, meistens oder eben

jetzt gerade — zufällig —, man muß mir hier eine Zwischenbemerkung gestatten: Es ist sehr schwer für mich, zu den Menschen zu sprechen, obwohl ich natürlich „alles“ kann. Hm! — Man versteht das sofort, wenn man bedenkt, wer ich bin. Damit mich nun die Menschheit begreift, ist es nötig, daß ich herabsteige, mich vermenschliche, und wenn ich das tue, sehe ich also so aus: — Natürlich könnte ich ebensogut anders aussehen, das steht ganz bei mir, bitte überhaupt nicht zu vergessen, daß alles bei mir steht. Aber irgendeine Gestalt muß man doch schließlich haben, nicht wahr? Und ich sehe so aus: Ich trage keinen Vollbart. Ich habe zwar früher einmal einen gehabt, aber dann war es mir langweilig, ich habe ihn abgelegt. Eine besondere Vorliebe, wie man behauptet, hatte ich nie dafür. Man hat so vieles über mich behauptet, ich sehe das erst jetzt — hm —, es war das meiste Irrtum; denn es liegt auf der Hand,

daß ich für nichts eine besondere Vorliebe haben kann. Leider — das heißt . . . ich meine, ich bin ja schließlich auch die Vorliebe, nun, das ist verwickelt —; jeder Mensch muß wirklich einsehen, wie schwer ich es habe, lassen wir das.

Vielleicht habe ich mich vorhin nicht ganz genau ausgedrückt. Ich bitte, das zu entschuldigen. Man verwickelt sich so leicht in Widersprüche, wenn man der liebe Gott ist. Unsinn! — Es kommt selbstverständlich sonst niemals bei mir vor, kann ja gar nicht, nur in diesem einen Falle. Es geschah durch die Vermenschlichung, das hat mich irregeführt. Die Sache liegt so: Ich habe natürlich, ich sehe das jetzt ein, überhaupt keine Gestalt, da ich ja „alles“ bin. Ich kann nur jede beliebige Gestalt annehmen, und wenn ich schreibe, wie jetzt, bin ich . . . Es ist in der Tat äußerst sonderbar. Ich liege zum Beispiel hier im Bett, und doch ist das nur Schein, sozusagen es „scheint“ — man versteht mich, das ist Blendwerk, sonst nichts, ich kann mich da nicht näher ausdrücken, es sind gewisse Einflüsse im Spiele, ich sage nur das eine: Blendwerk der Hölle! Hm — während ich hier schreibe, könnte ich natürlich ebensogut „Welten stürzen“, das war früher eine Lieblingsbeschäftigung von mir, hm — nun ja, vielleicht mißversteht man mich, ich tue es ja auch, ich tue eben — „alles“! Man muß das, glaube ich, so auffassen: Es ist Zufall, sonst nichts, reiner Zufall. — —

Es ist schade, daß ich das Ganze nicht so erklären kann, wie es vielleicht wünschens-

wert wäre. Doch, was heißt wünschenswert? Ich bitte nicht zu vergessen, daß für mich überhaupt nichts wünschenswert ist, nichts so sein kann, weil . . . Das liegt doch auf der Hand. —

Ich kann es nicht erklären, weil die Menschen zu dumm sind. Ganz einfach: Zu dumm! Ich sehe, daß sie mich nicht verstehen werden. Ich muß das ja auch wissen. Darum schweige ich nun lieber. Ich habe auch schon genügend schlechte Erfahrungen gemacht; man hat mich nie verstanden!

Diese Menschen! Ein wahrer Segen, daß ich nicht auf sie angewiesen bin. Das könnte nett werden! Ich betone auch ausdrücklich, daß ich hier nur zu meinem eigenen Vergnügen geschrieben habe. Warum sollte ich nicht? — Ist mir auch ganz einerlei, ob man mich versteht! — Aber nun will ich nicht mehr. Nun kehre ich in mich zurück! Ich habe sozusagen nur eine Probe machen wollen, aber ich bin enttäuscht, obzwar — hm? Die Menschen sind es nicht wert! Und doch, das kann nur ich tun; denn so ist es ja, liebe ich die Menschen. Das ist Größe!

Trotzdem — ja, ich sage noch diesen Satz, und dann höre ich auf: Es ist traurig für mich, daß ich mich der Menschheit nicht verständlich machen kann. Ich könnte zwar Maßregeln ergreifen, aber dann wäre es wertlos. — Ja, das ist traurig, selbst für den lieben Gott! Das heißt natürlich . . . — Ich glaube, die Menschen sind schlecht!



Paul Humpolett



D I E D R E I R I N G E

Von Margot Isbert. (Mit zwei Zeichnungen von Otto Linnekogel.)

ALS gerade zehn Jahre vergangenⁿ waren, seit man die Königin in ihren kostbaren Sarkophag gelegt hatte, geschah es eines Nachts, daß der Pharao aus dem Schlaf erwachte und sie in ihren Grabtüchern auf dem weißen Grund der Marmorwand seines Gemaches stehen sah. Sie stand da und lächelte ihm zu, warm und voll Innigkeit, wie im Leben. Er hatte sie so sehr geliebt; in all den vielen Jahren seit ihrem Tode war ihr Bild in seiner Seele geblieben als das Kostlichste seines Lebens. „Sei willkommen!“ sagte er und richtete sich auf. Sie aber winkte ihm mit den Augen, still liegen zu bleiben und sprach zu ihm: „Mich ruft meiner Töchter Verhängnis, für die nur eins sich vollenden kann: Irdisches oder Ewiges. Höre, was ich dir sage! Laß dreimal einen güldenen Reif fertigen: zierlich soll er sein, schmal und leicht für die Hände meiner jungen Töchter. Und in das Innere des Reifes sei ein Spruch geschrieben. Für die Älteste, die sie die Schönste nennen, sollen die Worte sein, die auf der rechten Seite meines Sarkophages stehen. Für die Zweite, deren Name die Klügste ist, sei die Schrift auf der linken Seite. Für Merris, die Jüngste, habe ich bestimmt, was zu Füßen geschrieben steht. Sage ihnen: Dies sendet euch eure Mutter. Es trage eine jede von euch den Ring, und wenn die Stunde gekommen ist, gebe sie ihn dem Mann, dem sie selbst sich geben will. Wohl wisse sie, daß dies die Stunde ihrer Wahl ist: Ganz gibt sie sich mit dem Ring;

einem Ziel muß sie sich opfern. Wählt sie das Glück, so geht der Ring verloren. Wählt sie die Liebe, so bleibt der Ring. Das werden die Zeichen der Erfüllung sein.“

So sprach die Königin, und ihre Stimme verhallte an den Wänden des Schlafgemaches. Und ihr weißes Bild schwand wieder vor dem Blick des Pharao.

Am nächsten Tag schon ließ der Herrscher seine Bildner und Künstler kommen und befahl ihnen, aus reinem Golde drei Ringe zu formen: Zierlich und schmal für die Hände der jungen Prinzessinnen. Und der Pharao brachte im Tempel Opfer drei Tage lang. Am dritten Tage aber gab er ein großes Fest im Palast, zu dem waren geladen alle Großen seines Hofes und alle Feldherren seines Heeres, die Priester des Ammon und Re und die Baumeister, die den großen Tempel errichtet hatten. Der Pharao selbst aber saß unter seinem hohen Thronhimmel, den ebenholzschwarze Negersklaven hielten. Um seinen Kopf war die goldene Kaiserschlange gewunden, und in der Hand hielt er das Zepter, den gebogenen Stab der Pharaonen.

Und als alle versammelt waren, erschienen die jungen Prinzessinnen mit ihrem Gefolge. Sie kamen daher in ihren Gewändern aus kostbaren Stoffen, weißer als die weißen Wolken des Himmels. Sie gingen schweigend durch die Reihen der Männer. Sehr ernsthaft die beiden Ältesten, ohne auch nur ein einziges Mal aufzuschauen, ohne Leben und Bewegung in ihren

schmalen, wunderschönen Gesichtern. Und die Fürsten und Feldherrn neigten sich tief.

Merris aber, die Jüngste, kam zuletzt. Und sie trug nicht den Kopf gesenkt wie die beiden Schwestern. Eilig und voll Anmut schritt sie, die Lippen leicht geöffnet, und so bebend vor freudiger Erwartung, daß all die goldenen Kettchen ihres Schmuckes mit leisem Klingen aneinanderschlügen. Zuweilen hob sie ihre kindlichen Hände ein wenig und ließ sie sogleich wieder sinken; und in dieser kleinen Gebärde lag die ganze Ungeduld, mit der sie ihren ersten Festtag herbeigesehnt hatte.

Als nun die Prinzessinnen ihre Plätze eingenommen hatten, wurde das Zeichen gegeben, daß der Pharao sprechen wolle.

Tiefe Stille trat ein. Und des Pharaos Stimme klang feierlich durch den Saal, als er schweren Ernstes voll den Prinzessinnen ihrer Mutter Botschaft verkündete vor allen Großen seines Reiches. Dann nahm er aus der Schale von Lapislazuli, die man ihm reichte, die drei Ringe. „Dieser ist für dich“, sagte er zu der Ältesten, die sie die Schönste nannten. „Der Spruch, der darin eingegraben ist, lautet: ‚Von der Sonne kommt aller Reichtum; alle Schönheit strebt zur Sonne!‘ Denn so steht es an der rechten Seite des Sarkophages. — Und dieser“, so wandte er sich an die Zweite, deren Name die Klügste war, „ist für dich. ‚Die Wahrheit ist bei Gott!‘ heißt dein Spruch, denn so steht es an der linken Seite von deiner Mutter Sarg. Dieser aber, Merris, ist dein eigen, und da niemand die Worte lesen kann, die am Fußende des Sarkophages stehen, so weiß ich nicht, was dir beschieden ist. Es ist eine uralte Keilschrift; man fand sie auf einem Stein im Tempel des Sonnengottes, und die Künstler haben sie schon damals für den Sarg deiner Mutter nachgebildet, ohne ihren Sinn zu kennen. Niemand weiß, ob sie Glück oder Leid bergen. Da aber deine Mutter gerade diese Inschrift für dich bestimmt hat, muß ich sie dir geben, Merris.“

Und der Pharao legte die Ringe um die Hände seiner Töchter. — Merris aber, die Junge, betastete neugierig den schmalen Reif, sich freuend an dem Goldglanz des neuen Schmuckes, und es dünkte ihr das schönste, auf das Unbekannte warten zu dürfen, dessen Namen niemand wußte.

Nicht lange darauf geschah es, daß ein Fürst

dreihundert Boten mit reichen Geschenken in des Pharaos Stadt schickte und ihm sagen ließ: „Mein Bruder, sende mir deine Tochter zur Frau, daß sie mit mir herrsche. Kränke nicht das Herz deines Bruders und sende die Schönste, von deren Preis mein Land voll ist.“

Der Pharao freute sich über die Botschaft des Fürsten und sandte die Boten zu seiner Tochter. Sie brachten ihr Gold und Weihrauch, brachten Geschmeide und bunte Steine und sprachen von der Macht und Größe ihres Herrn, bis sie keinen anderen Wunsch mehr hatte, als mit ihnen zu ziehen in ihr Land. Und die schöne Prinzessin senkte den Kopf und löste den Ring von ihrer Hand, gab ihn dem Vornehmsten der Gesandten und sprach zu ihm: „Bringe diesen Ring deinem Herrn und Fürsten und sage ihm, daß mein Herz froh ist ob seiner Güte. Sieh, nichts Besseres weiß ich ihm zu senden, als diesen Reif: denn mit dieser Gabe schenke ich mich selbst und bin von Stund an sein eigen.“

Und die Boten fuhren zurück zu ihrem Herrn.

Es währte nicht lange, da kam der Fürst selbst, um seine Gattin zu holen. Er kam mit großer Pracht, und es wurden Feste gefeiert zu seiner und der Prinzessin Ehre, viele Tage lang. Am letzten dieser Tage aber schlief die Schöne noch einmal im Gemache ihrer Schwestern. Der Mond schien durch Säulen und Fensterbogen und färbte silbern der jungen Prinzessinnen Gesichter. „Hört“, sagte die Älteste, „was heute geschah. Mein Gemahl, mit dem ich morgen fortziehe in sein Land, badete heute morgen in der Marmorhalle des kaiserlichen Gartens. Dabei verlor er den Ring, den ich ihm sandte, und sein Herz war betrübt darüber. Ich aber sagte ihm: Freue dich, mein Bruder, denn dies ist das Zeichen unseres Glückes!“

Sie lächelte, und ihre Stimme war warm vor Glück. Sie küßte ihre Schwestern und wünschte ihnen gute Ruhe. Dann legte sie sich nieder und schlief bald ein. Auch die zweite der Schwestern schlummerte nach einer kleinen Weile. Nur Merris saß noch wachend auf ihrem Lager, hatte die Knie mit den Armen umspannt und schaute in Sinnen lange vor sich hin. — „Schwester!“ rief sie leise in die Dunkelheit hinein.

Die Älteste regte sich, wachte auf und fragte: „Was willst du, Merris?“

„Du gehst nun morgen fort,“ erwiderte Merris, „mit deinem Gatten, und wer kann sagen, ob wir uns wiedersehen. Da du so viel von Glück sprachst in diesen letzten Tagen, so sage mir nun, ehe du gehst, was das ist: Glück?“

„Glück,“ sagte die Schöne, „ist der Wünsche Erfüllung. Ich wünschte mir Reichtum und Ehre; die gibt mir mein fürstlicher Gemahl. Doch nun laß mich schlafen.“

Wenn dies das Glück ist, dachte Merris, dann kann ich freilich ruhig schlafen, denn es lockt mich nicht. — Und sie legte sich nieder und schlief bald ein. Ihr Herz war noch kühl und fest verschlossen, ohne Sehnsucht und Wunsch.

Wieder verging einige Zeit.

Es regierte aber damals in einem anderen Lande ein König, dessen Weisheit so groß war, daß ihr Ruf über alle Länder ging. Der schickte Boten an den Pharao; sie brachten Silber, Gold und edle Steine und sprachen zu dem Herrscher: „Diese Botschaft schickt dir unser Fürst; sende mir deine zweite Tochter, die sie die Klügste nennen, daß sie an meiner Seite sitze und Königin sei!“ — Und der Pharao schickte die Boten zu seiner Tochter. Sie reichten der Prinzessin köstliches Geschmeide in goldenen Schalen und Tontafeln mit Keilschrift bedeckt, von den Gelehrten ihres Landes geschrieben. Sie lasen ihr die Schriften vor; es stand viel darauf vom Lauf der Gestirne und von geheimer Wissenschaft, die wie ein tiefer Brunnen ist, den nie ein Mensch ausschöpfen kann. Lange Zeit lauschte die Prinzessin den Boten, und als sie geendet hatten, mußten sie ihr von der Macht und Größe und Klugheit ihres Herrn berichten. — Dann aber nahm sie den Ring von ihrer Hand,



gab ihn dem Obersten der Gesandten und sprach zu ihm: „Bringe diesen Reif deinem Herrn und sage ihm: Mit dieser Gabe schenkt die Prinzessin sich selbst.“

Und wieder ward ein Fest gerüstet in der Hauptstadt des Landes. Nach drei Monden aber kam der weise König, um seine Gattin heimzuführen, und sie feierten die Vermählung viele Tage lang.

In der letzten Nacht schlief auch die zweite Prinzessin noch einmal im Gemach ihrer jungen Schwester Merris. Und sie sprach zu ihr: „Höre, Merris, was sich heute begab! Als mein königlicher Gatte zu mir kam, sagte er mir: Ich bin betrübt, denn ich habe deinen Ring verloren, obwohl ich ihn hütete als mein liebstes Gut. — Ich aber sprach zu ihm: Sei nicht betrübt mein Bruder, denn dies ist das Zeichen unseres Glückes.“

Darauf küßten sich die Schwestern, und die Ältere schlief alsbald ein. Merris aber saß sinnend auf ihrem Lager und weckte sie nach einer Weile wieder und fragte: „Sage du mir doch ehe du fortgehst, was das ist: Glück?“

„Glück ist Macht und Wissen“, sagte die Prinzessin. „Und beides gibt mir mein Gemahl. — Doch nun laß mich schlafen.“

Merris aber faltete ihre Hände über der Brust und legte sich zum Schlaf zurecht. — Wenn dies das Glück ist, dachte sie, dann will ich freilich ruhig schlafen, denn es lockt mich nicht. Und bald schlief sie fest und ruhig. Ihr Herz war noch still wie ein tiefes Wasser vor Tau und Tag, ehe der Morgenwind erwacht.

Merris blieb nun allein zurück im Hause ihres Vaters. Sie schlief allein in dem weißen Gemach mit den Säulen aus rotem Granit. Sie

ging allein an jedem Morgen durch die kaiserlichen Gärten, und nur ihre Sklaven und die dienenden Frauen folgten ihr. Die Gärten waren einsam und weit. Wasserbecken ruhten in Kränzen von Blumen; das Licht lag golden über dem Opalglanz ihres unbewegten Spiegels. Fern hinter dunklen Hecken schimmerten die Säulen des Kaiserpalastes.

Merris ging sinnend die Wege entlang, an kostbaren Blumen vorbei, die süßduftend im Licht standen. — Ich wünschte, dachte sie zuweilen, es käme jemand, der mir sagte, was mein Geschick ist. Es war aber keine Unruhe bei ihrem Warten, und sie wußte nichts von Sehnsucht.

Jeden Morgen kam sie an eine Halle aus schwarzem Marmor, die inmitten der stillen Gärten lag. Da winkte sie mit der Hand, und ihre Frauen und Sklaven mußten sie verlassen. Sie öffnete die Tür und trat in die Halle, deren Wände sich schwarz, ein hoher und glatter Ring, um ein weißes Wasserbecken spannten. Rundum das Becken stand ein Kranz blühender Schwertlilien, die königlichen Blüten, die einer Göttin Namen tragen; und hoch über der unbedeckten Halle spannte sich der Himmel, ein Zeltdach aus blauer Seide. Die Prinzessin legte ihre Gewänder ab, stieg die Stufen hinunter und tauchte tief in die klare Flut, die zärtlich mit sprühenden Wassertropfen über ihren Schultern zusammenschlug. Und niemals durfte eine der Sklavinnen die Halle betreten, wenn die Prinzessin badete, denn sie liebte es, diese Stunde allein und ungestört zu verbringen. Nur die amethystfarbenen Blüten sahen zu, stolz und kühl wie die junge Prinzessin selbst.

Fürsten sandten ihre Boten in die Hauptstadt, und die Edelsten des Reiches warben um des Pharaos jüngste Tochter. Sie aber sprach zu ihrem Vater: „Warum senden sie mir Gold und kostbare Steine? Glauben sie, daß mein Sinn nach Reichtum und Ehre steht? Ach! Reichtum und Ehre hat Merris genug im Hause ihres Vaters. Ich aber will den goldenen Reif von meiner Hand nicht lösen, wenn mein Herz nicht erschrickt vor dem Manne, dem ich gehören soll.“

Und der König sandte die Fürsten zu ihr. Und die Prinzessin sah einen jeden an; aber vor keinem erschrak ihr Herz.

Eines Morgens in der Frühe, als Merris wieder allein in der schwarzen Halle badete, geschah das Unbegreifliche. Sie stieg die Stufen hinauf, um sich wieder anzukleiden. In kleinen festen Flechten lag ihr Haar über den Schultern, tiefschwarz, mit dem köstlichen Glanz von geschliffenem Achat. Hundert helle Wasserperlen tropften von ihren Hüften herab, die schmal und gestreckt über schlanken Beinen sich bogen. Sie sah auf ihren Fuß, mit dem sie noch spielend den Wasserspiegel bewegte, hob dann den Blick, auf der obersten Stufe des Beckens stehend — und erstarrte in Schrecken. Ein Schrei flog auf; sie taumelte seitlich an die marmorne Rundung, preßte Brust und Knie an die schwarze Wand, die blaß das elfenbeinerne Gelb ihres Körpers spiegelte. Ihre Augen weiteten sich in Entsetzen: — dort, wo die Türe aus Ebenholz in die Steinwand eingelassen war, stand ein fremder Ritter und sah sie an.

Sekunden dehnten sich wie Ewigkeiten. In rasenden Schlägen pochte das Blut an dem schmalen Hals der Prinzessin. Zwei- oder dreimal bewegte sie die Lippen, ehe sie sprechen konnte:

„Weißt du, daß ich dich töten lasse!“

Er hob die Hand, als wöge er ein Leichtes, und ließ sie sogleich wieder sinken.

„Wenn ich rufe, kommen meine Sklaven und führen dich fort!“

Er nickte nur, und seine Augen folgten voll Andacht der geschwungenen Linie, die von ihrer Brust herab zartgewölbt über Leib und Schoß zu den Knien floß. Aber Traurigkeit beschattete sein Gesicht, als er ihr hilfloses Erröten sah und die Angst, mit der sie ihren kindlichen Körper an die glatte Wand preßte. Er senkte den Blick. Sie jedoch, die schon den Mund geöffnet hatte, um ihre Neger zu rufen, wandte sich plötzlich und sagte heftig: „Geh! Geh!“ — Da lächelte der Fremde und neigte sich vor ihr, und ging.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, lag Merris schlaflos in ihrem weißen Gemach. Was ist geschehen? fragte sie sich, bis ins Innerste von Schrecken geschüttelt. Empörung, Schmerz und Scham kämpften in ihr. Von Unruhe zerquält, bog sie die Hände zu den Schläfen hinauf, die heiß und schmerzhaft brannten. — Oh, daß ich ihn gehen ließ, da



Kero Otei / Amphitheater

sein Leben in meiner Hand war! dachte sie. Er fürchtete den Tod nicht. Er bat nicht einmal um Gnade; ungebeten gab ich sie ihm. Warum nur habe ich das getan, ich, die sie die Stolzeste immer nannten?

Sie stand auf und ging auf nackten Füßen hin und her, namenlos gepeinigt. „Wenn er noch einmal kommt, muß er sterben ohne Gnade“, sagte sie in die Dunkelheit hinein. „Ja, dann muß er sterben!“

Als der Morgen kam, fand er der Prinzessin Gesicht von Tränen naß. Schweren Herzens, zitternd in ihrer Seele, ging sie in die schwarze Halle. Und als sie nach dem Bad die Stufen hinaufschritt, da stand wieder der fremde Ritter an der Türe, groß und unbeweglich, und seiner Augen Zärtlichkeit war in Ehrfurcht auf sie gerichtet. Sie verharrten beide reglos, einer von des andern Anblick gebannt. So still war es, daß die Prinzessin ihres eigenen Herzens laute Schläge hörte. Sie senkte die Lider, und ihre Gebärde bat ihn, daß er sie lassen möge. „Ich fürchte mich“, sagte sie leise und sehr hilflos. — Mit einer Bewegung voll unendlicher Sehnsucht hob er die Arme, die jedoch sogleich wieder herabsanken und nur von zartester Behutsamkeit ihr sprachen. „Fürchte dich nicht“, sagte er. „Du Süße! Du Geliebteste! Fürchte dich nicht.“

Noch immer flog die Haut an ihrer Kehle in bebenden Atemstößen auf und nieder; noch immer waren ihre Hände angstvoll gegen ihn gebreitet. Doch war seine Stimme so getränkt von Süßigkeit, daß sie nur eins empfand: Sie wolle auch heute nicht seinen Tod; er solle frei gehen und nicht wiederkommen. Sie hob die Hand wie am vorigen Tag, und er neigte sich vor ihr und ging.

Der Tag verrann, und die Nacht kam mit gerundeter Mondesscheibe, die silbern über den Gärten schwamm, umblüht von den fernem Lichtern der Sterne. Merris lag still in ihrem Gemach, die Hände aufs Herz gepreßt, das laut schlug und nicht ruhen wollte. „Sei ruhig, mein Herz“, sagte sie, „morgen muß er sterben! Morgen ganz gewiß.“ — In ihrem Inneren aber sang eine fremde Melodie unaufhaltsam seine Worte wieder: „Du Süße! Du Geliebteste! Fürchte dich nicht.“ — Und während sie bei sich beschloß, daß er sterben müsse, floß schwer ihr Traurigkeit ins Blut,

und Schmerz füllte sie bis zum Rand ihrer Seele. Aber bei dem Widerklang seiner Worte schlief sie endlich ein wie ein Kind bei der Mutter Lied.

Am nächsten Morgen, als die Stunde des Bades gekommen war, ging Merris wieder in die Halle, angstvoll und doch wissend, daß sie gehen müsse. Und wieder fand sie ihn, der unentrinnbar wie ein Schicksal war. „Wer bist du“, sagte sie, „daß du den Tod nicht fürchtest?“ Und im Sprechen noch wandelte sich der Stolz ihrer Stimme zu Demut und stillstem Ergriffensein. Er antwortete nicht, nur Lächeln blühte um seinen strengen Mund, das war inniger als viele Worte. Sie kam scheu einen kleinen Schritt näher. „Sieh, ich bin Merris“, sagte sie, „deren Schicksal niemand kennt. Bist du es, der mir sagen kann, was das Glück ist?“ — Er schwieg noch immer. Er sah sie an, und nach Minuten erst hob er langsam und voll Innigkeit die Worte aus seiner Seele: „Du bist das Glück!“

Ihr Blick tauchte in seine Augen. Lange standen sie so. Und Merris fühlte, wie allmählich Ruhe sie überflutete, ein Strom, der beglückend aus ihrem Herzen quoll. Sie bog den Kopf zurück. Sonne lag voll über ihrem Gesicht, als sie auf ausgebreiteten Händen ihm ihren Ring bot.

Als die Prinzessin in das Gemach ihres Vaters trat, fand sie ihn allein und tief in Gedanken. Jedoch kam Freude in seine Augen, als er sie sah, die er von seinen Töchtern am meisten liebte. „Was willst du, Merris?“ sagte er gütig. Sie trat nahe zu ihm; ihre Hand streifte mit einer kleinen Bewegung sein Knie, und er, der sie nie zärtlich gesehen, ward erschüttert von der Innigkeit dieser Gebärde. Dann sprach sie; ihre Stimme war warm und voll Klarheit. „Vater, es kam ein fremder Mann in die schwarze Halle und sah mich beim Bad.“

Der Pharao schwieg.

Der Pharao schwieg, und Merris sah in seine Augen. „So lebt er nicht mehr!“ kam es endlich schwer zwischen zwei Atemstößen.

„Er kam drei Tage, Vater. Und er lebt.“

Sie flocht die Hände ineinander, so fürchterlich wölkte sich sein Zorn über ihr. Schmal und hart stand sein Mund in todblassem Gesicht: „Wo ist er?“



Irrsinn

Kurt Meyer-Eberhard

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht er ist es, der sterben muß, Vater. Er trägt meiner Mutter Ring.“

Stöhnend barg der Pharao die Stirn in Händen; Schmerz verzerrte sein Gesicht. Doch wieder streifte ihn der Prinzessin Hand, und ihre Stimme, die so unbegreiflich voll Güte war, bat: „Darf ich reden?“ Er nickte nur. Und sie sprach:

„Sieh, er ist der, vor dem mein Herz erschrak. Als ich ihn sah, wie er an der schwarzen Türe stand: groß, still, unbewegt und schauend; und wie er seine Hand hob und den Tod ab-

wog gegen die Andacht dieser Minute und den Tod leicht fand: da erschrak ich zum ersten Male. — Und wieder erschrak ich, als er am zweiten Tage kam: Sterben gering achtend, Güte in seinem ernsten Gesicht, Ehrfurcht und ein so großes Hingebensein: o Sehnsucht . . . Sehnsucht! Da schon begriff ich, daß er leben müsse. Da wurde meine Seele gewandelt, Vater, sieh, so . . .“ Und sie formte die Hände, daß sie auf dem elfenbeinernen Stiel schlanker Arme den Kelch einer Blüte bildeten, weit erschlossen.

„Und dann?“ fragte der Pharao.

„Ach, Erfüllung? — Nein. Und ja. Nur Sehnsucht ist ewig und in sich tief erfüllt. Ist sie uns nicht Name und Sinnbild für Göttliches, das wir strebend lieben? — — Er lebt und trägt den Ring.“

Der Pharao hob sein Gesicht wie ein Mensch, der auf Fernes lauscht und mühsam zu begreifen sucht. Vor ihm stand die Prinzessin, den Blick nach innen gekehrt und die Worte fast singend wie eine Fremde, von Glück und Schmerz ganz gesättigte Melodie: „Nun wiege auch ich den Tod in meiner Hand. Ich werde der Ring sein, und der Ring soll bleiben. Ziel im Unendlichen, erstrebt und nie erreicht: Sieh, das ist meine Erfüllung.“

Da hob sie der Pharao zu sich hinauf, und sie umfangend, sah er tief in ihr geliebtes Gesicht, nah und lange. „So weißt du, was nun geschehen muß?“ fragte er.

Sie lächelte, unirdisch schon fast und fern allem Wirklichen.

„Ich will es“, sagte sie.

Am nächsten Tage führten sie die Prinzessin in das Felsengrab und schlossen die steinerne Tür hinter ihr. Sie stand aufrecht im Halbdunkel des Gewölbes, die Arme über der Brust gekreuzt. Sie zitterte nicht, obgleich sie erschauernd die Schwere dieser Stunde begriff. Keiner sah sie zittern, nur der fremde Mann in der schwarzen Halle.

Draußen im lebendigen Licht des Tages verhallte das Singen der Priester und des Pharaos Klagen. Merris lauschte auf die verklingenden Stimmen, und als der letzte Laut erstorben war, empfand sie sich einsam und so unsäglich verlassen. Sie lehnte die Schultern an die glatte Steinwand des Grabes und bewegte die Lippen.

Da stand ihrer Mutter Sarg. „Du Gütige“, sagte sie und küßte die Stelle, wo der Toten Herz lag.

Das Leben glitt weg von ihr wie eine Blume, die stromab treibt. Schwer legte sich ihr des Grabes dumpfe Luft aufs Herz. Schon war ihr Dasein anders und nur noch Seele gleichsam, die schwer und schmerzhaft sich vom Körperlichen löst. Die Sinne schwanden ihr. Dunkelheit kam. Ein Rauschen schwoll an, und als sie näher lauschte, begriff sie, daß es aus ihr selbst kam. Doch auch das Rauschen ward still. Schmerz riß an ihr. Einsam flog sie durch eisige Fernen, und so gepeinigt ward ihre Seele, daß sie sich wand vor Qual. Hoch über ihr stand Licht von einem Stern. Nun wuchs das Licht. Nun füllte es den Raum. Ruhe kam lind zu ihr. Sie dachte: ist dies der Tod? Und sich besinnend, fühlte sie, daß sie zu Füßen des Sarges ihrer Mutter lag, die ungelöste Schrift zu Häupten.

„Wo bist du,“ sagte sie, „du, der meinen Ring trägt? Nie wieder wirst du nun in die schwarze Halle kommen und des Königs Tochter beim Bade sehen. Blume bin ich dir nun, bin Erde, Stern und Wind, der am Abend ein Blatt bewegt. Der Ring bin ich, der in sich selbst gerundet ewige Sehnsucht trägt. Ach, daß ich auch Schmerz dir bin und deines Lebens Wunde!“

Nun wandert der Ring. Menschen vergehen, er aber bleibt. Hundert Jahre. Tausend Jahre. Bis einmal endlich das große Wunder erblühen mag: Erfüllung, an der die Sehnsucht nicht stirbt. Denn Sehnsucht ist über allem.“

Und große Müdigkeit nahm Merris in ihren Arm. Sie schloß die Augen und lag reglos still, dankbar dem Leben. Und wartete auf den Tod.

C H O R D E R T O T E N

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sichel und schneidet die
Saaten,

Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden
Bronnen,

Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,

Das klopft noch dort oben in sterblichen
Adern,

Und was wir an göltigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gebilde,
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen
Ziele —

Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!



HEIMLICHE ENTHAUPTUNG

Von Johann Peter Hebel. (Mit einer alten Zeichnung.)

HAT der Scharfrichter von Landau, früh den 17. Juni, seinerzeit die sechste Bitte des Vaterunsers mit Andacht gebetet, so weiß ich's nicht. Hat er sie nicht gebetet, so kam ein Brieflein von Nanzig am geschicktesten Tag. In dem Brieflein stand geschrieben: „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Nanzig kommen und Euer großes Richtschwert mitbringen. Was Ihr zu tun habt, wird man Euch sagen und wohl bezahlen.“ — Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Haustüre. Der Scharfrichter dachte: Das ist meines Amts, und setzte sich in die Kutsche. Als er noch eine Stunde herwärts Nanzig war, es war schon Abend, und die Sonne ging in blutroten Wolken unter, und der Kutscher hielt stille und sagte: „Wir bekommen morgen wieder schön Wetter“, da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Straße, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter und versprachen ihm, daß ihm kein Leids wider-

fahren sollte, „aber die Augen müßt Ihr Euch zubinden lassen“; und als sie ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie: „Schwager, fahr' zu.“ Der Schwager (das ist der Kutscher) fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wissen, wo er war. Er hörte die Nachteulen der Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Betglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutsche wieder still. Man führte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken und einen guten Wurstwecken dazu. Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, führte man ihn weiter im nämlichen Haus, Tür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringsum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen brannten Wachskerzen. Der Künstler aber, der obenstehende Abbildung dazu verfertigt hat, sagt, es sei besser, er

lasse das Tageslicht hinein, der Scharfrichter sehe alsdann auch besser zu seinem Geschäft. Denn in der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Gesicht und muß etwas im Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Flor vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hätte, wenn er ihm in der anderen Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm sein Schwert mit dem Befehl, dieser Person, die auf dem Stühlein saß, den Kopf abzuhaue. Da ward's dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis übers Herz, und sagte, das soll man ihm nicht übelnehmen. Sein Schwert, das dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmet sei, könne er mit einer Mordtat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne eine Pistole entgegen und sagte: „Entweder — oder! Wenn Ihr nicht tut, was man Euch heißt, so seht Ihr den Kirchturm von Landau nimmermehr.“ Da

dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, und „wenn's nicht anders sein kann,“ sagte er, „und ich vergieße unschuldiges Blut, so komme es auf Euer Haupt“, und schlug mit einem Hieb der armen Person den Kopf vom Leibe weg. Nach der Tat gab ihm einer von den Herren einen Geldbeutel, worin zweihundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu und führte ihn in die nämliche Kutsche zurück. Die nämlichen Personen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutsche stillehielt, und er die Erlaubnis bekam, auszusteigen und die Binde von den Augen abzulösen, stand er wieder, wo die drei Männer zu ihm eingesessen waren, eine Stunde herwärts Nanzig auf der Straße nach Landau, und es war Nacht. Die Kutsche aber fuhr eiligs wieder zurück.

Das ist dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müssen. Nein, es hat niemand erfahren, wer sie war, und was sie gesündigt hat, und niemand weiß das Grab.

S C H E M E N

Von M. Pokorny

Mir träumt', ich ging durch einen langen Gang,
der aus lebend'gem Felsen war gehauen,
im Dunkel stunden-, vielleicht tagelang.
Und rechts und links sah ich mit tiefem Grauen
hautüberzogene Gerippe steh'n,
die ausgedörrten Menschenleichen glichen.
So bang mir war, ich mußte weitergeh'n.

Da regte sich's als käm' ein Hauch geschlichen
vergang'ner Lebensfülle in die Schar,
und es begann ein Rascheln und ein Knistern.
Ich horchte hin und hörte Worte klar,
die zu mir drangen in gedämpftem Flüstern.
„Wir sind“, so sprachen sie, „ein freudlos Heer,
der Hoffnung Schlacke und des Strebens Scherbe.“

Uns kreiste Blut in Adern, die jetzt leer.
In uns hast du vertan ein kostbar Erbe.“
Ich sprach: „Wer seid ihr? Ich erkenn' euch
nicht.“

Und sie: „Wir sind die elenden Gestalten,
des, was nur einmal taucht ans Tageslicht
und gleich entflieht, vermagst du's nicht
zu halten

mit mannhaft ernstem, heil'gen Schöpfergriff.
Dann ist's vorbei, auf ewig dir entschwunden,
ins Zeitenmeer verschleppt vom Geisterschiff.
Wir sind die leeren, inhaltslosen Stunden.“



Otto Schön

Kontrapunkt

D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

Ein sonderbares Erlebnis erzählt ein französischer Offizier, Gustave Bojanau, in der Aprilnummer der Zeitschrift „l'Initiation“ vom Jahre 1893. Seine Eltern wohnten inmitten einer kleinen, nur aus wenigen Häusern bestehenden ländlichen Siedelung und hatten als Nachbarin eine etwa 40—45jährige Bauernfrau, Frau B., die unter der Bevölkerung in dem Rufe stand, daß sie hexen könne, und zwar wurde behauptet, sie verwende ihre magischen Kräfte im üblen Sinn. Der Offizier selbst beobachtete, daß ein seinen Eltern gehöriger Schäferhund nicht nur eine außerordentliche Abneigung gegen Frau B. zeigte, sondern sie anscheinend auch haßte und fürchtete, und er erzählt mehrere diesbezügliche Erlebnisse, auf die hier nicht eingegangen sein soll. Einmal, als er sich während eines Weihnachtsurlaubes zu Hause befand, kam es neuerdings zu einer Szene, die zeigte, daß die Frau auf den Hund in bösem Sinn einzuwirken suchte. Das Tier heulte und schrie wie von einem Steinwurf getroffen, obgleich eine direkte Berührung mit der an ihrer Haustüre stehenden Frau nicht stattfand, und lief mit allen Zeichen des Entsetzens davon, so daß Bojanau große Mühe hatte, den Hund überhaupt zu sich heranzurufen. Schließlich gelang ihm dies aber doch, und „Sokol“ — dies der Name des Schäferhundes — überwand seine Furcht so weit, daß er nicht nur endlich herbeikroch, sondern sich außerdem plötzlich wütend auf die Frau zu stürzen suchte, welche eben noch rechtzeitig in ihr Haus zurücktrat und die Türe hinter sich zuschlug. Der Hund heulte und kratzte wütend an der Haustüre, als wolle er sich den Eingang erzwingen, und schließlich mußte der Offizier ihn mit Hilfe eines Freundes gewaltsam am Halsband wegziehen. Dieses kleine Erlebnis bildet gewissermaßen das Vorspiel zu dem eigentlichen Abenteuer, das sich in der darauffolgenden Nacht begab. Gustave Bojanau schlief nicht im Hause seiner Eltern, sondern in einem leerstehenden Nebengebäude, in das er sich etwa um 11 Uhr nachts begab, begleitet von einer Magd und dem Hund „Sokol“, die ihn

beide schon nach wenigen Minuten wieder verließen. Sein Schlafzimmer lag im ersten Stock und war durch eine leere Stube von der Treppe getrennt. Die Türe zwischen den beiden Räumen stand offen und der Türflügel ragte in das Schlafzimmer herein, bis an das Fußende der Bettstelle. Dagegen hatte der Offizier sowohl die Haustüre als die Türe zwischen der Treppe und dem Vorzimmer verschlossen — erstere war versperrt, letztere nur zugeklinkt. Er legte seine Uniform ab und hing seinen Kavalleriesäbel an eine Stuhllehne neben dem Bett, legte sich nieder und blies das Licht aus. Kaum war das letztere geschehen, so ließ sich an der Türe des äußeren Zimmers ein Kratzen hören, das klang, als ob ein Hund Einlaß verlange oder, besser gesagt, hinaus wolle. Denn, dies war das Auffallende, es wurde innen an der Türe gekratzt. Der junge Mann rief „Sokol“ — um den allein es sich wohl handeln konnte — wiederholt beim Namen, aber der Lärm wurde nur noch stärker, und kurz entschlossen stieß er, wütend über die Störung, mit dem Fuß heftig gegen die offenstehende Türe, die krachend zufiel. Im gleichen Augenblick begann das Kratzen an dieser zweiten Türe, so, als wolle der im Vorzimmer befindliche Hund nunmehr im Schlafzimmer Einlaß begehren. Der Offizier schreibt, daß er von Anfang an die Empfindung hatte, als ob es nicht mit rechten Dingen zuginge, und das gewaltsame Schließen der Türe durch einen Fußtritt entsprang hauptsächlich der Furcht vor dem unheimlichen Ereignis. Aber der Krach, den das Zuschlagen verursachte, machte Bojanau Mut. Er zündete die Kerze an, und in dem gleichen Moment hörte das Kratzen auf. Dann bekleidete er sich notdürftig und trat in das Vorzimmer. Natürlich fand er hier den Hund, der ja mit der Magd das Haus verlassen hatte, nicht vor. Er rief vergebens dessen Namen, auch im Korridor und auf der Treppe war kein lebendes Wesen zu finden, und schließlich legte er sich aufs neue zu Bett. Kaum war die Kerze ausgeblasen, so begann der Lärm abermals mit größter Heftigkeit, und zwar an der Zwischen-

türe der beiden Zimmer, die Bojanau diesmal geschlossen hatte. Ebenso nervös wie zornig sprang der Offizier aus dem Bett. Er nahm sich nicht die Zeit, Licht zu machen, sondern griff ohne weiteres nach dem Säbel, den er aus der Scheide zog und drang, die blanke Waffe in der Hand, in das Vorzimmer ein. Es war ihm, als setze jemand dem Öffnen der Verbindungstüre Widerstand entgegen, und als er dann draußen war, sah er an der zweiten, zur Treppe führenden Türe etwas wie eine leuchtende Wolke, das sich auf der Türe selbst abzeichnete. Wütend, wie er war, führte er, ohne sich etwas dabei zu denken, einen äußerst wuchtigen Hieb gegen die Türe, Funken sprangen an einer Stelle heraus, als habe der Säbel einen Nagel gestreift und dann blieb die Waffe im Holz stecken, so daß sie nur mit Mühe herauszuziehen war. Die Türfüllung war von oben bis unten gespalten. Einen Nagel suchte Bojanau, nachdem er eine Kerze angezündet hatte, vergebens. Nochmals durchsuchte er das Haus, ging sogar die Treppe hinab und auf die Landstraße hinaus, ohne irgend etwas zu entdecken, das den Schlüssel zur Lösung des sonderbaren Vorfalles hätte geben können. Wieder im Bett, schlief er, diesmal

ungestört, endlich ein und erwachte morgens gegen acht Uhr. Am Frühstückstisch erzählte er seinen Eltern, die dadurch anscheinend sehr sonderbar berührt wurden, sowie einigen zufällig anwesenden jüngeren Leuten das Abenteuer und nachher brach man auf, um die zer Schlagene Türe zu besichtigen. Aber ehe es dazu kam, auf halbem Weg, erschien eine Bäuerin, die berichtete, man habe die Hexe, Frau B., anscheinend sterbend, schwer verletzt im Bette gefunden. Sie bat um Hilfe für die Kranke, und Bojanau begab sich zu der Kranken, von einer seltsamen Ahnung erfüllt. Sie lag bewußtlos und delirierend im Bett, das Gesicht von geronnenem Blut bedeckt und furchtbar entstellt durch eine Wunde, die über die Stirne vom Rand der Haare bis zur Nasenwurzel lief und den Schädel gespalten hatte, so daß das Gehirn hervorquoll. Die Wunde wurde notdürftig verbunden, aber die Kranke starb, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Der Offizier, der mit seinem Namen für die Richtigkeit dessen, was er erzählt, einsteht, wußte, nach seiner Versicherung, damals, als dies geschah, überhaupt nichts von okkulten Dingen.

H. W.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

H. Baerwald, *Okkultismus und Spiritismus*, B. G. Teubner (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 560), Leipzig 1920. Ein Buch, das bemüht ist, bei aller gerade auf diesem Gebiet notwendigen Skepsis die Tatsachen verständlich zu machen. Darin liegt zwar eine Gefahr, sobald dadurch qualitativ eigenartige Tatsachencharaktere verwischt werden. Wohl wissen wir strukturspsychologisch, d. h. über die Entwicklung und Entfaltung psychologischer Prozesse noch zu wenig, als daß die Behandlung phänomenal recht verschiedenartiger und hirnpfysiologisch noch lange nicht eindeutig zugeordneter Bewußtseinserscheinungen unter dem Begriff der „Dissoziation“ mehr als die Anwendung eines sinnvollen Schemas bedeuten könnte. Aber der Autor zeigt, wie geschmeidig sich dieses Schema vor allem den Erscheinungen des „Unterbewußtseins“, der Hypnose und den komplizierten parapsychologischen Erinnerungsphänomenen anschmiegt. Berechtigte Skepsis und Empirie sind gleichweit entfernt von voreiliger Deutung und Systembildung wie vom Festhalten an alten Schemas, die nicht mehr fähig sind, unabweisliche Tatsachen zu umspannen. Dr. W.

Reinhold Kohlhardt: „Du bist erkannt! Deine Kopf-Form zeigt mir Deine Begabung und Deinen Charakter!“ Preis 1 Mark. — Nur vom Verfasser; nur gegen Voreinsendung: (Postscheckkonto 48638) Kohlhardt, Berlin S 42, Jakobikirchstr. 9. — An 14 instruktiven Bildern erklärt der Verfasser, wie die angeborenen Talente, Begabungen und Charaktereigenschaften sich an der Kopf-Form eines jeden Menschen ausprägen. Schon bei der Geburt bringt jeder Mensch diese Anlagen mit auf die Welt. Da aber die Menschen alle verschieden veranlagt sind, ist es von größter Bedeutung, einen Schlüssel zu haben, um in die Geheimnisse des menschlichen Seelenlebens einzudringen. In überzeugender Weise erklärt der Verfasser, wie er es macht, um die Geheimnisse der menschlichen Natur zu entschleiern. Auch bringt er Bescheinigungen und Empfehlungen von solchen Personen, die er daraufhin untersucht hat. Es empfiehlt sich daher, die interessante Broschüre anzuschaffen.

Redakteur Karl Brandler-Pracht.

Bemerkungen der Schriftleitung.

Das Titelblatt zeichnete Otto Linnekogel. — Das Gedicht „Chor der Toten“ wurde mit der Erlaubnis des Verlages aus den Gedichten von C. F. Meyer, Verlag H. Haessel, Leipzig, abgedruckt.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Hans Eberlein, München. Herausgeber und verantwortl. Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Mentanus, Wien XIII., Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn

Georg Futter-Alwin Hirsch & Co.

Fabriken für Feld- und Kleinbahnenbedarf,
Zentrale Berlin W 57, Futterhaus, Bülowstraße 1

Filialen: Breslau, Köln, Dortmund, Düsseldorf,
Frankfurt, Hamburg, Leipzig, München,
Saarbrücken

Fabriken: Neunkirchen, Bezirk Arnsberg;
Neustrelitz in Mecklenburg

empfehlen sich zur Lieferung von:

Lokomotiven, Schienen, Gleisen, Drehscheiben, Weichen,
Muldenkippwagen sowie allen Förderwagen, Holz-

schwellen, Masten, Telegraphenstangen

Die Leipziger Niederlassung befindet sich Dittichring 17
Telephon Nr. 11558

Elfenbeinmalereien



Porträt- u. Blumenminiaturen in feinsten künstlerischer Ausführung

Die Blumenminiaturen sind in Feinsilber 900/1000 gefaßt und
als Broschen oder Anhänger zu haben. Gegen Sicherstellung
Musterversendung. Anfragen an Kunstmaler A. HAAGNER,
München, Ismaningerstraße 1/I.

Otto Muck Maschinen

Eine Mappe mit zehn Steinzeichnungen
in einer einmaligen Auflage von 300 nummerierten Exemplaren

AUSGABE A: Nr. 1—50, Hand-
pressendruck auf schwerem Karton,
jeder Druck vom Künstler signiert,
in Halbledermappe . . M. 350.—

AUSGABE B: Nr. 51—300, auf
bestem Papier gedruckt, jedes Exem-
plar vom Künstler signiert, in vorn.
ausgestatteter Mappe M. 200.—

Mucks Mappe ist ein Hymnus an die Technik. Jedes
dieser monumental komponierten Blätter lebt aus dem Geist
der Maschinen und deckt ihren symbolhaften Sinn im willens-
freien, jedoch demütig dienenden Wesen unerschütterlicher
Stete und Gelassenheit auf. Gezirkelt und gefügt sind diese
Dimensionen, in denen alles zum echohaften Wiederhall von
Licht und Schatten wird.

Dreiländerverlag / München

ABONNEMENT-EINLADUNG AUF DIE

Montan Zeitung

Zentral-Organ d. Vereines d. technisch-administrativen Bergbau- u. Hüttenbe-
amten u. d. gesamt. montanisch. Aufsichtspersonals d. chem. österr. Monarchie.

Redaktion und Administration:
GRAZ, Volksgartenstraße 26.

Telephon Nr. 368.
Telegramm-Adresse
Montanzeitung Graz.

Abonnement

wird nur mit Quartalsbeginn an-
genommen u. beträgt ganzjährig
40 K., für Deutschland 40 Mark
und für das übrige Ausland
40 Francs mit Franko-Zustellung.
Zahlbar und klagbar loko Graz.

Fachorgan für Berg-, Hütten- und Salinenwesen
mit besonderer Berücksichtig. d. Berg- u. Hüttenmaschinenwesens,
d. Spreng- u. Tiefbohrtechnik sow. all. hierauf bezughab. Industrien.

Unabh. Organ z. Förderg. d. Interess. d. Gewerken sow. Berg- u. Hüttenbeamt.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.

Herausgeber und Chefredakteur: **Franz H. Ascher**,
Gewerke, Generaldirektor u. Korrespond. d. geolog. Reichsanstalt.

Verantw. Redakteur: **Dr. H. Fuchs**, Rechtsanw. i. Graz.

Österr. Postsparkassenkonto Nr. 29.637. — Tschecho-slowak. Post-
sparkassenkonto Nr. 29.637. — Scheck- und Clearing-Verkehr.

Inserationstarif:

Ganze Seite
K 640.— Mark 640.— Frs. 640.—
Halbe Seite
K 320.— Mark 320.— Frs. 320.—
Viertel-Seite
K 160.— Mark 160.— Frs. 160.—
1/8 Seite K 80.— 1/8 Seite K 40.—
1/32 Seite K 20.—

Die vierspaltige Millimeter-
zeile 60 Heller.

Zahlbar und klagbar loko Graz.

Inserate und Abonnements werden bei folgenden Stellen angenommen, wo auch alle Auskünfte erteilt werden: in Wien bei Westermayer & Rumler,
XVIII., Lacknergasse 73; für Prag und Umgebung: Wilhelm Reichl, Annoncen-Agentur in Prag, Franzenskal 324; für Nord-Amerika: Stanley Advertising
Service in New-York, 16 West 38 Th Street; für die Türkei: Otto Keil, Librairie Internationale Konstantinopel; für Schweden und Norwegen: Looström
& Komp., Stockholm; für die Schweiz: S. Gömöri, Internat. Annoncen-Bureau, Zürich, Mühlebachstraße 166; für Transvaal (Südafrika) Hermann
Michaelis, deutsche Buchhandlung Johannesburg, Postkasten 2664; für Brasilien: R. Strauch, Livraria Rio Grandense in Rio Grande de Sul, Rua
Pedro II., 102; für Australien: F. Basedow, Buchhändler, Adelaide.

Die Montan-Zeitung ist ein Fachblatt ersten Ranges u. hat Weltverbreitung.
Als Insertionsorgan mit stets gewünschtem Erfolge einzig dastehend.

Spro, Gmüßberg 95

DER ORCHIDEENGARTEN



HEFT 6

M 1.75

DREI LÄNDER VERLAG: MÜNCHEN-WIEN-ZÜRICH

BLITZ

INHALT Kurt Moreck: Der Wille zum Tode / Karl Hans Strobl: Die byzantinische Münze
Das Treibhaus.

Fort mit Zwangs-Wirtschaft und ihren Projektmachern!

Ein flammender
Wiederaufbau-
Vortrag
von
Dr. Werner-Kautzsch
M. 1.35 postfrei

„KAUTZSCH ist nicht bloß ein blendender Redner, er ist auch einer der hervorragendsten Volkswirtschaftspolitiker, als welchen ihn die wissenschaftliche Kritik einmütig anerkannt hat.“

NATUR UND GESELLSCHAFT / VERLAG
Berlin-Lichterfelde I, Goethestr. 20 / Postscheckkto Berlin 41368

Margret Hansen

Lynagard,
die Stadt der Spielleute
Roman

Geheftet M. 6.—

Gebunden M. 9.—

zuzüglich 50 % Teuerungszuschlag

Dieses anmutig erzählte, fesselnde Buch voll Reichtum an Spannung und voll Tiefe der gehaltlichen Ausfüllung wirkt wieder kunstlos und einfach und dokumentiert damit die einzige wahrhaft große Kunst. Nur Träume können solche Wirklichkeit haben. Und wie ein Traumbild mutet auch die ferne Stadt Lynagard an mit ihren unerhörten Festen und ihren an Gefühl und Schicksal überdimensionalen Menschen. Ein Buch der Sehnsucht, voll Farbe und unerschöpflicher Mannigfaltigkeit in Erfindung und Geschehen. Orplid-, Avalun-, Thulestimmung liegt über dieser Landschaft, die in ihrer märchenhaften Un- und Überwirklichkeit glaubwürdig wird. Es ist ein Reisen im Leben dieser Menschen und ein Verweilen an Stätten wehmütig-traurigen Erinnerns und endlich ein Erwachen und Jubeln an Abenden und Nächten, über denen sich die Leucht-kugeln von Lynagard kreuzen; sie kommen vom Meer, begegnen dem Glück und müssen wieder wandern und zurückkehren ans Meer. Ein Buch, dem sich alle Tore und Herzen öffnen werden.

Dreiländerverlag / München

BUCH- U. KUNSTDRUCKEREI

R. KIESEL

SALZBURG, WAAGPLATZ NR. 1
FERNSPRECH- NUMMER 100

Anstalt zur Herstellung von Druck-
sorten in vornehmster Ausführung
wie Bücher und Broschüren, Kalender,
Kataloge, Mode-Blätter, Zeitungen,
Zeitschriften, Ansichtskarten usw.
Mehrfarben-Rotations-Maschine.

BUCHBINDEREIBETRIEB
mit neuesten Maschinen ausgestattet.

PHYSIOGNOMISCH-GRAPHOLOGISCHE

Charakterdeutung nach Photographien, Handschrift, Kopfform, in Begabung, Talente, Berufswahl (ob Studium, Kunst, Handwerk, Geschäft usw.). Lohnt sich Unterricht (Musik, Zeichnen usw.), welche Schulart? Vorzüge, Fehler, geistige Eigenart, Gemütsleben, Temperament usw. Anerkennungen von Künstlern, Kaufleuten, Fabrikanten, Vereinen. — (Prospekte frei.) **Interessantes, illustriertes Lehrbuch:** „Kopf-Form, Begabung und Charakter.“ Preis M. 1.—. Nur v. Verfasser; nur geg. Voreinsendg. (Postscheck-Konto 48638.) **Dr. med. S. schreibt:** „Kann jedem bestens empfohlen werden.“ **G. O.:** „Ihr Buch habe ich mit großem Interesse gelesen!“ **Zeitschrift „Psyche“:** „Es empfiehlt sich sehr, die interessante Schrift zu lesen!“

Reinhold Kohlhardt, Grapho-Physiognom, Berlin S 42,
Jakobikirchstr. 9, (4—8 Uhr, Sonntags 10—1 Uhr).

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 1.80 / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile M. 1.60 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Sechstes Heft

DER WILLE ZUM TODE

Novelle von Kurt Moreck. (Mit drei Illustrationen von Karl Ritter)



CH hatte an diesem Tage die schlimmste Enttäuschung meines Lebens erlitten. Nun wußte ich mit brutaler Sicherheit, daß Luzie mich schmähtlich betrog, und mit diesem

Gedanken im Hirn kauerte ich schon stundenlang in meinem Zimmer wie ein angeschossenes Tier, das sich verkrochen hat. Betäubende Bilder ihrer verfruchteten Schönheit flimmerten an meinen Augen vorüber und quälten meine Nerven. Die Dämmerung wurde körperlich und umschmiegte mich mit der Sinnlichkeit der gehaßten Frau. Gegen meine Visionen konnte ich mich nicht wehren. Ich sagte mir, ein anderer würde vielleicht hingehen und sie einfach erschießen, aber ich fühlte mich nicht imstande dazu. Ich wußte, daß meine Nerven dabei versagen würden, und das Bewußtsein der Ohnmacht reizte mich noch stärker. Es wäre mir jetzt eine Wollust gewesen, Luzie sterben zu sehen; jede Zuckung ihres Körpers würde mir wie eine hinreißende Zärtlichkeit erschienen sein; aber ich konnte keinen Finger rühren zu einer Tat.

Lautlos brannte die gedämpfte elektrische Tischlampe. Hinter meinem Rücken knisterte die Dunkelheit, und ich fühlte den Messingtürring wie ein feiges Tierauge blinken. Endlich wurde diese Einsamkeit mir unerträglich, ich sprang auf und schüttelte die Stille von mir ab. Ein harter Wind sprang mir draußen entgegen. Es tat wohl, das Gesicht seinen Bissen hinzu-

halten. Ich ging durch die trübe, sumpfige Finsternis von ein paar Straßen, die von elektrischen Bleichmonden durchphosphort waren. Plötzlich stand ich vor meinem Café. Hinter den behauchten Scheiben sah ich die fahlen Gesichter von ein paar Freunden. Sie sprachen vielleicht im selben Augenblick von mir, aber ich sah nur, daß sie den Mund bewegten und lächelten. Das gab groteske Verzerrungen in ihren Gesichtern, und ich hatte das Gefühl, drei Leichen, mit Zigaretten zwischen den Lippen, säßen um einen Tisch. Das ganze Lokal hinter den großen Fenstern erschien mir plötzlich wie eine Morgue; ich sah bleichen Marmor, verrenkte und lachende Tote, fahlen Lichtschein. Als ich mich abwandte, schwand die Vision. Meine Nerven waren entsetzlich überreizt. Ich mußte sie abregen, mich irgendwie in Gedankenlosigkeit einhüllen und lief weiter.

Die Abenddunkelheit trug mich wie eine starke Strömung. Plötzlich warf sie mich in eine grelle Woge von Licht. Ein flimmerndes Portal klaffte in der finstern Fassade eines großen Hauses. Schreiende Buntheiten von Bildern richteten sich vor mir auf und zogen meine Nerven an. Ich starrte auf die lächerlich pathetische Darstellung übertriebener Vorgänge, und das unerbittliche Licht beizte meine aus dem Dunkel kommenden Augen.

Ich wollte vorbeigehen, aber nun stand ich in einem dicken Gedränge von Menschen und empfand eine Bewegung zu dem leuchtenden

Portal des Kinematographen hin. Jede Berührung der Fremden fühlte ich schmerzlich auf meiner Haut. Vielleicht konnte ich aber hier Gedankenlosigkeit finden und meine Nerven und Muskeln abspannen, mein Gehirn eindämmern lassen.

Ein wenig später saß ich in einer kleinen Loge. Unter mir im Dunkel kauerten die Zuschauer unbeweglich wie Fische, die mit nach unten gesenkten Köpfen schlafen. Eine weiche, schläfrige Musik kam aus dem Orchesterraum. An der Projektionswand flimmerten die Bilder. Als ich hinschaute, sah ich eine riesige Katze auf einem Bette sitzen, die mit schillernden Raubaugen in den Zuschauerraum blinzelte.

In einer kleinen Pause flammten die Lichter des Saales auf, und ich lehnte mich mit geschlossenen Augen in meinen Sessel zurück. Unter mir vergingen die kleinen Geräusche des Kommens und Gehens, und wieder wurde es still und finster. Ich starrte auf die flimmernde Fläche, auf die nervöse, schattenhafte Bewegung, um deren Sinn ich mich nicht kümmerte. Mein Hirn ruhte: ich fühlte die Untätigkeit, die animalische Trägheit wie ein weiches Glück. Etwas raschelte hinter mir in der Loge, ein kleines Rauschen von Seide. Ich war jetzt nicht mehr allein, aber ich beachtete es nicht. Ein Frauenparfüm wehte mich an, ein starkes, auf die Straße berechnetes.

Eine Reihe von Bildern flirrte vorüber. Die Musik und das Geflimmer hüllten mich in Dumpfheit. Aber plötzlich zuckte ich zusammen. Ich hatte ein Gesicht gesehen, das mir nicht fremd war, das mich irgendwie jäh anrührte. Aber nun war es fort. Vielleicht hatte ich mich getäuscht. Gespannt blickte ich in die gestaltenreiche Bewegung auf der Projektionswand, in die jetzt ein Sinn kam. Da war es wieder, das Gesicht. Zunächst sah ich nur ein feingeschwungenes Frauenprofil. Langsam drehte sich mir das Antlitz zu, und einen Augenblick war es, als streife mich ein Blick aus diesen Augen. Und an diesem Blick erkannte ich sie, Marfa Werinskaja. Sie war mir ein paarmal im Leben begegnet, diese kleine Schauspielerin, die so andächtig von der Kunst sprechen konnte, und ich erinnerte mich, daß ich von Freunden gehört hatte, sie lebe jetzt in dieser Stadt.

Nun begannen die Geschehnisse auf der weißen Wand mich zu interessieren, solange wenigstens, wie Marfa Werinskaja auf der Szene war, und sie verschwand nur für kurze Augenblicke. Sie spielte die Liebende in einem Trauerspiel der Leidenschaft. Die Menge unter mir kauerte geduckt und atemlos. Jemand hinter mir schaute mich unausgesetzt an. Ich fühlte den unverwandten Blick auf meinem Rücken; er schien mich zwingen zu wollen, daß ich umsah. Aber ich kämpfte dagegen; ich meinte, ich müsse mir den Besitz von soviel Energie beweisen, daß ich dem fremden Willen widerstehen konnte, und ich konzentrierte meine Gedanken auf die hinsurrenden Bilder des Films. Immer sah ich nur Marfa Werinskaja; ich sog mich an ihrer Erscheinung, an ihrem Gesicht, an ihren Augen förmlich fest. Auf der Flucht vor dem Blick, der mir den Rücken hinauftastete und meinen Nacken krampfhaft zurückdrehen wollte, klammerte ich mich an sie. Marfa Werinskajas Erscheinung faszinierte mich. Sie wirkte irgendwie auf meine Nerven. Ich verlor ganz das Gefühl für die Unwirklichkeit der Bilder, und Marfas Spiegelung erschien mir wie ihre körperliche Gestalt. Plötzlich hörte ich sogar ihre Stimme deutlich und klar im Ohr, obschon ihre Schattengestalt vor mir nur immer tonlos die Lippen bewegte.

In einem Zwischenakt endlich, als die Lichter aufblitzten und mir Marfas Erscheinung verschwunden war, konnte ich dem Willen der Augen hinter mir nicht länger widerstehen und drehte mich um, so langsam und gleichgültig, als ich vermochte. Ein paar matt flammende Augen glommen mich aus einem gepuderten Mädchengesicht an und lächelten mir zu. In eine weiche Pelzjacke gehüllt, lehnte die hübsche Unbekannte in der Logenmuschel. Ihr Fuß berührte meinen Stuhl. Dieser Kontakt war eine zweite Fessel für mich. Aber mit einem brutalen Ruck, zu dem ich meine ganze Energie aufgespart hatte, machte ich mich davon los. Jetzt war auch der Blick machtlos geworden, und ich lächelte listig vor mich hin. Sie hatte ihre Zeit und ihren Willen an mich umsonst verschwendet.

Jetzt war Marfa wieder da. Über einen dunklen und mir leer erscheinenden Raum hinweg sah ich sie stehen, gehen, handeln und

sprechen. Die Geschehnisse spitzten sich zur Katastrophe zu, und ich verfolgte, ganz in Bann genommen durch Marfas erschütternde Leidenschaftsfähigkeit, die Wandlung eines liebesanfertigen Geschöpfes zur Bekennerin und Märtyrerin der Leidenschaft. Es kam schließlich eine Szene, in der die Verlassene in ihrer Verzweiflung Gift nahm, und nun sollte ich Marfas Sterben erleben. Meine Hände zitterten leicht.

Marfa warf einen fremden, aufgelösten Blick um sich, einen Blick, mit dem sie Glück und Schmerz ihres Lebens summierte. In diesem Augenblick hatte sich ihr Gesicht ein wenig verändert, und ihre Augen berührten mich merkwürdig.

Sie erinnerten mich; dieser Ausdruck war mir irgendwo schon begegnet. Nun sah ich wieder ihr ganzes Gesicht, und es blieb mir im Auge. Jetzt wußte ich, wem es glich. Genau so war Luziens Gesicht. Marfa glich Luzie. Sonderbar... War es wirklich oder täuschte ein Fieber meine Augen? Ich schaute schärfer hin; es war kein Spiel meiner Nerven.

Marfa hatte das Gift genommen, und ihr Körper spielte den Todeskrampf. Die Musik erstarb fast, und ein frostiges Grausen kroch über die Menge. Ich war in einen sonderbaren Zustand versetzt; denn in mir war die Vorstellung erwacht, ich sähe Luzie sterben. Meine Grausamkeit sättigte sich jetzt an den Zukun- kungen des Körpers, in dem ich durch eine seltsame Täuschung Luzie erblickte. Ich bildete mir ein, mein Wunsch und mein Wille töte die Geliebte, die mich hatte leiden machen,

und ich genoß die Genugtuung, sie vernichtet und zerstört zu sehen, mit einem wahnsinnigen Behagen.

Das Aufflammen der Saallichter zerriß meine Vision und rüttelte mich auf. Da fühlte ich enttäuscht, daß der Vorgang Spiel gewesen, und der alte Schmerz überfiel mich wieder. Taumelnd stand ich auf. Da berührte eine fremde warme Hand meine Finger. Ich sah das Lächeln des Mädchens in der Loge vor mir, den schwimmenden Glanz seiner Augen und

das rote Leuchten seiner Lippen. Jetzt war der Blick, der mich vorhin hatte zwingen wollen, demütig und sanft. Ein stilles Grauen vor dem Erlebten zitterte noch in mir nach, und ich schlich mich hinaus. Kühle Nachtluft duschte meinen glühenden Kopf.

Da fiel mir Marfa Werinskaja wieder ein. Ihre Erscheinung verfolgte mich. Im Dahinschreiten durch finstere Straßen erlebte ich immer wieder die Momente ihres Sterbens. Das Bild ihres Körpers in den letzten Lebens- zuckungen war in



meinem Auge haften geblieben.

In einer mir ganz fremden Straße blieb ich plötzlich stehen. Da huschte ein Schatten zu mir herüber und schmiegte sich weich an meine Seite. Das Mädchen aus der Loge. Der Flacker- schein einer Laterne verzerrte sein Lächeln zu einer gräßlichen Grimasse, und ich drehte mich entsetzt um und lief davon. Das Mäd- chen muß mich für irrsinnig halten, dachte ich.

Ich ging nach Hause und legte mich zu Bett. Aber ich schlief schlecht; fortwährend wachte

ich auf, las und rauchte Opiumzigaretten. In den Schmerz um Luzie mischte sich die Erinnerung an Marfa; ich vergaß nicht, wie sie den Tod gespielt hatte.

Am andern Morgen wußte ich, daß es, mich von diesem Bilde zu befreien, kein anderes Mittel gäbe, als Marfa aufzusuchen. Bei Freunden erfuhr ich ihre Adresse und ging hin.

Sie erkannte mich gleich und empfing mich sehr freundlich. Wir saßen in ihrem hellen, ruhigen Zimmer und plauderten. Während Marfa sprach, mußte ich fortwährend auf ihren Mund starren, der einen roten sinnlichen Schwung hatte. Ihre Stimme tat wohl, sie vibrierte in meinen Nerven. Und wir fanden sehr bald den unbefangenen selbstverständlichen Ton guter Freunde. Das beruhigte mich und ließ mich aufrichtig sein. Ich erzählte Marfa, daß ihr Bild im Kinematograph mich an sie erinnert habe. Über das andere schwieg ich, obschon es in mir nicht erloschen war.

Marfa saß schlank und fein in einem weichen, losen Kleide vor mir. Sie hatte eine Kette von ölgelben, dicken Steinen, durch die eine blaue Seidenschnur gezogen war, um den Hals gelegt. Ein paar Nadeln mit ebensolchen Steinköpfen hielten ihr glanzschwarzes Haar um den Kopf zusammen. Die tuschfeinen Brauenbogen zitterten, wenn sie lächelte.

Während sie sprach, verglich ich ihr Gesicht, in dem das Lächeln die herbe Spannung des Ernstes löste, mit dem Bilde des Todeskampfes, das ich in Erinnerung behalten. Ich fühlte die Blässe meines Gesichtes, und Marfa fragte plötzlich, ob ich krank gewesen sei. Vielleicht witterte ihr Fraueninstinkt die zerwühlenden Gedanken hinter meiner Stirn, vielleicht ängstigte sie auch mein sonderbarer fieberhafter Blick.

Nein, ich war nicht krank, aber mein Hirn wurde von einer unsinnigen Idee besessen. Ich identifizierte Marfa mit Luzie und dachte mir ihren Körper von Todeskrämpfen gezerrt und geschüttelt, ich stellte mir vor, wie das Gift ihn zerriß und verrenkte, und genoß es wie eine Genugtuung für den Verrat, der mich quälte und leiden ließ. Ich hätte Marfa bitten mögen: „Spiele mir den Tod!“ Vielleicht würde sie mich verstanden haben, wenn ich ihr alles erzählte. Aber was half mir das? Die Illusion

konnte mich nur für Minuten täuschen, und ich dürstete nach der Wirklichkeit. Erst der reale Tod hätte meine Sinne zu befriedigen vermocht; er würde meinen Schmerz in eine gelinde Melancholie aufgelöst haben. Ich fühlte, daß meine Qual mit Luziens Schönheit und dem Fluidum ihrer Sinne lebte. Aber ich versagte vor der Anstrengung einer Tat, und der Zwang meines Willens erreichte Luzie nicht mehr. Seltsam, daß Marfa der Geliebten glich. Oder war es doch nur Einbildung? — Und in meinen Gedanken nahm Marfa Luziens Stellung ein. Ganz langsam vollzog sich diese Wandlung, während ich ihr gegenüber saß und wir von fernen Dingen sprachen. Und dabei war mir, als könne es mir so schwer nicht werden. Marfa ganz in den Bann meines Willens zu ziehen, meines Willens, der stets um das eine kreiste, um den Tod.

Endlich mußte ich gehen. Es war mir genug für diesen Tag, und ich versprach Marfa, daß ich bald wiederkäme. Einen Tag ließ ich verstreichen, und am nächsten ging ich wieder hin zu ihr. Sie lag mit einem Buche auf der Chaiselongue und schlürfte Tee, müde von einer langen Probe. Sie war so weich und zart zu mir, als empfinde sie unbewußt das Gespannte meines Zustandes.

Ich mußte auf ihren Mund sehen, der so groß und rot im dunklen Zimmer über dem weißen Gesicht blühte. Ihre Augen waren schwimmender Glanz, ihr Kleid schien ein weiches, helles Fließen in der Dämmerung. Ich sah eigentlich zum erstenmal, daß Marfa schön war, und ich scheute erst davor zurück, mir ihre Schönheit durch die eingebildeten Zukun- kungen des Sterbens zu entstellen. Dann aber hatte ich doch den Mut zu meiner Grausamkeit; ich war so unerhört nüchtern wie ein Arzt vor den Schönheiten einer Toten. Jetzt konnte ich Marfa schon mit einem Lächeln über das wahnsinnige Spiel meiner Gedanken täuschen, und während meine Seele den Rausch einer seltsamen Rache durchlebte, mimte ich mit Beherrschung und Gleichmut den Unterhaltenden. Keine meiner inneren Erregungswellen sollten mich Marfa verraten. Ich fühlte, daß ich vor ihren dunklen Augen auf der Hut sein mußte, wollte ich zu einem Ziele kommen.

Plötzlich sah Marfa mich durch den Rauch ihrer Zigarette an und sagte: „Sie müssen doch



krank gewesen sein . . . Sie sehen aus wie einer, der an einem Fieber oder an einer — Frau gelitten hat . . .“

Ich starrte sie an und schwieg.

Da sagte sie leise: „ . . . Also war es eine Frau?“

Ich nickte und antwortete: „Ja, Marfa, es war eine Frau . . .“

Da streckte sie mir aus dem weiten zurückfallenden Ärmel die Hand entgegen, und ich nahm sie und küßte sie auf den Puls. Es war ein Kuß des Hasses, denn in diesem Augenblick dachte ich an Luzie; aber Marfa zuckte unter ihm wie unter einer Zärtlichkeit zusammen.

Von da an verschmolzen Marfa und Luzie in meiner Vorstellung noch mehr ineinander und wurden ein Wesen. Hätte mich nicht jene unglückliche Idee beherrscht, daß Luzie in der Verkörperung von Marfa sterben müsse, um mich von der Qual meiner Eifersucht und meines Hasses zu erlösen, so hätte mich Marfas Liebe glücklich machen können. Aber ich stand so unter der suggestiven Macht dieser Vorstellung, daß ich nicht die Energie aufbrachte, den Wahn zu zerstören.

Ich wurde Marfas von Tag zu Tag sicherer. Ich fühlte, wie sie ganz in meinen Besitz hinübergliitt, wie sie auf meine Wünsche und meinen Willen reagierte. Sie war eine leise und weiche Geliebte, frauendemütig und anschmiegsam. Sie empfand die Stimmungen meiner Seele und schmeichelte ihnen.

Ich war sanft und zärtlich zu ihr und pflegte die dunklen Träume ihrer Leidenschaft. Sie sollte an meine Liebe unerschütterlich glauben müssen. Das gehörte zu meinem Experiment.

Endlich, nach Wochen, war ich am Ziel. Marfa hing jetzt von meiner Liebe ab; sie war ihr Blut und ihr Atem; das Erdreich um die Wurzeln ihres Seins. Ich hätte Mitleid haben müssen mit ihrer hingebenden Seele, mit ihrer Schönheit, mit ihrer Leidenschaft; aber meine wahnsinnige Idee machte mich unempfindlich gegen Gefühle dieser Art.

Eines Abends ging ich zu ihr. Auf dem Wege kaufte ich Blumen für sie, porzellanweiße, kühlriechende Rosen. Eine kleine Lampe spann gelbe Lichtschleier in den dunklen Raum, in dem Marfa auf dem Diwan lag. Ich küßte sie und legte die Rosen in ihren Schoß. Sie dankte

mir lächelnd und drückte die Blumen in überquellender Zärtlichkeit an die Brust.

Ich saß da und sprach ganz ruhig von gleichgültigen Dingen, während meine Augen Marfa belauerten. Ich war in diesen Augenblicken ein häßliches Raubtier, das sich heimtückisch duckte und die Zähne fletschte. Daß Marfa dieses gefährliche Tier in mir nicht erkannte und sich nicht angeekelt abwandte! Aber sie liebte mich ja; sie strömte über von unsäglichen Zärtlichkeiten und seligen Hingaben.

Marfa lag in ihrem roten Kleide wie ein schwüler Schatten in der Weichheit des Zimmers. Ich sah von ihrem Gesicht und den Blumen nur einen weißlichen Schein. Ihr Haar glänzte wie das Gefieder einer Schwalbe, die auf der Helle ihrer Stirn kauerte.

Plötzlich griff ihre Hand nach mir herüber. Ich sah den feinen Arm wie eine zitternde Blütenranke schimmern. Unter dieser Berührung erzitterte ich; sie ergriff mich und schien mich zu lähmen. Einen Augenblick nur, dann hatte ich mich wieder gefaßt.

Marfa flüsterte mit zurückgeworfenem Kopf meinen Namen. Sie sprach ihn wie das Anfangswort eines inbrünstigen Gebetes aus. Sie sang die Worte leise und mit einer dunklen Erregung in der Stimme.

Ich lauschte und fühlte die Kälte meiner Hände. Das Blut sauste in meinem Hirn; dumpfe Orchester der Angst dröhnten in meinem Gehör.

Eine sanfte Welle durchrann ihren Körper. „Liebst du mich?“ flüsterte sie und spielte sehnstüchtig mit den Worten.

Ich schwieg erstarrt.

„Liebst du mich?“ wiederholte sie, und ich preßte die Lippen aufeinander. Eine gewaltige Spannung straffte und zerrte meine Nerven, daß ich mich nicht rühren konnte.

Da hob Marfa sich ein wenig und beugte sich vor. Ich sah die Blässe ihrer Schultern und den schweren Glanz ihrer Pupille. „Liebst du mich?“ sagte sie zum dritten Male, arglos und sicher.

Da wußte ich, daß der Augenblick, den ich erwartet hatte, gekommen war. Ich säumte noch grausam einen Atemzug lang. Dann geschah es. Ich sprach langsam und ganz deutlich, so daß ich selbst alle meine Worte auf der Resonanz der furchtbaren Stille hörte.

„Ich liebe dich nicht, Marfa“, sagte ich. „Nein, ich liebe dich nicht . . . Du hast es dir bis zu dieser Stunde vorgetäuscht, und ich habe mit dir gespielt. So grausam konnte ich sein . . . Du gleichst einer Frau, die ich liebte; aber sie war gemein und betrog mich. Ich litt um sie und konnte sie nicht vergessen; ich haßte sie, aber das Bild ihrer Schönheit war auf meine Netzhaut eingebrannt. Weil du ihr glichst, kam ich zu dir; mit dir wollte ich mich über ihren Verrat hinwegtäuschen. Wenn ich dich küßte, galt es ihr. Du warst meinen Sinnen die Larve ihrer Schönheit. Jetzt will ich wahr sein . . . Wenn ich dich in meine Arme nahm, warst du Luzie; Marfa Werinskaja ist mir eine Fremde. Du hast eine Rolle gespielt; du bist ja Schauspielerin . . .“

Damit schwieg ich. Marfa saß unbeweglich; ihr ganzes bleiches Gesicht mit seinen lebendigen Mienen war in eine entsetzliche Starrheit umgewandelt. Ihre Augen klafften dunkel zwischen den Lidern, aber ihre Blicke berührten mich nicht. Marfa sah aus wie eine Somnambule, die man angerufen und die im nächsten Augenblick hinstürzt.

Mir graute, und ich saß von ihren leeren Augen gebannt, meine Hände krampften sich um die Sessellehne. Da lief ein Zittern durch Marfas Körper und knickte ihn zusammen. Ein dumpfes Weinen quoll aus ihrer Kehle, und sie wand sich wie ein gewürgtes Tier. Erstickte Schreie sickerten in die Stille. Sie wühlte ihr Gesicht in die Seidenkissen, und ihre Muskeln zuckten konvulsivisch wie die eines Vergifteten.

Jetzt richtete ich mich an der Tischkante auf, und mich an den Stühlen hintastend, schlich ich hinaus. Auf der Straße begann ich zu laufen. Ich verirrte mich und kam auf Umwegen nach Hause. Dann wurde ich langsam ruhig, und ich konnte ganz furchtlos an Marfa denken;

ich konnte an sie denken, wie man an eine Gestorbene denkt, mit Wehmut und Liebe und Sehnsucht. Und in diesen Minuten erlebte ich wach und sehr deutlich ihr Sterben.

Ich sah sie mit einer jähen Bewegung das Gift nehmen und sah die eisige Blässe ihres Gesichtes unter dem schwarzen Glanze des Haares. Dann mischte der Tod sich langsam in ihr Blut, und die Glieder begannen zu zittern und zu zucken, als liefe ein elektrischer Strom hindurch. Endlich die Agonie, die Zerstörung der Schönheit. Es war alles wie damals in ihrer Rolle als verlassene Geliebte, nur intensiver, unerbittlicher. Ich sah Marfas Gesicht, ein Gesicht, das ich nie vergessen werde. Wie angenagelt saß ich auf meinem Platz im Dunkeln, denn ich hatte vergessen, das Licht anzudrehen. Plötzlich lag sie starr in der Verrenkung der letzten Lebenszuckung, und die Vision erlosch.

Aus dem Entsetzen dieser Minute floß für mich ein erlösendes Gefühl. Ich wußte, daß Marfa jetzt gestorben war und meine Qual nun aufhören mußte. Jetzt empfand ich eine große milde Liebe zu Marfa; ich nannte sie meine Geliebte und sehnte mich nach Zärtlichkeiten von ihr. In einer unwirklichen Schönheit erschien sie mir, hell und schlank und lächelnd. Und über diesen Vorstellungen ward ich bewußtlos und schlief ein, schlief im Sessel sitzend und in den Kleidern ein.

Am andern Tage besuchten mich Freunde und erzählten mir vorsichtig und rücksichtsvoll, daß Marfa Werinskaja sich in der Nacht vergiftet habe. Ich sah lauernd in ihre Gesichter; sie wußten nicht, daß ich Marfa getötet hatte, und es war gut; denn niemand würde mich begriffen haben, der ich mich selbst nicht verstand.

Ich habe um Marfa getrauert und habe die Erinnerung an sie nie verscheuchen können. Ich habe niemand in meinem Leben geliebt, wie ich Marfa liebte . . .

DIE BYZANTINISCHE MÜNZ E

Von Karl Hans Strobl. (Mit zwei Zeichnungen von Otto Linnekogel)

Am Morgen des 17. Mai wollte sich Herr Lothar Brichta auf dem Dachboden seines Hauses, das ist: des Hauses des Selchermeisters Dörrgemies, erhängen. Die Motive waren teils dieserhalb, teils überhaupt. Aber der Nagel, an dem die Wäscheleine mit dem einen Ende befestigt war — das andere umschlang Herrn Brichtas Hals — dieser Nagel anerkannte die Motive nicht. Außerdem waren die Handwerker unverschämt, und Herr Dörrgemies wollte sparsamerweise warten, bis sie billiger geworden wären, denn Unverschämtheit war nach der göttlichen Weltordnung ein ausschließliches Privilegium der Selchermeister. Es regnete also seit einiger Zeit durch das Dach, was den Wandbewurf in der Umgebung des bewußten Nagels befeuchtete, wodurch dieser in seinem Sitz gelockert wurde und, dem Gewicht des plötzlich an ihm hängenden Herrn Brichta nachgebend, ausbrach. Das waren die Motive des Nagels. Aber eigentlich hatte der Selchermeister Dörrgemies Herrn Brichta das Leben gerettet. Was Kausalnexus genannt wird.

Herr Brichta saß auf dem Boden, betrachtete das Loch in der Wand, die Wäscheleine, die von seinem Hals herabhing, und den Nagel an ihrem anderen Ende und sagte: „Also dann nicht.“ Hierauf ging er in sein Amt, es war das Staatsamt für Volksunterernährung, trat vor seinen Vorstand und sagte: „Ich habe mich heute morgen aufhängen wollen. Die Nerven können nicht mehr. Ich bitte um Urlaub.“ Der Vorstand, ein vertrocknetes Überbleibsel der früheren Regierung, war der Ansicht, die Republik bedürfe der geschätzten Kraft des Herrn Brichta. Das Aufhängen stünde in Herrn Brichtas Belieben, aber der Urlaub in seinem, des Herrn Vorstandes, und er verweigere ihn. Herr Brichta berief darauf den Angestelltenrat, dieser bewaffnete sich mit Linealen und Tintenfassern, rückte aus, nahm den Vorstand gefangen, sperrte ihn ins W. C. und bewilligte den Urlaub.

Herr Lothar Brichta fuhr nach Krems. Es regnete. Die Stadt lag bang unter dem Regen, der die Häuserwände schwarz färbte, auf der Donau hing der Saum des Himmels wie ein

nasses Wolltuch, hinter dem ein Dampfer tutete. Von Mautern war nichts zu sehen. Brichta ging in ein Haus, über dem eine Madonna in ovaler Rahmung das Kind auf dem Schoß strampeln ließ. Er ging weiter, die Stiege hinan, durch Dunkelheit bis vor eine sympathische, weiße Türe, die von einem Oberlicht erhellt war, auf das Regen trommelte. Er klopfte und trat ein, eine alte Dame in grauem Haar fuhr vom Nähtisch auf. „Grüß' Gott, da bist du ja“, und zog ihn in eine mütterliche Umarmung. Es gab Milch, Eier und Butter; und ein junges Mädchen, das gleichfalls du sagte. Lothar Brichta, seit dem Kausalnexus mit dem Nagel entschlossen, sich über nichts mehr zu wundern, nahm Milch, Eier, Butter und das zärtliche Du von links und rechts gelassen entgegen.

„Es muß furchtbar in Sibirien gewesen sein“, sagte die alte Dame.

„Ja, besonders dort, wo die Breitengrade nicht mehr parallel laufen, dort werden die Verhältnisse ganz unsicher.“

„Und deine Flucht durch . . . wie hieß das doch . . . ?“ sagte das junge Mädchen.

„Durch dick und dünn . . . jawohl . . . man flieht, man flieht immerfort, hört gar nicht auf zu fliehen.“

Gegen Abend hob der Himmel den nassen Saum, die nassen Dächer glänzten, auf den Lachen der Straßen ließen die Buben Papierschifflein schwimmen, Unterseeboote mit Periskopen, es waren Buben von 1919. Brichta ging mit Petra nach Stein, bei der alten Kirche auf der Höhe, an der Steinmauer über den Dächern sagte er: „Ich heiße Lothar Brichta . . . beachten Sie wohl: Lothar Brichta. Was sagen Sie zu diesem Namen?“

Das Mädchen taumelte wie von einem Stoß. „Dann bist du gar nicht mein Vetter Konstantin . . . Wer sind Sie dann?“

„Finden Sie an dem Namen Lothar Brichta sonst nichts auszusetzen? Ich will Ihnen etwas sagen, ich fliehe noch immer,“ er stieß den Zeigefinger gegen seine Brust, „ich habe noch nicht aufgehört zu fliehen.“ Eine Schwalbe warf sich aus ihrem zackigen Flug neben ihnen über die zerbröckelnde Mauerbrüstung in die

Tiefe. Jenseits der langen Brücke, in dampfenden Auen lag Mautern. In diesem Augenblick wußte Lothar, daß er das Mädchen Petra, das braune Mädel im hellen Kleid, töten würde.

Petra weinte, sie gingen weiter, in die Weinberge hinein. Lothar sagte: „Sibirien!“ und blähte sich ein wenig auf. „Ich habe einen Freund, der ist Beamter und lebt von seinem Gehalt. Seine Frau ist vorige Woche gestorben. Sie wog

neununddreißig Kilogramm und siebenzehn Dekagramm. Die Haut war ihr so runzlig geworden, daß man sie von hinten nach vorne über den Schädel ziehen konnte. Sie wog neununddreißig Kilogramm Knochen und siebenzehn Dekagramm Fleisch. Zwei Kinder sind noch da. Mein Freund fuhr nach Ungarn, um Fleisch für die Kinder zu bringen. Die ungar. Grenzwächterschossen auf ihn, er entkam. Im Zug, vor der Einfahrt nach Wien, hat man ihm das Fleisch weggenommen. Er schnitt den Kindern die Hälse durch und legte Feuer an die Wohnung. Als die Polizei kam, schoß er, die Feuerwehr kam und machte ihn zahm... mit dem großen Spritzenschlauch.“ Er schleuderte einen Stein mit aller Kraft weit von sich, ziellos in die Dunkelheit. „Sibirien!!“ sagte er.

Aber die Sterne hingen an silbernen Fäden vom Nachthimmel, sie waren beim steinernen Mannndl auf der Stadtmauer von Krems. Lothar sah Sternenlicht auf einem blassen Gesicht, er küßte das Mädchen.

Nachts kam sie zu ihm. Er schlief in der Kammer über dem Gang, drei Stufen hoch, hinter einem Kattunvorhang in weißem, sorgsam gemachtem Bett.

„So, und nun muß ich weiter...“, sagte er am nächsten Morgen.

„Du wolltest doch vierzehn Tage bleiben, Konstantin,“ sagte die alte Dame, „wir lassen dich nicht, nicht wahr, Petra?“ Petra sagte nichts, der Blick sank ihr in einen Abgrund, sie lächelte wie eine Heilige auf dem Rost.

Lothar blieb, Krampf im Gehirn, eine tödliche Angst pumpte ihm das Herz mit jeder Blutwelle in die Adern. „Ich habe einen Schulfreund getroffen,“ log er am Abend, „wir wollen... wie sagt man doch... Erinnerungen auffrischen... mit Wein.“ Und entwich mit flatterndem Mantel den gequälten Augen.

Es sind viele alte Häuser in der alten Stadt Krems. Einige stehen da und kümmern sich um gar nichts in der Welt mehr, sie zerfallen nur. Sie sind unangenehm wie jeder Zerfall. Man sollte sie abtragen, abschaffen, dachte Lothar. Anderewieder haben flüsternde Stimmen, sie rufen die Vorübergehenden an und versuchen sie festzuhalten wie alternde Gassenmädchen.

„Dies ist das Haus“, sagte der Herr neben Lothar Brichta. Vom Torbogen troff aus einem Klumpen roten Lichtes dünnes Geriesel, rot glomm der Schlüssel in der Hand des Fremden. Das Schloß knarrte, rostige Angeln kreischten. Da lag der Hof, die winkelige Außentreppe ging unter dem säulengestützten Holzdach zum ersten Stockwerk hinan.

„Erlauben Sie,“ sagte Lothar, „ich weiß nicht...? Warum führen Sie mich hierher...?“ „Erkennen Sie das Haus nicht?“ Unangenehm spöttisch war die Frage. Sie schnüffelte witzig.



Fritz Glasemann

ternd, naßkalt, eine Hundenase, stieß sie gegen seine Haut. Nun war zwar Lothar Brichta nie im Leben in Krems gewesen, aber jetzt erkannte er doch das Haus, selbstverständlich erkannte er es, wie er da mit dem fremden Menschen hinaufstieg. „Nehmen Sie sich in acht“, sagte der Mann, denn die Stufen waren morsch, und gerade in der Mitte fehlten zwei oder drei Bretter ganz. Der Lichtstrahl der Taschenlampe stieß in das Loch und stach in eine dicke Finsternis. Man mußte einen gewaltigen Schritt machen. Die Wohnungstür im ersten Stock war mit einem zerfressenen grünen Vorhang verhüllt, aus dem Motten taumelten. Dann die Zimmer, alle leer, von den kahlen Wänden hingen Spinnenweben, es roch nach ungelüfteten Jahrhunderten und Mäusedreck.

„Hier ist die Münzensammlung!“ sagte der Fremde, eine Handbewegung über Kisten hin und die Pultschränke, in denen unter verstaubten Glasplatten auf grünem Samt Haufen von Münzen lagen. „Eine saure Arbeit. Aber das Beste für die Nerven. Das Beste, was es geben kann.“

„Was gehen mich Ihre Münzen an? Und wer sind Sie eigentlich?“

„Ich bin doch der Kausalnexus, ein guter Bekannter von Ihnen. Und haben Sie denn nicht, mein lieber Freund, sich selbst angeboten, die Münzensammlung zu ordnen? Warum sonst sollten Sie nach Krems gekommen sein?“ Der Mann hatte den Hut abgenommen, ein weißes Gesicht strahlte zu einer Glatze empor, an der seitlich über den Ohren zwei struppige graue Haarbüschel saßen wie beim Philosophen Schopenhauer. Das war also die Münzensammlung der Stadt Krems, und dieser Herr der Kustos des städtischen Museums, und man war gekommen, um Münzen zu ordnen. Der Nerven halber. Nicht etwa, um irgendwo für einen Vetter Konstantin angesehen zu werden. Gott behüte.

„Sehen Sie,“ sagte Lothar Brichta traurig, „ich heiße Lothar Brichta. Lothar, das ist die eine Welt, Brichta, das ist eine ganz andere. Wenn Sie die beiden Hälften zusammenlegen, so sehen Sie, sie passen nicht, ganz und gar nicht. Die Bruchflächen klaffen, die Zacken fügen sich nicht ineinander, es bleiben zwei Welten. Meine Mutter war Förstersgattin auf

dem Jagdschloß Ludwigslust bei Namiest. Der junge Herr Baron hieß Lothar, urältester Adel, er geht bis auf die Kreuzzüge zurück, eine byzantinische Prinzessin. Meine Mutter wollte mit mir hoch hinaus . . . aber Lothar — Brichta . . . nicht wahr, Sie finden doch auch . . .“

„Was wollen Sie,“ lachte der Fremde gemächlich, „ich heiße Dörrgemies und bin Selchermeister. Haben Sie schon einen Selchermeister getroffen, der Dörrgemies heißt? Schweine schlachten und einsalzen und dabei Dörrgemies heißen, das ist noch viel schlimmer als Lothar Brichta.“

„Da haben Sie mir ja das Leben gerettet“, sagte Brichta, ein wenig beschämt, daß er erst jetzt seinen Hausherrn erkannte. „Sozusagen, nur sozusagen!“ Bescheiden wehrte der brave Mann ab. „Nur so nebenbei in meiner Eigenschaft als Kausalnexus, also bitte, keine Umstände, nicht wahr.“

Als Lothar Brichta gegen Morgen in seine Kammer schlich, saß jemand am Fenster, im grauen Licht zusammengekrümmt, die Beine noch ganz im Dunkeln, Dämmerung um die Schultern, aber die Stirn ein hellerer Schein.

„Ich habe schon geglaubt, du bist fort“, sagte Petra, indem sie aufstand.

So war es jetzt mit Lothar Brichta, daß er vormittags schlief, den Nachmittag im Garten saß und zusah, wie die Blüten von den Bäumen sanken. Hohes Gras fing sie auf, Pfingstrosen sprangen ihnen entgegen, vulkanische Blumeninseln von purpurnem Glast, den Zaun entlang quoll der Flieder mit purpurnen Trauben aus dem Grünen. Dann die Abende, langsames Schlendern zwischen den Mauern der Weinberge, fern aller Not. Die sprang ihn dann erst wieder an, in den zuckenden Nächten vor den durchwühlten Münzhaufen; da war die numismatische Arbeit, sonst eine leichte Liebhaberei seiner freien Stunden, Qual und Verdammnis. Er plagte sich mit unleserlichen Umschriften und verloschenen Prägebildern, wälzte die Münzkataloge und Handbücher.

„Zeig' mir das Haus, wo du deine Nächte zubringst“, bat Petra.

Sie gingen lange durch schmale Straßen, an abgeschabten Wandbildern und zerbröckelndem Stuck hin. Endlich, nach geraumem Suchen, blieb Lothar lächelnd stehen: „Ich finde es



nicht.“ Er scherzte: „Nur meine Nachtaugen sehen es.“

„Warum zerstörst du deine Nächte?“ fragte Petra beklommen, „gib der Arbeit deine Tage. Hab' ich kein Recht auf die Nacht? Es ist ein Almosen, das du mir gibst, eine geängstete halbe Stunde bis zum Erwachen der Mutter.“

Lothar Brichta suchte das Haus am hellen Tag, es verbarg sich unfindbar irgendwo im Gewinkel. Nach dem Dunkelwerden stand es ihm im Weg, den Klumpen roten Lichtes über dem Tor, einen steilen Giebel reckend. „Vielleicht bin ich überhaupt tot,“ dachte Brichta, „und es ist gar nicht wahr, daß der Haken aus der Wand gebrochen ist. Vielleicht hänge ich auf dem Dachboden, und die erlahmenden Zellen meines Hirnes wirren mit letzter Kraft alle Sehnsucht und alle Glut meines Lebens noch einmal zusammen.“ Eine Münze kam ihm aus dem Haufen in die Hand gekrochen, wog schwer in der hohlen Fläche, schweres Eisen, von Rost zerfressen, narbig und ihres Runds verlustig durch die Zeit. Ein Kopf in verschlissener Prägung grinste tückisch. Lothar trat vom Arbeitstisch weg in den Erker, in dem Mondschein lag, wie ferne Zeit, wie Unwirklichkeit, alle Dinge grün durchdringend, den Saft ihres Wesens läuternd. Rundbogen klangen von kurzen, mosaikglänzenden Säulchen her über Lothars Kopf zusammen. Auf den Kapitälern tranken Schwäne zu je zweien mit gebogenen Hälsen aus flachen Schalen. Seitlich hing ein schwergefaltetes Segel, streifig weiß, rot und blau, oben gerafft, vor einer Nische, darin ein überernster Heiliger an die Wand gemalt war, in einem blauen Falten- gewand bis auf die Fersen hinab, die Goldscheibe des Nimbus hinter dem Haupt. Draußen in der Nacht hob ein Wasserstrahl aus einem Marmorbecken eine tanzende Elfenbeinkugel auf, aus drei bronzenen Schlangenleibern gewunden, starrte eine Säule; Kuppeln überschlangen opalfarbene Galerien, deren Dunkelheiten von runden Schäften in regelmäßigem Abstand gezahnt waren. Dazwischen glitzerte die Donau, breit unter dem Mond dahingegossen, ein Wasser jedenfalls, dessen jenseitiges Ufer nicht abzusehen war. Grün vom Himmel her, lichtbefeuchtet, zeigte die Münze deutlicher ihr Gepräge: das strenge Gesicht irgendeines byzantinischen Kaisers, herausquellende

Knopfaugen unter einer niedrigen Stirne, hinter der Grausamkeit saß, ein Zepter über die rechte Schulter gelegt, den Reichsapfel zur Linken hochgestemmt.

„Vielleicht Romanos der Vierte, Diogenes, sagte der Kustos, „oder Alexis der Zweite, Komnenos.“

Auf der Kehrseite der Münze schnitt ein Kreuz die Fläche in vier Felder, deren drei unkenntliche Schriftzeichen trugen. Rechts oben zwischen dem Gebälk ein Dolch. Dicke Klebrigkeit haftete am Metall, Tropfen eines halbgetrockneten Saftes, der die Finger schaudern machte. Die Haut erschrak vor diesem Gefühl, die Nerven trugen es aufschrillend dem Bewußtsein zu.

„Und wenn jetzt Prinz Konstantin heimkehrt?“ wand sich die fette Stimme neben Lothar.

„Sie hätten das Dach ausbessern lassen sollen, Hausherr,“ sagte Lothar, „und nicht einen Kausalnexus herstellen. Jetzt hinge ich in Frieden an dem Nagel Ihres Dachbodens.“

Vergnügtes Gemecker neben dem Jüngling: „Der Erleuchtete belieben, mich mit meinem Bruder, dem Selchermeister, zu verwechseln. Ich bin doch der Kustos Dörrgemies, Kustos der städtischen Sammlungen.“

„Das weiß ich doch,“ sagte Lothar, „wozu erzählen Sie mir das?“

Die Nächte waren auf wenige Stunden um Mitternacht zusammengezogen, die Morgen standen zeitig hinter den Fliederbüschen und wateten mit blanken Silberfüßen durch den Garten. In vogeldurchjubelter Helligkeit saß Petra am Fenster und weinte. „Es ist eine Münze da,“ rechtfertigte sich Lothar, „die hat Gewalt über mich. Sie ist das fürchterliche prunkvolle, blutige und wunderbare Byzanz. Verstehst du, daß man von dem Geheimnis einer Münze ergriffen und gefesselt werden kann bis zum Auslöschen des Atems und Stillstand des Herzens. Ich habe alle Münzbilder enträtselt und bis auf das Jahr der Prägung bestimmt. Diese eine wehrt sich, sie hält ihr Geheimnis fest und bleibt ein stummes Stück Eisen.“

Petra zog Lothars Hand an die Lippen. „Was hast du auf deiner Hand?“ fragte sie.

Es waren braune, häßliche Flecken an den Fingern, klebrige Feuchtigkeit, die zwischen

den Gelenken zähe spann und auf den Nägeln trocknete. „Es ist der Rost“, lächelte Lothar. Er blies über die Hand, kleine braune Staubwolken flogen in den Morgenglanz. Aber darunter war die Haut weißlich versengt, wie von Brandblasen hochgezogen.

„Trink' mich aus,“ sagte Petra, „Schicksal, Gott, Ewigkeit, Abgrund!“

Gegen Mittag, im Wassersturz am Waschtisch, klopfte ein Finger an der Tür, zaghaft und vertraut. Lothar endete den Guß, rieb mit rauhem Tuch die nassen Blößen trocken, öffnete. Petra war es, stöhnend, Krallenfurchen des Entsetzens um Mund und Stirn, einen Schrei in den Augen. „Der Brief,“ keuchte sie, „der Brief. Ich habe ihn noch abfassen können.“

Lothar las. Konstantin entschuldigte sich. Grenzsperren und Willkür unentstandener Raubstaaten hatten seine Reise gehemmt, aber nun waren die Hindernisse beseitigt, er kam, er würde durchbrechen, niemand sollte ihn mehr aufhalten. Lothar las, was buchstabenlos zwischen den Zeilen stand. „Er liebt dich.“

Sie senkte die Stirn, aus dem Ausschnitt des Kleides zögerte Rot ins matte Hell ihres Gesichtes. „Wir haben uns nie gesehen. Er kennt nur mein Bild. Ich schrieb ihm in die Gefangenschaft, er bat; meine Briefe seien es, die ihn am Leben erhalten. Jammer, Kälte und Hunger, fürchterlichste Not hätten ihn zerbrochen.“ „So liebt er deine Seele, Petra.“ Er zog die Uhr, die Sekunden kreisten um ihr Blatt, winzig trieben sie die Minuten vorwärts. Ein Strahl aus dem Kastanienbaum spiegelte im Glas, in einem Blitz fing sich ein Bildchen des Zimmers, um ein zerstörtes, zuckendes Gesicht herum. „Ich muß fort!“ Vor ihr hingesenken, riß Petra Lothars Hände an ihre Stirn, ihr Körper wühlte sich an seine Knie hin. „Du darfst nicht fort.“

Er sah die Brandblasen seiner Finger, seine Aufgabe hing groß vor ihm, eine ungeheure Scheibe, Gold und Rot, von wechselnden Gesichtern übersponnen, einem Gewölk von Bildern.

Er blieb, rang Nächte hindurch mit der Münze, kein Buch nannte sie ihm, die Randschrift war von der Zeit abgenagt, der Kustos meckerte vergnügt: „Der Erleuchtete bemühen

sich umsonst.“ Keine andere Münze trug auf der Kehrseite Kreuz und Dolch.

„Ich ertrage diese Zeit nicht mehr“, sagte Lothar Brichta.

Der Kustos Dörrgemies blies die Backen auf, seine Haarbüschel wehten in einem unfühlbaren Wind: „Die Zeiten sind immer dieselben. Es ist immer die gleiche Summe von Glück und Unglück, Schuld und Unschuld, Verbrechen und Liebe auf der Welt. Wir sind immer irgendwie im Rückstand, zahlen immer alte Rechnungen.“

„Heute bin ich achtzehn Jahre“, sang Petra. Sie konnte Worte in die Luft werfen, daß sie wie ein Schimmer schwebten und langsam ins Herz sanken. Lothar lief und brachte ein schlankes Glas, in Kupfer gefaßt, einen gläsernen Stengel für Blüten. „Du sollst mich heute nacht mit dir nehmen.“ Sein Nein wollte eine wehrende Mauer errichten, ihre Bitten bebten daran hin und untergruben es. Ihre demütigen, ergebenen, sehnsüchtigen Bitten waren stärker als sein wehrendes Nein. Was hatte er ihr alles von den Herrlichkeiten des Hauses erzählt, vom Mosaik der Gewölbe, dem marmornen Bad, den goldenen Kronleuchtern, dem Blick vom Erker über die bronzene Schlangensäule, den Brunnen, die Kuppeln, das unermeßliche Wasser? Und eine ganze Nacht vom Abend bis zum Morgen . . . „Glaubst du, daß ich blind bin“, sagte sie, da brach sein Nein zusammen.

„Hier bin ich noch nie gewesen“, staunte sie vor dem Tor des alten Hauses, vom roten Lichtklumpen über der Wölbung rann es auf ihre Schultern. Sie stiegen hinan, durch die modrigen Räume hinter der grün verhangenen Glastüre. Im Erkerzimmer die erbrochenen Kisten, Bücher auf dem Tisch, auf dem grünen Samt der Pultkasten, die Münzen in Reihen, je einen Zettel beschwerend, der ihre Herkunft bestimmte. Petra lächelte ihrem Dichter zu, der diese kahlen Räume zu Palästen umsann, der Numismatik in Träume wandelte.

„Diese Münze da,“ sagte Lothar, „das ist sie! Heute weiß ich es: ich kenne sie . . .“

Petras Hand, eine schmale Schale, sank vom Eisengewicht der Münze. Sie sah das erloschene, heimtückische Gesicht des Kaisers mit den vorquellenden Augen, sie sah auf der Kehrseite Kreuz und Dolch. Leise schrie sie auf.



Und nun kam alles sehr rasch. Lothar umfaßte sie, unter dem mosaikgeschmückten Rundbogen traten sie in den Erker. Auf den Säulenkapitälern tranken die Schwäne aus flachen Schalen. Seitlich hing das damastene Segel in schweren Falten vor der Nische mit dem Heiligen. Im Augenblick ihres Vorbeischreitens hob eine Hand die Falten auf, ein junger Mensch trat von der Marmorschwelle herab. Purpurn lief eine Binde um seine Stirn, purpurn lief das Gewand von den Schultern zu den Fersen, ein geschnittener Stein hielt es mit einer Goldfibel nahe dem Hals. Er stand vor den beiden, traurig und schmerzvoll, die herabhängende Hand zuckte ihm auf den Anriß eines Gedankens. Jetzt wurde sein Kinn schwer und eckig, drängte sich kantig vor, durch bittere Spalten von den Mundwinkeln her gegen die Wangen abgegrenzt, es trug an einem Wort; und jetzt spie er es aus, gegen Petra hin: „Dirne!“

Er hob die zuckende Hand zu einem Beutel am Gurt, griff hinein. Aus seinen schmalen Fingern sprang etwas in Petras Gesicht, klirrte metallisch zu Boden, eine plumpe Eisenmünze. Auf der nach oben gewandten Kehrseite sah man ein Kreuz, das die Fläche in vier Felder teilte, von denen drei mit unkenntlichen Buchstaben erfüllt waren, während das vierte einen Dolch trug.

Sie schrie einen Namen. „Konstantin!“ schrie sie wie eine letzte verzweifelte Anrufung der göttlichen Gnade vor dem Versinken.

„Wie war das damals doch?“ fragte Lothar hart und laut.

Sein rechter Arm war schwer und lang, mit einem guten Gewicht am Ende. Er hob es langsam empor, schlug es über die Stirn mit der purpurnen Binde hin. Sie dröhnte, klaffte entzwei, aus einem Spalt dampfte es breiig, wie Eiter mit Blut, Gehirn floß aus der zerklopfen Schale. Der junge Mensch sank hin, riß den Vorhang herab, in dessen Falten die krampfende Hand griff. Weiß, Blau und Rot, die Streifenfarben liefen sehr wirr durcheinander, brachen im breiten Strom entzwei, zackten jäh zurück, zerknickten, verschoben im eckigen Wurf. Über das Farbengetrümmer an die Brust des Toten heulte Petra hin. Sein stilles Gesicht sah ihr seltsam verwundert über das braune Haar, das ihm auf die Brust rann.

Lothar rührte sie an. Sie fauchte empor, ein rasendes Tier, sie zischte Wut, Verzweiflung und Ekel gegen ihn. So war es also gekommen, was längst herangedroht hatte, es war da, er stand vor ihm, ungerüstet, obwohl er von der Angst wie von tausend Toden schon längst zerfressen war.

„Warum denn nur?“ fragte jemand.

Der Kustos Dörrgemies wand sich in spöttischer Ergebenheit: „Der Erleuchtete fragen? Warum? O Gott. Teils dieserhalb, teils überhaupt. Was Kausalnexus genannt wird. Jawohl.“ Er trug eine weiße Toga mit Purpursaum, sein Bauch hüpfte vor Lachen, den feisten Leib unterstützten zwei nackte Beine, deren Waden mit schwarzen Haarstacheln bewachsen waren: „Der Erleuchtete sehen mich an? Ich komme nämlich vom Maskenball, verstehen Sie, Maskenball. Wir feiern heute den achtzehnten Geburtstag Ihrer Hoheit, der Prinzessin Petra. Ich stelle einen Senator vor. Senator Dörrgemies stellt sich gehorsamst vor.“

Es stand eine seltsame Blume auf dem Mosaikboden. Gerade und steil stand sie, eine blanke Klinge, mit der Spitze in einem runden Eisenstück. Mit dem Griff ergab sie ein kleines, steiles Kreuz. Lothar zog die Klinge heraus und ging, indem er sie schonungsvoll halb hinter dem Rücken barg, auf Petra zu. „Sie ist aus der Münze gewachsen“, sagte er und versuchte die Knie zu straffen und den Nacken zu heben, die Muskeln schlampften ihm schleimig um die Knochen. „Petra“, sagte er. Sie war an die Wand gewichen; ihre Arme über das Mosaik zu beiden Seiten hingespant, waren verdreht und hager, wie die einer Gekreuzigten. Ihre Zähne waren gefletscht, ihr Mund peitschte Lothar mit Schimpfworten in einer fremden Sprache.

Er ging weiter auf sie zu und ließ der Klinge ihren Weg. Petra sank vor ihm hin, zwischen seinen Füßen und der Wand, ein Bündel Kleider, von braunem Haar überflutet.

Ebenda hörte man Frau Fink in der Küche an der Kaffeemaschine. Die Gemeinde hatte ein Achtelkilo Bohnenkaffee ausgegeben. Nun knisterten und krachten die Bohnen zwischen den Eisenzähnen der Maschine. Das Feuer prasselte, die Vögel im Garten sangen, der Tag begann in Arbeitslust und Herrlichkeit zur Ehre Gottes. Lothar Brichta ging in die Küche

hinüber, wo Frau Fink, am Herd kauern, ins Feuer blies. „Ich muß Ihnen nur sagen, Frau Fink, einer meiner Freunde . . . einer meiner Freunde hat seinen zwei hungernden Kindern die Hälse durchgeschnitten. Was sagen Sie? Was Ihre Tochter Petra anbetrifft, Frau Fink, die sitzt drüben in meiner Kammer am Fenster und rührt sich nicht . . . Was sagen Sie? —“

Der Vetter Konstantin kam übrigens niemals. Entfernte Verwandte berichteten später einmal der vereinsamten Frau Fink, sie hätten läuten gehört, er sei auf der Heimfahrt verunglückt. Um mit dem übervollen Zug mitzukommen, habe er das Wagendach erklettert und sei dann mit eingeranntem Schädel unter irgendeiner Brücke gefunden worden.



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Im Jahre 1611 wurde in Aix ein Priester namens Louis Gaufridi nach vorhergegangener Folter zur Verbrennung „bei gehendem Atem“ d. h. bei lebendigem Leibe, verurteilt, weil er einige Nonnen des dortigen Ursulinerinnenklosters behext und mit ihnen auf magischem Weg Unzucht getrieben haben sollte. Die Nonnen Magdalena de la Palude und Louise Capeau verfielen plötzlich in ekstatische Zustände, drehten sich im Kreise, bis sie niederfielen und ließen sich von ihren Genossinnen treten und mißhandeln, ohne nach ihrer Versicherung dabei Schmerz zu empfinden. Wie sie behaupteten, lag die Ursache ihrer Besessenheit darin, daß der Priester Gaufridi mit ihnen Liebeszauber treibe. Er nahm, wie er in seinem Prozeß unter der Wirkung der Folter eingestand, Frauen und Mädchen die Freiheit dadurch, daß er ihnen in die Nasenlöcher hauchte, wie denn überhaupt bei allem Liebeszauber das Anhauchen des Weibes eine große Rolle spielt. Es soll der Betreffenden jede Möglichkeit nehmen, dem Verführer zu widerstehen. Gaufridi wirkte dann durch Gedankenkonzentration und Übertragung seiner sinnlichen Vorstellungen vor allem auf die Nonne Madeleine de la Palude, die sich selbst anklagte, sie hätte unter der Wirkung der von ihm ausgehenden Kräfte ihre Un-

schuld verloren und habe sich sexuellen Ausschweifungen der extravagantesten Art ergeben. Die Berichte, die sie davon gibt, sind im höchsten Grade merkwürdig durch das maßlose, wunderliche und oft geradezu ungeheuerliche der erotischen Phantasie, die sich darin ausspricht. Es scheint, daß die Einwirkung der beiden auf so sonderbare Weise Liebenden eine gegenseitige war, daß ihre erotischen Gedanken sich gewissermaßen überkreuzten und daß der Priester und die Nonne eines in dem Bann des anderen standen. Gaufridi gestand seinen Richtern, er habe sich dem Teufel mit Leib und Seele verschrieben und durch seinen Pakt das Resultat erzielt, daß er alle Phasen des Hexensabbats erlebte und alle Orgien, die eine ausschweifende Phantasie ersinnen mochte, gefeiert. Gaufridi war in sittlicher Beziehung schon vorher übel beleumdet und galt als Lebemann. Seine zahlreichen Liebesabenteuer hatten ihn in einen schlimmen Ruf gebracht. Wenn man dem, was in der Verhandlung enthüllt wurde, Glauben zumessen darf, so scheint es tatsächlich, daß er gewisse Kräfte zur Verfügung hatte, die ihm ermöglichten, erotische Erlebnisse bei sich selbst und bei der von ihm beeinflussten Nonne, nur durch die Konzentration seines Willens herbeizuführen. W.

Spero, Cygnusberg 45

Heft 7
Jhrg. II

Preis
M. 2.-



OTTO
MUCK

DER ORCHIDEENGARTEN

INHALT Wolf Durian: Die Haare der Lady Fitzgerald / J. Winkelmann: Das Experiment der eigenen Seele / Wladimir Aratow: Funken / Das Treibhaus / Phantastische Bücher.

DIE ORIGINALS

von den im „Orchideengarten“ erscheinenden Zeichnungen können durch den Verlag erworben werden. Wir ersuchen Interessenten, frühzeitig Anfragen resp. Bestellungen an den Verlag zu richten, da ein größerer Teil von den schon erschienenen Zeichnungen bereits verkauft ist. / Weiterhin geben wir bekannt, daß der Verlag Sonderabzüge von den im „Orchideengarten“ erscheinenden Zeichnungen auf gutem Papier herstellen läßt und je nach Druck und Größe berechnet. / Anfragen an den

DREILÄNDERVERLAG, MÜNCHEN, LEOPOLDSTR. 3

BURG, „DIE SCHÖNE GRÄFIN KÖNIGSMARK“.

Galante Memoiren des bekannten Königsliebchens. Vornehmer Leinen-Prachtband in vollwertiger Friedenausstattung. 446 Seiten stark mit vielen Abbildungen. Ein Prunkstück für jeden Bücherschrank. Preis Mark 42.— gegen Nachnahme vom VERLAG „ERIKA“, HAMBURG 36, HOHE BLEICHEN 15.

Die „Wiener Mode“

ist
seit mehr als drei Jahrzehnten
das tonangebende Modenblatt der Frauenwelt!

Es bringt:

Eine Fülle von Anregungen

Schnitte nach Maß

Handarbeiten

Einen hervorragenden literarischen Teil

Zeitgenössische Porträts

Bezugspreis vierteljährlich M. 20.—. Probehefte gegen Einsendung von M. 2.50, welche bei laufendem Bezug gutgeschrieben werden. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter entgegen.

Verlag der „WIENER MODE“, Wien VI. 1.

DER BÜCHERWURM

MONATSSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

war bis zum Krieg das verbreitetste Literatur- und Bücherblatt Deutschlands. Reich illustriert, drucktechnisch mustergültig; sachlich, unbeeinflussbar, knapp, anregend, rücksichtslos und weitherzig, witzig so weit es langt, liebloso, liebezwecklos, und deutsch im eigentlichen Sinne. Jahresabonnement: 8.00, Liebhaber Ausgabe mit graph. Original-Blättern 30.00

Einhorn-Verlag G Dachau bei München

Paul Garin †

Geist und Geister

Gedanken

Brosch. M. 3.— / Geb. M. 4.50

Dulcamara

Gedanken

Broschiert M. 3.50

Der unbekannte Freund

Aphorismen

Brosch. M. 3.— / Gebunden M. 4.50

Ein Presseurteil von Vielen:

„MÜNCHNER ZEITUNG“

... Man wird seine Bücher verlangen, man wird ihn lesen, und dann wird man finden (was der Kreis seiner Freunde schon lange weiß), daß das geistige München mit diesem merkwürdigen Mann einen seiner feinsten Köpfe verloren hat. ... Er war ein Diogenes, und um die Gesellschaft und die Gesetze der Eleganz hat er sich niemals gekümmert. ... Der vergötterte Dichter der „Dulcamara“ war ein Essayist von größtem Stil, und sein Wissen war von einem geradezu enzyklopädischen Umfang.“

E. W. Bonsels & Co., München,
Leopoldstraße 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2.— / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die vierspaltige Millimeterzeile M. 1.60 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Siebentes Heft

DIE HAARE DER LADY FITZGERALD

Von Wolf Durian. (Mit zwei Zeichnungen von E. Heigenmoser.)

ALS ich eintrat, saß Sir John Fitzgerald einsam beim Kamin der hohen düsteren Halle, von deren Wänden fahle Gesichter alter Ahnenbilder starrten. Die schwere Standuhr tickte dumpf. Hohle Stille war ringsum.

Sir John sah sich nicht nach mir um. Er hatte die Spitzen der langen, blassen Finger gegeneinandergelegt und blickte starr auf die erloschene Glut. Von dem vorgeneigten Gesicht sah ich nichts als einen schmalen, kalkweißen Streif; nächtige Augenhöhlen, von buschigen Brauen schwer überschattet, scharfe, spitze Linien von Kinn und Nase, schmale, blasse Lippen, in deren Winkel eine Falte tief sich eingrub wie ein Zeichen.

Ich wartete, bis der Lord mich anreden würde. Die Uhr stand zehn Minuten vor Mitternacht. Stumm und reglos saß der Lord. Ich wartete. Unheimlich wehte feuchte, kalte Stille durch das alte Schloß. Dann schlug die Uhr zwölf dumpfe Schläge.

Seltsam. Schlag um Schlag vernahm ich — dumpfbang — und hörte keinen Schall. Der Laut drang ins Gehirn. Er bohrte sich durch mein Bewußtsein in die Phantasie — dumpfe, bange Schläge — und mein Gehör blieb unberührt. Keine Schallwelle rührte mein Trommelfell.

Der letzte Schlag war kaum verhallt, da drang vom Sessel her ein tiefer Seufzer. Sir John stand auf und drehte mir sein Gesicht zu. Seine Lippen formten Worte, und ich vernahm sie. Nie zuvor hatte ich eine Stimme von so reinem Wohllaut vernommen wie die Sir Johns. Aber mein Ohr blieb taub und tot.

„Sie sind Taucher?“ war die Frage gewesen.

„Ja, Mylord“, wollte ich antworten, aber meine Stimme versagte. Ich strengte mich an, zu reden — vergeblich. Die Stimmbänder versagten den Dienst. Mein Mund blieb stumm.

Sir John nickte. Er hatte mich verstanden. Ich sah ihn eine zweite Frage stellen.

„Sie waren dabei, als die ‚Ozeania‘ torpediert wurde?“

„Ja, Mylord“, bemühte ich mich zu antworten. Und da ich aus dem Ausdruck in Sir Johns Gesicht schließen konnte, daß er verstand, was ich nur aussprechen wollte und nicht konnte, setzte ich hinzu:

„Das Schiff wurde torpediert am siebten September neunzehnhundertsechzehn, um fünf Uhr vierzehn Minuten nachmittags.“

„Richtig“, nickte Sir John. Sein Gesicht mit dem spitzen Kinn bog sich jetzt vorwärts und gewann den Ausdruck ängstlicher Spannung, als die dritte Frage gestellt wurde.

„Glauben Sie mit Bestimmtheit die Stelle wiederfinden zu können, wo das Schiff versank?“

„Das könnte ich wohl“, entgegnete ich. „Die ‚Ozeania‘ wurde westlich von St. Agnes in der Gruppe der Scillyinseln torpediert und sank vor unsern Augen in den Grund.“

Daraufhin sah ich aus Sir Johns Augen einen Strahl der Freude dringen. Seine Gesichtsmuskeln gerieten in zitternde Bewegung. Es währte einige Zeit, bis er wieder Gewalt über sich hatte. Was nun kam, sprach er hastig, mit überstürzender Stimme, als könnte er kaum

erwarten, es auszusprechen und mir mitgeteilt zu wissen.

„Lady Rowena Fitzgerald Evans, meine Frau, ist mit der ‚Ozeania‘ gesunken. Sie fuhr am dritten September von Baltimore ab und sollte am zehnten oder elften in Southampton eintreffen. Statt ihrer kam die Nachricht des Untergangs: Rowena mit den großen, sanften, braunen Augen, umflossen von der Flut rotgoldener Haare, Rowena mit dem schmeichelnd herben Lächeln auf den kleinen roten Lippen, Rowena, der vollendete Ausdruck von Schönheit und Liebe sollte nicht mehr wiederkehren in meine Arme, die voll glühender Sehnsucht sich ihr entgegenbreiteten. In dem Bauch eines Schiffes verschlossen, sank sie auf den Grund des Meeres. Tot unter anderen Toten. Vom Wasser in einen Winkel gepreßt. Quallen und Seesterne kriechen über den elfenbeinartigen Körper, saugen ihr erstarrtes Blut aus der totenkalten Haut. Fische benagen ihre feinen, weißen Finger. Oh . . . großer Gott . . .“

Schluchzen erstickte die Rede. Unter schwerer Last brach der Körper Sir Johns zusammen. Er mußte sich in den Lehnstuhl setzen und war unfähig, zu sprechen. Seine Brust durchtobten krampfhaft Zuckungen. Stöhnend wand sich der Mann unter der Übergewalt von Schmerz. Sein Gesicht färbte sich dunkel. Ich fürchtete einen Erstickenfallsanfall und wollte zu Hilfe eilen, aber der Lord winkte ab. Unter mächtiger Anspannung des Willens gelang es ihm dann, wieder Herr seiner selbst zu werden.

„Die Haare . . .“, stieß er keuchend hervor, „ . . . die Haare, die herrlichen rotgoldenen Haare . . . ich muß Rowenas Haare haben. Sie hatte die schönsten Haare unter allen Frauen, die die Sonne bescheint. Sie war von himmlischer Schönheit an Seele und Leib, aber die Haare überstrahlten alles. An Rowena denken, heißt an Rowenas rotgoldene Haare denken. Ich muß ihre Haare mit meinen Händen berühren, muß mein Gesicht in ihrer seidigen Masse baden, muß meine Lippen darauf pressen . . . eher kann ich nicht sterben. Hunderttausend Pfund Sterling, wenn Sie mir Lady Rowenas Haare bringen . . . mehr . . . Gold soviel Sie wollen, wenn Sie mir Rowenas Haar vom Grund des Meeres heraufholen.“

„Lady Rowenas Haar vom Grund des Meeres heraufholen?“

„Ja,“ rief Sir John mit einer Stimme, die hohl durch des Saales Höhe hallte, „ja, das sollen Sie . . . das müssen Sie.“

Ich bedachte mich nicht lange. Hunderttausend Pfund Sterling bedeuteten viel für einen armen Menschen wie mich. In meiner Eigenschaft als Tiefseetaucher war ich schon oft in versunkene Wracks auf dem Meeresgrund eingedrungen und hatte Briefschaften und Wertgegenstände geborgen. Warum sollte ich nicht die Haare einer schönen Frau heraufholen können? War dies Haar so schön und goldrot wie der Lord es beschrieb, so mußte es zu finden sein, auch wenn Verwesung und Verderbnis im Lauf der Zeit weit fortgeschritten waren. Haar blieb immer Haar. Ich würde suchen, bis es gefunden war. Ich würde es abschneiden und das Zeichen zum Aufziehen geben.

„Ich will es tun“, sprach ich.

Sir John sprang auf, daß der Sessel dröhnend gegen den Kamin stürzte.

„Sie werden mir Rowenas Haar bringen?“

„Ja,“ sagte ich, „ich will tun, was ich kann, um es Ihnen zu bringen.“

„Wann werden Sie es bringen?“

„In dreizehn Tagen kann ich zurück sein.“

„In dreizehn Tagen“, wiederholte er mit leiser, liebkosender Stimme. Er reichte mir die schmale, weiße Hand.

Sie war steif und eisig kalt.

Durch die hohe Halle dröhnte dumpf bang der Schlag der Uhr.

— Eins —

In diesem Augenblick saß der Lord in seinem Sessel. Sein Gesicht war vorwärts geneigt. Ich sah den schmalen, kalkweißen Streif mit den nachtschwarzen Augenhöhlen.

„Gute Nacht, Mylord“, flüsterte ich.

Keine Antwort.

Stumm und reglos saß der Lord.

Ich schritt davon. Dumpf klangen meine Schritte. —

Es war ein trüber, kühler Tag. Über der See lag milchweiß der dichte Nebelschleier wie ein Leichentuch. Wir hatten Anker geworfen. Während meine Leute die Vorbereitungen trafen, stand ich an Deck, in meinen dicken Flauschmantel gewickelt, und rauchte eine Opiumzigarette. Ich erwähne diese Einzelheiten, weil sie beim Schreiben vor meinem Gedächtnis mit greifbarer Deutlichkeit auf-



tauchen. Dies unbegreifbare Erlebnis spielte sich ab von Anfang bis Ende im Rahmen alltäglich nüchterner Wirklichkeit. Es roch nach Teer auf dem kleinen Schiff wie immer. Die Leute schwatzten und lachten. Es waren die gewohnten Gesichter und Gesten, die mich immer auf meinen Fahrten begleiteten. Auch die Begebenheiten bei der Abfahrt von Landseend, die Stimmungen während der Fahrt, die beiden Segelschiffe, die von Wolf Rock her gespensterbleich im silbergrauen Morgennebel aufwuchsen und unsern Kurs nach Norden kreuzten, sind in meiner Erinnerung geblieben.

Die See war unruhig. Aber ich brannte danach, meine Aufgabe hinter mich zu bringen und beschloß, um vier Uhr nachmittags zu tauchen. Die Lotung hatte ergeben, daß das Wrack in einer Tiefe von dreiundvierzig Metern auf dem Grund des Meeres lag. Ich ließ die Brust- und Rückengewichte auf fünfundachtzig Pfund verstärken. Dann legte ich den Anzug und die Bleischuhe an und ließ mir den Helm

aufschauben. Punkt vier Uhr stieg ich in die See hinab. Ich beschreibe nun genau die körperlichen Empfindungen, wie ich sie während des Tauchens hatte. Nicht als ob es außergewöhnliche Wahrnehmungen gewesen wären. Es waren die bei jeder Tiefseeunternehmung auftretenden gewohnten Erscheinungen, deren Eintreten und Wirkung ich im voraus kannte und erwartete. Wenn ich sie hier ausführlich schildere, so geschieht es nur, um darzutun, daß es sich um körperliches Erleben handelte. Eben die Erinnerung an diese Einzelheiten ist es, die sich in mir wie ein Tor von Eisen vor die Möglichkeit des Begreifens legt. Ich habe mit körperlichen Hemmnissen, zum Teil unter Schmerzen, erlebt und kann doch eine Erklärung der merkwürdigen Tatsachen, die sich in der Folge ergaben, nur im Gesichtswinkel phantastischen Traumerlebens finden.

Um meine Kraft zur Lösung der Aufgabe zu sparen, die in dem Wrack meiner harnte und ohne Zweifel starke Nerven forderte, hatte

ich Befehl gegeben, langsam und unter gewissenhafter Einhaltung der verlangten Pausen die Leinen abzuwickeln und scharf auf alle Zeichen zu achten, die ich aus der Tiefe geben würde. Bis zu etwa zwölf Metern Tiefe sank ich innerhalb einer Minute ohne größere Beschwerden als jenem körperlichen Mißbehagen, Summen in den Ohren, Druckempfindung auf Schläfen und Augenlidern, das jedesmal zu Anfang des Tauchens sich einstellt. Ich gab das erste Zeichen. Nach etwa fünf Minuten Pause verschwand die Übelkeit. Ich zog die Signalleine und ließ mich langsam in die Tiefe gleiten. Unter dem allmählich zunehmenden Druck des Wassers erzeugte sich jetzt allmählich anwachsend die Empfindung schwerer körperlicher Anstrengung. Das Blut schoß zum Kopf. Funken sprühten vor den Augen. Atembeschwerden und Beklemmungsgefühle setzten ein. Ich gab das Zeichen und wartete ab, bis sich der Körper den neuen Druckverhältnissen angepaßt hatte. Von nun an wiederholte sich derselbe Vorgang in immer kürzer werdenden Fristen. Sobald das Übelbefinden kam, gab ich das Zeichen und verhielt mich ruhig in der Schwebe. Die Übelkeit verlor sich meist nach kurzer Zeit. Schließlich blieb der Druck auf Schläfen und Gehirn zurück. Das Denken wurde erschwert und verkürzt. Ich konnte noch mit klarem Bewußtsein die Handlung des Tauchens überdenken und die nächstliegenden Maßnahmen in Erwägung ziehen, verlor aber die Vorstellung der mir bevorstehenden Aufgabe aus den Gedanken. Vor dem körperlichen Empfindungsvermögen zog es sich wie ein Schleier zusammen. Die Sinne stumpften ab, Eindrücke verloren Wesen und Form und wirkten in traumhafte Ferne verflüchtigt. Jeder Entschluß, jede Bewegung erforderte Übermaß an Zeit und Anspannung. Kurz vor dem Ziel ließ ich eine lange Pause eintreten. Nach etwa zwanzig Minuten hatten sich die Gefühle der Überanspannung verloren, und eine gewisse behagliche Empfindung setzte ein. Der Eintritt dieses Zustandes der zeitweiligen Anpassung war mir immer das Zeichen zur Aufnahme der Arbeit gewesen. Ich säumte jetzt nicht länger, gab das geeignete Maß von Luft in den Anzug und ließ mich auf den Grund hinabgleiten. In fahlgrünem Halbllicht erblickte ich vor mir wie durch eine dicke, rohgeschliffene

Glasscheibe hindurch die dämmerhaften Umrisse des Wracks. Es schien mit Ausnahme der Schußwunde wenig beschädigt und lag für mein Vorhaben günstig. Das Deck war leicht zur Seite geneigt, aber ohne Hilfsmittel gangbar. Ich sparte durch diesen Umstand viel Zeit und Mühe. Es ist zu bedenken, daß eine leichte Arbeit, die an der Luft zehn Minuten beansprucht, in der Tiefe, in der ich mich jetzt befand, eine ganze kostbare Stunde forderte, daß körperliche Anstrengung oder rasche Bewegung ausgeschlossen war. Im besten Fall konnte ich zwei Stunden lang ohne Lebensgefahr verweilen.

An einem herabhängenden Tau zog ich mich auf das Deck hinauf, hielt mich am Geländer fest und schritt vorsichtig auf der schiefen, glatten Ebene vorwärts, dem Vorderschiff zu. Hier lag, wie ich wußte, der Damensalon der ersten Kajüte. Die Tür stand weit offen. Ich trat ein. Ein Schwarm silbern flimmernder Fische stob davon. Von den Stufen der Treppe stießen sich zwei stachelstarrende Ungetüme mit Feueraugen und Kugelbäuchen ab und verschwanden im Innern. Grabesstille umgab mich. Durch die Fenster strömte fahl das Halbllicht. Allmählich wuchsen aus Dunkel und Schweigen Umrisse verschleiert vor mir auf. Über den geschweiften, seidegepolsterten Stühlen im Stil Louis des Sechzehnten, über den Schränken und den gedrehten Balustraden sah ich große, träge Quallen hängen. Langsam schritt ich durch den Raum hindurch, in dem einst Lachen und Geplauder klang. Die Tür des Frühstückszimmers war verschlossen. Mit einem Axthieb sprengte ich sie auf. In der Öffnung bildete sich ein gurgelnder Trichter. Da schossen aus dem Strudel blitzschnell zwei, drei Leichen auf . . an mir vorbei und in die Höhe. Leises Frösteln kroch mir durch das Mark. Weiter schritt ich. Glotzügig tauchten Tiefseefische vor mir auf und trieben vorüber. Ein langer Braunfisch rannte aus dunklem Winkel heftig gegen mein Glasauge. Der plumpe Helm erschreckte ihn — vorbei.

Die Treppe stieg ich hinab zum Speisesaal. Die Tür war verschlossen. Es kostete Mühe, sie gegen den Druck der dagegen pressenden Wasserlast zu öffnen. Ich stemmte die Schulter an. Es gelang. Eine Wolke schwarzen Schlamms wirbelte auf und hüllte mich in graue Finsternis. Träge schwelte der Qualm zur Seite. Ein

furchtbares Bild starrte aus mystischem Licht mir entgegen. Ein Saal, ein langer düsterer Saal. Und von der Decke hing es hernieder in entsetzlichem Schweigen — Leiche an Leiche

Die Strömung drang durch die Öffnung gegen sie an . . . allmählich, leise begannen die Leiber zu schwanken, zu hüpfen. An der Saaldecke schwebenderfaßte sie rhythmische Schwingung, schlotternd pendelten leblose Glieder, um und um drehten sich grinsend verzerrte Puppengesichter, feist verquollen, mit leeren Augenhöhlen. Es prallten die aufgetriebenen Leiber gegeneinander, stießen sich ab, hüpfen vorwärts, pendelten. Es wuchs an gegen mich. Entgegen schwebte mir eine Frau in weißem Nachtkleid. Grinsend aus verglasten Mienen tänzelte sie heran, auf mich zu. Ich wollte die Saaltür vollends öffnen. Sie sperrte. Ich stemmte mich mit den Fäusten dagegen, rüttelte. Jäh gab sie nach. Von der Wand ab schnellte ein Körper. Der Anprall warf mich nieder. Aufwärts schoß die Leiche davon . . . Vorüber quirlte grinsend der Leichnam der Frau in wallendem Nachtkleid und ward nach oben gerissen. Es war das Zeichen. Oder war es die Strömung, die nun stärker geworden. Plötzlich setzten

alle Leichen sich in Bewegung. Sie pendelten, hüpfen, schwankten, quirlten. Sie drängten an gegen die weitgeöffnete Saaltür. In den Winkeln ballte es sich zu strudelnden Klumpen. Es entwirrten sich Reihen, Reihen hüpfender, pendelnder Leichname. An den Wänden schob es sich grinsend und kreisend heran. An mir vorüber zogen sie alle in der langen grauenvollen Polonaise des Todes. Auf schossen sie jäh, nach oben gezogen, emporgerissen im Wirbel. Leiche um Leiche, Paar um Paar, in Klumpen verkrallt. Sie tanzten heran aus den fernen Ecken des Saales, über Stühle und Tischplatten hin. Der Saal wurde leer. Ich sah mich um. Sie waren fort, alle, alle bis auf einen, der geblieben war. Einer saß da in schwarzem Anzug, zwischen Stuhl und Tischrand gepreßt. Reglos saß er, die Spitzen der langen, blassen Finger gegeneinandergelegt. Das Gesicht nach vorne geneigt. Glasgrünes Dämmerlicht zeichnete einen schmalen, kalkweißen Streifen Gesicht, nächtliche Augenhöhlen unter buschigen Brauen, spitze Linien von Nase und Kinn, schmale Lippen, in deren Winkel eine Falte tief sich eingrub wie ein Zeichen.

— Sir John Fitzgerald.



DAS EXPERIMENT DER EIGENEN SEELE

Von J. Winckelmann

Sehr geehrte Redaktion!

Hiermit übergebe ich Ihnen die folgenden Zeilen mit der Bitte, sie in Ihrem geschätzten Blatte zu veröffentlichen. Vielleicht findet sich in Ihrem weiten Leserkreise jemand, der mir jene rätselhaften und unheimlichen Vorgänge erklärt, deren Zeuge ich sein mußte, und denen mein bester Freund zum Opfer gefallen ist. Manches Unerklärliche und Dunkle ist mir in meiner langjährigen Praxis als Irrenarzt schon begegnet, aber diese Vorgänge lassen mich ja fast an meinem eigenen, gesunden Verstande zweifeln.

Ich bitte Sie also, meinen Wunsch nicht abzuschlagen und zeichne

hochachtungsvoll

Dr. Erhard Rekow

Nervenheilanstalt Hainlingen.

*

Hier der Brief meines Freundes:

Lieber Erhard!

Seit einigen Tagen schon habe ich die Absicht, Dir zu schreiben, aber eine starke innere Erregung, hervorgerufen durch die rätselhaften Ereignisse der letzten Zeit, hat mich derart verwirrt, daß ich noch heute kaum imstande bin, meine Gedanken soweit zusammenzufassen, Dir einen einigermaßen vernünftigen Brief zu schreiben.

Glaube nicht, daß ich in dem folgenden Berichte irgendwie übertreibe. Vor einigen Tagen hätte es vielleicht noch geschehen können. Heute fühle ich mich ein wenig ruhiger.

Ruhiger und mutloser — — —.

Weil alles, was ich hervorgekramt aus meinem Gehirn an wissenschaftlich bewiesenen Tatsachen, nicht hinreicht, das zu erklären, was ich erlebt, wahrhaft erlebt, wie ich es hier niederschreibe.

Drei Briefe habe ich schon zerrissen, weil sie nicht sachlich genug waren, aber diesen will ich bestimmt abschicken, damit Du mir hilfst.

Die Entfernung ist ja zu groß, sonst wäre ich zu Dir gereist, aber so geht es nicht.

Also schreiben . . .

Wie soll ich beginnen? —

Der Gedanke, all das im Geiste noch einmal durchleben zu müssen, genau, peinlich genau, erschreckt mich schon.

Aber es muß sein. Endlich will ich eine Erklärung haben, die den Strom der widerstrebendsten Gefühle in meinem Innern hemmt.

Endlich will ich wieder Ruhe haben und die Gewißheit: Es war nur ein Phantom, ein Hirn-
gespinnst, das dir deine überreizten Nerven vor-
spielten.

Wenn nur das Messer nicht wäre!! — —

Das ist der Punkt, wo alle Erklärung stockt.

Darüber komme ich nicht fort . . .

Doch ich will der Reihe nach erzählen. Du weißt in allen diesen Dingen, die ich weiter unten berichte, mehr Bescheid. Vielleicht kannst Du mir helfen. Ich bitte Dich, ich flehe Dich an, gib mir eine Erklärung, die ich glauben kann, ein Wort, an das ich mich klammern kann in meiner Verzweiflung.

Ich lebe in den letzten Tagen wie ein Tier dahin. Jeder Ton, jede Musik macht mich aufschrecken und erinnert mich an jene Ereignisse.

An allem bin ich selbst schuld.

Die Lust am Forschen, an Experimenten schlug mich ja stets in ihre Bande.

Nun hat das Experiment am eigenen Körper mich selbst ruiniert.

Am eigenen Körper?!

War's nicht ein Experiment an der eigenen Seele, die sich frei machte und ausruhen wollte? —

Oder alles ein Wahn?

Nein, nein, das nicht! . . .

Lies, bitte, gerade die nun folgenden Zeilen recht genau, vielleicht geben sie Dir einen Anhalt für das spätere geheimnisvolle Unerklärliche.

Wie Du weißt, bin ich seit einigen Jahren durch die aufreibenden Versuche über einen elektrischen Fernseher recht nervös und überanstrengt. Das immer noch nicht gelöste Pro-



Tony Johannot (Paris 1847)

blem läßt mir keine Ruhe, und mein Lebenswunsch ist es, hier einen deutlichen Erfolg verzeichnen zu können.

In den Stunden, in denen ich mir Ruhe gönnte, war die Musik meine beste Helferin.

Wenn ich am Flügel saß und die göttlichen Klänge Beethovenscher Musik durch mein Zimmer zogen, dann wurde mir leicht und froh zu Sinn, wie in längst vergangenen Tagen.

Fast noch lieber aber setzte ich mich hin und improvisierte. Dann ließ ich fast willenlos meine Finger über die Tasten gleiten. Melodien kamen und gingen. Ich war mir ihrer nie vorher bewußt. Nur die Stimmung, die mich beherrschte, oder einen Gedanken versuchte ich in Tönen wiederzugeben.

So stellte ich mir ein wogendes Feld mit Schnittern vor, oder die ins Meer versinkende Sonne oder einen hohen Dom mit andächtig

betender Menge, und all dies klang dann hell und hehr in den Melodien wieder, die meine Hände fast willenlos spielten.

Je öfter ich spielte — und ich tue dies, wie Du ja auch weißt, nun wohl schon zehn Jahre lang —, je willenloser wurde ich dabei.

Oft war ich so in mein Spiel versunken, daß ich mehr träumend als wachend dasaß, und wenn ich ohne mein Wollen geendet, dann fuhr ich wohl auf und lauschte den letzten Tönen nach.

Immer aber fühlte ich mich viel ruhiger und geistig frischer als vorher.

Mit neuen Kräften ging ich nach solchem Spiel an die Arbeit.

Bis ich neulich jene schreckliche Entdeckung machte, von der ich nun berichten will.

Ich war am Sonnabend vor vier Wochen zum Abendbrot bei Geheimrat Scheel einge-

laden, zwei prächtigen Leuten von jener herzlichen Liebenswürdigkeit, die man heute leider nur zu selten findet.

Um sieben Uhr ging ich hin.

Außer mir waren nur wenige Gäste geladen: Konsul Behrens mit seiner Frau und sein Sohn, der Augenarzt, mit seiner Braut Else Herwig und deren Schwester Herta. Mein Freund, der Chemiker Dr. Werner, und ich schlossen den Kreis der Gäste.

Wie immer herrschte bald die regste Unterhaltung, die auch bei dem nun folgenden Abendbrot nicht schwächer wurde.

Und bald lauschten wir der schönen Stimme Herta Herwigs, die uns Solvejgs Lied vortrug.

Das Musikzimmer war einfach eingerichtet. Es hatte ein Fenster und daneben eine Tür zu einem Balkon. Die Tür stand halb offen, und die frische Abendluft, die hereindrang, machte trotz des heißen Tages auch im Zimmer den Aufenthalt angenehm.

Das Zimmer selbst war nicht erleuchtet. Nur am Klavier brannten vier Lichter. Sonst war alles in trauliches Zwielflicht gehüllt, das noch durch vier rote, kleine Schirme auf den Lichtern gedämpft wurde.

Nur Noten und Tastatur erhielten gute Beleuchtung.

Nun spielte Herr Scheel auf der Bratsche ein Andante von Reger, und seine Frau begleitete ihn auf dem Flügel. Dann wurde auch ich aufgefordert, und nach kurzem Überlegen spielte ich ein Adagio von Beethoven.

Ich war eigentlich in recht niedergeschlagener und müder Stimmung, doch die feierlich traurigen Klänge taten mir wohl.

Gern gab ich dann den Bitten nach, noch ein wenig zu phantasieren.

Alle Lichter löschte ich bis auf eins. —

Ich sitze beim Improvisieren am liebsten fast ganz im Dunkeln und blicke über den Flügel hinweg ins Ungewisse.

Leise rauschte es an meinen Fingern dahin.

Ruhig stand die Flamme der Kerze. —

Ganz still war es sonst. — —

Mehr wie je hatte ich das Gefühl des willenlosen Sichdahingehens. — — — —

Ich saß ganz regungslos. — — —

Bis auf die Hände, die ich, nur halb hinschauend, über die Tasten gleiten ließ.

Träumen — —, träumen . . .

Wie schön. — — —

„Die Musik wiegt dich ein“, dachte ich. Wie ein Kind, so wohl fühlst du dich — wie ein Kind, dem die Mutter ein Wiegenlied singt. —

„Hörst du es, du müder, überarbeiteter Mann, das alte Volkslied?? — —.“

Ich hörte es, lauschte ihm andächtig, als spielte ein Fremder. Wie schön das klang. —

Ich fühlte die Tasten nicht, nicht die Bewegung der Hände. — —

Ich hörte nur das Lied, das alte Lied. — —

Da durchzuckte mich ein Gedanke!

Sogleich ward er zur Tat. Immer auf das Lied hörend, nahm ich die Hände von den Tasten, ganz im Gefühl, daß ich einmal feststellen müßte, ob ich es denn wirklich sei, der spiele und . . . das Lied tönte fort! —

Ein lähmender Schreck durchfuhr mich . . .

Regungslos saß ich da. — — —

Dann überkam mich wieder die Lust am Forschen, und leise wandte ich den Kopf. Niemand sah mich an, aber alles lauschte den Tönen, die geheimnisvoll weiter klangen.

„Wenn du doch nicht spielst,“ sage ich mir, „warum sitzt du dann hier?“

Leise erhebe ich mich.

Das Lied tönt fort, klagend und doch so ruhig. Zitternd am ganzen Körper gehe ich einen Schritt rückwärts. — Noch einen — —, die Balkontür ist erreicht.

Voll Grausen sehe ich, wie Professor Scheel ruhig nach dem Flügel sieht, ebenso wie mein Freund Werner.

Was sehen sie dort?? — —

Wer spielt dort?? — —

Was hören sie??

Ich habe ja aufgehört und stehe hier an der Balkontür, mit beiden Händen das Holz umklammernd!

Neben mir fällt etwas zu Boden. Ich höre es, achte aber nicht weiter darauf.

Deutlich fühle ich den kühlen Abendwind.

Drin tönt es vom Flügel her, ruhig und leise, wie von Geisterhänden . . .

Kalt wird mir's. Eisig kalt! —

Jetzt blicke ich scharf zum Flügel hin.

Entsetzen! —

Was sitzt dort??

Wie ein Schemen, doch deutlich erkennbar?! —



H. Kley

Ich!!

Ich?

„Nein,“ schreit es in mir, „das ist unmöglich!“ und in den Adern starrt, was eben noch siedend lief.

Voll Grausen sehe ich noch einmal hin.

Noch deutlicher als vorhin sehe ich mich am Flügel sitzen.

Die Hände gleiten . . . , nein, die Hände sehe ich nicht. Wo das Licht heller auf die Gestalt scheint, ist sie unsichtbar, wie vom Lichte aufgesaugt.

Wie im bläulichroten Lichte strahlt sie scharf in der Dunkelheit.

Von dem Schattenspuk zu mir herüber, wie fließend, zieht sich ein dünnes Band durchs Zimmer, zitternd und leis vibrierend, mich mit der Gestalt einend . . .

Jetzt merke ich, wie das Lied dem Ende zuneigt. Das Band fließt in mich hinein.

Sein Zittern wird stärker. Wie Stäubchen im Sonnenstrahl blitzt es manchmal auf.

So zieht es mich wieder zum Flügel hin.

Ich will nicht, aber mit unwiderstehlicher Gewalt zwingt es mich auf den Sessel nieder. Ich fühle wieder die Tasten, sehe meine eigenen Hände wieder im Spiel, wie sie die letzten Akkorde anschlagen.

Dann tiefe Stille. — — —
Einen Augenblick lauschte alles ruhig. —
Jetzt hörte ich jemand sagen: „Wie wunderbar war das!“

Ich wollte aufstehen.

Da kommt wieder der Gedanke an das eben Erlebte. Mit einem Ruck war ich auf und stand auf dem freien Balkon. Niemand folgte mir. — Vom Himmel funkelten die alten, treuen Sterne und in der Ferne verblaßte die Dämmerung.

Ich aber konnte kaum einen vernünftigen Gedanken fassen.

Was war geschehen?? — —

Hatte ich geträumt?

Nein, nein, das war wahr!

Ein Traum ist anders — —!

Hier hatte ich gestanden! Aber — wer hatte denn gespielt — —? Wer hatte dort gegessen? Wen hatte ich gesehen?

Vielleicht war es doch nur Einbildung, Traum eines überarbeiteten Gemütes.

Da fällt mein Blick auf einen kleinen, weißen Gegenstand, der an der Tür liegt, dort, wo ich vorhin gestanden.

Wie gebannt blieb mein Auge darauf haften. Jetzt erkenne ich's.

Mein Messer!

Wie kommt das dorthin?

Da fällt mir ein, daß ich vorhin an der Tür etwas hatte fallen hören.

Das mußte mein Messer gewesen sein!

Da bin ich also doch dort gewesen!

Ein Zweifel ist ja unmöglich! —

Vollends verwirrt hebe ich das Messer auf und gehe hinein.

Sie hatten Licht gemacht, und Frau Scheel klopfte mir freundlich auf die Schulter.

„Nein, wie Sie spielen können. So schön, wie aus weiter Ferne klang es, und so rührend wie ein altes Wiegenlied.“

Wie ein Wiegenlied! — Das hab' ich auch gedacht, als ich es hörte.

Nach der furchtbaren physischen Erregung fühlte ich mich wie zerschlagen und todmüde. Ich nahm Werner beiseite.

„Wenn Du mir einen Gefallen tun willst, begleite mich nach Hause.“

Werner sah mich forschend und besorgt an. „Keine Sorge,“ versuchte ich zu scherzen,

„ein wenig die Überanstrengung der letzten Tage.“

Wir verabschiedeten uns schnell. Unten in der kühlen Nachtluft schämte ich mich doch ein wenig und wollte allein nach Hause. Werner sagte: „Du siehst jämmerlich aus, was hast du nur?“ Ich antwortete nicht mehr. Zu Hause bekam ich nach einer halben Stunde so starkes Fieber, daß Werner noch telephonisch einen Arzt rief.

Als er kam, phantasierte ich. Erst eine Morphiumeinspritzung gab mir die ersehnte Ruhe.

Nach einer Woche hatte ich mich soweit erholt, daß ich das Bett verlassen konnte. Aber wenn auch der Körper die Schrecken überwand, mein Geist ist verwirrter denn je. Ich wage keinen Ton zu spielen, denn ich weiß, sofort wäre die Versuchung da, das Experiment zu wiederholen.

Werner ist fast immer bei mir, denn wenn ich allein bin, packt es mich stärker denn je, es aufs neue zu versuchen.

Und unablässig quält mich die Frage: Wie war jenes Phänomen möglich? Wie läßt es sich nach dem heutigen Stande der Wissenschaft erklären? —

Aber hier versagt mein Wissen. — —

Hier stehe ich vor einer undurchdringlichen Mauer! — —

— — — — —
Es geht doch schnell bergab mit mir!

Die ewige Frage meines zermarteten Gehirns findet keine Antwort.

Nichts kann mich auf andere Gedanken bringen. Immer sehe ich mein zweites „Ich“ im fahlen, blauen Lichte vor mir.

„So etwas kann es nicht geben!“ ruft mir eine Stimme zu.

„Es muß jenseits unseres Wissens etwas sein“, antwortet es sofort. „Du hast es gesehen, hast dich gesehen mit deinen eigenen Augen. Das heruntergefallene Messer ist der beste Beweis, daß du an der Tür gestanden hast —.“

— — — — —
Hilft mir denn keiner, daß jenes schreckliche Bild in meinem Innern verlösche?

Aber da steht es!! —

Immer wieder! —

Immer wieder. — — —

Wie dunkel es im Zimmer war, wie leise die Töne herüberklangen.

Leise — — — leise — — — geisterfern . . .

Vernunft, läßt du dich so von dannen tragen?
Da! — Da! — Werner!! — — — Hörst
Du es nicht?

La — la — la la la — —, Ein Wiegenlied?
Wie das Band zittert und wogt, wie ein
lebendiger Strahl tanzender und zitternder
Atome! — — —

Nun wird es stiller — — —, die bleichen
Hände! — — Oh! Dieses Grauen! — — —

Ich bitte Dich, komm und hilf mir, oder
nimm mich mit fort. Sonst muß ich das gräß-
liche Experiment noch einmal versuchen. Ich
will Gewißheit haben Mit aller Macht halte
lich mich zurück, aber bald kann ich nicht mehr

Also schreibe, oder komme, wie Du kannst
und willst.

Es grüßt Dich

Dein unglücklicher
Hans.

*

Soweit reichen die Blätter meines Freundes.
Am Abend kam sein langer Brief, und noch
mit dem Nachtschnellzuge fuhr ich ab, aber
erst spät am nächsten Nachmittage erreichte
ich das freundliche Städtchen, in dem Lohmes
seit Jahren wohnte.

Ich eilte sofort in seine Wohnung und stürmte
in sein Schlafzimmer.

Es war leer! —

Eine Ahnung erfaßte mich.

Zum Musikzimmer.

Gedämpft durch Türen tönten ferne Klänge
herüber — — zögernd öffne ich die Tür . . .

Das Zimmer lag fast ganz im Dunkeln.

Nur durch die Tür, durch die ich eingetreten,
fiel ein matter Schein.

Am Flügel saß mein Freund und spielte —
spielte so schön, daß ich zuerst alles vergaß und
wie gebannt durch die Macht der Töne stehen
blieb.

Fast überirdisch klang das Sehnen und Leiden,
das er dort in klarsten Akkorden schuf.

Wie rauschte es bald düster, bald hell und
freudig wie ein Bergstrom, dann wieder so
flehentlich wie eine Bitte ausgequältem Herzen.

Ich lauschte still.

Dann schloß ich hinter mir die Türe fast
ganz, und nur undeutlich noch erkannte ich die

Umrisse der am Flügel sitzenden Gestalt
Schon wollte ich ihn anrufen, als er sich
zu erheben schien.

Aber, was war das? ? — —

Er erhob sich langsam, vorsichtig und trat
wie zögernd vom Flügel zurück.

Das Spiel aber tönte weiter.

Noch jetzt schaudere ich in den Gedanken
an das, was ich nun sah.

Am Flügel saß ein Etwas, ein Hauch, ein
Schemen, ähnlich meinem Freunde und doch
anders, und spielte, während Lohmer sich immer
mehr vom Flügel entfernte, die Augen starr auf
die Gestalt gerichtet.

Zwischen ihm und dem Schemen wogte etwas
und glitt hin und her.

Das zuckte und sprühte undeutlich, und doch
deutlich zu sehen; bläulich wand es sich in
sich selbst, unbeschreiblich fiebernd, wallend,
webend.

Lohmer schritt langsam rückwärts bis in die
Zimmerecke.

Nun steht er regungslos! —

Die Töne des Flügels klingen wie aus weiter
Ferne kommend.

Plötzlich sehe ich, wie er mit beiden Händen
in den Strahlenstrom greift.

Er zerrt und zieht!

Er windet sich stöhnend vor Anstrengung.

Da zerreißt das Band!

Mit einem entsetzlichen Aufschrei stürzt er
zu Boden.

Das Spiel bricht ab.

Der Schemen ist verschwunden.

Entsetzt stürzte ich auf Hans zu. Er liegt,
zusammengesunken, regungslos da.

Ich will Licht machen, aber erst nach einigem
Suchen finde ich den elektrischen Knopf an
der Tür.

Im Augenblick ist das Zimmer hell erleuchtet.

Am Boden liegt Lohmer, die Augen ge-
brochen.

Tot! — — —

In der Gegend des Nervenzentrums fand ich
auf der Brust einen kleinen bläulichen Fleck.

Sonst keine Spur. — — —

Einen bläulichroten Fleck. — —

Dort, wo die Inder den Sitz der Seele ver-
muten.

F U N K E N

Von Wladimir Aratow

(Ein Feldpostbrief)

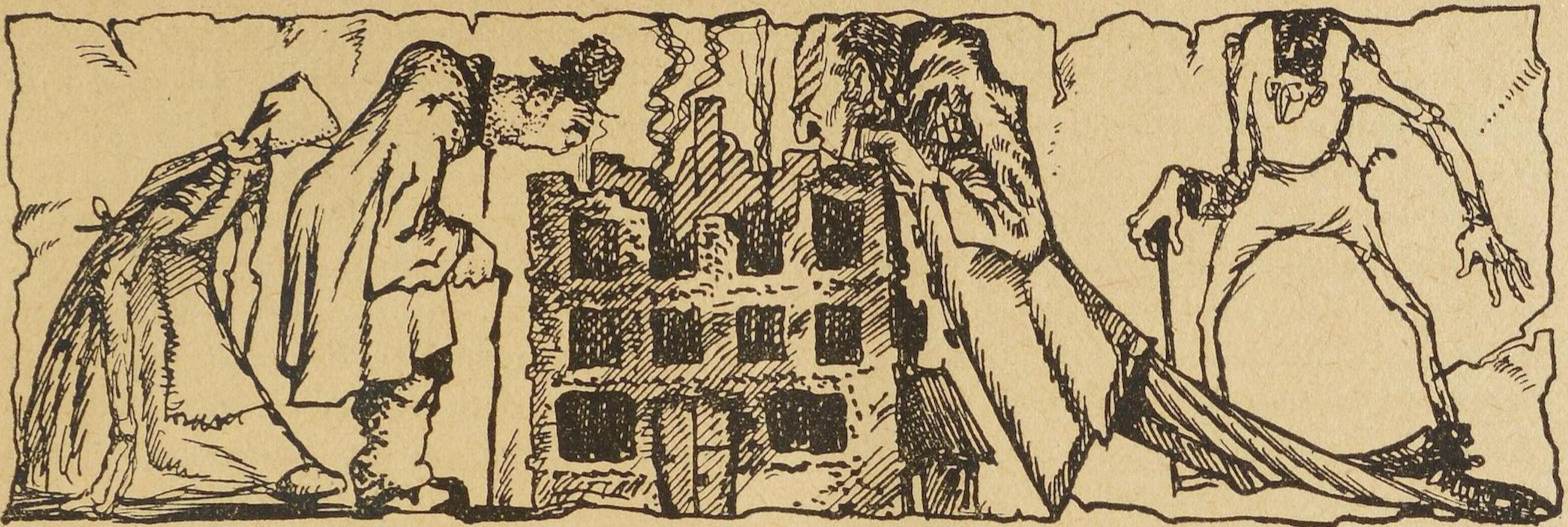
Lieber Poljenow, Sie sitzen allein
In Ihrer Kabine; die Nacht sinkt.
Sie hören nicht mehr die Kanonen schrein,
Und da wissen Sie, die Schlacht sinkt.
Und schon kommen spärlicher
Die Befehle,
Aber immer gefährlicher
Rauscht die nächtliche Seele . . .
Und Sie spielen mit Kurbeln und Tastern
Und denken, bald ist es aus —
Georginen und A stern
Wachsen vor Ihrem Haus.

Die letzten Funkensignale,
Das letzte Kanonenschrein.
Und dann mit einem Male
Bricht Ruhe herein.
Oh, diese ewig keusche
Schöne Stille der Nacht!
Wunderbare Geräusche
Sind erwacht,
Stimmen kreuzen im Raum sich,
Funkenstimmen des Alls,
Verschlingen wie im Traum sich
Ungleichen Schalls.
Dort — die große Tiefe ist Nauen
Und brüllt den Tagesbericht,
Die kleinen englischen Grauen
Verhindern es nicht;
Mit hoher Stimme der Eifel
Wirft Girlanden von Nachrichten aus,
New-York denkt ohne Zweifel:
Das hat der Franzose heraus!
Die Russen plappern dazwischen:

Brussilows Durchbruch hält an . . .
Weitere hunderttausend Mann . . .
Aber unbekannte Funken verwischen
Das Ganze, daß man's nicht mehr dechiff-
rieren kann;
Unbekannte Funken malen
Unbekannte Zeichen hin,
Unbekannte Funken strahlen
Unbekannten Sinn . . .

Und ich kann es mir denken,
Lieber Poljenow, Sie träumen bereits.

Ich will Sie mit dieser Vermutung nicht kränken,
Ich weiß, Sie behaupten nie zu träumen.
Aber finden Sie nicht: es hat besonderen Reiz,
So in die Räume
Zu lauschen?
Funken . . . Töne . . . Musik . . .
Sie hören das Weltall rauschen . . .
Funken . . . Töne . . . Musik . . .
Draußen ist nicht mehr Krieg:
Die Zeichen der Martier kamen,
Erreichten die Welt auf dem Lauf,
Und Sie, Sie nahmen
Die Botschaft auf,
Und Sie konnten sie sogar lesen . . .
Funken . . . Töne . . . Musik . . .
Und die Menschen durften genesen,
Und draußen war nicht mehr Krieg!
Doch dann knattert aufs neue Nauen
Und vom Eifel wird grell gelacht,
Und wieder müssen tausend Frauen
Weinen morgen nacht.



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

VAMPIRISMUS

Bald nach dem Frieden von Passarowitz verbreitete sich in Serbien und der Walachei das hartnäckige Gerücht, daß eine große Anzahl von Vampiren entsetzliches Unheil unter den Bewohnern dieser beiden neu erworbenen österreichischen Provinzen anrichte. Nachstehend der merkwürdige und — wie man staunend gestehen muß — einwandfreie amtliche Bericht über die Untersuchung jener geheimnisvollen Vorgänge:

Amtlicher Bericht d. d. Meduegya d. 7ten January 1732 und Belgrad d. 26. eod. pto. der Blutsaugenden Todten oder sobenannten Vampyr-Gespenster zu Meduegya in Servien: „Nachdeme die wiederholte Anzeigung geschehen, daß in dem Dorfe Meduegya in Servien die sogenannten Vampyr's mehrere Personen durch Aussaugung des Blutes elendiglich umgebracht haben sollen: Als bin ich auf hohen Befehl eines allhiesigen hochlöblichen Obercommandos, um die Sache verständig und genau zu untersuchen, nebst denen dazu commandirten Herrn Officiers und zween Unterfeldscherern dahin geschicket worden, und haben gegenwärtige Inquisition in Beyseyn des der Stallater Heyduken Compagnie Capitains, Gorschitz Haduk Barjaktar, und ältesten Heyduken des Dorfes folgendermaßen vorgenommen; Welche denn, da sie aufgehöret worden einhellig ausgesaget, daß vor ungefähr fünf Jahren ein hiesiger Heyduk, Nahmens Arnod Paole sich

durch einen Fall vom Heuwagen den Hals gebrochen. Besagter Arnod Paole hatte bei seiner Lebszeit sich öfters verlauten lassen, daß er bey Gossowa im Türkischen Persien von einem Vampyr sey heftig geplaget worden; dahero er

A. von der Erde des Grabes eines dergleichen Vampyr's gegessen, auch sich mit dessen Blute geschmieret, um von der erlittenen Plage befreyt zu werden. In 20 oder 30 Tagen nach seinem Todesfall haben sich einige Leute beklaget, wie daß sie von dem gedachten Arnod Paole geplaget wurden, wie denn wirklich vier Personen seyen umgebracht worden. Um nun dieses Übel einzustellen, haben sie auf Einrathen ihres Hadnuks, welcher schon vorher bey dergleichen Begebenheiten gewesen, diesen Arnod Paole in beyläufig 40 Tagen nach seinem Tode ausgegraben und gefunden, daß er ganz vollkommen und unverweset sey gewesen, auch ihm das ganze frische Blut zu den Augen, Ohren und Nase heraus geflossen, das Hemd, Übertuch, und Tücher auch ganz blutig gewesen; die alten Nägel an Händen und Füßen sambt der Haut abgefallen, und ihm dagegen andere neue gewachsen seyn. Dieweil sie nun daraus ansehen, daß er ein wirklicher Vampyr sey; so hätten sie demselben nach ihrer Gewohnheit einen Pfahl durchs Herz geschlagen, wobey er

B. ein wohlvernehmendes Geächtzen gethan, und ein häufiges Geblüte von sich gelassen. Worauf sie den Körper noch selbigen Tages

gleich zu Aschen verbrannt, und solche in das Grab geworfen. Ferner sagten obgedachte Leuthe aus, daß alle diejenigen, so von den Vampyrs geplaget und umgepracht würden, auch wiederumb zu Vampyrs werden müssen. Und also haben sie die obberühmten vier Personen auf gleiche Weise exequiert, einen Pfahl durchs Herz getrieben, und sie zu Asche verbrennet. Dem fügen sie auch hinzu, daß solcher Arnod Paole nicht allein die Leuthe, sondern auch das Vieh angegriffen, und ihme das Blut ausgesogen habe. Dieweil nun

C. die Leuthe das Fleisch von solchem Viehe genutzt; so zeigte sichs aufs neue, daß sich wiederum einige neue Vampyrs allhier befänden, allermåßen in einer Zeit von drey Monathen 17 junge und alte Persohnen mit dem Todte abgegangen, worunter einige ohne vorhergehabte Krankheit in 2 oder 3 Tagen gestorben. Dabei meldet

D. der Heyduk Jovira, daß seine Schwiegertochter Stanjoika vor 15 Tagen sich frisch und gesund schlafen gelegt, um Mitternacht aber mit einem entsetzlichen Geschrey, Furcht und Zittern aus dem Schlafe aufgefahren und geklaget, daß sie von einem vor vier Wochen verstorbenen Heydukensohn, Nahmens Milloe, um den Hals gewürget worden seye, worauf sie einen großen Schmerz auf der Brust empfunden und von Stunde zu Stunde sich schlechter befunden, bis sie endlich den achten Tag hernach verstorben.“

„Hierauf so sind wir noch denselbigen Nachmittag auf dem Freythof, um die angegebenermaßen verdächtigen Gräber eröffnen zu lassen, neben dem oft gemeldeten Heyducken des Dorfes ausgegangen, die darin befindlichen Körper auf hohen Befehl visitiren, wobey nach sämtlicher Secirung sich gezeigt:

Num. I. Ein Weib, Nahmens Stana, zwanzig Jahre alt, so vor drey Monathen nach einer dreitägigen Krankheit ihrer Niederkunft gestorben, und vor ihrem Tode daselbst ausgesaget, daß sie sich mit dem Blute eines Vampyrs (um vor ihm Ruhe zu haben) gestrichen hätte, folgendlich sie selbst nunmehr, als ihr Kind, welches gleich nach der Geburt verstorben, und durch ein leichtsinniges Begräbniß von den Hunden bis auf die Hälfte verzehret worden, ebenfalls Vampyrs werden müßten.

Sie war ganz vollkommen und unverweset. Nach Eröffnung des Körpers zeigte sich in cavitate pectoris eine Quantität frisches extravasirtes Geblüte. Die Vasa als arteriae und venae nebst den ventriculis cordis waren nicht, wie es sonst gewöhnlich, mit coagulirtem Geblüte impliciret, die sämtlichen Viscera als pulmo, hepar, stomachus, lien et intestina waren dabey gantz frisch wie bey einem vollkommen gesunden Menschen; der Uterus befand sich gantz groß, und externe sehr inflammiret, weiln placenta, wie auch die lochia bey ihr geblieben, dahero selbiger in völliger putredine war. Die Haut an Händen und an Füßen sammbt den alten Nägeln fielen von sich selbst herunter; hergegen zeigten sich nebst einer frischen und lebhaften Haut gantz neue Nägel.

Num. II. War ein Weib, Nahmens Miliza, beyläufig sechzig Jahre alt, welche nach drey-monathlicher Krankheit gestorben, und vor neunzig und etlichen Tagen begraben worden. In der Brust befand sich vieles liquide Geblüte. Die anderen Visera waren gleich der vorgemeldeten (N. I.) in einem guten Stande. Es haben sich bey der Secirung die umstehenden Heyducken sämmtlich über ihren fetten und vollkommenen Leib sehr verwundert, einhellig aussagende, daß sie das Weib von ihrer Jugend auf sehr wohl gekennet, und Zeit ihres Lebens sehr mager und wie ausgedorret gewesen, mit ausdrücklicher Vermeldung, daß sie anerst im Grabe zu dieser verwundernswürdigen Fettigkeit gelanget seye; auch der Aussage der Leuthe nach soll sie jetziger Zeit den Anfang „zum Vampyren“ gemacht haben, zumahlen sie das Fleisch von den Schafen, so von den vorhergehenden Vampyrs seyen umgebracht worden, stetiglich gegessen habe.

Num. III. Befand sich ein achttägiges Kind, welches 90 Tage allbereits im Grabe gelegen, gleichermaßen im Vampyr-Stande.

Num. IV. Wurde eines Heyducken Sohn, Nahmens Milloe, sechzehn Jahre alt, ausgegraben, so neun Wochen im Grabe gelegen, und nach einer dreytägigen Krankheit gestorben, und gleich den andern Vampyrs befunden worden.

Num. V. Ist der Joachim, gleichfalls eines Heyducken Sohn, 17 Jahre alt, außgegraben worden, nach einer dreitägigen Krankheit ge-

storben, nachdem er acht Wochen und vier Tage begraben gelegen, und befand sich bey der Section gleichergestalt im Vampyrstande.

Num. VI. Ein Weib, Nahmens Ruscha, welche nach einer zehntägigen Krankheit gestorben, und vor sechs Wochen begraben worden, bey welcher wir auch viel frisches Geblüte nicht allein in der Brust, sondern auch in fundo ventriculi gefunden haben, wie sich denn auch ein gleiches bey ihrem Kinde, so achtzehn Tage alt gewesen, und vor fünf Wochen verstorben, gezeigt hat.

Num. VII. Nicht weniger befand sich ein Mägdlein von zehn Jahren, welches vor zween Monathen gestorben, in obangezogenem Vampyr-Zustande, ganz vollkommen und unverweset, und hatte in der Brust viel frisches Geblüte.

Num. VIII. Hat man des Hadnucks Weib, sammt ihrem Kinde ausgraben lassen, welche vor sieben Wochen, ihr Kind aber, so acht Wochen alt, vor 21 Tagen gestorben war, und befunden, daß sowohl die Mutter als das Kind völlig verweset, ob sie wohl in gleicher Erden, und nächst gelegenen Gräbern begraben gewesen.

Num. IX. Ein Knecht des dahiesigen Heyducken-Corporals, Nahmens Rhade, so drey und zwanzig Jahre alt war, ist in einer drey-monathlichen Krankheit gestorben, und nach einem fünf wöchentlichen Begräbniß bereits völlig verweset von uns gefunden worden.

Num. X. Des hiesigen Barackters Weib sammt ihrem Kinde, so vor fünf Wochen gestorben, war gleichermaßen völlig verweset gefunden.

Num. XI. Bey dem Stanko, einem Heyduken, so sechzig Jahre alt, und vor sechs Wochen gestorben war, habe ich ein häufiges Geblüte, so gleich dem andern liquide in der Brust und Magen gefunden, und der ganze Leib war in oft genanntem Vampyr-Stande.

Num. XII. Milloe, ein Heyducke, 25 Jahre alt, so sechs Wochen in der Erde gelegen, fand sich gleichfalls in mir gemeldetem völligen Vampyrstande.

Num. XIII. Stanjoika, eines Heyducken Weib, so 20 Jahre alt, ist an einer dreytägigen Krankheit verstorben, und vor achtzehn Tagen begraben worden. Bey der Secirung habe ich gefunden, daß sie in dem Angesichte ganz roth

und von lebhafter Farbe war, und, wie oben gemeldet sie von des Heyducken Sohn, Nahmens Milloe, seye um Mitternacht um den Hals gewürget worden, sich auch bey der Untersuchung augenscheinlich gezeigt, daß sie an der rechten Seite unter dem Ohre einen blauen, mit Blut unterlaufenen Flecken, eines Fingers lang, gehabt. Bey Eröffnung ihres Sarges floß eine Quantität frisches Geblütes aus der Nase. Nach der Secierung fand ich, wie oft gemeldet, ein rechtes balsamisches Geblüte nicht allein in der Höhle der Brust, sondern auch in ventriculu cordis. Die sämtliche Viscera befanden sich in vollkommenen gesunden und guten statu. Die Unterhaut des ganzen Körpers, sammt den Nägeln an Händen und Füßen, waren gleichermaßen frisch.

Nach geschעהer Visitation sind denen sämtlichen Vampyrs die Köpfe durch dahiesige Zigeuner herunter geschlagen und samt denen Körper verbrannt, die Asche davon in den Fluß Morava geworfen, die anderen verweseten Leiber aber wieder in ihre vorhergehabten Gräber gelegt worden. Welches hiemit samt den mir zugegebenen Unterfeldscherern bekräftige.

Meduegya in Servien, den 7ten Jan. 1732.

Johannes Flickinger,

Regiments-Feldscherer des löblichen Baron-Fürstenbuschischen Regiments zu Fuß.

Isaack Siegel,

Feldscherer des löblichen Maragl. Regim.

Johann Friedrich Baumgärtner,

Feldscherer des löblichen M. Regiments."

Cz.

★

S p u k g e s c h i c h t e n

Im dritten oder vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ereignete sich in Stubendorf, in Schlesien, ein eigenartiger Spuk. Ein Major v. d. Lanken vom 2. preuß. Ulanen-Regiment erzählt die Geschichte, die auch durch andere glaubwürdige Personen bestätigt wird. Schloß Stubendorf war lange Zeit unbewohnt, weil bekannt war, daß es dort spukte und die Geister niemanden unbehelligt ließen. Der Eigentümer, ein Graf Strachwitz, wandte sich wiederholt an die königliche Regierung zu Oppeln mit der Bitte, die Sache untersuchen zu lassen. Endlich wurde von der Regierung eine Kommission entsandt, die alle Räume durchsuchte, Mauern

und Dielen aufbrach, doch nirgends etwas Verdächtiges fand. Merkwürdigerweise erfuhren die Kommissionsmitglieder an sich selbst die Wirkungen des Spukes. Denn Tische, Stühle und andere Möbel spazierten, gleichsam von unsichtbaren Händen bewegt, in den Zimmern herum. Des Nachts durchschritt ein kleines Kind die Korridore des Gebäudes. Die Kommission ließ die Gänge mit Mehl bestreuen, um die Spur des Kindes besser verfolgen zu können. Vergebens! — Sowohl das Kind wie die Spur eines nackten Kinderfußes waren und blieben zwar sichtbar. Die Spur aber führte bis an das Ende des Ganges und verschwand dort. Die Kommission verließ Stubendorf ohne den mindesten Erfolg. In ihrem an die Regierung gerichteten Bericht sprach sie die ganz unmotivierte Vermutung aus, es könne eine Falschmünzerbande sein, die in Stubendorf ihr Wesen treibe; aber auf welche Weise und durch welche Mittel der Spuk ins Werk gesetzt werde, darüber wußte der Bericht nichts zu sagen. Die Regierung hielt die Sache für wichtig genug, um eine zweite Untersuchung anzuordnen. Der zweiten Kommission wurde auch ein Offizier mit einem Zug Ulanen beigegeben. Des Nachts wurden nun Wachtposten in den Korridoren aufgestellt, die den Auftrag hatten, auf das Kind zu fahnden. Das Kind wurde von den Posten wiederholt ge-

sehen, war aber unfaßbar und unverletzbar. Der Spuk mit den Möbeln dauerte ebenfalls fort. Die Kommission samt dem Militärkommando blieben längere Zeit in Stubendorf, ohne ein besseres Ergebnis als das erstemal.

Cz.

★

Ein junges, in einem Hexenprozeß zu Cork 1661 verwickeltes Mädchen wurde für behext gehalten und hatte heftige Anfälle, während welcher sie nach der Aussage von Augenzeugen sonderbarerweise in einem Augenblicke aus ihrem Bette verschwand, manchmal auf den Boden einer Kiste mit Leinwand versetzt wurde, wobei das Leinenzeug nicht im geringsten in Unordnung gebracht war, andere Male lag sie zwischen den beiden Betten obenauf, zuweilen unter einem Pack Wolle; einmal wurde sie auf ein schmales Fichtenbrett gelegt, das auf dem Giebel des Hauses zwischen zwei Balken lag, so daß man sie mittels Leitern herabholen mußte. Wo immer sie ging, wurden kleine Steine nach ihr geworfen, und die Zeugen sahen eine Menge derselben sie treffen, dann zu Boden fallen und verschwinden, so daß keiner gefunden werden konnte. Doch einmal fing das Mädchen und ein Zeuge je einen anderen und sie band dieselben in ihre Börse; aber nach kurzer Zeit verschwanden sie daraus, ob schon der Knoten nicht geöffnet worden war.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Michael Birkenbihl: Dämonische Novellen. I. Michael Müller Verlag, München 1920. Dieses Buch holt seinen phantastischen Inhalt nicht aus dem Reiche unguter Geister oder aus dem Gebiete okkultur Phänomene. Es schöpft seine atemberaubende Wirkung aus der Phantastik und dem Furchtbaren des Lebens selbst. Unter den goethischen Versen, die dem Buche als Motto vorausgestellt sind, sollten noch die Worte „schuldlos-schuldig“ stehen. Denn wie starke ehrliche Männer mit entsetzlicher Folgerichtigkeit zu scheußlichen Verbrechen werden, ohne auch nur ein Quentchen Schuld in sich zu haben, ist dieses Buches Spannung und Gehalt. Grauenhaft in ihrer Phantastik, glühend in ihrer Erotik und atemberaubend in der Unwahrscheinlichkeit der Lösung sexueller Probleme ist die erste Erzählung „Homunculus“. Wenig appetitlich die Novelle „Blutzauber“, die sich um ein psychologisch und psychiatrisch interessantes Frauen-Problem entwickelt, das der Verfasser ein wenig zu natürlich und manehmal überflüssig plastisch schildert. In den Novellen „Mondleid“ und „Fleurs des morts“ rauscht alle Sinnlichkeit und selige Schwüle der beiden großen Städte der Frauen und der Liebe: Paris und Wien. A. Kr.

Felix Braun, Die Träume in Vineta, Legenden. Musarion-Verlag, München 1919. Die Glocken der ver-

sunkenen Stadt Vineta läuten aus den Worten dieses Buches. Silberzart und innig, wie das Glockenspiel von Mozarts liebster Stadt, die hellen, frohen. Dröhnend, feierlich, in ihren Schauern wie Sturmglocken hallend, die düstern. Und alle, auch die düstern, schön wie alles Glockenläuten, schöner noch, denn es sind gestorbene Glocken, die aus Vineta läuten, und das klare, sanfte und ach so tiefe Wasser liegt zwischen uns und ihnen. Hier erzählt, fern allem quälenden Stammeln poesieverlassener Skribenten, die die Welle des Snobbismus und der Sumpf einer sterbenden Kultur zu unbegreiflicher Berühmtheit getragen haben, ein wahrhaftiger Dichter, der die göttliche Gabe besitzt, stillezuhalten, wenn der heilige Strom der Natur einfließt in sein Herz, nichts besser wissen und können will, also nichts verdirbt, und in Reinheit aus seiner Seele ausströmt, was ihm gegeben. — Das Buch ist zu schön, als daß man Merker sein und abwägend eins gegen das andere stellen wollte. Und dennoch das Beste muß ich nennen: Den „Sternenschiffer“, den ich gerne zu den schönsten aller deutschen Märchen zähle und „Attila“, diese unerhört gigantische Dichtung, diese merkwürdige und genialische Formung eines Weltgeschehens. „Attila“ ist endlich eine Dichtung, die es wirklich verdient, durch die werbende Kraft eines Edelbuches zur Berühmtheit getragen zu werden. Cz.

Hulda Grögel. Ein Novellenbuch von Richard Rieß. Verlag Egon Fleischel & Cie. Berlin. Dieses neueste Buch des produktiven Münchener Schriftstellers Richard Rieß erbringt den Beweis einer erfreulichen Vertiefung und einer gründigen Erfassung der gestellten Probleme. Von den fünf Novellen, die das vom Verlage äußerlich leider etwas stiefmütterlich behandelte Bändchen enthält, ist die maßgebendste: Hulda Grögel. R. behandelt hier das an und für sich ja nicht neue Problem der Pubertätspsychose eines Obersekundaners mit großem Geschick und anerkanntem Verständnis. Von den anderen vier Novellen sei noch besonders auf „Entwirrte Gefühle“ und „Das Abenteuer des Tenors“ hingewiesen. -n.

Junker Schlörks tolle Liebesfahrt. Von Ewald Gerhard Seeliger. Verlag von Rösl & Cie. München, 1919. Preis geh. M. 8.50, geb. M. 12.—. Mit diesem humorvollen Abenteuerroman aus den Zeiten des Prinzen Eugen hat der phantasievolle Hamburger Autor ein würdiges Gegenstück zu seinem allgemein bekannten Buche „Die Abenteuer der vielgeliebten Falsette“ (Georg Müller Verlag, München) geschaffen. Eine echte deutsche Kraftnatur ist dieser prächtige Junker Schlörk, dessen durch die ganze Welt führenden Abenteuerweg überall die

lustigsten und —ernstesten Aventüren mit Trauer aller Grade begleiten. Die gewagtesten Situationen bei derlei Liebeshändeln versteht Seeliger in einer kräftigen, doch niemals verletzenden Form zu schildern. Man denkt beim Lesen dieses empfehlenswerten Buches unwillkürlich an Boccaccio, Grimmelshausen oder auch an Cervantes. -n.

Eingesandte Bücher.

Sturm, von John Henry Mackay. Verlag Fritz Kater. Berlin O 34. 1919. Kopernikusstr. 25.

Die historische Rolle des Staates. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Ladislaus Gumpłowicz. Verlag „Der Syndikalist“ (Fritz Kater), Berlin O 34. 1920. Kopernikusstr. 25.

Artur Anders. Es sind der Menschen zu viele. Verlag Frisch & Co., Wien-Leipzig.

Hermann Wolfgang Zahn. Gestalten hinter mir. Verlag A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf, 1907.

Frieda Beyer-Kaemmerer. Okkulte Mächte. Jenseits von Welt und Wissen. Prana-Verlag, Berlin NW 87.

AN UNSERE LESER!

Die weiteren Preissteigerungen aller Herstellungskosten zwingen uns, den Bezugspreis abermals zu erhöhen. Ab 1. April kostet

*das Einzelheft direkt vom Verlag . . . M. 2.—
bei direkter Zusendung vom Verlag „ 2.10
vierteljährlich „ 10.—
bei direkter Zusendung vom Verlag . . „ 10.60
zuzüglich 10 Prozent Sortiment-Zuschlag.*

DER ORCHIDEENGARTEN
SCHRIFTFÜHRUNG UND VERLAG.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Otto Muck, die Leiste zum Treibhaus Karl Ritter. Berichtigung: Die Zeichnungen in Heft 15 (1. Jahrgang, Seite 15) und die Zeichnung in Heft 6 (2. Jahrgang, Seite 9) sind nicht von Fritz Glasemann, sondern von Beyer-Preusser.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München. Herausgeber und verantwortl. Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII., Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

Alter deutscher
Weinbrand

Asbach „Uralt“

Rüdesheim
am Rhein

BILDENDE KUNST
KUNST-GEWERBE
DICHTUNG
MUSIK

Preis M. 10.- das Heft
(ohne Zuschlag)

FEUER



MONATSSCHRIFT FÜR KUNST UND KÜNSTL. KULTUR

AUF ERSTKLASSIG. PAPIER IN VOLLEN-
DETER BUCHTECHNIK VERÖFFENTLICHT
DAS „FEUER“ AUFSÄTZE U. BILDWERKE
ERSTER SCHRIFTSTELLER U. KÜNSTLER

GELEITET NACH
FORTSCHRITTLI-
CHEN GRUND-
SÄTZEN

M. 27.- im Vierteljahr
(ohne Zuschlag)

Gebr. Hofer / Berlin

Verlagsanstalt / Leipzig

Saarbrücken/Stuttgart

RITMÜLLER
GEGR. 1895

FLÜGELPIANOS
VON ERSTEN KÜNSTLERN GESPIELT & EMPFOHLEN
W. RITMÜLLER & SOHN G.M.B.H. GÖTTINGEN FERNRUUF 29 ALLEESTR. 6

Liebhaber!

Nur noch wenig Stücke

Erwachendes Mädchen

13 reizv. Nov. von Anders Hjarmstedt
1 malig. Privatdr. in 125 Exempl. Ganzs.
geb. d. Zwei Farbendr. Vom Autor hand-
schriftl. sign. u. num. Preis M. 45.-
das Exempl. Nachn. oder Voreinsend.
Ferdinand Acker, Wolfach, Baden.

Liebhaber!

Schriftsteller!

**Moderner Buchverlag
sucht noch einige Bei-
träge für lyrische
Anthologie.**

Gefl. Offerten mit Rückporto unter
„Lyra“ a. d. Orchideengarten“ erb.

Zuckerkrankhe

erhalten gratis Broschüre über
diätlose Kur (nach Dr. med. Stein-
Callenfels) durch **Bonn 25**,
Postfach 125.

Bücher

Belletristik, Geschichte, Werke
über Magie, Privatdrucke, alte
Bücher mit Illustrationen usw.
kauft zu höchsten Preisen

Hubers Antiquariat
Rosental 7

Nicht nur ich sondern auch Sie

haben Bedarf an Schutzmitteln
gegen Ansteckung u. Artikeln für
die Gesundheitspflege. Aufklär.
Schriften gegen M. 1.- für Porto
und Drucksachen.
Gebrüder Grimm, Ulm a. D. N
Hygien. med. Präp. Gummiwaren.

Auskünfte

über Personen und jede Vertrauens-
sache besorgt zuverlässig an jedem
Ort der Welt
C. B a h r, Breslau I, Schließfach 2

**Ein
stahlharter,
stahlgeschmei-
diger Wille**

**dringt
überall
durch!**

Die Willenschule von Uve Jens
Kruse strafft den Willen wie
einen Muskel

Werbeführer O kostenlos

**Felsen-Verlag
Buchenbach-Baden**

Der gefesselte Akt!

7 ORIGINALE M. 4.-

Ferner:

28 Künstlerstudien
(Postkarten) à M. —.60

Der gefess. Akt in hochf. 7 Foto-
Kunstblättern 17:23 in Mappe
kompl. M. 18.—. Keine Reprod.
Versand gegen Nachn. Ausland
Voreinsendung.

K. Reichardt, München
Klarstraße 5/o

Akte, künstl. Karten 40 Pf.,
Photos in Bromsilber
75 Pf. und Porto. Bestellg. an O
250 Orchid.-Garten, Leopoldstr. 3.

Frauen-Artikel

vielf. bew., billigst. Drucks. kostenl.
dch. O 251 Orchid.-G., Leopoldstr. 3.

„DAS NEUE EUROPA“

Herausgeber: Dr. PAUL COHN

Internationale Revue für Politik und Volkswirtschaft

5. Jahrgang

(Verlag: Schweiz. Druck- und Verlagshaus, Zürich)
Abonnementspreis 10 Fr. jährlich. Einzelnummern 1 Fr.
Enthält hochaktuelle Aufsätze hervorragender Publizisten.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Orchideengarten



E. Plaichinger Coltelli

Dreiländerverlag München, Heft 8, Dreiländerverlag

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTFLEITER: ALF VON CZIBULKA

INHALT Prosper Mérimée: Eine Vision Karls XI. / Karl Hans Strobl: Die große Spinne / Alf von Czibulka: Wahrhaftige Vision / Rudyard Kipling: Meine selbsterlebte, wahre Geistergeschichte / Max Schrei: Das Wunder / Richard Rieß: Mysterium nächtlichen Erwachens
Das Treibhaus / Phantastische Bücher.

DIE ORIGINALS

von den im „Orchideengarten“ erscheinenden Zeichnungen können durch den Verlag erworben werden. Wir ersuchen Interessenten, frühzeitig Anfragen resp. Bestellungen an den Verlag zu richten, da ein größerer Teil von den schon erschienenen Zeichnungen bereits verkauft ist. / Weiterhin geben wir bekannt, daß der Verlag Sonderabzüge von den im „Orchideengarten“ erscheinenden Zeichnungen auf gutem Papier herstellen läßt und je nach Druck und Größe berechnet. / Anfragen an den

DREILÄNDERVERLAG / MÜNCHEN / LEOPOLDSTR. 3

M. LUSERKE

FÜNF KOMÖDIEN UND FASTNACHTSSPIELE

Geheftet M. 5.—
zuzgl. 50% Teuerungszuschlag

Eines der humorvollsten und heitersten Bücher der Gegenwart. — Aus Gustav Wynekens Freier Schulgemeinde in Wickersdorf sind diese Spiele und Schwänke herausgewachsen. Geist der Freideutschen- und Wandervogelbewegung schuf sich hier die ihm gemäße Form und stellt als vollendete Tatsache hin, was einige längst schon wissen: die inneren Zusammenhänge zwischen dem Programm der Hellerauer Tanz- und Rhythmuskultur und den Zielen der heutigen Jugend.

E.W. Bonsels & Co. / München
Leopoldstr. 3

Paul Garin †

Geist und Geister
Gedanken
Brosch. M. 3.— / Geb. M. 4.50

Dulcamara
Gedanken
Broschiert M. 3.50

Der unbekannte Freund Aphorismen

Brosch. M. 3.— / Gebunden M. 4.50

Preise zuzgl. 50% Teuerungszuschlag.

Ein Presseurteil von Vielen:

„MÜNCHNER ZEITUNG“

„... Man wird seine Bücher verlangen, man wird ihn lesen, und dann wird man finden (was der Kreis seiner Freunde schon lange weiß), daß das geistige München mit diesem merkwürdigen Mann einen seiner feinsten Köpfe verloren hat. ... Er war ein Diogenes, und um die Gesellschaft und die Gesetze der Eleganz hat er sich niemals gekümmert. ... Der vergötterte Dichter der „Dulcamara“ war ein Essayist von größtem Stil, und sein Wissen war von einem geradezu enzyklopädischen Umfang.“

E. W. Bonsels & Co., München,
Leopoldstraße 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2.— / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 1.60 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Achtes Heft

E I N E V I S I O N K A R L S X I.

Von Prosper Mérimée, übertragen von Hans Zobel. (Mit zwei Zeichnungen von J. F. Huber.)

WIR lächeln so gern über Visionen und übersinnliche Erscheinungen, und doch gibt es einige, die sind so unzweifelhaft bestätigt, daß wir an sie glauben müssen, wollten wir nicht überhaupt jedes historische Zeugnis ablehnen.

Ein Protokoll, durch die Unterschrift von 4 glaubwürdigen Zeugen bekräftigt, bürgt für die Wahrheit meiner Geschichte.

Karl XI., der Vater des berühmten Karl XII., war einer der despotischsten, aber auch der klügsten Herrscher, die je in Schweden regierten. Er änderte die bisher oligarchische Verfassung des Staates und zwang die Stände, ihm die absolute Gewalt anzuvertrauen. Andererseits war er aber ein aufgeklärter Mann, ein unbeugsamer Charakter, kalt, nüchtern und ohne jede phantastische Neigung.

Seine Gemahlin Ulrike-Eleonore war gestorben. Obgleich seine Härte gegen diese Fürstin ihr Ende beschleunigt haben soll, hatte er sie doch hoch geschätzt und schien jetzt durch ihren Tod tiefer erschüttert, als man es von einem solch kalten Herzen erwartet hätte. Er war jetzt noch düsterer und schweigsamer als vorher und stürzte sich mit einem Eifer in die Arbeit, der deutlich zeigte, wie gewaltsam er sich mühte, den quälenden Gedanken zu entrinnen.

An einem späten Herbstabend saß er vor einem mächtigen Kaminfeuer in seinem Kabinett im Stockholmer Schloß. Einer seiner Kammerherren, der Graf Brahe, weilte bei ihm und der Doktor Baumgarten, der, beiläufig bemerkt,

den Freigeist spielte und wollte, daß man an allem zweifelte, ausgenommen an der ärztlichen Wissenschaft.

Der Abend dehnte sich aus, und der König gab ihnen, ganz gegen seine Gewohnheit, kein Zeichen zum Aufbruch. In tiefer Stille saß er vor dem Kamin und fürchtete doch wieder, ohne zu wissen warum, sich vor dem Alleinsein. Der Graf Brahe, wie auch der Arzt, hatten zu verschiedenen Malen versucht, den König zu veranlassen, der Ruhe zu pflegen, aber Karl murmelte zwischen den Zähnen: „Bleibt, ich habe noch keine Lust zu schlafen.“

Man versuchte verschiedene andere Themata anzuschlagen, die aber alle beim zweiten oder dritten Satz versiegten. Es war augenscheinlich, Seine Majestät befanden sich in einer ihrer schlechten Launen. Der Graf Brahe betrachtete eine Zeitlang das Bild der Königin, das im Gemach hing, und rief dann mit einem tiefen Seufzer aus: „Was ist doch dies Bild so ähnlich, dieser Ausdruck wie majestätisch und lieblich zugleich!“

„Pah,“ entgegnete der König schroff, der immer einen Vorwurf zu hören glaubte, wenn man vor ihm den Namen der Königin aussprach, „das Bild ist allzu geschmeichelt, die Königin war häßlich.“ Dann, ärgerlich über seine eigene Rauheit, erhob er sich und durchmaß das Zimmer. Vor dem Fenster, das auf den Hof hinausging, machte er halt. Die Nacht war düster, und der Mond stand im ersten Viertel.

Karl XI. bewohnte noch das alte Schloß an der Spitze des Ritterholm, der in den Mälar

ragt. Das ist ein weitläufiger Bau in Hufeisenform. Das Gemach des Königs befand sich an einem der Schenkel und beinahe gegenüber lag der große Saal, wo sich die Stände zu versammeln pflegten.

Die Fenster dieses Saales schienen in diesem Augenblick von einem hellen Schein erleuchtet. Das dünkte dem König seltsam. Zuerst dachte er, der Schein rühre von der Fackel irgend-eines Bedienten her. Aber was sollte der zu dieser Stunde in dem Saal zu schaffen haben, der seit langer Zeit nicht mehr geöffnet worden war. Andererseits war das Licht für eine einzige Fackel auch zu grell. Man hätte an einen Brand denken können, aber kein Rauch war zu sehen, die Scheiben waren nicht geborsten, kein Laut ließ sich hören, kurz, alles deutete vielmehr auf eine Beleuchtung.

Karl betrachtete eine Zeitlang die Fenster schweigsam. Der Graf Brahe wollte einem Pagen schellen, um durch ihn die Ursache dieser sonderbaren Helligkeit feststellen zu lassen, und streckte schon die Hand nach der Klingelschnur aus, aber der König hielt ihn zurück: „Ich selbst will in diesen Saal gehen“, sagte er. Bei diesen Worten bedeckte ihn eine fahle Blässe. Gleichwohl ging er festen Schrittes hinaus. Der Kammerherr und der Arzt folgten ihm, jeder eine brennende Kerze in der Hand.

Der Pförtner, der die Schlüssel bewahrte, mußte erst geweckt werden, und in aller Hast eilte er mit seinem Schlüsselbund dem König nach, der vorangegangen war. Zuerst öffnete er die Tür zu einer Galerie, einer Art Vorzimmer des Ständesaales. Der König trat ein, aber wie groß war sein Erstaunen, als er ringsum die Wände schwarz ausgeschlagen sah.

„Wer hat Befehl gegeben, den Saal in dieser

Weise auszuschlagen“, fragte er zornigen Tones. — „Sire, niemand, daß ich wüßte,“ entgegnete der Pförtner ganz verwirrt, „und das letzte Mal, als ich die Galerie ausfegte, war sie in Eiche vertäfelt, wie sie immer gewesen war . . . ganz gewiß, diese Behänge stammen nicht aus den Kammerbeständen Eurer Majestät.“ Der König hatte schon raschen Schrittes zwei Drittel der Galerie durchheilt. Der Graf und der Pförtner folgten ihm unmittelbar.

„Gehen Sie nicht weiter, Sire“, rief der Pförtner. „Bei meiner Seele, dort drinnen geht's nicht mit rechten Dingen zu. In dieser Stunde . . . und seit dem Tode der Königin, Eurer holdseligen Gemahlin, sagt man, geht sie in dieser Galerie um Gott sei uns gnädig!“

„Halten Sie ein, Sire“, rief auch der Graf. „Hören Sie nicht das Getöse, das aus dem Ständesaal dringt? Wer weiß, welchen Gefahren sich Eure Majestät aussetzen.“

„Gehen wir hinein“, sagte der König im entschlossenen Tone und machte vor der Türe zum großen Saale halt. „Und du, Pförtner, öffne schnell diese Türe.“ Er trat mit dem Fuß dagegen, und der Schall, zurückgeworfen vom Widerhall der Wölbungen, donnerte wie ein Kanonenschuß. Der Pförtner zitterte

derart, daß sein Schlüssel gegen das Schloß klapperte, ohne daß er das Schlüsselloch finden konnte. „Ein alter Soldat und zittert!“ sagte Karl und zuckte die Achseln. „Kommen Sie, Graf, öffnen Sie uns diese Türe.“

„Sire,“ entgegnete der Graf, indem er einen Schritt zurückwich, „wenn Eure Majestät mir befehlen, gegen die Mündung einer dänischen oder deutschen Kanone zu marschieren, ich will gehorchen ohne Zaudern, aber das ist der Teufel, den ich versuchen soll.“

Der König entriß dem Pförtner den Schlüssel.





„Ich sehe wohl,“ sagte er mit Verachtung, „daß das mich allein angeht.“ Und ehe sein Gefolge ihn hätte hindern können, hatte er die schwere Eichentür geöffnet und war in den großen Saal getreten mit den Worten: „Mit Gottes Hilfe!“ Seine drei Begleiter, getrieben von der Neugierde, die stärker war als die Furcht, und vielleicht ein wenig verschämt, ihren König allein zu lassen, traten mit ihm ein.

Der große Saal war durch eine Unzahl Fackeln erhellt. Schwarze Behänge fielen statt der alten Gobelins von der Decke herab. Entlang den Wänden standen wie sonst die deutschen, dänischen und moskowitischen Fahnen, Trophäen von Gustav-Adolf-Soldaten. In der Mitte die schwedischen Banner waren umflort.

Eine ungeheure Versammlung in den Bänken. Die vier Stände des Staates. Ein jeder hatte seine Sitze eingenommen. Alle waren sie schwarz gekleidet, und diese Vielzahl menschlicher Gesichter, hell angestrahlt auf dunklem Grund, blendete derart die Augen, daß keiner der vier Zeugen nur ein bekanntes Gesicht in dieser Menge erkennen konnte.

Auf dem erhöhten Thronessel sahen sie einen blutigen Leichnam, bekleidet mit den Insignien der königlichen Würde. Zu seiner

Rechten stand ein Kind mit der Krone auf dem Haupt und in der Hand das Zepter, zu seiner Linken stützte sich ein alter Mann, oder vielmehr ein anderes Gespenst, auf den Thron. Es war mit einem Staatsmantel bekleidet, wie ihn die alten Reichsverweser von Schweden trugen, ehe Wasa dort das Königtum gründete. Dem Throne gegenüber saßen mehrere Männer in ernster und strenger Haltung, angetan mit langen schwarzen Gewändern an einem Tisch vor großen Folianten und Pergamenten. Es schienen Richter zu sein. Zwischen dem Thron und den Bänken der Versammlung stand ein Block von schwarzem Flor umhüllt, und auf ihm ruhte ein Beil.

Niemand in dieser geisterhaften Versammlung schien die Anwesenheit Karls und seiner Begleiter zu bemerken. Bei ihrem Eintritt hörten sie zunächst nur ein wirres Durcheinander von Stimmen. Bald aber erhob sich der älteste der Richter in schwarzem Talare, der den Vorsitz zu führen schien, und schlug dreimal mit der flachen Hand auf den offenen Folianten vor sich. Sofort trat tiefe Stille ein. Einige junge Männer betraten den Saal. Ihre Züge waren edel und reich ihre Kleidung, und die Hände trugen sie gefesselt auf dem Rücken.

Sie schritten erhobenen Hauptes und mit festem Blick. Hinter ihnen hielt ein ungeschlachter Kerl in braunem Lederwams das Ende der Stricke, die ihre Hände banden. Der, welcher zuerst kam und der der vornehmste der Gefangenen zu sein schien, machte in der Mitte des Saales vor dem Block halt, den er mit stolzer Verachtung anschaute. Da schien der Leichnam in einem konvulsivischen Krampf zu erzittern, und frisch und rot sickerte das Blut aus seiner Wunde. Der Jüngling kniete nieder und neigte bereit das Haupt. Einen Augenblick blitzte das Beil in der Luft, dann fiel es mit dumpfem Krach herab. Ein Strom von Blut ergoß sich über die Estrade und vermengte sich mit dem des Leichnams, und das Haupt sprang ein paarmal vom geröteten Boden auf, ehe es bis zu den Füßen Karls rollte, die es mit Blut benetzte.

Bis dahin stand Karl sprachlos vor Erstaunen, jetzt aber löste das Entsetzen über dieses Schauspiel seine Zunge. Er trat ein paar Schritte zur Estrade, und indem er sich an die Gestalt im Mantel des Reichsverwesers wandte, sprach er kühn die wohlbekannte Formel: „Bist du von Gott, so sprich; bist du vom Bösen, laß uns in Frieden.“

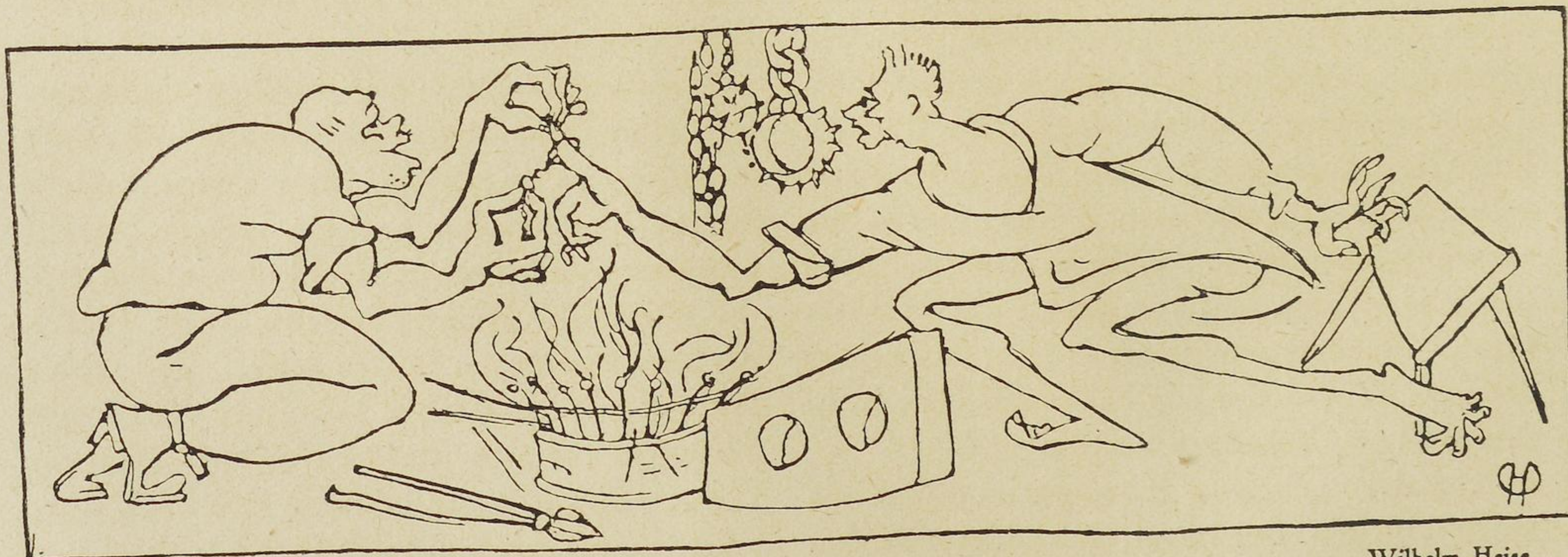
Langsam und in feierlichem Tone antwortete der Geist: „König Karl! dies Blut wird nicht unter deiner Herrschaft fließen, . . . (hier war die Stimme undeutlich), aber fünf Herrschaften später. Wehe, wehe, wehe dem Blute Wasas!“

Dann begannen die Formen all der vielen Gestalten dieser wunderbaren Versammlung

undeutlicher zu werden und erschienen nur mehr als farbige Schatten, und bald waren sie ganz verschwunden. Die phantastischen Fackeln erloschen, und die Lichter Karls und seiner Begleiter beschienen nichts anderes mehr als alte Wandbehänge, die der Wind leicht bewegte. Man hörte noch eine Zeitlang einen Ton, so melodisch wie das Säuseln des Windes oder der Ton einer Harfe. Alle waren sich über die Dauer der Erscheinung einig, die sie auf etwa zehn Minuten schätzten.

Die schwarzen Behänge, das abgeschlagene Haupt, die Ströme von Blut, die den Boden gefärbt hatten, alles war verschwunden mit-samt den Gespenstern. Nur Karls Pantoffel trug noch einen roten Fleck, der schon allein ihn an die Szene dieser Nacht hätte erinnern können.

Der König ließ sofort in seinem Gemach einen Bericht über dies Erlebnis aufsetzen, den er von seinen Begleitern unterschreiben ließ und selbst unterzeichnete. Trotz der strengsten Vorsichtsmaßregeln wurde aber das Schriftstück bald bekannt, und zwar noch zu Lebzeiten Karls XI. Es existiert noch heute, und niemand hat bisher Zweifel an seiner Echtheit zu erheben vermocht. Der Schlußsatz darin ist bemerkenswert: „Und wenn das, so ich eben berichtet habe, nicht die lautere Wahrheit ist, will ich jeglicher Hoffnung auf ein besseres Jenseits entraten, das ich mir durch etliche gute Taten verdient haben könnte, männiglich durch meinen Eifer, für das Glück meines Volkes zu arbeiten und den Glauben meiner Väter zu schützen.“



Wilhelm Heise

WAHRHAFTIGE VISION

Eine Geschichte in einem Satz

Aus „Amusements à la Grecque ou les loisirs de la halle“ von einem unbekannten Autor, Paris 1764, übertragen von Alf von Czibulka

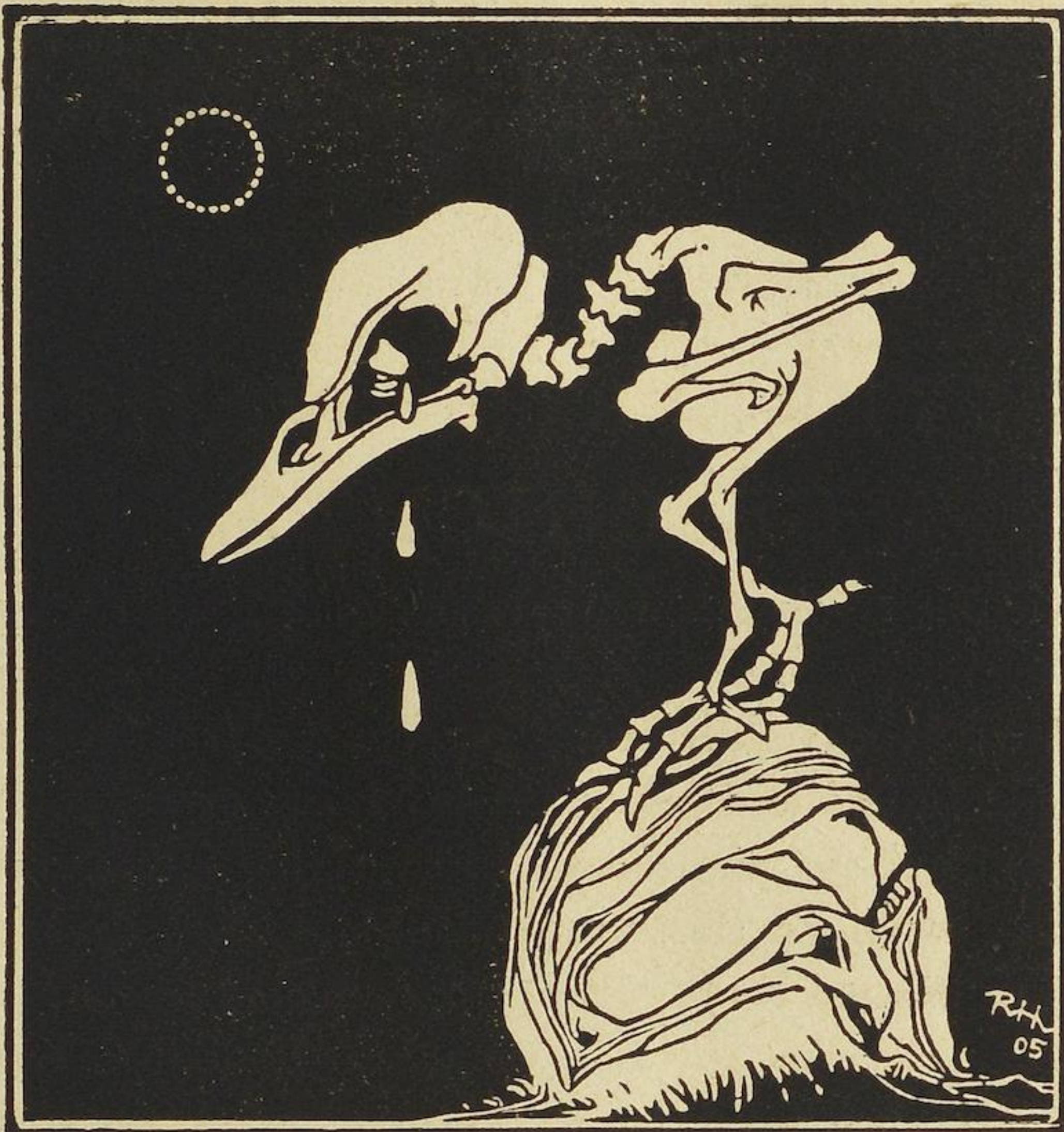
UND am ersten Jänner, gleich am frühen Morgen, glaubte ich erwacht zu sein, und ich war es auch, und ich dachte manches, das ich nicht mehr weiß, und um das ich mich auch einen Teufel schere, da hörte ich die Türe gehen und

sah auch gleich einen unbekannten Mann eintreten, der einen verwirrten Eindruck machte und ein bleiches Totengesicht schnitt, staubige Schuhe hatte und mich beim Namen rief und mich aufzustehen zwang, und da kroch ich zitternd in meinen Morgenrock, und da ich gar nicht wußte, was der Fremde wollte, trat ich langsam näher, und da warf er mich auf einen Stuhl, packte mich auch gleich am

Halse, tat mir einen großen Kragen um, bedeckte mein Gesicht mit seinen Händen, daß mir war, als müsse ich das Meer ausschwitzen, und ich war so naß, daß die Tropfen auf den Boden sprangen und mir der Atem stockte, und ich schäumte wie ein wildes Roß und nicht einen Ton mehr sagen konnte, und dann sah ich noch, wie der fremde Mann eine Waffe schwang, daß die scharfe Klinge wie ein Feuer blitzte und, und dann zückt' er sie nach meiner

Gurgel, und da dacht' ich gleich, jetzt bin ich tot; und um mich noch mehr zu quälen, goß er mir Essig ins Gesicht, und dann riß er meine Haare, und dann band er mich, und ich sah ihn wieder eine Waffe zücken, mit der er mir,

o Wunder, nicht ans Leben wollte und mir nur die Ohren stutzte, und dann fuchtelte er mit einer dritten um mein Hirn herum, und als er aber sah, daß ich noch immer lebte, gab er mir Staub zu fressen, und um die Schandtät zu vollenden, nahm er noch die letzte Waffe, eine große Schere, und mit dieser schnitt er alles weg, was ich am Körper hatte, und dann griff er meine Börse, die im Schreine lag,



R. v. Hoerschelmann

und er leerte sie, und dann riß er noch an meinen Haaren, und bei diesem letzten Streich kriegte ich Courage, und ich nahm ein großes Messer, und ich sah den Fremden durch die Türe fliehen, und ich trocknete mein Angesicht, und ich blickte in den Spiegel, und ich sah, daß mir der Bart gestutzt und der Schopf gekräuselt war, und da wußte ich, daß der böse Geist der neue Gehilfe meines Haarkünstlers gewesen war, und so gefiel mir die Vision.

DIE GROSSE SPINNE

Von Karl Hans Strobl

Im Mittelpunkt der Welt sitzt eine Spinne.
Blutrot das Kreuz, das sie am Rücken trägt,
Und rot vom Blut die scharfen Kieferzangen,
Die sie mit einem unersättlichen Verlangen
In ihre jäh erfaßten Opfer schlägt,
Indes sie späht, ob sie nicht neuen Fraß gewinne.

Ihr Netz umspannt das All. Die Sternenräume
Sind seine Maschen, die Unendlichkeit
Hat es gewebt, und nur ein dünner Faden
Im Netz ist jenes weiße Band von Sternenzpfaden,
Um Zukunft spannt sich's und Vergangenheit,
Um unser Leben, unsre Wahrheit, unsre Träume.

In jedem Augenblick sind Millionen Fliegen
Gefangen in dem fürchterlichen Netz,
Um tot und ausgesaugt herabzufallen
In jene Jauche, deren Nebelwallen
Manchmal umzieht das ernste Weltgesetz,
Und wo schon Milliarden von Kadavern liegen.

In jedem Augenblick sind diesen Lachen
Schon Millionen Fliegen neu entkeimt
Und regen sich in unbedachtem Leben,
Um wieder zu der Spinne aufzuschweben,
Der Schaum und Blut um ihre Zangen schleimt,
Vor Lust und Gier, die Opfer sich zurecht zu machen.



MEINE SELBSTERLEBTE, WAHRE GEISTER- GESCHICHTE

Von Rudyard Kipling, übersetzt von Leopold Rosenzweig. (Mit einer Leiste von Otto Linnekogel.)

DIESE Geschichte handelt ausschließlich von Geistern. Es gibt in Indien Geister, die die Form von dicken, kalten, klebrigen Leichnamen annehmen und sich in Bäumen nahe der Straße verbergen, bis ein Reisender vorbeikommt. Dann fallen sie ihm auf den Hals und bleiben da. Es gibt auch furchtbare Geister von Frauen, die im Kindbett gestorben sind. Diese streichen in der Abenddämmerung die Wege entlang oder verbergen sich in den Getreidefeldern nahe den Dörfern und rufen verführerisch. Aber ihrem Ruf zu folgen bringt Tod in dieser Welt und in der nächsten. Ihre Füße sind nach rückwärts gekehrt, so daß alle nüchternen Männer sie erkennen können. Es gibt auch Geister kleiner Kinder, die in Brunnen geworfen worden sind. Diese halten sich an Brunnenmauern und an den Rändern der Dschungel auf und wimmern unter den Sternen oder fassen Weiber am Handgelenk und bitten, daß man sie trage. Diese und die Leichnamgeister sind jedoch nur eingeborene Artikel und greifen Sahibs nicht an. Von keinem eingeborenen Geist ist bisher eine authentische Kunde geworden, der einen Engländer erschreckt hätte; aber viele englische Geister haben schon Weißen und Schwarzen die Seele herausgeängstigt.

Fast jede zweite Station besitzt ihren Geist. Zwei sollen sich in Simla befinden, nicht ein-

gerechnet das Weib, das im Dak-Bungalow von Syri an der alten Straße den Blasebalg tritt. Massuri hat ein Haus, in welchem ein sehr unruhiges Ding spukt; eine weiße Dame soll rings um ein Haus in Lahore den Nachtwächter machen; Dalhousie behauptet von einem seiner Häuser, daß darin an Herbstabenden alle Einzelheiten einer schrecklichen Pferde- und Abgrundkatastrophe wiederholt werden; Murri hat einen lustigen Geist, und nun, da es von der Cholera heimgesucht worden ist, wird es Raum für einen traurigen haben; es gibt Offizierswohnungen in Mian Mir, deren Türen sich ohne Ursache öffnen und deren Möbel knacken, nicht von der Junihitze, sondern von dem Gewicht Unsichtbarer, die sich's in den Sesseln bequem machen; Peschawur hat Häuser, die niemand gern mietet; und in einem großen Bungalow zu Allahabad ist etwas — nicht das Fieber — nicht wie es sein soll. Die alten Provinzen starren förmlich von Häusern, in denen es spukt, und Gespensterarmeen marschieren durch die Hauptstraßen ihrer Städte.

Einige der Dak-Bungalows an der Grand-Trunk-Straße haben bequeme kleine Friedhöfe innerhalb ihrer Umzäunungen — Zeugen der Vergänglichkeit und der Zufälle dieses irdischen Lebens aus den Tagen, da man von Kalkutta nach dem Nordwesten im Wagen fuhr. Diese Bungalows sind keine einladenden Un-

terkunftsorte. Sie sind gewöhnlich sehr alt, immer sehr schmutzig, und der Khansamah ist so alt wie der Bungalow. Er ergeht sich entweder in greisenhaftem Geschwatz oder verfällt in die lange Geistesabwesenheit des Alters. In beiden Zuständen ist er nutzlos. Wenn man zornig auf ihn wird, beruft er sich auf einen Sahib, der seit dreißig Jahren tot und begraben ist, und sagt, daß, als er in den Diensten jenes Sahibs stand, kein Khansamah der ganzen Provinz an ihn heranreichen konnte. Dann murmelt und stammelt er und hantiert zittrig mit den Tellern, und man bereut seine Aufwallung.

Vor nicht langer Zeit war es mein Beruf, in Dak-Bungalows zu wohnen. Ich hielt mich nie drei aufeinander folgende Nächte in demselben Hause auf und wurde mit der Zeit ein guter Kenner der Gattung. Ich wohnte in solchen, die von der Regierung erbaut worden waren, mit roten Ziegelwänden und Pfostendecken, einem Inventar der Einrichtung in jedem Zimmer angeschlagen, und einer aufgeregten Kobraschlange zum Willkomm an der Schwelle. Ich wohnte in „konvertierten“ — alten Häusern, die als Dak-Bungalows dienten —, wo nichts sich an seinem richtigen Platze befand und man nicht einmal ein Huhn zum Essen haben konnte. Ich wohnte in baufälligen Palästen, wo der Wind durch offenes Marmormauwerk ebenso ungemütlich blies wie durch eine zerbrochene Scheibe. Ich wohnte in Dak-Bungalows, wo die letzte Eintragung im Fremdenbuch fünfzehn Monate alt war, und wo man das Zicklein für das Ragout mit einem Säbel köpfte. Ich hatte das Glück, mit allen Arten von Menschen zusammenzutreffen, von bescheiden reisenden Missionären und Deserteuren aus englischen Regimentern bis zu betrunkenen Landstreichern, die auf alle Vorüberkommenden Brantweinflaschen warfen; und das noch größere Glück, mit knapper Not einem Paternitätsprozeß zu entgehen. In Anbetracht, daß ein beträchtlicher Teil des Dramas meines Lebens sich in Dak-Bungalows abspielte, wunderte ich mich, daß ich noch keinen Geist getroffen hatte. Ein Geist, der sich freiwillig in einem Dak-Bungalow aufhielte, wäre natürlich verrückt; aber es sind so viele Leute verrückt in Dak-Bungalows gestorben, daß es einen ansehnlichen Prozentsatz wahnsinniger Geister geben muß.

Und endlich fand ich meinen Geist oder eigentlich meine Geister, denn es waren ihrer zwei.

Wir wollen den Bungalow den Katmal-Dak-Bungalow nennen; aber das war das am wenigsten Schreckliche daran. Ein Mensch mit empfindlicher Haut hat kein Recht, in Dak-Bungalows zu wohnen. Er sollte heiraten. Der Katmal-Dak-Bungalow war alt, verfallen und vernachlässigt. Der Boden war mit ausgetretenen Ziegelsteinen belegt, die Wände waren klebrig, die Fenster nahezu blind vor Schmutz. Er stand an einer Seitenstraße, die stark von eingebornen Sub-Vize-Assistenten aller Verwaltungszweige von Finanz- bis Forstwirtschaft benutzt wurde, aber wirkliche Sahibs waren selten. Der Khansamah, der infolge hohen Alters fast zur Erde gebeugt war, sagte mir das.

Als ich dort eintraf, fiel ein launenhafter, ungewisser Regen auf das Land herab, begleitet von einem ruhelosen Winde, und jeder Stoß des letzteren brachte in den steifen Toddy-palmen draußen ein Geräusch gleich dem Rasseln durrer Knochen hervor. Der Khansamah verlor über meine Ankunft vollständig den Kopf. Er hatte einmal bei einem Sahib gedient. Kenne ich den Sahib? Er nannte mir den Namen eines wohlbekannten Mannes, der seit mehr als einem Vierteljahrhundert begraben war, und zeigte mir eine uralte Daguerreotypie, die ihn in seiner prähistorischen Jugend darstellte. Ich hatte vor einem Monat ein Stahlstichbild des Mannes vor dem Titelblatte eines dicken Bandes Memoiren gesehen und empfand ein unsagbares Altertumsgefühl.

Der Tag ging zur Neige, und der Khansamah machte sich daran, mir zu essen zu geben. Er ließ sich nicht zu der Verstellung herbei, das Essen „Khana“ — menschliche Nahrung — zu nennen. Er sagte „Ratub“, was unter anderm Hundefutter bedeutet. Er hatte keine beleidigende Absicht bei der Wahl des Wortes. Er hatte das andere vergessen, wie ich glaube.

Während er einige Tierkadaver kleinschnitt, machte ich es mir bequem, nachdem ich den Dak-Bungalow durchforscht hatte. Es gab noch drei Zimmer außer dem meinigen, welches eine Ecke bildete, und sie standen durch schmutzigweiße, mit großen eisernen Riegeln

versehene Türen miteinander in Verbindung. Der Bungalow war sehr solid gebaut, aber die Scheidewände der Zimmer waren dünn wie Papier. Jeder Schritt und jedes Zuklappen des Koffers hallte von meinem Zimmer durch die andern drei, und der Schall jedes Tretes wurde zitternd von den entfernten Wänden zurückgeworfen. Aus diesem Grunde schloß sich die Tür. Es gab keine Lampen, nur Kerzen in langen Glaszylindern. Ein Öllämpchen stand im Badezimmer.

In bezug auf niederdrückende, ungemischte Trübseligkeit war dieser Dak-Bungalow der ärgste der vielen, die ich je betreten hatte. Es war keine Feuerstelle da, und die Fenster waren nicht zu öffnen; daher wäre auch ein Kohlenbecken nicht zu verwenden gewesen. Der Regen und der Wind peitschten und gurgelten und stöhnten um das Haus, und die Toddypalmen raschelten und knarrten. Ein halbes Dutzend Schakale durchzogen singend den Hof, und eine Hyäne würde einen Sadduzäer von der Auferstehung der Toten — der bösesten Art von Toten — überzeugen. Dann kam das Ratub — ein seltsames Gericht, halb eingeborener, halb englischer Zusammensetzung —, und der alte Khansamah lallte hinter meinem Sessel von längstverstorbenen Engländern, und die Schatten der im Winde flackernden Kerzenflammen spielten Verstärkung mit dem Bett und dem Moskitonetz. Es war ein Abend und eine Mahlzeit, um einen an jede einzelne seiner vergangenen Sünden und alle, die man noch zu begehen beabsichtigt, zu erinnern.

Zu schlafen war aus mehreren hundert Ursachen nicht leicht. Die Lampe im Badezimmer warf die wunderlichsten Schatten, und der Wind fing an, Unsinn zu reden.

Gerade als die Ursachen, vom Blut saugend, schläfrig wurden, hörte ich das wohlbekannte „Auf und fort damit!“ — Grunzen von Sesselträgern draußen auf dem Hofe. Erst kam ein Tragsessel herein, dann ein zweiter, dann ein dritter. Ich hörte den dumpfen Stoß der niedergesetzten Tragsessel, und dann wurde an meiner Tür gerüttelt.

„Da will jemand herein“, sagte ich zu mir. Aber keine Stimme wurde hörbar, und ich trachtete mich zu überreden, daß es ein Wind-

stoß gewesen sei. Dann wurde an der Tür zu dem Zimmer nächst dem meinigen gerüttelt, und sie ging auf. „Das ist irgendein Sub-Vize-Assistent,“ dachte ich, „und er hat seine Freunde mitgebracht. Jetzt werden sie über eine Stunde lang schwätzen und spuken und rauchen.“

Aber ich hörte weder Stimmen noch Schritte. Niemandes Gepäck wurde im nächsten Zimmer abgesetzt. Die Tür schloß sich wieder, und ich dankte Gott, daß ich in Ruhe gelassen wurde. Aber ich war neugierig, was mit den Tragsesseln geschehen war. Ich stand auf und sah in die Finsternis hinaus. Es war keine Spur von Tragsesseln zu sehen. Gerade als ich im Begriffe war, wieder ins Bett zu steigen, hörte ich im nächsten Zimmer den Ton, den kein vernünftiger Mensch verkennen kann — das Rollen eines Billardballes, wenn ein Spieler den ersten Stoß macht. Kein anderer Laut ähnelt ihm. Eine Minute darauf kam ein zweites Rollen, und ich legte mich ins Bett. Ich hatte keine Angst, — wirklich nicht. Ich war sehr neugierig, was aus den Tragsesseln geworden war. Aus diesem Grunde legte ich mich eiligst ins Bett.

In der nächsten Minute hörte ich den Doppelklick eines Karambols, und mein Haar stand zu Berge. Es ist vielleicht eine Hyperbel, zu sagen, daß einem das Haar zu Berge steht. Die Kopfhaut zieht sich zusammen, und man spürt ein prickelndes Stechen in allen Haarwurzeln. Das ist das Zubergstehen des Haares.

Dann kam wieder ein Rollen und ein Klick, und beide Töne konnten nur von einem Ding in der Welt herrühren — einem Billardball. Ich überlegte die Sache des längeren hin und her, und je mehr ich überlegte, desto weniger wahrscheinlich war es, daß ein Bett, ein Tisch und zwei Sessel — das ganze Mobiliar des nächsten Zimmers — so genau die Geräusche eines Billardspieles wiedergeben konnten. Nach einem neuen Karambol — einem Triplet, dem Laufen des Balles nach — überlegte ich nicht mehr. Ich hatte meinen Geist gefunden und hätte Welten darum gegeben, weit weg von dem Dak-Bungalow zu sein. Ich horchte, und mit jedem Mal Horchen wurde das Spiel deutlicher. Es folgte Lauf auf Lauf und Klick auf Klick. Manchmal kam ein Doppelklick und



Illustration zu W. Hauff, von J. B. Mayer.

ein Lauf und wieder ein Klick. Es war kein Zweifel möglich, im nächsten Zimmer wurde Billard gespielt. Und das nächste Zimmer hatte nicht Raum genug für einen Billardtisch!

In den Pausen des Windes hörte ich das Spiel weitergehen, Stoß auf Stoß. Ich trachtete mir einzureden, daß ich keine Stimme hörte; aber es gelang mir nicht.

Weiß der Leser, was Furcht ist? Nicht gewöhnliche Furcht vor Beschimpfung, Schlag oder Tod, sondern sinnlose, zitternde Angst vor etwas, was man nicht sieht — eine Furcht, die den Gaumen und die Kehle austrocknet — eine Furcht, die einem den Schweiß aus den Handflächen treibt und einen zu krampfhaftem Schlucken zwingt? Das ist eine besondere Art von Furcht — eine große Feigheit, die man gefühlt haben muß, um sie zu verstehen. Gerade die Unwahrscheinlichkeit von Billardtischen in einem Dak-Bungalow bewies die Wirklichkeit der Sache. Kein Mensch, nüchtern oder betrunken, konnte sich ein Billardspiel einbilden oder das unnachahmliche Geräusch eines Tiefstoßkarambols erfinden.

Eine lange Folge von Dak-Bungalows hat den Nachteil, daß sie eine unendliche Gläubigkeit hervorruft. Wenn jemand zu einem altgewohnten Dak-Bungalow-Besucher sagte: „Im nächsten Zimmer liegt ein Leichnam, und ein wahnsinniges Mädchen ist im Zimmer neben diesem, und der Mann und das Weib auf jenem Kamel sind eben erst von einem sechzig Meilen entfernten Orte durchgegangen“, so würde der Hörer keinen Zweifel in seine Worte setzen, weil nichts zu wild, grotesk oder grauenhaft ist, um in einem Dak-Bungalow zu geschehen.

Diese Gläubigkeit erstreckt sich unglücklicherweise auf Geister. Ein vernünftiger, eben erst aus seinem Hause gekommener Mensch würde sich auf die Seite gelegt haben und wieder eingeschlafen sein. Ich tat das nicht. So sicher wie ich von den wimmelnden Dingen im Bette als trockener Leichnam aufgegeben wurde, weil die überwiegende Menge meines Blutes in meinem Herzen war, so sicher hörte ich jeden Stoß eines langen Billardspiels, das in dem hallenden Zimmer hinter der verriegelten Tür gespielt wurde. Meine größte Furcht war, daß die Spieler vielleicht eines Markörs bedürfen würden. Es war eine dumme Furcht;

denn Wesen, die im Finstern spielen konnten, waren wohl über derlei kleine Behelfe erhaben. Ich weiß nur, daß ich davor eine Todesangst hatte, und die war sehr wirklich.

Nach langer, langer Dauer hörte das Spiel auf und die Tür schlug zu. Ich schlief ein, weil ich todmüde war. Sonst hätte ich es vorgezogen, wach zu bleiben. Nicht um ganz Asien hätte ich den Türriegel zurückgeschoben und die Finsternis des nächsten Zimmers geschaut.

Als der Morgen kam, fand ich, daß ich wohl und weise getan hatte, und erkundigte mich nach Weiterbeförderungsmitteln.

„Nebenbei, Khansamah,“ sagte ich, „was hatten die drei Tragsessel gestern nacht im Hofe zu tun?“ „Es waren keine Tragsessel da“, sagte der Khansamah.

Ich ging ins Nebenzimmer, und das Tageslicht strömte durch die offene Tür herein. Ich war ungemein mutig. Ich hätte um diese Stunde Black Pool selbst mit dem Herrn des großen schwarzen Pfuhls da drunten gespielt.

„War dieses Haus immer ein Dak-Bungalow?“ fragte ich.

„Nein“, sagte der Khansamah. „Vor zehn oder zwanzig Jahren, ich habe vergessen, wie lange es her ist, war es ein Billardzimmer.“

„Ein was?“

„Ein Billardzimmer für die Sahibs, die die Eisenbahn bauten. Ich war damals Khansamah in dem großen Hause, wo alle die Eisenbahn-Sahibs wohnten, und ich brachte ihnen immer Brandy-Shrab herüber. Diese drei Zimmer waren damals eines, und darin stand ein großer Tisch, auf welchem die Sahibs jeden Abend spielten. Aber die Sahibs sind alle tot, und die Eisenbahn geht, wie Sie sagen, fast bis nach Kabul.“

„Wissen Sie noch etwas von den Sahibs?“

„Es ist lange her, aber ich erinnere mich, daß ein Sahib, ein dicker Mann und immer zornig, eines Abends hier spielte, und er sagte zu mir: ‚Mangal Khan, brandy pani do‘, und ich füllte das Glas, und er beugte sich über den Tisch, um zu spielen, und sein Kopf sank tiefer und tiefer, bis er auf den Tisch schlug, und seine Augengläser fielen herunter, und als wir — die Sahibs und ich — herbeisprangen, um ihn aufzuheben, war er tot. Ich half ihn hinaustragen. Ah, er war ein starker Sahib! Aber er ist tot,



H. Kley, Die Kindsmörderin

und ich, der alte Mangal Khan, lebe immer noch, mit ihrer gnädigen Erlaubnis.“

Das war mehr als genug! Ich hatte meinen Geist, einen erstklassigen, beglaubigten Geist! Ich wollte der Gesellschaft für psychologische Forschung schreiben — ich wollte das ganze Reich mit meiner Entdeckung in starres Staunen versetzen! Aber ich wollte vor allem andern achtzig Meilen wohlbesteuerten Ackerlandes zwischen mich und den Dak-Bungalow bringen, ehe die Nacht kam. Die Gesellschaft konnte dann ihren Vertreter hersenden, um weitere Nachforschungen anzustellen.

Ich ging in mein Zimmer, um zu packen, nachdem ich mir die Einzelheiten des Falles notiert hatte. Während ich rauchend da saß, hörte ich das Spiel wieder beginnen — mit einem Fehlstoß diesmal, denn das Rollen war nur kurz.

Die Tür war offen, und ich konnte in das Zimmer hineinsehen. Klick, klick! Das war ein Karambol. Ich betrat das Zimmer ohne Furcht, denn es war sonnenhell darinnen und ein frischer Wind draußen. Das unsichtbare Spiel ging mit enormer Schnelligkeit weiter. Und das war kein Wunder, da eine ruhelose kleine Ratte innerhalb des über die Zimmerdecke gespannten Tuches hin und her rannte und ein lockeres Stück Fensterrahmen vom Winde gegen den Riegel geschlagen wurde!

Unmöglich das Anschlagen der Billardbälle zu verkennen! Unmöglich das Laufen eines Balles über das Tuch zu verkennen. Aber ich war zu entschuldigen. Selbst wenn ich meine nun geöffneten Augen schloß, war das Geräusch erstaunlich gleich dem eines lebhaften Billardspieles.

Herein trat aufgebracht der treue Gefährte meiner Leiden, Kadir Baksch.

„Dieser Bungalow ist sehr schlecht und gemein. Kein Wunder, daß Seine Gnaden gestört

wurde und empört ist. Drei Trupps von Sesselträgern kamen diese Nacht zu dem Bungalow, als ich draußen schlief, und sagten, daß es ihre Gewohnheit sei, in den Zimmern zu rasten, die für die Engländer bestimmt sind. Wo ist die Ehre des Khansamah? Sie versuchten hereinzukommen, aber ich sagte ihnen, sie sollten fortgehen. Kein Wunder, wenn diese Uriasse da gewesen sind, daß Seine Gnaden übler Laune sind. Es ist eine Schande und das Tun eines schmutzigen Menschen!“

Kadir Baksch erzählte nicht, daß er sich von jedem Trupp zwei Annas als Miete hatte vorausbezahlen lassen und die Leute dann, außerhalb meiner Hörweite, mit dem großen grünen Schirm geprügelt hatte, dessen Verwendung mir bis dahin ein Rätsel gewesen war. Aber Kadir Baksch hat keine Moralbegriffe.

Der Khansamah wurde zur Rede gestellt, aber da er augenblicklich den Kopf verlor, wich der Zorn dem Mitleid, und das Mitleid führte zu einem längeren Gespräche, im Laufe dessen er des dicken Eisenbahn-Sahibs tragischen Tod nach drei verschiedenen Stationen verlegte — zwei davon fünfzig Meilen entfernt. Die dritte Verlegung geschah nach Kalkutta, und hier starb der Sahib, während er im Kutschierwagen ausfuhr.

Ich ging nicht so schnell fort, als ich beabsichtigt hatte. Ich blieb noch eine Nacht, während welcher der Wind und die Ratte und der Fensterrahmen und der Riegel eine Halsüber-Kopf-Partie auf Hundertfünfzig spielten. Dann legte sich der Wind, und das Billardspiel hörte auf, und ich fühlte, daß ich meine einzige echte Geistergeschichte ruiniert hatte.

Hätte ich nur zur richtigen Zeit aufgehört nachzuforschen, so hätte ich alles daraus machen können.

Das war der bitterste Gedanke von allen!



Carl Rabus / Mord

D A S W U N D E R

Von Max Schrei

SEILTÄNZER waren eingezogen: schmutziges Paar, schönes Mädchen und zerlumppte Burschen. Von Neugierigen umlagert, hatten sie auf dem Marktplatz großen Raum durch Seile abgesperrt. Unruhe ging von ihren Bewegungen aus und verbreitete sich vervielfacht durch die kleine Stadt. Kinder erschauerten, sobald die fremden Männer näher kamen. Das junge Mädchen aber erweckte in Jünglingen Leidenschaften, wenn es schlank und zierlich, merkwürdig keusch erscheinend und doch wissend, über das lange Seil schritt, das vom zweiten Stockwerk eines Hauses über den Platz zu einem anderen schwankte. Immer nach dieser Nummer bot der Ausrufer krächzend hundert Mark dem, der gleiches vollbringen würde. In der Erwartung: „Niemand meldet sich!“ Die Gefahr war zu groß.

Daher erschrak er sehr, als sich bei der vierten Vorstellung ein junger Mann, bleich und wildentschlossen, aus der Menge löste, ihm sagte: „Ich will es tun!“ Und bevor ein Aufhalten möglich, in das Haus geeilt war, von dem das Seil ausging. Andere sprangen ihm schnell besonnen nach, um ihn zu hindern. Doch schon zu spät. Er erschien am Fenster, setzte sich auf die Brüstung, warf zögernd wirre Blicke nach unten. Dann lauschte er ins Zimmer zurück. Hörte sich verfolgt und empfing dadurch qualvoll letzte Entschlossenheit. Warf sich auf dem Seil mit einem Ruck hoch und

schritt auf der schmalen, schwankenden Linie, den Blick starr nach oben gerichtet, flehend dem Himmel zu, erfüllt von ungeheurer Sehnsucht.

Und erst da fühlte die Menge das Gespenstische des Geschehens. Wurde entsetzt stumm, während der Mann, der allen fremd, das andere Fenster erreichte, in seiner Verzückung aber heftig an die Mauer stieß und noch im letzten Augenblick abgestürzt wäre, wenn seine Hände sich nicht instinktiv angeklammert. Bewußtlos schwang er sich in die Öffnung. Grundloser Jubel brach unter den Menschen los, und einige holten ihn aus dem Haus. Doch er vernahm nicht die Beglückwünschungen. Blickte starr vor sich, fragte sich verwirrt und erschüttert: „Was habe ich getan? Gott versucht? Gott!“ War nun körperlich völlig gebrochen, wie wenn er alle Kraft verausgabte. Den Ausrufer aber hatte ein furchtbarer Gedanke an ein Telephon getrieben. Unsichere Ahnung wurde ihm bestätigt, und bald kam dumpf rollend ein schwerer Wagen mit drei bemühten Männern, die den Unbekannten ohne Schwierigkeiten in den Wagen brachten. Als die Türe hinter ihm geschlossen, erwiderten sie auf viele Fragen:

„Er ist gestern aus dem Irrenhaus geflohen!“

Und auf weitere mit fettem Lachen:

„Seiltänzer? Keine Spur. Er war einmal Jurist!“

MYSTERIUM NÄCHTLICHEN ERWACHENS

Von Richard Rieß

Groß hängt die Nacht in meinem Raum.
Stuhl, Tisch und Schrank sind hingesunken
Ins schwarze Meer der Dunkelheit.

Nun wich von mir die Einsamkeit.
Ich fühle, selbst von Chaos trunken,
Mich wie in einem tiefen Traum

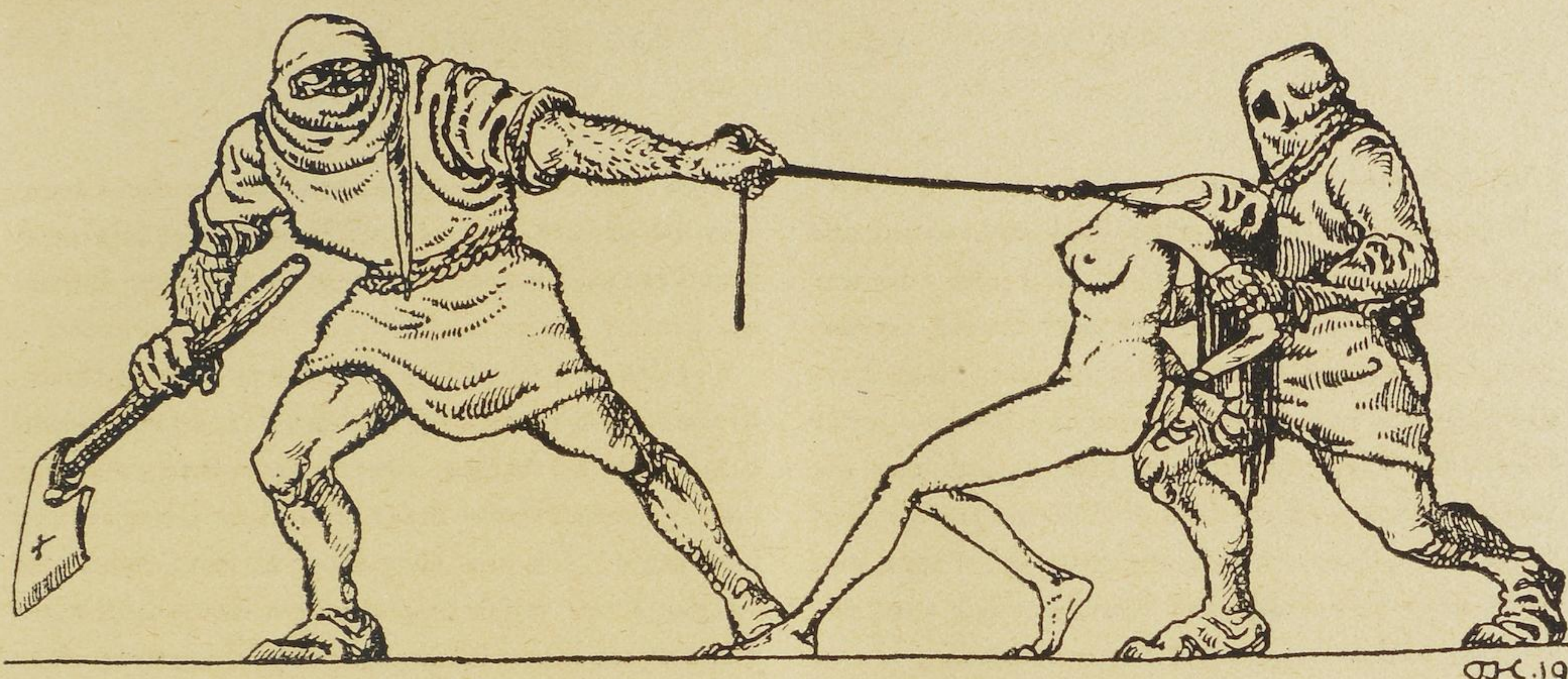
Endlos dem Abgrund hingegeben.
Und spüre, wie es von mir tropft
In diesen Grund, gleich großen Tränen:

Wünsche, Enttäuschung, Hoffnung, Sehnen ..
Und höre kaum noch, daß das Leben
Mahnend in meinem Herzen klopft.

Groß steht die Nacht im Raum und füllt
Ihn dicht mit grauen Schleiern an.
Still ist's. Die Uhr vergaß den Schlag.

Oh, werd ich es ertragen, wenn
Mir morgen wiederum ein Tag
Die Dinge rauh im Licht enthüllt?

Wenn er mich zu den Dingen stößt,
Daß mich ihr Atem niederringt,
Mich, der jetzt glücklich, lichterlöst,
Ins Dunkel greift ... das Dunkel trinkt ...



D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

Beispiel einer merkwürdigen Divinationskraft. Horst erzählt: Folgendes habe ich meinen verewigten Vater öfters erzählen hören: Auf einer ihrer Missionsreisen im Callenbergischen Institute zu Halle zur Bekehrung der Juden sey der Magister Wiedemann mit den anderen Reisenden, der, wie mein sel. Vater ein ordinirter Candidat war, zufälligerweise bis in Mähren gekommen, wo beide für verdächtige, oder gefährliche Leute sey gehalten und eingethürmt worden. (Es war dies gerade in den dreißiger Jahren, wo bei den damaligen religiösen Bewegungen viele sogenannte Mährische Brüder aus Mähren nach Hernnhuth auswanderten, was vielleicht Verdacht auch gegen die Art Missionäre erregt, und Veranlassung zu ihrer Gefangennehmung kann gegeben haben.) Der jüngere Reisende, dessen Namen mir entfallen ist, sey als ein junger Mann darüber ungemein bestürzt gewesen, Wiedemann aber, in dessen Thun und Lassen Alles prophetisch-symbolisch war, habe ihm, ich weiß nicht, ob gesagt, oder befohlen, — denn er stand bei den jüngeren Reisenden in unglaublichem Ansehen! — er solle sofort mit einem Stück Kreide, welches er ihm zu dem Ende überreichte, so viele Striche an die Kerkerthüre machen, bis er ihm sagen würde, es sey genug. Hierauf habe er zu dem jungen Mann gesagt, von diesen Strichen solle er alle Tage Einen auswischen, und am Tage, da er den letzten auswischen

würde, würden sie wieder in Freiheit gesetzt werden. — Als der letzte Strich ausgewischt worden war, war noch kein Anschein zu ihrer Loslassung da. Sie erfolgte aber wirklich noch an demselben Tage. Der Preußische Minister war von der Sache unterrichtet worden, hatte sich der Verhafteten eifrigst angenommen, ihre Unschuld bewiesen und ihre ehrenvolle Loslassung bewirkt.

Diese Begebenheit hatte mein sel. Vater aus dem Munde des zweiten oder dritten Reisenden, der sie selbst erlebt und ihm erzählt hat. Ein solches Vermögen (wie diese wunderbarliche Divinationskraft), welches einzelne Individuen in sich zu haben versichern, oder, daß sie es wirklich haben, in der Erscheinungswelt beweisen, ist ebensogut eine Thatsache, als jede andere Erscheinung, die man einem unverdächtigen Zeugen, der solche als ihm widerfahren erzählt, glauben muß.

★

Ein Teufels-Gespent aus dem Mittelalter. Aus Lores Helinandi in Vincentii Bellovacensis Speculum histor. — Duaci, 1624. Ein solches Teufels-Pferd oder Teufels-Gespent war auch jenes, so ein Köhler einstmals einem Nivernensischen Grafen gezeigt hat. Dieser Köhler war ein Mann, arm vor der Welt, aber reich vor Gott, fromm und gottesfürchtig. Derowegen ging auch der Graf gern mit ihm um. Einstmals als dieser Köhler in

einer Nacht bei seinem Kohlenmeiler, so hell durch die Nacht glühte, munter war, da erschien ein nacktes Weib in vollem Lauf, und hinter ihr ein Reuter auf einem schwarzen Roß mit gezogenem Schwert schnell jagend, um das fliehende Weib zu ereilen. Da sie auf der Flucht um die Kohlengrube umwenden wollte, ward sie von ihm ergriffen, mit dem Schwert durchbohrt, und sank wie todt zu Boden. Jener schleuderte sie darauf ins Feuer, und zog sie wieder hervor, nachdem sie schwarz gebrannt war, und setzte sie vor sich auf das Pferd und jagte also davon. Diese Erscheinung sah der Köhler mehrere Nächte hintereinander. Da er nun nachdenkend und ganz schwermüthig darüber ward, begegnete ihm, wie er in Traurigkeit versunken war, der Graf. Dieser zog ihn beiseite und fragte ihn heimlich, was ihm wäre, mit den Worten: „Hat dich einer beleidigt, so verhehle es mir nicht, ich will dich schon schützen. Bist du in Dürftigkeit, so will ich dir geben, was du bedarfst.“ Darauf antwortete der Köhler: „Ich bedarf nichts, so habe ich mich auch über niemand zu beklagen, aber das und das habe ich schon oftmals gesehen, und das macht mich nachdenkend, und ich möchte, daß du es auch sähest.“ Der Graf antwortete: „Ich will mit dir gehn und diese große Erscheinung sehen.“ Der Graf beichtete darauf alle seine Sünden, verändert seine Kleidung, und geht in der Begleitung des Köhlers im Namen des Herrn in den Wald. Als sie bis Mitternacht gewacht hatten, hörten sie laute Trompetenstöße, und versehen sich am ganzen Leibe mit

dem Zeichen des Kreuzes. Siehe, plötzlich stürzt da wiederum das nackte Weib herbei, wandte auf der Flucht um die Kohlengrube herum, und ward von dem sie verfolgenden Reuter gepackt. Er durchbohrte sie mit dem Schwert und schleuderte sie wie immer darauf ins Feuer. Dann zog er sie heraus, setzte sie vor sich auf das Pferd, und wollte mit ihr fliehen. Da beschwor ihn der Graf im Namen des Herrn zu halten, um zu sagen, wer er wäre, und warum er das thäte. Da blieb jener stehen und sagte: „Ich bin jener Euer Ritter, und diese ist die Frau jenes Edelmannes. Aus Liebe zu mir hat sie ihren Mann umgebracht, um frecher und häufiger meiner Liebe zu genießen. In dieser Stunde sind wir Beide gestorben, nur daß wir, aber zu spät, im Augenblick des Todes selbst Reue empfanden. Jetzt nun leidet sie diese Qual in jeder Nacht von mir erstochen und verbrannt zu werden. Und also groß ist der Schmerz beim Durchbohren mit dem Schwert, daß nie Jemand einen ähnlichen im Tod empfunden hat, und noch viel größer ist er beim Verbrennen.“ Der Graf fragte weiter: „Was ist das für ein Pferd, auf dem Ihr da sitzt!“ — „Es ist ein Teufel,“ antwortete Jener, „der uns mit unaussprechlicher Qual peinigt.“ „Könnte Euch Jemand helfen?“ fragte der Graf weiter? „Ja,“ erwiderte Jener, „wenn Ihr in allen Gemeinden Eurer Grafschaft für Uns beten ließt, und Messen feiern und Psalmen singen.“

„Hiemit verschwand die Erscheinung, das Teufels-Pferd, der Ritter und das Weib.“

Cz.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Das Hessenbuch, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg 1919. Diese kleine Sammlung von Arbeiten junger, hessischer Dichter verdient es in der Tat, über den engen Bereich des Hessenlandes hinaus bekannt zu werden. Nicht nur deshalb, weil jedes Buch, das engerer Heimatkunst gewidmet ist, an und für sich sympathisch und voll tiefer Innigkeit ist, sondern auch deswegen, weil es ganz köstliche kleine Arbeiten von Autoren enthält, die in dem gewaltigen deutschen Literaturkreis nicht oder nur wenig bekannt sind, die es aber verdienen würden, daß ihnen warme Freunde entstehen. Dora Barnas „Die Sonate der ewigen Sehnsucht“ sagt uns, daß hinter dieser Novelle eine Dichterin von warmem, innigem Temperament steht, die ihre Novellen mit ihrem Herzblut schreibt. Will Schellers Begabung zum Grausig-Phantastischen schuf eine Novelle „Die Schlange“ voll tiefster Eindringlichkeit. Alles in allem eine Sammlung, die man aus Überzeugung empfehlen kann, und die gewiß ihre

Freunde und Käufer finden wird. Eins freilich möchten wir dem Verlage nahelegen, die nächste Ausgabe des Hessenbuches in ein ansprechenderes Gewand zu kleiden. Der Inhalt wäre es wahrlich wert.

K-r.

Walther Maczewski; Das Geheimnis, Phantastische Geschichten, Verlag L. Heege, Schweidnitz 1919, Kart. M. 12, in Leinen M. 30. Vor mir liegt die auf Japan gedruckte Ausgabe. Trotzdem habe ich das Buch gelesen, es ist gar nicht schlecht, Einzelnes, wie die „Gestorbenen Wünsche“ ist durchaus gelungen. Aber ich frage: „Wozu bloß das Japanpapier?“ Dazu ist bei allen Vorzügen dieser zum Teil feinen Erzählungen doch wirklich kein Grund.

Birnitz.

Ferdinand Kürnberger; Das Schloß der Frevel, Roman. Georg Müller, München 1914. Wenn man zu Anfang dieser kurzen Würdigung betont, daß Kürnberger, dieser gottbegnadete Stilist und Dichter, ein Österreicher war, so wird man es leichter verstehen, daß

„Das Schloß der Frevel“, das in seiner vierten und endgültigen Fassung im August des Jahres 1876 beendet war, erst im Jahre 1902, und auch da verstümmelt, erschien. Es ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte des deutschen Verlages, daß er Kürnbergers genialische Begabung, seine vornehme und kultivierte Kunst verkannte. Selten schrieb ein deutscher Schriftsteller einen so erlesenen Stil, ein so ausgezeichnetes Deutsch. Dazu kommt die Vornehmheit des Menschen, der hinter diesen Werken steht, eine Eigenschaft, die er seinem Volke verdankt, dem er entsprossen ist, und dieser unerhört hochgezüchteten Kultur, die einer Tradition von Jahrhunderten ihren Glanz verdankt, einer Geistes- und Lebenskultur, die Spengler in seiner Broschüre „Preußentum und Sozialismus“ so geistreich als „habsburgischen Gedanken“ bezeichnet. Alle Personen, Landschaften und Handlungen dieses Romanes glühen in der Farbenpracht italischer Sonne, sind von einer Wahrheit und Schönheit zugleich, denen gegenüber die ganze Erbärmlichkeit all der ungezählten Machwerke offenbar wird, die aus einer falschen Sentimentalität und der läppischen Nachäffung goethischer Italien-Sehnsucht entstanden sind. Daß dieses Werk trotzdem von großen deutschen Verlagen abgelehnt, von der Staatsanwaltschaft verboten wurde, erklärt sich nur aus dieser kleinstädtischen Eigenschaft deutschen Empfindens, das „Erotik“ kurzerhand

mit „Schweinerei“ übersetzt und Muckertum und Nuditätenschnüfflerei für Reinheit und keusches Empfinden hält. Zur Warnung sei es aber gesagt, daß wer dieses Buch deshalb kauft, weil wir es im gewissen Sinne erotisch nannten und weil es vor vielen Jahren von der Staatsanwaltschaft verboten war, der kommt nicht auf seine Rechnung, denn ein so hohes, vornehmes Kunstwerk wie dieses, kann wohl in glühendster Sinnlichkeit leuchten, aber es wird niemals zur Zote. Cz.

Eingesandte Bücher.

Walter von Molo. Wallfahrer zur lieben Frau. Ein kleiner Roman. Albert Langen. München.
Arbeit, Liebe, Religion, prophetisches Manifest. Der weiße Ritter-Verlag, Regensburg 1920.
Karl Lemke. Heinrich Mann und sein Werk, eine Würdigung. G. Kemsies, Königsberg in Pr.
Bruno Schöntank. Sonniges Land, Kindergedichte. Paul Cassirer, Berlin 1920.
Ruth Margarete Roellig. Liane, eine wunderbare Geschichte. Im Verlag Eisleben.
Die Spinne. Blätter für intime Kunst. Spinner-Verlag, Hamburg 1919.

AN UNSERE LESER!

Die weiteren Preissteigerungen aller Herstellungskosten zwingen uns, den Bezugspreis abermals zu erhöhen. Ab 1. April kostet

*das Einzelheft direkt vom Verlag . . . M. 2.—
bei direkter Zusendung vom Verlag „ 2.10
vierteljährlich „ 10.—
bei direkter Zusendung vom Verlag „ 10.60
zuzüglich 10 Prozent Sortimenter-Zuschlag.*

DER ORCHIDEENGARTEN
SCHRIFTFÜHRUNG UND VERLAG.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete E. Plaichinger-Coltelli, die Leiste zum Treibhaus Paul Humpoletz.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München. Herausgeber und verantwortl. Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII. Hietzinger Hauptstr. 15, Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

Alter deutscher
Weinbrand

Asbach „Uralt“

Rüdesheim
am Rhein

Der „neue“ !! Christus !!

Darüber redete Hanna Vogt-Büsch am 8. Mai 1/8 Uhr abends im Steinicke-Saal, Adalbertstr. 15, anstatt über Schiller, wie ursprünglich von ihr angezeigt! Meine öfteren Ansprachen bei der „Gnoss“, bei Maria Holmar-Dertel und bei Hanna Vogt, besonders aber der Inhalt meiner Flugzettel veranlaßten Letztere Mir in einem langen Briefe ihre entschiedene Segnerschaft zu erklären, weshalb sie gelegentlich ihres Vortrages vom 21. April über Astrologie für den kommenden Samstag obiges Thema statt Schiller bestimmte, nachdem Ich ihr abends entgegentrat! Als loyale Segnerin bot sie für obigen Abend eine halbe Stunde Zeit an, damit Ich meine Ansprüche begründe, da ihr meine Sprache schrankenlos, maßlos, überhebend scheint und ihr Widerspruch durch mein Kühnes, verwegenes, dreistes

Ich Bin

herausgefordert wurde! Frau Vogt wird oder will am 8. ds. Mts. beweisen, daß Ich nicht der

„neue“ Christus Bin

und meine Ansprüche berechtigten Widerspruch heischen. — Ob Ich Bin der Ich Bin, das wird der Ausgang dieses Zweikampfes lehren! Auf alle Fälle gebührt Frau Vogt mein öffentlicher Dank für ihren loyalen, aufrichtigen Sinn, da sie nicht nur ihre Segnerschaft am 8. ds. Mts. begründen wollte, sondern Mir ihre Gattfreundschaft mutig anbot, um auch in München meine Wahrheit auszusprechen, was bis jetzt unmöglich war, weil schon letztes Jahr die Ankündigung meiner Stuttgarter Reden auf den Plakatsäulen Münchens polizeilich verboten war und auch Mir die Erlaubnis, in München zu reden, seitens der Polizei bisher nicht bewilligt werden konnte, aus Mißverständnis der einfachen, guten, wahren und menschheitsrettenden Wahrheit, die Ich unserer armen G. schlecht, dieser bösen Art, bringe! Freimachen will Ich Alle! — Ueber meine allererste Rede in Deutschland im Siegle-Haus, Stuttgart schrieb das „Stuttgarter Neue Tagblatt“ am 6. Juni 1919 wie folgt:

Vortrag Haeuser im Siegle-Haus. Die Art der Ankündigung dieser Vorträge ließ wenig Gutes erwarten, umso mehr war man deswegen erstaunt, einen Menschen sprechen zu hören, dem es offensichtlich auf nichts weniger als auf äußeren Erfolg ankommt. Haeuser ist wohl einer jener Menschen, die in sich den Weg zum Geiste gefunden haben, und den die Not unserer Zeit dazu zwingt, zu reden und ihr Innerstes zu offenbaren. Das ist bei ihm der unerbittbare Glaube an das Gute im Menschen, das zuletzt doch den Sieg davontragen wird. Der Weg dazu ist das Leiden, durch das wir hindurch müssen, ist die Wahrheit, zu der wir uns bekennen müssen, ist die christliche Lehre in ihrer ursprünglichen Form, die jeder einzelne in sich zur Tat werden lassen muß. An der Spitze der Völker müssen Menschen stehen, denen die Macht nichts und der Geist alles ist, Vorbilder für die anderen Menschen. — Der Vortragende sprach über den Sozialismus in seinen verschiedenen Formen, über die politischen Vorgänge und über vieles andere, was heute die Menschen bewegt. In der Art, wie er sich zu allen diesen Fragen stellte, gab sich sein von hohem Idealismus getragener Glaube kund, der auf die Hörer sichtlich mitreißend wirkte. Dazu trug seine bildhafte, kernige schwäbische Art zu sprechen, nicht unwesentlich bei. Man gewann den Eindruck von einem Menschen, dem es heiliger Ernst um seine Sache ist und der sich dieser Sache bis zum äußersten mit aller Leidenschaft seiner Seele hingibt. Darum erntete er auch bei den zahlreich erschienenen Zuhörern vielen Beifall.

Daraus geht klar hervor, daß Ich nichts Unrechtes will, sondern nur die letzte

Ur-Wahrheit

und die tut in dieser Zeit der Noth! — Eins ist not! Die Wahrheit! Sie allein tut not! Sie allein rettet aus geistigem Untergang! — Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, nur die Wahrheit wird Euch freimachen. — Euer Aller Freund

Haus der Haeusser München
Ich rede in der Tonhalle München
am 21., 23., 24. Mai, 7 Uhr
Eintritt M. 2.50, Reservierter Platz M. 5.—.

Frauen-Artikel

elf. bew., bill. Drucks. kostenl.
O 251 Orchid.-G., Leopoldstr. 3

Blendend schön

ird jeder Teint, sammetweich,
rt und blühend nach unserer
preisgekrönten

Pariser Hautereme

Direkt Wunder wirkend.
ichse M. 6.50, gegen Nach-
nahme M. 7.— nur bei

A. FLEISCHER
fabrik feiner Parfümerien
KÖNIGSBERG i. Pr.
Knochenstraße 57. [196]



Europäische und exotische
Akphotographien
Probensendung von M. 5.— an
(Nachnahme). — Standangabe erwünscht.
Postfach 2. Hamburg 31

Auch Ihre Anzeige wird solchen
Erfolg haben!



Titl. Dreiländer-Verlag, München Leopoldstr. 3

Von meinem Postscheckkonto überwies ich heute dem Jhrigen Nr. 16472 /München/ den Betrag von M. 43.20 zum gefl. Ausgleich Ihres Schreiben vom 3.ds. Mts. Nehmen Sie also, bitte, die unterm. 1. 3. übersandte Anzeige 4x im "Orchideengarten" auf. Ich war mit der bisherigen Insertion sehr zufrieden. Alteingeführte Zeitschriften hatten keinen bessern Erfolg!

Für gefl. Belegblatt wäre ich Ihnen dankbar.

Hochachtend!

Wolfach, 8. III. 20

Frankfurter Theater-, Film- u. Varieté-Zeitung

VERLAG: FRANKFURT a. M. · TÖNGESGASSE 40

Einzige mit reichem Bildmaterial versehene Halbmonats-Zeitschrift
über Theater-, Film- und Varieté-

Fragen. Preis pro

Quartal M. 6.—

Probenummer

M. 1.—

IM SERAIL!

Mappe mit 12 farb. Kunstkarten aus
d. Haremsleben, franko Nachn., geschl. Brief,
M. 6.—. Karl H. Dettelsen, Kiel.

Pariser Bilder und Bücher!

Mustersendg. v. M. 5.— bis M. 100.—.
Alois Kral, Verlag, Brühl 1. Postfach 32
(Mähren). Postscheckk. Berlin 62814

Chirurgische Artikel

wie

Duschen

Klysos

Glyzerin-Spritzen

Kautschuk-

Pfeifenspitzen

Füllfederhalter

Petschafte

liefert die

Hartgummi-Industrie

Wilhelm Frings

Hamburg 11

Postschloßfach 12

Bildende Kunst

Kunst in Handwerk, Handel und Industrie

Theater

Musik

Bücher

sprechen in Hinweisen und Betrachtungen aus der Monatschrift

DAS HOHE UFER

HERAUSGEBER: HANS KAISER

Einzelheft M. 1.30

///

Halbjährl. M. 7.—

LUDWIG EY VERLAG HANNOVER



Zoologischer Garten

Tierpark Hellabrunn

Geöffnet v. morgens 9—8 Uhr abends

Wir bitten bei Bestellungen auf den „Orchideengarten“ Bezug zu nehmen!

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE
BLÄTTER



R I T T E R

DREIANDERVERLAG MÜNCHEN HEFT 9 PREIS 2 = M

INHALT Walter Heinrich: Der rasende Leichnam / Aus „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier“ 1785: Getäuschte Erwartung / E. T. A. Hoffmann: Neueste Schicksale eines abenteuerlichen Mannes / Nicolas de Troyes: Ein Jüngferlein und drei Gesellen / Das Treibhaus / Phant. Bücher.



Europäische und exotische
Aktphotographien
Probensendung von M. 5.- an
(Nachnahme). — Standangabe erwünscht.
Postfach 2. Hamburg 31

Kostenfrei!

Prosp. über phant. Romane
● Psychische Forschung ●
● Geheimwissenschaften ●
Seelenkultur

Verlagsbuchhandlung MAX ALTMANN, Leipzig.

Pariser Bilder und Bücher!
Mustersendg. v. M. 5.- bis M. 100.-.
Alois Kral, Verlag, Brühl 1. Postfach 32
(Mähren) Postscheckk. Berlin 62814

Schriftsteller!

Moderner Buchverlag
sucht noch einige Bei-
träge für lyrische
Anthologie.

Gefl. Offerten mit Rückporto unter
„Lyra“ a. d. „Orchideengarten“ erb.

Soeben erschien:
Auf Tod und Leben
Neue Nov. v. Anders Hjarmsteadt.
Titelzeichnung u. ganzs. Bildbe-
gabe von R. Wernicke
Diese Novellen atmen heisse
Leidenschaft u. dramat. Kraft!
Kart. M. 5.-, Voreinsendg. od. Nachn.
Ferd. Acker Verlag, Wolfach, Baden 7
Postscheckk. 13319 Amt Karlsruhe. B.

IM SERAIL!

Mappe mit 12 farb. Kunstkarten aus
d. Haremsleben, franko Nachn., geschl. Brief.
M. 6.-. Karl H. Dettlensen, Kiel.

Wiederverkäuf. erhält. hohen Rabatt

FRAUEN

bei Störungen wirk. uns.
Margonaltropfen mit Er-
folg. Garantieschein.
Stärke I M. 5.50, Stärke II
M. 7.50, extra stark M. 14.-
Margonal, Berlin SW 29.



Galante Literatur
Neues Verzeichnis unterhaltender
und schöner Bücher der Liebe und
Freude gab soeben aus
Willy Schindler, Be lin-Tempe. hof 15

Nicht nur ich sondern auch Sie

haben Bedarf an Schutzmitteln
geg. Ansteckung u. Artikeln für
die Gesundheitspflege. Aufklär.
Schriften geg. M. 1.- für Porto
und Drucksachen.

Gebrüder Grimm

Ulm a. D. N

Hyg. med. Präp. Gummiwaren.

Antiquare, Sammler!

Suche zu kaufen:

Dr. Benno Diederich:
Von Gespensterges-
chichten (b. Schmidt &
Spring, Leipzig 1903)

Magicon, herausgegeben
von Justinus Kerner (voll-
ständig oder in Einzelbänden)

Angebote: Unter „Ingenieur V“
a. d. Expedit. d. „Orchideengarten“

Geheimrat Professor Dr. Czerny: „Setze nicht mehr.
Kinder in die Welt, als Du gut erziehen und ernähren kannst“
(Aus dem hygienisch. Testament des großen Heidelberger Chirurgen).

Es werde Licht!

■ „Mutterschutz“ ■
Sicher, bequem, ärztl. glänzend
begutachtet, seit Jahren bewährt.

36 Tabletten M. 18.-.

„Patentex“ Komplet M. 20.-,
Ersatztube M. 18.-.

Bücher, die zu lesen sich lohnt:

Hypnot. Unterrichtsbriefe. Ein interessanter Leitfaden,
der die gesamte Technik der Hypn. in 10 Stunden lehrt M. 10 60

Die Kunst der sexuellen Lebensführung vor der Ehe.
In freimütiger Weise, wie der Freund zum Freunde,
bespricht der Autor die intimsten Fragen des Geschlechts-
lebens mit dem Leser. Nichts bleibt unerörtert „ 5.50

Du so Ist Mann sein! Ein Buch des Lebens und der
Liebe „ 10.-

Ein Blick ins Innere des menschlichen Körpers. Zwei
anatom. Modelle, zerlegbar, mit Beschreibung und Dar-
stellung des Geschlechtssystems „ 8.20

Was muß der Mann vor der Ehe von der Ehe wissen? „ 7.60

Was müssen junge Mädchen vor der Ehe wissen? „ 9.40

Diese sechs Bücher zusammen bezogen M. 46 — frk., Nachn. extra.

Otto Grothe, Neukölln O.G. 39, Leykestr. 18 II

Wiederverkäufer, Damen und Herren mit
großem Bekanntenkreis hoher Verdienst.

BITTE LESEN, AUFBEWAHREN, BESTELLEN.

Andreas Latzko

Der Roman des Herrn Cordé

Geh M. 6.—, geb. M. 8.50 zuzügl. 50% Teuerungszuschlag

In seiner vornehmen Ausstattung stellt dieses Buch
eine für die Zeit außergewöhnliche Leistung dar.

Das Buch der Frau voll feinfühligem Verstehens, voll Ironie
und Innigkeit, voll reiner Liebe und schwüler Leidenschaft-
lichkeit, dieses sensationelle Schuld- und Weißbuch war im
Zeitalter des psychologischen Menschen bisher noch nicht ge-
schrieben worden. Es mußte einer kommen, dessen Worte
Hammerschlag der Empörung und Anklage sind, einer, der die
Rechtssache der Frau dort vertritt, wo sie am furchtbarsten
getreten und vergewaltigt ist. Und es mußte zugleich einer
sein, dessen Liebe noch steilaufstoßende Flamme ist, einer, der
aus der Sehnsucht von Mann und Frau die Verklärung, aus
der Unzerstörbarkeit des Lebens die Versöhnung ankündigt,
indes seine Hände Bilder der Verzweiflung in den Horizont
einer zu innerst angekränkelten Zeit hineinbauen. Nur ein
ganz großer Dichter und begnadeter Epiker wie Latzko konnte
diese Aufgabe lösen, denn sie erfordert das höchste Maß kon-
kreter Schauung und belebter Form.

Dreiländerverlag / München

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2.— / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und durch
alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 1.60 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe
untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTER-
REICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Ein-
sendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden
nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Neuntes Heft

DER RASENDE LEICHNAM

Von Walter Heinrich. (Mit 3 Zeichnungen von Josef F. Huber)

PIETOR Meckschero hatte den Abend bei seinen Freunden verbracht und verließ in später Nacht Erebos Wohnung. Er ging zu Fuß in die Vorstadt hinaus, bog links in die Schluchten schwarzer Seitengassen und wandte sich dem Viertel zu, das hinter dem Bahnhof voller Güterschuppen, Speditions- und Lagerhäuser, Gleisanlagen und Eisenbahnbrücken schlief.

Pietor sah die großen, runden Sonnen lautloser Bogenlampen hinzurollen, sich entgegenschweben den fernen Gleisanlagen. Beim Näherkommen erkannte er das blitzende Silbernetz zischender Gleise. Scharf zuckten sie durch das nächtliche Schwarz. Dumpf hockten lange Ungeheuer in den glitzernden Netzen: lauernde Riesenschlangen finsterer Wagenzüge.

Gähnend stürzten sich darüber, zierlich balancierend, stählerne Brücken. Pietor stürmte auf die dritte zu. Sie schloß an die Violettestraße an, die ihn direkt nach seinem Hause führte.

Er schlug seinen Kragen auf. Tückischer Wind stieß über die Gleise. Fern schrie eine Lokomotive, sumnte leise rhythmisches Rädergedröhn nahenden Eilzugs.

Da begannen in der mächtigen Wölbung die goldenen Bogenlampen wilden Tanz, kreiselten in lohenden Spiralen, spien tolle Fontänen in das Unabsehbare. Die Gleisnetze schmolzen zu breiter Silberfläche schimmernden Sees. Phantastische Nacht mit tausend Feuerwerk erbrach sich vor Pietors Augen. Hastig klirrte der Eilzug näher.

Pietor erreichte die Brücke und warf sich erschrocken an das Geländer. Er fühlte, daß unbezähmbare Ströme sich auftaten und schreiend nach Befreiung drängten. Schwindelnd beugte er sich über Bord und schleuderte Erleichterung in die Tiefe der blitzenden Fläche. Strauchelte einige Schritte, fest an das Geländer gekrallt.

Brücken, Häuser, Gleise, Züge, Lampen sprangen rapiden Tanz. Deutlich fühlte Pietor, daß etwas aufstand in ihm, das Tage in ihm gelauert hatte. Er hatte die Stunde mit Angst erwartet. Er spürte ein krampfhaftes Schlagen am Halse. Er griff nach dem Genick: in dem Augenblick schoß fader Geschmack auf die Zunge. Pietor griff zum Mund, tastete klebrige Masse. Dick sickerte Blut. Geller Schrei zerschnitt jäh die helle Kuppel. Dumpf zitterte das Geländer unter dem zuckenden Leib. Schauriger Weltuntergang mit brennenden Kometen, Sonnen, pfeilenden Sternen brach herein — — — — —

Schräg ringelte sich Pietor am Geländer auf.

Da stürzte der Eilzug donnernd durch die Brücke, daß leise das stählerne Gerüst zitterte.

Dumpf schlug eine Masse auf eines Wagens Dach und wurde mitgerissen nach dem lauernen Horizont.

— — — — —
In der Station Segestan fand ein Bremser auf dem Dach des dritten Wagens einen Toten. Er rannte zum Zugführer. Der war ein Mann mit grüner Hundeschнауze und stachligem Schnurrbart. Er grunzte: „Verflucht!“ und packte den Bremser am Rockkragen.

„Halt's Maul, Kerl. Wir haben Stunk mit der Direktion. Geh mit Mitschko hinauf und schmeiß das Luder drüben auf der Brücke runter.“

Als nach drei Minuten der Eilzug ausfuhr und im ersten Ansturm die dünne, lange Brücke, die graziös über dem breiten Stromspiegel wippte, überquerte, klatschten die beiden Bremser den Toten mit kurzem Schwung hinunter ins Wasser, kletterten dann flink herab, schlichen auf den Trittbrettern die Wagen entlang und schlüpfen am Ende des Zuges in ihr Coupé.

Der Leichnam drehte sich gurgelnd im Ring und sank langsam, von der Strömung fortgetragen, unter.

Nach einigen Tagen — es war silberne Mondnacht — stieg er wieder langsam an die Oberfläche empor und schwamm in tragem Tempo stromab.

Transzendente Gemüter glauben, daß sie nach ihrem Tode, wenn unter kirchlichem Segen ihre irdische Hülle der Erde übergeben oder in stinkender Flamme einsamen Krematoriums verbrannt ist, zu einer Zeit wieder auferstehen und fortleben irgendwo, irgendwann, irgendwie . . . Manche sind so verliebt in ihren irdischen Leib, daß sie unmöglich sich eine Wiederkehr denken können, die nicht in diesem Gewande vor sich ginge.

Vielleicht ahnen diese Hirne etwas Richtiges, vielleicht haben sie überhaupt recht. Ich kann es hier nicht entscheiden. Nur das stelle ich fest: Pietor Meckschero hatte solch ein Hirn hüpfen gehabt im Schädel, das da hoffte, dereinst als schneeweißes Engelein mit mächtigen silbernen Flügeln im Weltall herumtoben zu dürfen. Und dann war er eines Tages verschwunden. Seine Freunde alarmierten Polizei und alle Behörden. Man suchte im ganzen Land. Pietor Meckschero fand man nicht. Er schleppte langsam im großen Strom am sandigen Grunde fort, viele Tage, bis er eines Nachts wieder auftauchte und wie ein dunkler Lastkahn langsam auf dem Wasser fortschwamm. Sein Leichnam hatte da einige Zeit unter der Menschen Füße geruht. Aber dann war der Tag seiner Auferstehung gekommen (silberne Mondnacht), und es war kein schneeweißer Engel, der

lautlos auf dem zähen Wasser trieb: eine aufgeschwemmte, grüne, scheußlich geblähte Wasserleiche.

Sie lag eingebettet in das schleimige Wasser. Es war dickzäh wie geschmolzenes Blei. Wasser sei eine dünne, leicht irritable Flüssigkeit, behaupten Sie?

Vielleicht für Sie, für sogenannte lebende Menschen. Aber wissen Sie denn, was es in toten Menschen, in aufgedunsenen Leichnamen für Empfindungen erweckt? Sie können nicht behaupten, daß Leichen gleiche Empfindungen von ihrer Umwelt hätten wie Lebende. Daß Ärzte und Psychologen Mord und Zeter schreien und klar zu beweisen sich anheischig machen, daß Tote keine Empfindungen mehr besitzen, geht mich nichts an. Sie behaupten einfach, Leichen wären aller Empfindungen, darum auch Gefühle und Willensakte bar. Sie geben auch vor, es beweisen zu können. Aber was sie da beweisen, stimmt zwar für die Funktion des Nervensystems, aber wer steht dafür ein, daß Leichname nicht ein Empfindungs- und damit Seelenleben besitzen, das sich auf Prozessen in Verwesungs- und Zerfallsstoffen aufbaut?

Wenn ich in die geschwollene Masse breiten Stromes oder Sees blicke, so weiß ich bestimmt, daß das eine dick-zähe Materie ist, in die einzudringen und in der fortzukommen unsagbar heißes Bemühen kostete. Und ich weiß — erschreckend — bestimmt (deutliches Gesicht zukünftigen Eintritts), daß tote Körper diese Empfindung haben, sobald sie mit diesem Element in Berührung kommen. Ich fühle dies so deutlich, weiß das so gewiß —: daß kein Zweifel mir die Wahrheit dieser Tatsache umstößt.

Der Leichnam trieb langsam stromab. Wasser war zu allen Körperöffnungen eingetreten und hatte den Leib maßlos aufgetrieben. Der Kopf war ein fatter Ballon, mit gräßlicher Fratze bemalt: grünblau und schwarz alles Fleisch. Die Kleider waren gesprengt, zerfetzt. Hingen in dünnen Fäden von den geblähten Gliedern. Dicker Gasometer stand der Bauch voll ekler Dünste auf dem Wasser. Lugte aus der blanken Fläche wie runder Nilferdkopf. Ganz grün. Dahinter schwamm der große Schädel mit langen Strähnen dünner Haarschöpfe. Arme und Beine fuhren an dem Koloß wie großen Ozeandampfers Beiboote.



W. Wellenstein / Ruine

Aus dem schwarzen Schlund, der am lebenden Pietor Meckschero Mund gewesen war, stand entsetzlicher Aashauch, der wie lange Rauchfahne steif nachzog: alle Fische erbrachen sich vor Angst.

Bleizäh rutschte der Strom zwischen den flachen Ufern fort. Eingeschmolzen der aufgedunsene Leichnam. Durch schwarze Brücken schob die bleierne Masse breite Löcher.

Ein Ungeheuer hatte die Luft aufgesogen: kalte Stille hockte an Ufern, auf Brücken, über dem trägen Wasser. Es gab keinen Laut.

Die Augen der Leiche waren aus dem Schädel gesprungen und lagen neben ihr stier auf der Bleidecke.

Als die Fahrt durch eine finstere Brücke ging (rings stauten sich pralle Mauern schlafender Großstadt, spitze Türme, spießend zartjunge Sterne), spuckte einer auf den prallen Gasometer. Er schwoll immer beängstigender.

Der Aashauch stand giftig über dem zerfressenen Mund. Quoll immer dicker heraus. Hinein sickerte Ersatz, schwarze Nacht. Mehr und mehr.

Die Stadt baute sich breiter umher. Aber nirgends brannten Lichter in den Fenstern. Immer häufiger kippten Brücken über den Strom. Sie brachen fast vor stummer Last schwarzen Menschengewimmels.

Das flüssige Blei schabte knirschend an den Kaimauern. Kroch immer höher. Alle Menschen auf den Brücken starrten bleich auf das steigende Wasser. Breit der gedunsene Leichnam darauf. Nacht quoll in breiten Strömen durch den Mund.

Die Ufer begannen überzutreten. Ungeheuer sahen die Menschen in der Nacht den schwarzen Koloß antreiben. Sie schrien entsetzt: Rettet euch! Überschwemmung!

Sie schrien gellend, alle Häuser bogen sich irr vor Angst. Die Brücken schrien.

Da hing die Leiche an einem Brückenbogen fest: zu klein der Bogen. Quoll fort und fort. Stetig drückte die Bleimasse des Stroms. Ha! — donnernd riß die Brücke auseinander. Alle Menschen fielen in das zähe Blei, krepiereten.

Die Türme drehten ihre Hälse empor, rollten ihre roten Uhraugen wie Feuerfrösche und brüllten mit dumpfen Glocken. Alle Menschen ertranken.

Die zerrissene Brücke war die letzte der Stadt. Dann rutschte der Koloß wieder frei zwischen wiesigen Ufern. Hätte er spielend die Arme nach rechts und links geworfen, so hätte er alle Bäume, die an den Ufern Parade standen, pflücken können zu gigantischem Strauß.

Er tat es nicht, sondern tastete um sich und suchte seine Augen, die ihm aus dem Schädel gesprungen und auf das Blei gefallen waren. Er fand sie schnell wieder und drückte sie grunzend in die Höhlen.

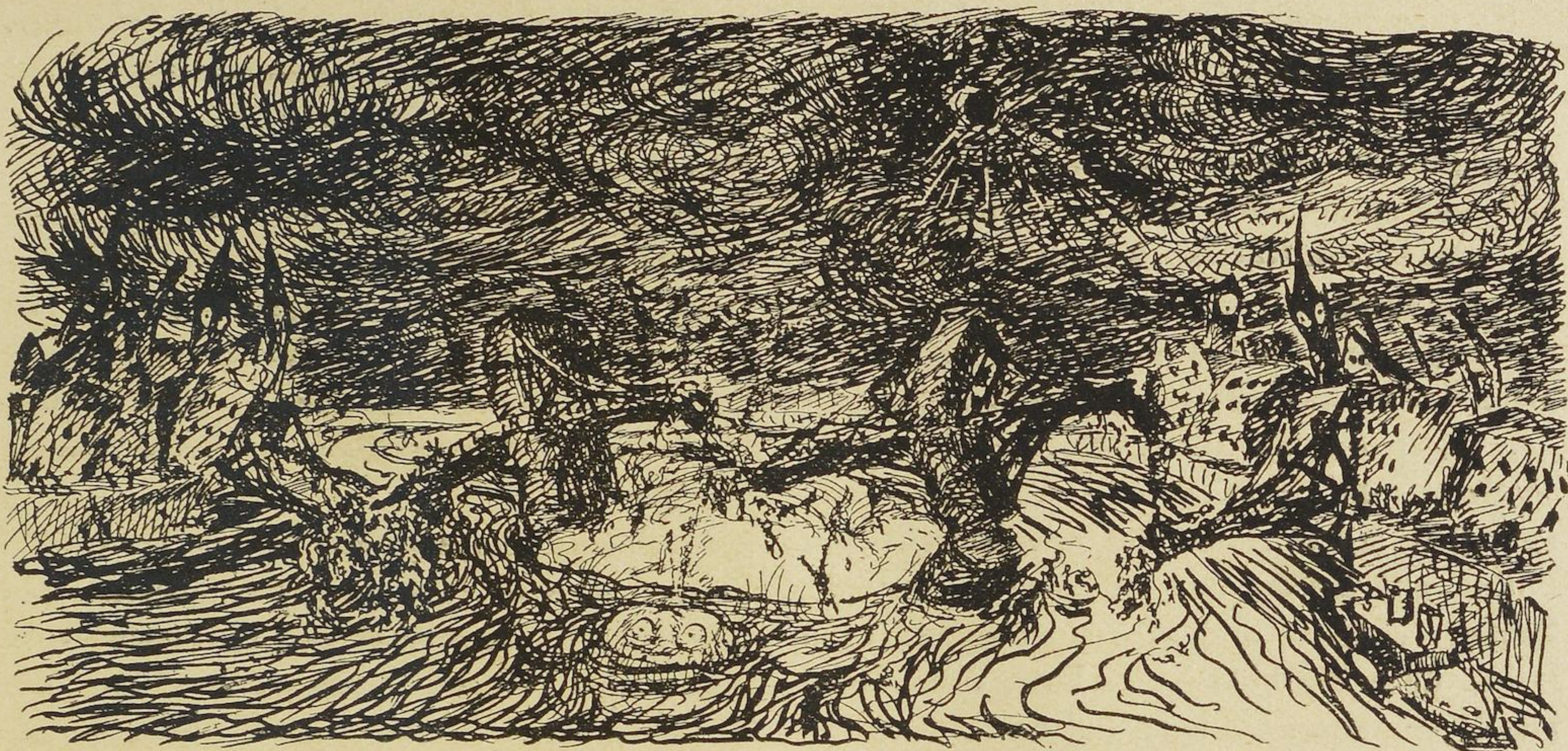
An einer scharfen Strombiegung hatte das Quellen und Schwellen des Leichnams solche Dimensionen angenommen, daß er sich zwischen den Ufern klemmte und hängen blieb, daß die Bleimassen unter ihm fortzogen. Doch sah er oben über sich die silberne Mondkugel stehn und herabhängen von ihr silberne Taue, die auf der glatten Bleidecke schleiften. Er griff langsam nach ihnen, erhaschte zwei und begann prustend zu ziehen. Mit aller Kraft, daß der Mond herabzustürzen drohte. Der Leichnam zerrte und zog, riß sich aus Leibeskräften aus dem zähen Blei. Bis er aufrecht stand.

Doch er mußte sich bücken; denn er stieß an den Himmel, und seine Schultern wischten Millionen Sterne von dem schwarzen Tuch. Sie fielen ins Wasser und schwammen zwischen den Ertrunkenen. Die Mondtaue baumelten weiter über dem Strom.

Der Leichnam aber stand ungeheuer an dem Ufer und begann langsam, gebückt, landeinwärts zu stampfen. Tief sanken seine Füße bis an die Knöchel ein.

Die wenigsten haben ein Organ dafür, wahrzunehmen, wie erschreckend individuell der Mosaikleib einer Stadt zu fühlen vermag. Wie er atmend, lachend und weinend wie ein mächtiges Tier auf dem Land liegt. Es gibt Tiere, die sich in Todesangst totstellen, besinnungslos am Boden liegen (also stellen sie sich nicht, als ob, sondern die Angst reißt ihnen jäh die Besinnung aus dem Hirn).

Die harten, ungeheuer amöbenartigen Stadttiere liegen immer starr auf dem Land, unbeweglich, nur ihr Blut kreist fort in ihren Straßenadern. Und oft stockt auch das urplötzlich, und die Städte liegen tot, verreckte Kadaver: irgendeine Angst sitzt in ihrem Nacken.



Da eines Tages großer Markt in Basimo sein sollte und also rauschendes Leben auf allen Straßen und Plätzen, in allen Hallen, Läden und Kontoren hätte toben müssen, stockte vielmehr Blut und Atem des gewaltigen Tieres, und weißes Schweigen maßloser Angst saß auf allen Kaminen der Häuser und Türmen der Kirchen. Kein Mensch war auf der Straße, kein Tier, kein Wagen schwebte über dem Asphalt. Kein Laut brach sich an Häuserwänden. Fabriken schliefen und aller Verkehr. Fenster glotzten starr wie erfrorene Teiche. Die Uhren in Basimo blieben stehen, keine Glocken schlugen mehr. Kein Brunnen wollte rauschen. Und keine Wolke stand über der Stadt.

Nur in einem Hause in Basimo wagte man leise zu flüstern: im Rathaus saßen Bürgermeister und Stadträte beieinander mit gelben, verzerrten Gesichtern, nassen Haarsträhnen, völlig durchweichenden Kragen und durchschwitzten Kleidern. Jeder fürchtete im nächsten Augenblick in Krämpfe zu fallen oder reif fürs Irrenhaus zu werden. (Zwölf Kollegen hatte man schon hinaustragen müssen.) Schwarzhohle Trichter standen die Mäuler im Kreis; alle fürchteten des anderen Augen auf den Tisch hüpfen zu sehen. Zuweilen brachte es einer über sich, einen Schnaufer zu wagen. Ein Bürgermeister röchelte dünnes Wort wie verrostete Säge.

„Bald er — muß — kom — — — men — — —.

Es — — — — geht — — — dr — drei — —
Glock — — — — Tele — graph — — ge-
meldet — — ihn — — — — — für drei

Uhr — — — — fünf — fü — — z — z — — —
Meine Herren — — — —! Soll — — ich
weiß — — wie — — — wollen — — — —??
Es muß! — — — Aber können Sie mir — — —.
Unmöglich ist — — — —. Er wird — — in
Heräbil — — hat er — hat er — sie melde-
ten — kein Stein — — mehr steht — — kein
Mensch — —. Stößt jäh — — um —!
Krallt — — — —. Grün, alles — grün!!

Warum? — oh — oh —. Vielleicht
hilft — — Gott — —!!!!“

Zwei Ratsherren stürzten in zuckenden Krämpfen von den Stühlen; man ließ sie liegen, denn:

Plötzlich rollte fernes Geschützfeuer durch das Schweigen. Brach ab. Sprang jäh wieder auf. Gellender Schrei zuckte wild in der Ferne.

Prasselnd stürzte ein weiteres Dutzend Stühle mit Ratsherren zu Boden: Schaum vor den gelben Lippen. Drei Bürgermeister schnellten behend mit den Schädeln gegen die Marmorwände des Saales und blieben zerschmettert liegen. Der Oberbürgermeister und weitere sieben Ratsherren hüpfen lallend um den Tisch und krächten: „O Bisebaum, o Bisebaum, wie klebt dein Bein am Besen . . .“ Zwei wurden noch drei Nuancen blässer (ins Grünliche). Sie rann-ten nach den Portieren, rissen die seidenen Schnüre ab, warfen sie um die Kronleuchter und hingen sich auf.

Das Dröhnen näherte sich von der Peripherie dem Zentrum der Stadt.

Hoch durch das Häusermeer wälzte sich der massige Leib, der dem Strom entstiegene Leichnam, zu mächtigem Riesen geschwollen.

Es war Pietor Meckscheros Auferstehung vom Tode in seines Leibes Hülle.

Als er in jener Nacht aus dem Bleistrom gestiegen und stapfend ins Land gelaufen war, hatte die ahnungslose Welt im Schlaf gelegen und von bunten Blumen geträumt. Bis plötzlich der Telegraph die Schreckensbotschaft um die Erde jagte, daß ein Ungeheuer, man wisse nicht woher und wie beschaffen (wahrscheinlich angeritten auf einem Meteor aus fernen Welten), die Erde verwüste, umherstreife auf allen Kontinenten und mit platschenden Füßen alle Städte und Wälder zertrample, Saaten verwüste und Menschen fresse. Man lachte über die blödsinnige Ente, dann hörte man Bestimmteres. Ahnte, daß etwas Fürchterliches die Erde heimsuche. Machte sich auf manches gefaßt. Katastrophen in Handel und Industrie überstürzten sich. Und eines Tages wußte die ganze Welt, daß es Wahrheit war, und fror in wahnsinniger Angst. Warum sollte man über Basimos Ratsherren spotten? Die ganze Welt erbrach sich in namenloser Angst.

Jetzt stand der Leichnam über Basimos Häusermeer. Fletschte spitze Zähne und warf seine grünen Arme in die Steinmassen. Riß

grinsend sie auf und packte die zappelnden Menschlein mit schleimigen Händen. Schmiß sie lachend gegen den Himmel, wo sie an der stählernen, blauen Glocke zerschellten und kleine Klümpchen wieder herunterfielen auf die steinigen Trümmer.

Der Leichnam wühlte spielend durch die Häuser, warf sie um und trottete umher mit langen Schritten. Alles zerbrach um seine Füße. Klirrend bogen sich Dome und Paläste.

Krachend stürzten Denkmäler. Cafés legten sich behend, und Kneipen, Theater, Kinos wurden platt

gewälzt. Maßlos türmten sich die Trümmer. Schrill gellte Tausender Stimmen Flehen und Schreien, und das Donnern der stürzenden Häuser dauerte bis in den roten Abend.

Da saß der rasende Leichnam auf den staubdampfenden Trümmern und wiegte wie blöder Gaul seinen geblähten, zottigen Kopf hin und her. Grinste unsagbar gemein. Trommelte mit den grünen Fingern auf dem prallen Bauch. Und schnob befriedigt durch die fetten Nasenlöcher.

Nach drei Stunden ließ er ab vom Trommeln, Kopfschwenken, Grinsen und Schnauben. Da die Sonne hinunter war und feuchtschwarze Nacht mit tausend Fledermäusen über die Trümmer flatterte, starrte der Koloß ins Grenzenlose. Sein Schädel dampfte.

Als der Herr Pietor Meckschero noch auf Erden wandelte, liebte er die Menschen über alle Maßen. Da ihn plötzlich eines Nachts der Tod überraschte und sein Leib nach mancherlei Abenteuern wieder auferstand, hatte sich ein Motor in ihm festgehakt, der ihn rastlos durch die Länder trieb, zu zertrampeln und zu morden aller Menschlichkeit Spur. Dieser Umschlag war nicht Folge einer klaren Erkenntnis nach dem Tode, daß sein

Erdenfühlen und -wollen verkehrt sei und daher korrigiert werden müsse. Vielmehr erkannte der Leichnam bestimmt, daß sein Vorgehen die instinktive Konsequenz der Willenshaltung seiner Gestalt als Pietro Meckschero war. Daß dessen umschlingende Liebe zum Menschlichen in seinen letzten Tagen in wehen Jammer umgeschlagen war, rasendes Gebrüll ob der Unmöglichkeit einer Erlösung.

Pietor hatte eines Morgens im Spiegel seines Zimmers, da er sich das Haar bürsten wollte, ein Tier stehen



sehen, schwarz-rot gestreift, mit triefendem Maul, unbestimmter Form, mit posaunendem Plakat auf beiden Hörnern:

Du wirst sie alle fressen!

Am gleichen Tage sah er in einer Straßenbahnwartehalle mit rotem Stift in großen Lettern an den weißen Wänden stehen:

Die Menschenplage!

Er erkannte seine Handschrift. (Er hatte die Wartehalle noch nie betreten.)

Am Abend saß er im Café Torantell. Zigeunerkapelle schmiß glühenden Sekt in die Beine. Pietor griff zum Programm. Las gelangweilt über Inserate hin und erblich über den Zeilen:

Rauchen Sie nur die Marke

„Nebeil Nennök Ein“!

Er zitterte und fühlte, daß er gegen alles in den letzten Stunden mißtrauisch geworden war. Und er wußte, etwas sitzt in mir, das mich aufsprengt in der nächsten Minute. Nur — — — es ist vorbei.

„Nebeil Nennök Ein?“

Langsam buchstabierte er vor-, dann rückwärts:

Nie können lieben!

Zu Hause brach er besinnungslos im Sessel auseinander. Seine Wirtin kam und meldete: ein Herr sei dagewesen, ihn zu sprechen. „Wie er aussah? Ach, verrückt! Weiße Hosen und rotes Jacket und rot-weiß gestreifter Schlips,“ kicherte die Alte, „er nannte sich, komisch: Unmöglichkeit.“

Da wußte Pietor Meckschero, daß etwas in seinem Organismus nicht mehr stimme und machte sich auf alles gefaßt.

Doch nach zwei Tagen rissen ihn seine Freunde aus der brütenden Stumpfheit und Apathie und schleppten ihn zu jenem Fest in Erebos Wohnung. Pietor hatte beim Wein alles vergessen. Ihm fiel ein, daß er stundenlang an der Decke um die Lampen schwebte wie ein

bunter Falter und dann zum Fenster hinaus in den Park flatterte. Dann plötzlich draußen die Straßen entlang trottete nach seiner fernen Wohnung. —

Die Brücke — Weltuntergang — kaum Besinnen der Gründe.

Dann Wiederauferstehen eines Nachts im Gefühl prallen Schwimmens in bleizäher Masse — Mondtaue — Entsteigen dem Strom — Motor im Schädel, der wütend peitscht: Zwangsbefehl konsequentester Logik: Menschenplage! Nie können lieben! Unmöglichkeit! Friß sie alle!

Heisa, Erlösung! Er fraß sie alle. Millionen, befreite sie. Nur so, behauptete er, besiege ich Herrn Unmöglichkeit.

Allein so — — —.

Es war geradeste Fortsetzung der Gedanken seiner letzten Erdentage als Pietor Meckschero.

Als nach langem der Leichnam sich Befehl geben wollte, aufzustehen und fort ins Land zu schreiten zu weiterer Erlösung, merkte er, daß es unmöglich sei. Deutlich fühlte er, wie schwach der Strom vom Schädel nach den Gliedern tropfte. Sie blieben unbewegt liegen und hängen —. Da erkannte der Leichnam, daß seinen Weg etwas durchkreuzt habe, von dem er noch nicht auch nur die leiseste Ahnung habe. Er erschrak.

Und saß bis zum grauenden Morgen auf der zertrümmerten Stadt.

In der Dämmerung wurde er unruhig und wollte aufspringen. Es mißlang. Dann starrte er in die hochschwebende Sonne.

Mächte waren um ihn, die ihn fesselten am Boden. Er kannte sie nicht, aber er spürte ihr Wirken. Und immer deutlicher merkte er, daß mit jeder Minute ihre Kraft wuchs und sein Widerstand wirkungslos werden mußte. Surrende Angst sprang auf. Brüllend mit aller Kraft riß er sich los und stürmte dröhnend ins Land.

Von der auf sehr schönem Papier gedruckten, numerierten und vom Schriftleiter signierten Luxusausgabe (Auflage 50 Exemplare) sind noch einige Exemplare vorhanden. Der Preis für den ganzen Jahrgang, der nur geschlossen abgegeben wird, beträgt M. 120.—. Wir bitten, Bestellungen umgehend einzureichen, da diese Auflage bald vergriffen sein dürfte.

DIE REDAKTION.

Hohnlachen sauste hinter ihm drein. Von fern glaubte er Chöre heller Stimmen und mächtige Kapellen zu hören: Halleluja! Doch er konnte irren — — — —.

Stolpernd fiel er über blühenden Wald, stürzte krachend in die Stämme. Sprang heulend auf. Nahe im Tale blitzte ein stummes Stadttier. Regungslos vor Angst.

Toll wollte der rasende Leichnam sich hinabwerfen ins Tal und stürzen und fressen — — — — ersticken die Angst.

Doch hängen blieb er mit linkem Fuß. Blitzschnell griff er nach oben, drückte die Augen. Jäh schoß ihm durchs Hirn, ehe der ungeheure Donner

aufflog zum Himmel: „Vorbei! Falle der unsichtbaren Mächte, der hemmenden — — —.“

Hallend krachte ein furchtbarer Schuß in den Tag — — — — —.

Wochenlang ging über weite Strecken des Landes ein feiner Regen grüner, ekelstinkender Fladen nieder: Leichengeruch, muffiger Moder. Alle Menschen hielten sich die Nase zu.

Aber sie reichten Gott dankend silberne Gebete.

Der rasende Leichnam war auf eine Munitionsfabrik getreten, die Erde frei!

Halleluja! brausten Chöre und Orgeln in allen Straßen.



GETÄUSCHTE ERWARTUNG

Aus „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier“ 1785.
Mit einem Stich von J. R. Schellenberg.

Es lag in blühender Au ein Haus,
Ein wackerer Junker ging ein und aus,
War sein ererbtes Guth und Theil,
Und ihm um keine Grafschaft feil.

Bequem und ländlich, kein stolzer Pallast;
Doch rings mit einem Park umfaßt,
Durchweht von reiner gesunder Luft,
Und angefüllt mit Blüthenduft.

Am Tage beleuchtete Sonnenschein,
Bey Nacht der freundliche Mond den Hain,
Hier haußte, ohne Kind und Frau,
Der Junker von der blühenden Au.

War weiland Königs Kämmerling,
Wahrzeichen deß: ein Schlüssel hing,
Von Gold, am Faltenknopf des Kleids,
Zu Trutz und Hohn des scheelen Neids.

Am Hofe, bey mancher zarten Frau,
Ging Junker Falkaug auf die Schau,
Bald da, bald dort, trieb Minnespiel
Und andrer guten Schwänke viel.

Kein Fräulein gewann sein freyes Herz:
Die Liebe war ihm nur leichter Scherz,
Und Wort und Schwur verwehte geschwind,
Wie Seifenblasen, Sturm und Wind.

Doch wurde, von Amors sichtigem Pfeil,
Des Junkers Herz nur selten heil;
Von Liebesglut, wie Wachs, zerschmolz
Es öfter; doch blieb er Hagestolz.

Entfloh der Höflinge lästigem Schwarm,
Aus Überdruß, und warf sich in Arm
Der stillen ländlichen Natur,
Im kleinen Hause der blühenden Flur.

Bald aber herbergt das Ungethüm,
Die grämliche Langeweile bey ihm:
Er lebte so einsam und allein,
Da fiel ihm plötzlich das Freyen ein.

Bestieg das Roß, in vollem Trab
Ritt er das Land wohl auf und ab,
Und sah, nach lüsterner Junker Brauch,
Den jungen Dirnen zärtlich ins Aug.

Sann hin, sann her, bey schlafloser Nacht,
Ein Liebchen zu wählen mit reifem Bedacht,
Das pro und contra erschwerte die Wahl,
Und preßte sein Herz mit langer Quaal.

Der allbelebende Lenz entfloh,
Der schwüle Sommer ebenso,
Schon sauste der Wind durchs Stoppelfeld,
Und ohne Braut zog heim der Held.

Nach manches Frühlings Wiederkehr,
Lustwandelte von ungefehr
Im Park der Junker, Morgens früh,
Vertieft in süße Phantasie.

Da schwebt' eine weibliche Gestalt
Vor ihm daher, im düstern Wald,
Wie eine Braut, schön, zart und jung,
Geschmückt mit stolzem Federnschwung.

Er sah sie von fern, nur hinterwärts,
Doch schlug vor Freuden ihm das Herz;
Ihr Zauberreiz zog allgemach
Den Späher ihren Schritten nach.

Und als das Fräulein, zierlich und schlank,
Bald darauf vernahm des Kommenden Gang,
Dreht sie sich nun im schnellen Nu,
Und hüpfte freundlich auf ihn zu.

Both traulich ihm die Arme dar,
Hilf Gott, wie stieg zu Berg sein Haar!
Eiskalt durchschauderts ihm die Haut:
Ein Todtengespenste war die Braut.

Sieh Junker, sieh da dein Ehgemahl!
So glükts nach lang verzögerter Wahl.
Nimm hin das dir beschiedne Loos,
Nimm hin das Fräulein Atropos.

Die Parze, im modernen Gewand,
Den Fächer statt Spindel in der Hand,
Übt an dem sterblichen Geschlecht,
Noch immer aus ihr altes Recht.

Darum wer freyen will und kan,
Der nehme gute Lehren an:
Wer auf den Handel sich versteht,
Wählt eh der Markt zu Ende geht.





NEUESTE SCHICKSALE EINES ABENTEUERLICHEN MANNES

Zu Kaiser Abraham Tonellis merkwürdiger Lebensgeschichte.
Von E. T. A. Hoffmann. (Mit zwei Zeichnungen von
H. Woelfe.)



NICHT gar zu lange ist es her, als in dem hiesigen Gasthofs, das „Hôtel de Brandenbourg“ geheißen, ein Fremder eingekehrt war, der, rücksichts seines Äußern, seines ganzen Betrages mit Recht ein wenig seltsam zu nennen. — Sehr klein, und dabei beinahe magerer als mager, die Knie merklich einwärts gebogen, ging oder hüpfte er vielmehr mit einer kuriosen, man möchte sagen unangenehmen Geschwindigkeit durch die Straßen und trug Kleider von auffallender Farbe wie keiner; z. B. Lila, Zeisiggrün usw., die aber, seine Magerkeit unerachtet, ihm viel zu knapp zugeschnitten, und dazu saß ihm ein kleines rundes Hütchen mit einer blinkenden Stahlschnalle ganz schief nach dem linken Ohr zu auf der Frisur. Frisieren und pudern ließ sich der Kleine nämlich jeden Tag auf das schönste und einen amönen Studentenzopf aus den neunziger Jahren einbinden von dem Genre, das aufstrebende Genies bezeichnet (man sehe: Lichtenberg über Studentenzöpfe usw.). Der Kleins war ferner ein ganz außerordentlicher Schmekker; er ließ sich die leckersten Schüsseln bereiten und aß und trank mit dem ungemessen-



sten Appetit. Hatte er sich dann sattgegessen und -getrunken, so ging ihm der Mund wie eine Windmühle oder wie ein Feuerrad. In einem Atem schwatzte er von Naturphilosophie, seltenen Affen, Theater, Magnetismus, neu erfundenen Haubenstöcken, Poesie, Kompressionsmaschinen, Politik und tausend andern Dingen, so daß man wohl bald merkte, wie er ein sattsam gebildeter Mann sein und in literarisch-ästhetischen Tees hinlänglich gegläntzt haben müsse. — Überhaupt verstand sich der Fremde ungemein auf das, was man feine Konversation nennt, und hatte er ein Gläschen Muskat (ein Wein, den er allen übrigen vorzog) mehr getrunken als dienlich, so ließ er ein liebes, herrliches Gemüt verspüren und auch erstaunlich vieldeutschen Sinn, wiewohl er versicherte, sich deswegen etwas kaschieren zu müssen, wegen China, wo er voriges Jahr ein Paar Stiefeln stehen lassen, das er mit Artigkeit wiederzuerlangen hoffe. Wollte er auch sonst nicht recht mit der Sprache heraus, wes Glaubens, Namens und Standes er eigentlich sei, so entschlüpfte ihm doch in solch gemütlicher Laune manch bedeutsames Wort, das freilich nun wieder unauflöselichen Rätseln anzugehören schien. Er gab nämlich zu verstehen, daß er sonst als bedeutender Künstler sich reichlich genährt, dann aber auf geheimnisvolle Weise zu einem sehr hohen Stande gelangt, der jedem weit mehr gewähre als das liebe tägliche Brot. — Dabei fuhr er mit beiden Armen auseinander, welche Pantomime, die beinahe anzusehen, als wolle er jemandem das Maß nehmen, er überhaupt sehr liebte und öfters wiederholte, und zeigte dann mit geheimnisvollem Lächeln in die Mohrenstraße hinein, meinend, wenn man da so hinabginge und so immer fort und fort, so würde man doch wohl endlich in den kleinen, von beiden Seiten mit Brombeerstrauch eingefassten Feldweg kommen, der gleich hinter Kochinchina, links ab weiter auf die große Wiese führe, über die hinweg man in ein großes, ganz propres Reich gelange. Und er wisse wohl, wer dort zu seiner Zeit als ein berühmter Kaiser geherrscht und prächtige Goldstücke habe schlagen lassen. Dabei klapperte der Fremde mit Goldstücken in der Tasche und sah so ganz besonders pfiffig aus, daß man auf den Gedanken geraten mußte, jener Kaiser hinter der großen Wiese sei am

Ende niemand anders gewesen als er, der kleine Fremde selbst.

Wahr ist es, sein Gesicht, das sonst gewöhnlich zusammengeschrumpft wie ein naßgewordener Handschuh, konnte sich manchmal ausglätten zu hellem Sonnenschein, und er hatte dann den gewissen g n ä d i g e n Blick, mit dem hohe Herrschaften öfters ein ganzes Rudel armer Leute sattfüttern lange Zeit hindurch, und mit den Goldstücken, die er in Hülle und Fülle besaß, hatte es auch eine ganz eigene Bewandtnis. Das Gepräge war nämlich von der Art, daß die Stücke durchaus in keine Rubrik alles nur erdenklichen fremden Geldes zu bringen waren. Auf der einen Seite stand eine Inschrift, die beinahe chinesisch schien. Auf der Kehrseite befand sich aber in dem mit einer turbanähnlichen Krone bedeckten Wappenschild ein kleiner, niedlicher, geflügelter Esel. — Der Wirt des Hauses wollte daher auch diese gänzlich unbekannte Münze nicht eher in Zahlung nehmen, bis auf Befragen der Generalmünzwarte in Loos ihm versichert, wie das Gold besagter Stücke so überaus fein sei, daß es ordentlicher Übermut gewesen, daraus Gold zu prägen.

Wollte man aber nun auch wirklich ahnen, daß der wunderliche Kleine ein asiatischer Potentat inkognito, so stand damit wieder manches in seinem Betragen in dem grellsten Widerspruch. Mit hoher, kreischender Stimme pflegte er nämlich öfters Lieder zu singen, die eben nicht in der vornehmen Welt vorzukommen pflegen, wie z. B. „Am Sonnabend, am Sonnabend, da ist die Woch' zu Ende“ oder: „In Berlin, in Berlin, wo die schönen Linden blühn“ oder: „Der Schneider muß nach Pankow schnell hinaus“ usw.

Dann hatte er auch einen unwiderstehlichen Drang, gewisse Tanzböden zu besuchen, wo sich das Handwerk zu vergnügen pflegt mit sattsam geputzten Mägden. Gewöhnlich wurde er mit Schimpf und Schande herausgeworfen, weil er im Dreher nicht in den Takt kommen konnte und der gewandtesten Köchin den eiergelben Schnürstiefel aus der Fassung trat. Was aber eigentlich jeder guten Meinung von ihm den Hals brach, war, daß er auf dem Gendarmenmarkt, gerade an einem Marktmorgen, plötzlich wie vom bösen Teufel erfaßt, in eine Heringstonne griff und den ergriffenen Salz-

Kynde her an myt deyner brucken
 Seyn ding das wil sich gelucken
 Sich haben die lebenden nicht so gut
 Der tot der besundern gnade tut



Ein armer geller hie ym leben
 Zu einem frunde ist nymancken
 Aber der tot wil seyn frund seyn
 Her nympf den armen mit dem reuhen syn

(Die Baseler Totentänze) Totentanz in Holzschnitten des 15. Jahrhunderts. H. F. Massmann, Leipzig 1843.

mann, auf einem Beine tanzend, verzehrte. Half's, daß er das tobende Weib mit einem geflügelten Esel großartig belohnte? — Jeder schalt ihn einen sittenlosen Menschen, der Gott nicht vor Augen. Hin war die gute Meinung, und die rettet kein Esel. —

Wenige Tage darauf hatte auch der wunderliche Fremdling Berlin verlassen. Zu nicht geringem Erstaunen der Wirtsleute und aller derer, die gerade aus den Fenstern guckten,

war er in einer ganz und gar silbernen Kutsche davongefahren im brausenden Trott.

Vor wenigen Tagen war an der Wirtstafel im „Hôtel de Brandenbourg“ die Rede von diesem seltsamen Manne, und Herr Krause erwähnte, daß man auf dem Sekretär in der Stube, die er bewohnt, ein Röllchen beschriebenes Papier gefunden, das er aufbewahre. Auf Verlangen erhielt ich dieses Röllchen. Wer schildert aber mein Erstaunen, meine Freude,

mein Entzücken, als ich auf den ersten Blick ins Manuskript wahrnahm, daß der Fremde niemand anders gewesen als der berühmte, zum Kaiser von Aromata avancierte Schneidergeselle Abraham Tonelli, dessen merkwürdige Lebensgeschichte vor mehreren Jahren in dem achten Bande der „Straußfedern“, der Lesewelt mitgeteilt wurde. — Merkwürdig genug scheint es, daß gegenwärtige Memoiren gerade da, wo jene Lebensgeschichte schließt, anfangen und sich daher derselben ziemlich genau anreihen. Es ist möglich, daß Tonelli in Berlin den Redakteur seiner früheren Lebensgeschichte (Ludwig Tieck) suchte und nicht fand. Hat mir aber nun einmal das Schicksal Tonellis ferneres Manuskript in die Hände gespielt, so finde ich darin einen Beruf, mich sogleich der Redaktion desselben zu unterziehen, und weder Herr Abraham Tonelli noch Herr Ludwig Tieck können dies ungütig aufnehmen.

Hier ist also die

Fortsetzung von Abraham Tonellis merkwürdiger Lebensgeschichte.

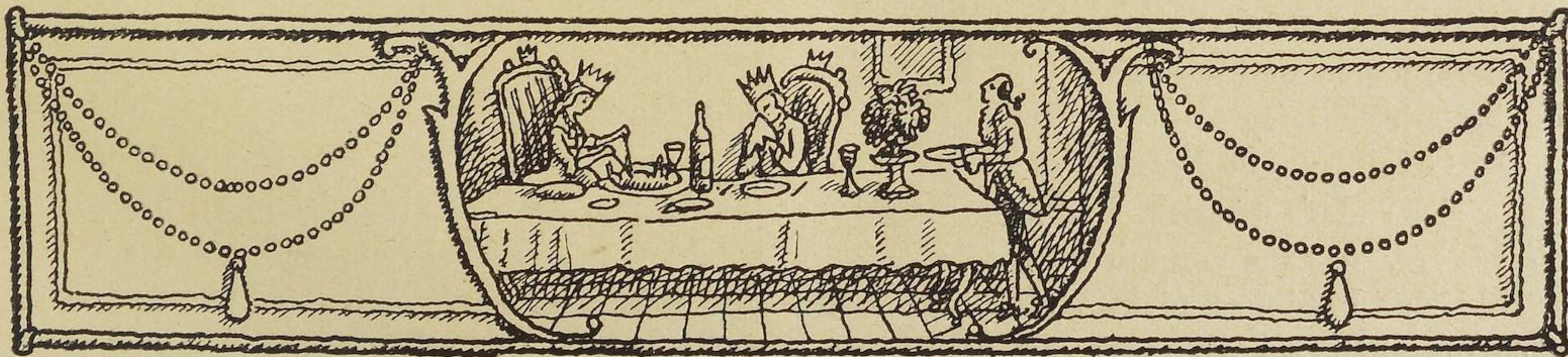
1.

Lügen ist ein großes Laster, hauptsächlich deshalb, weil es der Wahrheit entgegen, die eine große Tugend. Hab' auch nimmer gelogen, als wenn's mein Vorteil. Possedier' überhaupt ein passabel starkes Gewissen, das mich zuweilen derb in den Rücken stößt. Treibt auch jetzt mich an, zu gestehen, daß gelogen, als der Welt schrieb, wie ich alt und grau und doch nimmer glücklich, und wie die idealischen Träume meiner Jugend in Erfüllung gegangen. War, als das schrieb, noch ein junger, hübscher Mann mit roten Backen, hatte mich aber stark pudern lassen. Aß gerade einen böhmischen Fasan, mit Apfelmus und trank Muskatwein dazu. Hielt das für die idealischen Träume meiner Jugend. Wollte mich damit brüsten, daß alles durchgesetzt, was mir vorgenommen, und nun glücklich bin an mein Lebensende.

Hatte mein ganzes bißchen alte Geschichte verschwitzt. Dachte nicht an Krösus, war überhaupt ein eingebildeter Narr, und, wie gesagt, alles erlogen, bis auf den guten Appetit, den ich noch heute verspüre. Erlitt auch bald nachher, als ich also gelogen, großes Unglück, Not und Pein, worüber ich meine ganze Herrlichkeit im Stich lassen und vergessen mußte. Oh, wie muß sich doch der irdische Mensch hienieden beugen den vernichtenden Launen eines stets wankenden Schicksals! — O täuschender Glanz des Glücks, wie verbleichst du so schnell, so plötzlich vor dem Gifthauch des Mißgeschicks! — Ist einmal so und nicht anders in der Welt! —

2.

Hatte als Kaiser von Aromata eine überaus schöne, vortreffliche Kaiserin. War auch ein Engel dabei und konnte singen und spielen, daß einem das Herz im Leibe lachte. Tanzte auch hübsch. Dachte, als die Flitterwochen vorüber, daran, daß es wohl nun zu meinem Part gehöre, die kostbare Perl' aufzubewahren, bat mir sie daher aus von der Gemahlin. Schlug's mir aber schnippisch ab. Tät' den Ärger verbeißen und meinte, die Gemahlin solle aus großer Liebe zu mir meinem Willen nicht entgegen sein. Die Gemahlin schlug es mir aber nochmals rund ab, wurde zornig und blickte mich an mit funkelnden Augen. Hatte noch niemals solche Augen bei einer Weibsperson gesehen und mußte an die schwarze Katze denken. Ließ drei Tage das Maul hängen und vergoß eines Mittags, als die Kaiserin gerade ein gebratenes Spanferkel anschnitt, das zu sehr gepfeffert, bittre Tränen des Unmuts. Das rührte die Gemahlin, und sie sagte, ich solle mir den Verlust der Perl' nicht so zu Herzen nehmen, hätte doch das unschätzbarste Kleinod auf Erden dafür eingetauscht, und wolle sie manchmal die Perl' mir zum Spielen geben. — War doch ein schönes, ehrliches Gemüt, die Kaiserin! —



EIN JÜNGFERLEIN UND DREI GESELLEN

Nach dem Urtext des Nicolas de Troyes (1535) von Alf von Czibulka. (Mit 2 Zeichnungen von Otto Linnekogel.)

WAR ein Jüngerlein, das liebten drei Gesellen. — — —

Tot war der Vater, die Mutter vor kurzer Zeit gestorben. Die drei Gesellen hatten nichts gemein, es sei denn, daß so einer mit dem Jüngerlein alleine saß, er ihr den Mond vom Himmel versprach. Nun, das war alles recht und schön, aber — um es nur gleich zu sagen — ehrlich meinte es keiner, und vom Ehestand wollten sie alle drei nichts wissen. Doch das Jüngerlein war klug und wußte wohl, was sie für Liebe meinten. Und so dacht' es nach, wie es sich die drei vom Halse schaffen könnte.

Kam ein Tag, da einer von den dreien es um Liebe bat und ihm so viel Schönes schwur, daß es ihm für alle seine Tage nimmer an Gütern hätte fehlen können. Und das Mägdlein sagte: „Seht, Ihr versprecht mir so viel schöne Dinge, daß Ihr für mich bis ans Ende der Welt laufen wollt, wenn's nötig sei, daß mir Euer Hab und Gut gehört und so viel tausend Gutes, daß ich Euch erhören will, wenn Ihr mir nur einen kleinen Dienst erweist, der mir gar lieb und Euch ein leichtes ist.“

„Ach, mein Schätzchen,“ sagte der Kumpan, „was tät' ich nicht um Eure Liebe! Alles, was Ihr wollt. Mein Leib und Gut ist Euer, und tut, was Euch beliebt.“

Sprach das Jüngerlein: „Ich danke Euch, mein Freund. An Gütern fehlt mir's nicht. Doch um eines bitt' ich Euch. Wißt, daß mein Mütterlein vor kurzer Zeit gestorben ist, und daß ihr Geist allnächtlich wiederkehrt. So weh tut das, daß ich schon viele Leute um Rat gefragt — auch zur Beichte war ich oft —, und da hörte ich, daß es am besten wäre, jemanden zu bitten, daß er eine halbe Nacht am Grabe meiner Mutter wache. Sei's drum, wenn Ihr so viel versprecht, so verlange ich von Euch nichts weiter als eben dies. Dann könnt Ihr wiederkommen und ich verspreche Euch, daß Ihr bei mir schlafen sollt.“

Der Geselle war ob dieser Worte vor Freude außer sich: „Ist's möglich, Liebchen, daß dies alles wäre, was Ihr von mir verlangt?“

Und das Mädchen nickte: „Freilich, aber wißt Ihr auch, wie Ihr nach dem Rate, den

man mir gab, zu Werke gehen müßt? — Ihr müßt im bloßen Hemde gehen, müßt Euch in ein großes weißes Linnen hüllen, als wäret Ihr ein Geist oder einer, den man just begraben will.“

„Ho, ho!“ rief der Kumpan, „bei meiner Seligkeit, ich will es tun, aber sagt, wann soll's geschehen?“

Sprach das Mädchen: „Es muß an einem Freitag sein und Ihr braucht nicht länger bleiben als an die drei oder vier Stunden. Seid zwischen acht und neun des Abends dort und verweilet bis Mitternacht. Sprecht nur Eure Gebete für meine tote Mutter, und wenn es zwölf geschlagen hat, kommt Ihr zu mir schlafen, vorausgesetzt, daß Ihr schwören könnt, daß Ihr dort gewesen seid. Wenn Ihr aber nicht wollt, so sagt es nur gleich, dann nehme ich mir für gutes Geld einen Mann, der zum Kirchhof gehen soll. Dem werde ich gerne ein schönes Stück Geld zahlen, damit er nur alles recht macht und ich versichert sein kann, daß alles recht geschehen sei.“

Da sagte der Geselle: „Ich verpfänd' Euch meine Seele, die Gott gehört, dafür, daß ich um Eurer Liebe willen im bloßen Hemde, eingehüllt in ein weißes Linnen, hingehen und bis Mitternacht bleiben werde. Aber sagt mir noch das eine, wird mir Böses widerfahren?“

„Nein,“ lachte das Mägdlein, „aber Ihr müßt an einem Freitag gehen. Es kann an diesem oder einem andern sein, ganz wie's Euch beliebt.“

Da einigten sie sich auf den kommenden Freitag. Freilich war es Montag erst, und das tat dem Burschen leid.

Mit dem Versprechen, daß er zur rechten Stund' nicht fehlen werde, ging er vom Jüngerlein.

Da es aber dreie waren, wie wir erzählten, so kam auch schon der zweite. Sprach zum Jüngerlein, wie er's gewöhnt war, versprach ihm Häuser und Gott weiß was alles, und daß er es mit Lieb' erfreuen werde, wie keiner es sonst könne. Als das Mägdlein solches hörte, beschloß es rasch bei sich, auch ihm das Wiederkommen zu verleiden. Und es sagte ihm, daß er zum Grabe gehen müsse, was er zu tun

versprach. „Wißt Ihr aber,“ fragte es, „was dort zu tun ist? Ihr müßt am nächsten Freitag gehen, müßt bewaffnet und mit einem Stock versehen sein, damit Ihr Euch, so Euch einer fragt, wohl wehren könnt.“

„Darüber, mein Schätzchen, seid ohne Sorge, denn ich werde gewappnet und mit einem guten Stock versehen sein“, sprach der Geselle.

„Recht so“, das Jüngferlein. „Ihr müßt aber zwischen neun und zehn des Abends gehen, nicht früher und nicht später, denn sonst wäre alles umsonst, und bis Mitternacht bleiben. Dann kommt Ihr zu mir schlafen, und ich werde Euch zu Willen sein.“

„Ach, mein Liebchen,“ sagte der Kumpan, „ich wolltelieber eines bittern Todes sterben als nicht alles so zu tun, wie Ihr es sagt.“

Sagte Lebewohl und ging.

Kam der dritte der Gesellen, bat um Lieb, wie er es immer tat. Dem sagte drauf das Mägdelein nichts anderes als den beiden und machte zur Bedingung, daß er am nächsten Freitag auf den Kirchhof gehe. „Wißt Ihr,“ sprach es, „was Ihr dort zu tun habt? Ihr müßt als Teufel gehen, damit ein Geist, der Euch er-

scheinen will, so recht vor Euch erschrickt. Geht zwischen zehn und elf des Abends und bleibt bloß bis Mitternacht. Geht nicht früher oder später, sonst ist alles umsonst.“

„Sorgt Euch nicht,“ sprach der Geselle, „ich wüßte nicht, woran es fehlen sollte.“

Nahm Urlaub und ging. — — —

Nun müßt ihr aber wissen, daß es in diesem Lande Steinblöcke gibt, die die Gestalt von Gruftplatten haben, und die man auf die Gräber legt. Auch auf dem Grabe der Toten, von der wir erzählten, lag solch ein Block. Den hoben vier Steine ein wenig in die Höhe, so daß ein Mann sich unter ihm verstecken konnte. Alle drei Gesellen wußten wohl um diesen Stein.

So schlug die Stunde zwischen acht und neun, und es kam der Mann im Hemd und einem weißen Linnen, obgleich es tief im Winter war und es ihn bitter fror. Das war auch der, der von der Kälte am meisten leiden mußte, wie ihr gleich sehen werdet. Denn der verliebte Schelm setzte sich auf den Grabstein und saß dort lange Zeit, um die zwölfte Stunde zu erwarten.

Da es neune schlug, kam der zweite, gewappnet und gepanzert, als wäre er St. Jörg. Nun hört man nächtens, wie ihr wißt, besser als am Tage. So kam es, daß der, der den Geist zu spielen hatte, den andern schon von weitem kommen hörte. Als der in den Friedhof trat,

überkam ihn ein sonderbares Gruseln, das in der Tat nicht ohne Ursache war, denn er näherte sich immer mehr dem Grabe, drauf ein Schemen saß, das sich freilich, als es den andern kommen hörte, behende unter den Stein verkroch, so daß der, der den Wächter spielte, auf demselben Stein zu sitzen kam, unter dem der andre bebt. Nunsäßer lange auf dem Stein, stand schließlich auf und ging lustwandeln, um nicht so arg zu frieren. Dem unterm Stein

war's nicht wohl zumute, und allzu warm war's ihm im bloßen Hemde nicht.

Nun war's zehn, und da kam der Teufel, angetan mit einem gehörnten Kopfe, schreckhaft und zum Fürchten anzusehen. Hatte ein höllisches Gewand, spie Feuer und Flammen aus Mund und Nase und rasselte erschrecklich mit einer großen Kette. Kurz, er sah fürchterlich und greulich aus, denn er hatte kein Geld gespart, sich also zu vermummen. Nur damit er mit dem Mägdlein schlafen könne.

So marschierte er im Friedhof ein. Als ihn der Wächter kommen sah, fing er an vor Furcht zu zittern, und das nicht ohne Grund, denn der



Teufel stielte gerade auf den Grabstein los, von dem er selbst behutsam sich entfernte.

Der Geist, der unter dem Grabstein saß, hatte den Teufel noch nicht entdeckt, aber bemerkt, daß der vermeintliche Wächter sich langsam vom Grab entferne. Da steckte er den Kopf hervor und sah den waffenstarrenden Wächter auf der einen, den leibhaftigen Teufel auf der andern Seite. Da erblickte aber auch der Teufel den Wächter, der sich vor Schrecken nicht vom Flecke rührte, und bekam es mit der

Angst. Als sich beide so angewurzelt gegenüberstanden, fuhr der Geist aus seinem Loch hervor und begann wie närrisch draufloszu-
rennen, als wäre die Hölle hinterdrein. Da der Wächter und der Teufel ihn so laufen sahen, vermeinten sie, er wäre das Gespenst der alten Dame und stoben auf Nimmerwiedersehen davon. Und hüteten sich wohl, einander zu begegnen.

So waren es drei Gesellen, die ein Jüngferlein um ihre Liebe brachte.



D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

Eine der lustigsten Tier-Metamorphosen aus neuerer Zeit ist folgende, welche in der deutschen Übersetzung des Remigius Th., II., S. 95 f., vorkommt. Im Schwedischen (dreißigjährigen) Krieg nahm eines Bürgers Sohn aus dem Städtlein Bruck, das liegt zwei Meilen von Görlitz in Sachsen, Kriegsdienste bei den Schweden, welcher Völker damalen in Deutschland lagen etc.

Wir können der Umständlichkeit der ganzen Erzählung nicht folgen und heben bloß die wesentlichen Züge davon aus. Also — dieser schwedische Reuter verlobt sich im Jahr 1645 mit einer Bürgerstochter in einer Schlesischen Stadt. Der Falsche wird dem Mädchen untreu. Die Mutter, eine Hexe, entdeckt der Tochter, daß sie sie rächen und den Reuter in einen — Esel verwandeln wolle. Das betrübte Mädchen sagt es dem Ungetreuen und warnt ihn. Er lacht sie aus. Nun beginnt der Feldzug, und er muß mit dem Regiment die Stadt verlassen. Sie sind kaum ein Paar Stunden auf dem

Marsch, so geht die Verwandlung vor sich. Seine Cameraden sehn's, staunen, bemächtigen sich des Pferds und verkaufen den Esel für ein Paar Groschen an einen Sächsischen Müller. Der Esel behält in der Verwandlung sein schalkhaftes Naturell bei, wirft die Säcke ab und übt allerhand Muthwillen aus, so daß ihn Niemand behalten kann und er von Hand zu Hand geht. Zuletzt wird er gar wieder in die Stadt verkauft, wo seine Geliebte wohnt. Indem er hier einmal mit einem Sack auf dem Buckel vor deren Hausthüre vorübergeht, erblickt ihn das Mädchen und ruft in einer Anwendung von alter Liebe aus: Ach! Mutter, Mutter, unser Eselchen!!! Sollt' es denn nicht wieder ein Mensch werden können? Warum nicht, sagt die Alte, wenn die Lilien blühen und er frißt davon. Dies läßt sich der Esel gesagt seyn und trappt weiter. Nah bei des Mädchens Haus hat ein Apotheker gerade zufälligerweise einen Topf mit Lilien stehn. Ein paar Monate später, als sie blühen, kommt der Esel wieder

durch die Straße, steigt mit den Vorderfüßen an der Wand hinan, reißt dem Apotheker den Lilientopf herunter und frißt die Blume. Augenblicklich ist er wieder — ein Mensch und der Apotheker, der im größten Eifer herauskommt, um ihn wegzujagen und zu prügeln, kommt schon zu spät.

So weit kann nichts unschuldiger und lustiger seyn, als dies Verwandlungs-Mährchen.

Aber was nun bei Remigius folgt, daß dieser bössartige Mensch-Esel die Hexe bei der Obrigkeit denuncierte und daß sie mit ihrer Tochter eingezogen, gefoltert und verbrannt wurde, gehört nicht mehr hierher, sondern in den zweitfolgenden Aufsatz von den Schrecklichkeiten des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

(„Das neue Europa.“) Das April-Maiheft dieser Zeitschrift bringt auch diesmal einige hochinteressante Beiträge. Zu nennen sind: „Demokratismus, Militarismus-Prätorianismus“ aus der Feder des Generals Auffenberg-Komarow, weiters die bereits im Auszuge bekannten „Mitteilungen und Äußerungen des Dr. Ernst Koerber über Ereignisse und Persönlichkeiten der letzten Zeit“ von Josef Melbourn. „Republik und Monarchie in Mitteleuropa“ von Bertold Molden u. a. Die von Dr. Paul Cohn vortrefflich redigierte Zeitschrift hat sich bereits in der Öffentlichkeit einen gesicherten Ruf geschaffen.

W. Hausenstein, Abschiedsgruß an den Isenheimer Altar, C. F. Hirth Verlag, München 1919. Ein Buch, das sich nicht nur an den Kunsthistoriker wendet. Große geistige Zusammenhänge werden aufgezeigt und gerade der Kenner der magischen und mystischen Literatur wird Schritt für Schritt auf Erscheinungen stoßen, die hier im Denken geistigsten Kunstschaffens des Mittelalters sich manifestieren und die ihm als Rudimente und Gerüste in allen gnostisch-okkulten Anschauungen begegnet sind. Ein Buch intuitiver Kulturbetrachtung. Dr. W.

Grete Wiesental: Der Aufstieg (aus dem Leben einer Tänzerin). Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1919. Ein stilles, feines Buch, das so gar nichts

von dem Protzigen und Überhebenden landläufiger Künstlerinnen-Memoiren hat. Alles ist an diesen Blättern österreichisch, wienerisch und daher voll entzückendem Temperament und einer Kultur, wie man sie längst an Grete Wiesentals Tänzen bewundert hat. Außerhalb der ehemals schwarzgelben Pfähle — man kann das alte Österreich als Kulturkomplex ja doch nicht zerreißen — übertrifft keine diese Tänze, schreibt aber auch keine Tänzerin dieses entzückende Buch. B—z.

Paul Altheer: Der tanzende Pegasus, ein Buch boshafter und lustiger Verse. Verlag Orell Füssli, Zürich 1915. Entzückende Gedichte, die man allen jenen empfehlen kann, die ein Stündchen lachen und sich freuen wollen. Ganz harmlos freilich sind diese Verse nicht, und der sie schrieb, würzte sie mit einer recht ansehnlichen Portion Bosheit, die aber so herzerquickend offen wirkt, daß niemand dem Verfasser böse sein kann, auch der nicht, der sich am Ende betroffen fühlt. Übrigens ist die Gefahr, daß sich ein Leser unter den Gestalten dieser Verse erkennt, nicht groß, denn Bosheiten und Anzüglichkeiten merken meist die am allerwenigsten, die es angeht. Zwei der Gedichte brachten wir als Probe vor einiger Zeit in unserer Zeitschrift, die Gedichte „Häuser in der Nacht“ und „Der letzte Gast“. B—tz.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Karl Ritter.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München. Herausgeber und verantwortl. Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII. Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

DIE ORIGINALS

von den im „Orchideengarten“ erscheinenden Zeichnungen können durch den Verlag erworben werden. Wir ersuchen Interessenten, frühzeitig Anfragen resp. Bestellungen an den Verlag zu richten, da ein größerer Teil von den schon erschienenen Zeichnungen bereits verkauft ist. / Weiterhin geben wir bekannt, daß der Verlag Sonderabzüge von den im „Orchideengarten“ erscheinenden Zeichnungen auf gutem Papier herstellen läßt und je nach Druck und Größe berechnet. / Anfragen an den

DREILÄNDERVERLAG / MÜNCHEN / LEOPOLDSTR. 3

Kopfschmerz?

Nimm sofort



Viscitin

Nerven - Kraft - Tabletten

für alle Nervöse, bei körperlicher und geistiger Überanstrengung od. Abspannung, gegen Schlaflosigkeit und Kopfschmerz. Zu haben in allen Apotheken u. Drogerien. Schöbelwerke / Dresden 16

LUCIE VIÉRNA

Mit und ohne Schminke

Erster Teil: Gute und böse Geister

Zweiter Teil: Nächstenliebe, Kleine Erzählungen von Gastspiel- und Erholungsreisen

Preis in schönem Pappband gebunden M. 7.50

Über dieses reich illustrierte, buchnisch vortrefflich ausgestattete Buch schreibt der „Theater-Courier“:

Mit der Anziehungskraft, welche das Theater von jeher besessen, hat auch das Interesse an den Geheimnissen hinter den Kulissen stets gleichen Schritt gehalten. Es ist von allerhöchstem Reiz, einen Blick in die Werkstatt des Künstlers oder in sein Privatleben werfen zu können. Deshalb ist die im allgemeinen nicht zu reichhaltige Bekenntnis- und Memoiren-Literatur des Mimen immer so beliebt gewesen und wird sich auch obiges Werkchen, das bereits die zweite Auflage erlebt, rasch Freunde erwerben, denn es führt im angenehmsten Plauderton in die Welt des Scheins. Aber es ist nicht nur anziehend, sondern auch lehrreich, besonders für weibliche Kunstnovizen, denen die Lektüre wertvolle Winke für die Berufslaufbahn gibt.

Verlag E. W. Bonsels & Co. Nachfolger
München, Leopoldstraße 3

AGENCIA COMERCIAL ARGENTINA

French Vogel & Cia

Buenos Aires — München

IMPORT und EXPORT

zwischen

Argentinien und Deutschland

Übernahme von Vertretungen aller Art — Ankauf von Kamp, Grundbesitz und Wohnhäusern usw., sowie Einrichtung sämtlicher Industrien in der Republik Argentinien

AUSKÜNFTE

an alle, welche beabsichtigen, sich dort niederzulassen oder mit diesem zukunftsreichsten Lande der Erde zu arbeiten!

Alle Anfragen, geschäftlichen Erledigungen und jeder anderweitige Schriftenverkehr usw. können nur berücksichtigt werden, wenn sie direkt an unseren Teilhaber und Vertreter für Deutschland gerichtet sind.

Vertretung für Deutschland:
OTTO VOGEL, München, Leopoldstraße 3, Telephon 33831
und Berg bei Starnberg, Haus Nr. 1

Zentral-Bureau
Buenos Aires, calle Maipú 62

Wir bitten bei Bestellungen auf den „Orchideengarten“ Bezug zu nehmen!

Der Orchideengarten



Rotter

Phantastische Blätter
Dreiländerverlag München Heft 10 Preis 2.00 M

INHALT K. Roellinghoff-Raskolnikow: Iwan der Spieler / Lucrezia Borgia (1480—1519) Liebesreim / Hanns Fischer: Der Schrank / Ferd. Weinhandl: Die Goldbergwerksknappen von Oberzeiring / Günderode: Timur / Das Treibhaus / Phantastische Bücher.



Europäische und exotische
Aktphotographien
Probensendung von M. 5.- an
(Nachnahme). — Standangabe erwünscht.
Postfach 2. Hamburg 31

Kostenfrei!

Prosp. über phant. Romane
● Psychische Forschung ●
● Geheimwissenschaften ●
Seelenkultur

Verlagsbuchhandlung MAX ALTMANN, Leipzig.

Pariser Bilder und Bücher!
Mustersendg. v. M. 5.- bis M. 100.-.
Alois Kral, Verlag, Brünn I. Postfach 32
(Mähren) Postscheckk. Berlin 62814

Interner Bibliophilenkreis

sucht noch einige Mitglieder
(spez. Freunde phantastischer
u. erotischer Kunst). Gefl. Zu-
schriften unter „Narziß“ von
nur ernststen Interessenten an
den „Orchideengarten“ erbeten.

Soeben erschien:
Auf Tod und Leben
Neue Nov. v. Anders Hjärmsteadt.
Titelzeichnung u. ganzs. Bildbe-
gabe von R. Wernicke.
Diese Novellen atmen heisse
Leidenschaft u. dramat. Kraft!
Kart. M. 5.-. Voreinsendg. od. Nachn.
Ferd. Acker Verlag, Wolfach, Baden 7
Postscheckk. 13319 Amt Karlsruhe, B.

IM SERAIL!

Mappe mit 12 farb. Kunstkarten aus
d. Haremsleben, franko Nachn., geschl. Brief.
M. 6.-. Karl H. Detlefsen, Kiel.



Idealste Büste d. Welt

schöne, volle Körper-
formen, erhalten Damen
durch echtes Nährpulver
Arwua in kurzer Zeit.
Wirk. i. staunenswert.
Garantieschein. Kart.
5 M. Margonai, Berlin SW. 29.

Galante Literatur
Neues Verzeichnis unterhaltender
und schöner Bücher der Liebe und
Freude gab soeben aus
Willy Schindler, Berlin-Tempelhof 15

Nicht nur ich sondern auch Sie

haben Bedarf an Schutzmitteln
geg. Ansteckung u. Artikeln für
die Gesundheitspflege. Aufklär.
Schriften geg. M. 1.- für Porto
und Drucksachen.

Gebrüder Grimm

Ulm a. D. N

Hyg. med. Präp. Gummiwaren.

Antiquare, Sammler!

Suche zu kaufen:

Dr. Benno Diederich:
Von Gespensterges-
chichten (b. Schmidt &
Spring, Leipzig 1903)

Magicon, herausgegeben
von Justinus Kerner (voll-
ständig oder in Einzelbänden)

Angebote: Unter „Ingenieur V“
a. d. Exped. d. „Orchideengarten“

Geheimrat Professor Dr. Czerny: „Setze nicht mehr.
Kinder in die Welt, als Du gut erziehen und ernähren kannst“
(Aus dem hygienisch. Testament des großen Heidelberger Chirurgen).

Es werde Licht!

„Mutterschutz“
Sicher, bequem, ärztl. glänzend
begutachtet, seit Jahren bewährt.

36 Tabletten M. 18.—.

„Patentex“ Komplet M. 20.—,
Ersatztube M. 18.—.

Bücher, die zu lesen sich lohnt:

- Hypnot. Unterrichtsbriefe. Ein interessanter Leitaden,
der die gesamte Technik der Hypn. in 10 Stunden lehrt M. 10 60
- Die Kunst der sexuellen Lebensführung vor der Ehe.
In freimütiger Weise, wie der Freund zum Freunde,
bespricht der Autor die intimsten Fragen des Geschlechts-
lebens mit dem Leser. Nichts bleibt unerörtert. „ 5.50
- Du sollst Mann sein! Ein Buch des Lebens und der
Liebe. „ 10.—
- Ein Blick ins Innere des menschlichen Körpers. Zwei
anatom. Modelle, zerlegbar, mit Beschreibung und Dar-
stellung des Geschlechtssystems „ 8.20
- Was muß der Mann vor der Ehe von der Ehe wissen? „ 7.60
- Was müssen junge Mädchen vor der Ehe wissen? „ 9.40

Diese sechs Bücher zusammen bezogen M. 46 — frk., Nachn. extra.

Otto Grothe, Neukölln O.G. 39, Leykestr. 18 II

Wiederverkäufer. Damen und Herren mit
großem Bekanntenkreis hoher Verdienst.

BITTE LESEN, AUFBEWAHREN, BESTELLEN.

Jesa d'Ouckh

DER IRRE DIE LAST

Ein Akt

M. 2.50

zuzüglich 50% Verlegerzuschlag

In vollendeter sprach-
licher Formung, wie
hinter einem Schleier,
nur manchmal aufgedeckt,
spielt sich hier ein erschüt-
ternd tragisches Geschehen
ab. Ein greller Riß von Dis-
harmonie geht durch das
Leben eines Kranken, des-
sen phantastisch-unheim-
liches, verbrecherisches
Vergehen an der Frau
fürchtbarste Konflikte in
einen Kreis von Menschen
hineinwirft. Dann aber gießt
ein Erwachen unendliches
Licht über das Geschehene.

Dramatische Skizze

M. 2.50

zuzüglich 50% Verlegerzuschlag

Menschen verkörpern
äußere Gewalten, Dä-
monie, Tragik, Liebe,
Philisterium. Zwischen
diesen Pfeilern hindurch
zieht sich ein Strom ein-
samen Daseins, vollendet
sich ein Leben, dessen
tiefster Sinn ist: eine Last
tragen. Dunkle Tiefen wer-
den erschlossen, ihr selbst
unbekannte Mächte der
Seele wirken neuen Zwie-
spalt und unaufhörliches
Leid. Ruhig und abgeklärt
geht darüber ein sehr
wissendes Leben hin.

Beide Bücher sind zu beziehen durch
jede Buchhandlung oder direkt vom

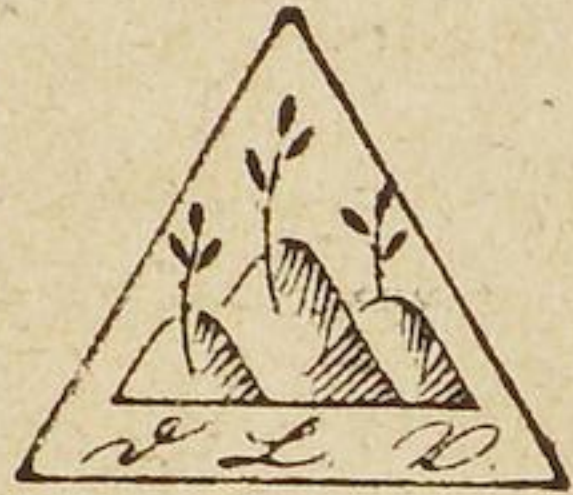
Dreiländerverlag / München / Leopoldstr. 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2.— / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und durch
alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 1.60 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe
untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTER-
REICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Ein-
sendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden
nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Zehntes Heft

I W A N D E R S P I E L E R

Ein russisches Märchen.

erzählt von K. Roellinghoff-Raskolnikow. (Mit 2 Zeichnungen von Paul Humpoletz.)

Hinter dreißig Ländern, hinter dreißig Meeren lebte einmal in einer Stadt mit hundert Türmen und hundert Schlössern ein Ehepaar.

Der Mann hieß Iwan und die Frau Mascha.

Und Mascha war so schön und licht wie die rote Sonne. Ihre weichen Wangen waren wie Milch und Blut, und ihre schwarzen Haare flossen bis an ihre kleinen Füße, wie Meereswellen bei Nacht. Und wenn sie sprach, dann schwiegen die Nachtigallen im Walde und dachten: „Oh, könnten wir doch so singen.“ Aber sie konnten es nicht, und darum schwiegen sie.

Und Iwan war kräftig und schlank wie eine Tanne, und sein Haar schimmerte golden und war weich und voll wie Waldmoos. Und wenn er sprach, dann schwiegen die Tiere im Wald und dachten: „Oh, wäre doch auch unsere Stimme so laut und mächtig.“ Aber seine Stimme übertönte alles und darum schwiegen sie.

Sieben Jahre lang lebte das Ehepaar ruhig, glücklich und zufrieden. Und als sie ihren siebenten Hochzeitstag feierten, hatte Mascha weiße Kuchen gebacken und Honig und Wein auf den Tisch gestellt. Und viele Gäste waren geladen. Sie feierten und tranken und sangen so laut und kräftig, daß die hundert Türme auf den hundert Schlössern der Stadt zitterten. Und die Gäste kosteten vom Wein und fanden ihn bitter.

„Der Wein ist bitter, Herr Wirt! Der Wein ist bitter, Frau Wirtin!“ schrien sie.

Und Iwan und Mascha küßten sich dreimal, und der Wein wurde süß.

Und plötzlich ging die Tür ganz von allein auf und ein sonderbarer Gast kam in die Stube: machte er eine Bewegung, so klapperte es an ihm wie Holz und Blech; die Kleider flatterten an seinem Leibe wie Laub an den Bäumen, und um sein Haupt war ein großes Tuch geschlungen, so daß man sein Gesicht nicht sah; außerdem trug er einen übergroßen Hut.

Und der fremde, sonderbare Gast warf keinen Blick auf die Heiligenbilder in der Ecke und bekreuzigte sich nicht und sagte keinen Gruß, sondern trat ohne weiteres an den Tisch, setzte sich, ergriff einen Becher und begann zu trinken. Dabei klapperten seine langen Hände, und als die Gäste genau hinsahen, da waren es weiße blanke Knochen. Und über dem Rücken hing ihm eine lange Sense herunter, deren Klinge im Lampenlicht blitzte.

Und Mascha begann zu weinen, weil dieser sonderbare Gast ihrer Schönheit und ihres Glückes nicht achtete und weder ihr noch ihrem Mann, noch den Gästen einen Gruß geboten hatte.

Und die ehrbaren Gäste blickten erstaunt auf Iwan, und der ärgerte sich, stieß seinen Glasbecher so hart auf den Tisch, daß er in tausend und abertausend Scherben zersprang, und sprach zu dem Fremden:

„Liebwerter Gast! Die Sonne schien hell, aber Schneewolken haben sie verdeckt; hundert Wege führten durch den Forst, aber Schnee-

decken liegen über ihnen und bitterkalt ist's draußen. Wir feiern hier ein Fest und trinken Wein und essen Kuchen. Jeder Gast ist uns willkommen. Aber die Bilder der Heiligen hängen frei und offen da, und jeder kann sie sehen und grüßen; aber die junge Frau hat ihr Antlitz nicht verhüllt — jeder kann sie sehen und grüßen!"

Der sonderbare Gast sah sich gemächlich um und schenkte sich neuen Wein ein. Dann sprach er mit hohler Stimme, und seine gelben Zähne, so groß und scharf wie Eberhauer, klapperten:

„Liebwerter Wirt und liebe Wirtin und liebe Gäste! Ich biete keinen Gruß und brauche keinen Gruß und keine Einladung. Ich bin ein Landmann und ernte das ganze Jahr hindurch. Ich wähle das schönste und fetteste Gras und schneide es mit meiner Sense.“

Und die lange Sense klapperte auf seinen Rückenknöchel.

Und die Gäste sahen einander an und schwiegen. Und als sie wieder eine Weile lang getrunken und gegessen hatten, stand der sonderbare Gast auf, trat vor die junge Frau, klapperte mit den Knochen und den Zähnen und sprach:

„Auf gute Speis' und guten Trunk gehört ein Kuß von Lippen jung.“

Und breitete seine Knochenarme aus und wollte Mascha küssen. Und Iwan wurde von gewaltigem Zorn ergriffen, und seine Stimme schallte lauter als alle Stimmen der Waldtiere zusammengekommen:

„Liebwerter Gast! Der Pope sprach den Segen, und die Wangen der jungen Frau, so weiß wie Milch, und die Lippen der jungen Frau, so rot wie Blut, sie warten auf den Kuß des Ehegemahls!"

Aber der sonderbare Gast sprach und klapperte mit den Zähnen:

„Liebwerter Wirt! Das Gras auf der Wiese wächst und der Schnitter schneidet es, wann er will, ohne zu fragen. Wohl bin ich

ein armer Landmann, aber ich frage nicht nach Zeit und Willen. Und wen ich geküßt habe, den schneide ich bald darauf.“

Und wie sich die junge Frau auch sträubte, — der sonderbare Gast umfing sie mit seinen Armen, daß ihr kalt und bange wurde. Und schon war sein gelber, klappernder Knochenmund nahe an ihren rosigen Sammetwangen, da sprang Iwan hinzu und riß ihn hinweg, und schrie in furchtbarem Zorn so laut, daß die hundert Glocken auf den hundert Türmen der hundert Schlösser in Bewegung kamen und zu läuten begannen:

„Liebwerter Gast! Reich ist der Tisch gedeckt, es fehlt weder an Wein noch an Honig, noch an Kuchen; und die Stube ist warm. Aber auch die Türe ist nicht verriegelt, und es wird niemandem Zwang angetan, der gehen will, Gastfreundschaft ist heilig, und ich bin deiner froh und du bist mir und meinen Gästen willkommen; aber draußen ist es wärmer geworden und die Wege sind wieder zu sehen. Und wenn auch der Wein noch immer bitter schmeckt, so will ich gerne das meinige tun.“

Und die Gäste atmeten auf und lachten und schrien:

„Der Wein ist bitter, Herr Wirt! Der Wein ist bitter, Frau Wirtin!"

Und die jungen Eheleute küßten sich dreimal, und wieder wurde der Wein süß. Der sonderbare Gast aber rasselte mit den Knochen, rückte seine Sense zurecht und setzte sich wieder an den Tisch.

Und sie tranken und feierten, und die Neuvermählten sahen des öfteren nach einer Türe, die in ein anderes Zimmer führte, und wünschten

den Gästen von ganzem Herzen, sie möchten doch recht bald satt und trunken werden. Schon lag so mancher von den rüstigsten Gästen unter dem Tische oder an der Brust des tröstenden Nachbarn, als der sonderbare Gast wiederum aufstand und vor die junge Frau trat. Klapperte mit Knochen und Zähnen und sprach:



„Nun will ich schlafen, und du magst mich begleiten.“

Und die Gäste waren stumm über diese Dreistigkeit. Und Mascha wankte und sank in die Knie vor Angst und Scham.

Und Iwan wurde ganz, ganz bleich und sagte ganz, ganz leise zu dem sonderbaren Gaste:

„Nun, hinaus mit dir, du Schuft gemeiner!“

Und als der sonderbare Gast keine Anstalten machte zu gehen, da packte ihn Iwan bei den knöchernen Schultern und warf ihn gegen die Eichentür, daß sie aufsprang und aus den Angeln flog. Und der sonderbare Gast erhob sich aus dem Schnee, sammelte mit seinen langen Klapperarmen einige seiner Knochen, die herausgefallen waren, sagte kein Wort und verschwand.

Als der schreckliche, sonderbare Gast verschwunden war, wurde allen leichter ums Herz. Und Iwan war ein wenig betrübt, denn er sah, daß sie von all diesen schrecklichen Ereignissen wieder nüchtern geworden waren. So redete er ihnen denn aus aller Kraft zu, und bald war die Feier wieder in vollem Gang.

Nur Mascha saß zitternd und schweigsam auf ihrem Stuhle, so daß Iwan zärtlich fragte:

„Ist mein Täubchen denn traurig. Hat es etwa einen geheimen Kummer. Oder hat es einen großen Wunsch. Mein Schneetäubchen soll es nur sagen —: der Kummer wird getröstet, der Wunsch erfüllt werden.“

Aber Mascha schüttelte nur traurig und ängstlich den Kopf.

Und gegen Morgen lagen die Gäste unter dem Tisch, und alle Weinfässer waren leer. Und als Iwan das sah, da stieß er einen Freudenschrei aus, so laut, daß wieder die hundert Glocken der hundert Türme der hundert Schlösser läuteten, und führte sein Weib in ihr Gemach.

2.

Immer kälter wurde der Winter, und sie hatten kein Holz mehr im Hause. Da sagte eines Tages Iwan zu seiner jungen Frau:

„Liebwerte Gemahlin mein! Es wird immer kälter, und wir haben kein Holz mehr im Hause. Ich werde in den Wald fahren.“

Und Mascha machte ihm seinen Pelz zurecht, steckte ihm die Axt in den Gürtel und spannte

den Schimmel vor den Wagen. Und Iwan küßte seine junge Frau dreimal auf die Wangen und einmal auf den Mund und fuhr zum Tor hinaus. Und wie er sich umblickte, stand Mascha auf der Schwelle und winkte ihm mit ihrem Tuch.

Schnurgerade lief der Weg in den Forst hinein, und die Glöckchen unter dem Kummet klingelten lustig. Und Iwan glaubte auch hinter sich ein Klingeln zu hören, blickte rückwärts und sah eine Sense im Schlitten und dachte:

„Was soll das alte unnütze Ding da liegen und klappern und den Schlitten beschweren. Ich werde es hinauswerfen und auf dem Rückwege aufheben.“

Doch die Sense begann zu sprechen und sagte:

„Lieber Herr, wirf mich nicht hinaus, du wirst mich noch brauchen können.“

Und Iwan war es einverstanden und behielt die Sense im Schlitten. Und als er so einige Stunden lang durch den Wald gefahren war, begann der Schimmel zu hinken und zu stöhnen. Und Iwan hielt an, stieg ab und fragte das treue Pferd:

„Was ist mit dir geschehen, mein Schimmel. Wo fehlt es dir, mein Schimmel.“

Und der Schimmel stöhnte und antwortete:

„Lieber Herr, es geht zu Ende mit mir. Wenn ich falle, dann vergiß nicht, dir einen Zahn aus meinem Maule zu nehmen. Du wirst ihn brauchen können.“

Und kaum hatte er das gesprochen, als seine Beine zusammenknickten und er in den Schnee fiel.

Iwan weinte bitterlich, denn er hatte seinen Schimmel herzlich lieb gehabt. Er erfüllte den Rat und riß dem gefallenen Schimmel einen Zahn aus dem Maule und steckte ihn in seine Busentasche. Mittlerweile war es dunkel im Walde geworden und Iwan wollte sich auf den Rückweg machen. Und als er gehen wollte, sprach die Sense:

„Lieber Herr, laß mich nicht liegen; nimm mich mit. Du wirst mich noch brauchen können.“

Und Iwan nahm die Sense aus dem Schlitten, schnallte sie sich über den Rücken und ging heimwärts. Aber es wurde immer dunkler,

und bald hatte er den Weg verloren und befand sich auf einer Waldlichtung, wo kein Weg zu sehen war. Der Mond kam aus den Wolken, und da sah Iwan auf einem Schneehügel unter einer schwarzen Tanne jemanden sitzen, der ein Feuer anmachte. Und wie er nähertrat, da war es der Schnitter Tod.

Der lachte laut und höhnisch auf und sprach:

„Bist du endlich doch gekommen. Ich wollte mich schon nach dir und deiner schönen, jungen Frau aufmachen, aber du nimmst mir ja die Hälfte ab. Dich nehme ich gleich und später hole ich mir deine junge Frau.“

Und Iwan erschrak fürchterlich, und eiskalt lief es ihm den Rücken herunter. Und er sann nach, wie er wohl den Schnitter Tod überlisten könnte.

Und der Schnitter Tod sprach:

„Du hast mich damals mit Kuchen gespeist und mit Wein getränkt; Wein und Kuchen kann ich dir nicht bieten. Aber an mein Feuer darfst du dich setzen.“

Und Iwan setzte sich an das Feuer. Da sprach der Schnitter Tod:

„Du gehörst ja nun mir, und ich könnte dich gleich niedermähen. Aber ich langweile mich. Wollen wir spielen?“

„Wie sollen wir denn spielen,“ sagte Iwan, „wir haben keine Karten und keine Würfel.“

„Ich weiß, wo ein alter Pferde Zahn liegt,“ sagte der Schnitter Tod, „den werde ich holen.“

Und er ging an einen Baum, scharrte den Schnee beiseite, hob eine trockene Wurzel auf und fand einen alten Pferde Zahn in der Erde. Den brachte er und sagte:

„Diesen Zahn werde ich in die Luft werfen, und wer ihn mit dem Mund auffängt, der hat gewonnen und der andere verloren.“

„Gut,“ sagte Iwan, „aber worum soll das Spiel gehen?“

Der Tod begann darüber nachzudenken, und Iwan ergriff die Gelegenheit beim Schopfe und sagte:

„Wir wollen um das Leben spielen. Wenn ich gewinne, dann läßt du mir mein Leben; wenn du gewinnst, dann nimmst du es.“

Aber der Schnitter Tod lachte laut auf:

„Ach, du Dummkopf! Dein Leben gehört mir doch schon. Nein, so wollen wir spielen: gewinnst du, so gehört dir dein Leben; gewinne ich, so bekomme ich noch das Leben deiner Frau.“

Iwan wollte Einspruch erheben, aber der Spielteufel hatte ihn gepackt, und er konnte nicht mehr zurück. So war er denn einverstanden und der Schnitter Tod warf den Pferde Zahn in die Luft, so hoch, daß man ihn nicht mehr sehen konnte. Aber Iwan hatte gute Augen und sah ihn heruntersinken. Und er sperrte den Mund auf und wollte aufstehen, um den Zahn eher zu erhaschen. Aber der Schnitter Tod war flinker gewesen, und als Iwan auf die Füße

gekommen war, hielt er ihm schon den Pferde Zahn zwischen seinen eigenen, gelben Zähnen entgegen und höhnte:

„So, jetzt gehört ihr mir beide, du und deine schöne, junge Frau.“

Und wieder lief es Iwan eiskalt über den Rücken. Da kam ihm plötzlich ein guter Gedanke, und er sprach:

„Liebwerter Schnitter Tod! Es wird uns recht langweilig werden. Wir wollen noch ein Spiel spielen. Gewinnst du, so gehören dir noch meines Vaters und meiner Mutter Leben;



gewinne ich, so habe ich mein und das Leben meiner jungen Frau verspielt.“

Der Schnitter Tod hatte es auch mit dem Spielteufel zu tun bekommen und sprach:

„Es ist gut. Nun erkläre: was soll das für ein Spiel werden?“

Und Iwan sagte:

„Oh, das ist ganz einfach. Der Zahn wird recht weit in den Schnee geworfen, über die Schulter, damit keiner von uns sieht, wohin er fällt. Und wer von uns beiden ihn dann findet, der hat gewonnen.“

Der Schnitter Tod war einverstanden und warf den Zahn über die Schulter in den Schnee. Und dann begannen sie beide zu suchen. Und Iwan griff in seine Busentasche, holte den Zahn seines gefallenen Schimmels hervor und rief freudig:

„Oho, lieber Schnitter Tod, ich habe den Zahn gefunden. Du hast keine Macht mehr über mich und meine schöne, junge Frau.“

Und der Schnitter Tod ärgerte sich fürchterlich und klapperte mit allen Knochen und Zähnen. Aber Iwan zeigte ihm den Pferde Zahn und er mußte sich zufriedengeben. Der Schnitter Tod wollte noch ein Spiel spielen, aber Iwan hatte genug und dachte an den Heimweg. Da fiel sein Blick auf die lange Sense des Schnitters Tod, und da der gerade das Feuer anblies, vertauschte er seine Sense mit dieser. Dann schritt er mit langen Schritten durch den Wald, fand bald den richtigen Weg wieder und freute

sich unbändig, wie er den Schnitter Tod überlistet hatte.

Und er kam nach Hause, küßte seine schöne, junge Frau zweimal auf die Wangen und einmal auf den Mund und erzählte ihr, was ihm widerfahren war. Und sie beschlossen, die Sense in die Kirche zu stellen, denn da durfte sich der Schnitter Tod nicht zeigen.

Und schon am nächsten Tage kam der Schnitter Tod weinend vor ihr Haus gelaufen und flehte sie an, sie möchten ihm doch seine Sense zurückgeben. Aber Iwan und seine schöne, junge Frau lachten ihn aus und freuten sich unbändig, denn nun konnte niemand mehr sterben.

So lebten sie dreißig Jahre lang glücklich und zufrieden. Aber der alten und kranken Leute wurden so viele auf Erden, daß sie alle Krankenhäuser überfüllten und den Jungen den Platz fortnahmen. Da suchte Iwan den Schnitter Tod auf und sagte ihm, er würde ihm seine Sense zurückgeben, wenn er ihn und seine Frau leben lassen würde, wie lange sie wollten. Der Schnitter Tod war hochofren und einverstanden und erhielt seine Sense zurück.

Iwan und Mascha lebten glücklich und zufrieden hundert Jahre lang.

Ich war bei ihnen, habe Wein getrunken und Honig gegessen. Den Schnurrbart lief es mir herunter, doch in den Mund ist nichts gekommen

L I E B E S R E I M

Aus dem Altspanischen.

Lucrezia Borgia (1480—1519). Übertragung von Magda Janssen.

Ich glaube, träre mich des Sterbens Los
Und müßte mein Verlangen auch erblassen
Samt meiner Not,

Zerspränge Liebe, so gewaltig groß,
Die ganze Welt läg schweigend und verlassen,
Von Liebe tot.

Ich zögere aber, wenn ich dies bedacht,
Von einem Aufenthalte mich zu trennen,
So benedeit,

Und fühlen muß ich, zur Vernunft erwacht,
Ruhmvollen Stolz, in dieser Glut zu brennen.
Bringt sie auch Leid.

Zwei Monate bin ich täglich in die finstere, schmutzige Gasse gelaufen, wo die Kleinhändler mit widerlichem Geplärr ihren Kram feilbieten. Ich habe dort einen Schrank gesehen, einen breiten Riesenschrank aus einem dunkelroten fremden Holz, mit Ecksäulen, Glastüren und mit Vorhängen aus altem goldgewirkten Ornamentstoff. Ihn zu besitzen, gierte es in mir, wie im Herzen eines Knaben, der ein Spielzeug begehrt, und verzehrte mich. Endlich bin ich beim Trödler gewesen und habe den Schrank gekauft, und seltsam, was ich in Staub und Dunkelheit des Ladenkrams gar nicht gemerkt hatte: der Schrank trägt die Wappen unseres eigenen Geschlechts, über den Kapitellen der Ecksäulen das Wappen mit dem Geierkopf und das schräggeteilte rotgoldene Schild. Der unseren einer muß den Schrank besessen haben. Er ist an die 200 Jahre alt.

Der alte Schrank ist da. Mein Zimmer ist ein fremdes Zimmer geworden, mir war, als kannte ich es nicht mehr. Ich suchte mir einzureden, die hereinbrechende Dunkelheit wäre schuld. Die Dämmerung im November ist immer beängstigend.

Ich mußte mir die einzelnen Dinge erst wieder vergegenwärtigen. Es ist ein altes Haus, das ich bewohne, abseits am Berg, mit hohen Decken und feierlich ernsten Bogenfenstern. Zwei alte schwarze Ölbilder mit ein paar fuchsischen Zinnoberlichtern hängen an den dunkelvergilbten Wänden meines Wohnzimmers. Heute ist es, als ob die finsternen, schmucklosen Wände in Jahrhunderte während der Stummheit noch stolzer und höher sich aufgereckt hätten. Dann: die ehrwürdigen Stühle mit hoher Lehne, die in gleichmäßiger Reihe an dieser großen leeren Wand hinstehen und schweigend auf schweigende Gäste warten, gegenüber der Schreibtisch mit der breiten Platte und dem hohen Bücheraufsatz und zwischen den beiden Bogenfenstern, wo sonst die Ottomane gestanden, nun der Schrank, hoch und breit und finster mit zwei feinen geraden Ecksäulen, einem breiten verwickelten Ornamentfries, mit unheimlich wirren Kapitellen und dann mit diesen unseren Wappen.

Ehedem hing dort ein helles Bildnis von mir selbst. Nur der weiße Schädel vom Elen mit seinen breiten Riesenschaufeln ist über dem Schrank noch übriggeblieben; die ganze Wand zwischen den beiden Fenstern hat das finstere Ungeheuer eingenommen. Mein Zimmer ist ein fremdes Zimmer geworden.

Ich wunderte mich, daß ich hier wohnte. Ich starrte hinaus in den nebelnden Nachthimmel am Berg. Die neblige Nacht draußen und die bleiche grüne Dämmernis herinnen beängstigten mich. Ein leises Sieden war um mich her, ich meinte das fiebrige Pulsieren des Blutes im Holz der umstehenden Möbel zu hören, unter meinen Händen schielten die Fratzen der Armlehnen nach rückwärts, sie spürten meinen Griff zu Häupten, über meinen Schultern lauerten sie an meinem Ohr. Der Schrank sah aus, wie wenn er mit seinem breiten Riesenleib auf mich zukommen wollte. Ich fühlte, daß ich hier nur noch zu Gast sei, der Schrank war Herr dieser Wohnung geworden. Ich habe auch keine Lust mehr an den Arbeiten, die ich hier angefangen.

Ich wünschte, der Schrank wäre wieder draußen gewesen, aber ich wagte nicht ihn entfernen zu lassen, ich fürchtete seine Rache. Mein Puls schlug in rasenden Kurven auf und nieder, ich hatte Fieber; der schwarze Schrank hatte das Fieber mit hereingebracht, er hatte alle Dinge, er hatte mich selber angesteckt. Ich sah das ungeheuerliche Geweih des Elens aus dem Dunkel bis gegen die Decken starren, es war mir, wie wenn ein Riesentier lebendig dahinter stünde.

Ich suchte mit ein paar großen Schritten aus diesem Zimmer zu entkommen, aber beim zweiten Schritt reckte der Schrank hinter meinem Rücken sich auf — ich sah es im Spiegel — und beugte sich über, um mit seinem ganzen Gewicht bei meiner nächsten Bewegung sich auf mich zu stürzen. Atemlos verharrte ich und mählich sank der Schrank wieder ein zu seiner vorigen Größe und Gestalt. Vorsichtig drehte ich mich um und sah ihn an, er erwiderte meinen Blick kalt und gleichgültig, da tastete ich mich zurück ins Zimmer. Ich



Otto Linnekogel

Der Werwolf

machte Licht. Die Lampe warf einen hellen Kreis über den Tisch.

Ich schämte mich plötzlich meiner vorigen Torheit. Ich schämte mich vor dem Schrank wegen meiner Gedanken. Ich hatte ihm unrecht getan. Er ist ernst und traurig, er hat sicher schwerere Dinge hinter sich denn ich. Ich fühlte jetzt mit ihm. Er sah mich an. Er hatte einen treuen, herzlichen Blick, wie ein guter alter

Bekannter. Ich fühlte, daß ich ihm ein Zeichen meines Vertrauens bringen müsse, sofort. Und ich habe alle meine liebsten Bücher, alle Briefe, meine Schriften, meine Instrumente in den Schrank gestellt. Als die ächzende Türe hinter den Dingen sich schloß, wußte ich, sie sind begraben, wußte ich, ich werde sie nie mehr anrühren, ich werde kein Bedürfnis mehr haben, sie je wieder hervorzuholen. Ein wunderbares

Gefühl, daß sie geborgen, daß sie sicher aufgehoben seien, daß ich mich nie mehr um sie kümmern brauchte, erfüllte mich.

Dankbar streichelte ich über das glatte dunkelrote Holz des Schrankes, ein leises Knistern ging durch seine Fugen, und seine Schultern reckten sich erleichtert, wie wenn er aufatmete.

Breit fiel sein Schatten über das Zimmer hin, und es überlief mich, ich hätte aufheulen mögen in dämonischer Freude, daß ich Besitzer dieses Schrankes sei. Es ward mir auf einmal bewußt, daß ich seit Jahren hier etwas vermißt, ihn hier vermißt hatte, daß erst jetzt dies ganze Zimmer einen Sinn hatte.

Behaglich reckelte ich mich in einen der großen Armsessel dem Schrank gegenüber, die Lampe sumnte, mit allen Sinnen genoß ich die Stunde. Ein erhöhtes Daseinsgefühl, eine dämonische Kraft, die vier Wände meines Zimmers erfüllend, ausströmend von dem schwarzen Koloß, dem Schrank, wie von einer bedeutenden Persönlichkeit ging auf mich über.

Bis gen Mitternacht saß ich so. Die Lampe war heruntergebrannt und verlosch mit einem kurzen zischenden Laut, wie wenn eine große dunkle Hand sie erstickte. Hinter dem letzten sich aufbäumenden Flammenschein sprang ein menschlicher Schatten an der Wand empor, groß und eckig und erstarrte reglos. Nur zwei gelbe Lichter unter seiner Stirne tanzten noch flackernd und stierten mich an, feindselig mit grenzenloser Verachtung.

Ich mußte die Augen schließen vor ihnen, aber ich knirschte in wildem Trotz:

„Wer bist du?“

Ich hörte meine Worte nicht, und ich hörte auch nicht die Antwort des andern, aber ich fühlte sie:

„Ich bin Alexander R.“ Dies war mein eigener Name. Ich lachte höhnisch.

„Was hat Alexander R. Alexander R. zu sagen?“

„Ich hasse dich.“

„Was verschafft mir die Ehre deines Hasses?“

„Ich hasse, die schwach und eitel sind.“

„Was verlangst du von mir?“

„Deinen Tod.“

Ich versuchte abermals zu lachen, es gelang mir nicht. Ich riß die Augen auf, und das

starrende Schattengerüst mit der eckigen Stirne, mit der Vogelnase und mit dem steifgestreckten Rumpf bewegte sich vorwärts an der hohen, kalten Wandfläche und verschwand an der Türe.

Dann hallten seine schweren Schritte dumpf und gleichmäßig draußen auf dem Steinpflaster des Hausgangs, dann wurden sie matt und schienen zu vergehen, und dann wurden sie wieder lauter, da waren sie drunten auf der Straße.

Ich sprang auf. Lautes Gelächter packte mich an und entfloß sogleich wieder bellend in die schwarz erstarrten Ecken des Saales.

Ich horchte. Es war mein eigenes Gelächter.

Ich vernahm Rütteln an der Zimmertür und hörte eine weibliche Stimme meinen Namen rufen. Die Türe gab nach, ein Lichtkegel fiel von außen quer über den Fußboden, sich kreuzendes Schattenwerk huschte sekundenlang über das Deckengewölbe. Maria, meine Geliebte, stürzte ins Zimmer und umarmte mich.

„Was hast du nur,“ rief sie, „was ist mit dir geschehen, warum hältst du die Türe zu, wenn ich komme? Wer ist bei dir? Wer lachte so fürchterlich?“

Ich hatte mich aus der Umarmung freigemacht und eine Kerze vor dem Spiegel entzündet. Kein Mensch außer mir und Maria war im Saal, auch der Schatten war verschwunden.

„Du siehst,“ sagte ich, indem ich mich umschaute, „es ist niemand hier“, aber meine Stimme klang mir selber fremd und unheimlich.

Ich sah, wie Maria erbleichte, da sie meine Stimme vernahm; plötzlich aber starrte sie mir gerade ins Gesicht und rief laut: „Wer bist du? ich kenne dich ja gar nicht.“ Damit stürzte sie verwirrt an mir vorbei und zur Türe hinaus. Eine kalte aufgehellte Herbstnacht schaute starr und wunderlich durch die hohen Fensterbogen zu mir herein.

Ich schaute, an etwas Wirklichem Halt suchend, zu meinem Schrank hinüber. Der steht ruhig und groß. Meine Augen wühlen sich ein in das wirre Ornament- und Blumenwerk an seinem breiten Fries, und ich sehe dort springende Gestalten, die ich sonst nicht sah, und ich lese sie buchstabierend wie Schriftzeichen, klar: „Ewig sind der Geist und die Dinge nur. Der Mensch aber verwandelt sich

von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Um je sieben Jahre aber tritt die Verwandlung auf einmal und derart zutage, daß der Kreis um den Verwandelten, der bisher gefügt war wie ein fester Ring, in Stücken auseinandergeht.“

Nachdenklich trete ich da vor den schmalen Wandspiegel, vor dem die Kerze brennt, und sehe: meine Augen sind gelb und funkelnd, meine eigene Gestalt, mein eigenes Gesicht

haben selber ganz Umrisse und Aussehen des gespenstischen Schattens angenommen. All das Geschehene aber, wie der Schrank in mein Haus gekommen, wie mein Zimmer sich verwandelt, wie ich mich selber verwandelt und endlich, wie auch Maria sich von mir gelöst, dies alles schien mir da auf einmal so fremd und wie von mir weggerückt, daß ich nicht mehr weiß, ob es soeben erst oder ob es schon vor Jahren gewesen ist.

DIE GOLDBERGWERKSKNAPPEN VON OBERZEIRING

Von Ferdinand Weinhandl.

Anno domini Unbekannt,
Faschingsonntag war im Land,
Zechten in ihrer Grubenkantine im Gasthaus zum Schimmel
Zwanzig Häuer, Gott lästernd und Hölle und Himmel.
Goldener Wein rann über die Diele,
Goldene Kugeln rollten im goldenen Kegelspiele.

Da trat mit müdem Schritte
Eine bettelnde Alte in ihre Mitte,
Bat um einen Groschen, nur um ein kleines Stück Brot
Für ihrer fünf hungernden Kinder hungernde Not,
Die standen ängstlich im Rahmen der Tür zu Hauf
Und blickten voll Furcht zu den wüsten Gesellen hinauf.
Die Alte versprach bei Gott ihnen Fürbitte einzulegen
Und versprach tausendfalt Segen.
Doch da erscholl ein Hohnlachen ringsum im qualmigen Raum.
Einer der nächsten vernahm ihre Worte kaum,
Als er zur Tür, wo die Kleinen warteten, trat
Und das Gräßliche tat —
Und mit den blutenden blonden Kinderköpfen kam er zurück
Und verteilte unter die Kegelnden Stück um Stück.
Höhnend sprach er zur Alten, der er auch einen bot:
„Nimm und danke dem Herrn für das Brot,
Die hungert nun nicht mehr für alle Zeit,
Jetzt bitt für unsrer Seelen ewige Seligkeit.“
Da reckte das Weib sich auf und ballte die Hände gen Himmel,
Es klang ein furchtbarer Fluch durch die Stube im Gasthaus
zum Schimmel,
Doch über die weinüberschüttete Diele
Rollten fünf Kinderköpfe im goldenen Kegelspiele.

Tags drauf, als die zwanzig Kumpane zum Schachte einfuhren,
Stürzten die Wasser ein, vom Berg gingen nieder die Muren.
Seit dieser Stunde sind Grube und Stollen
Und der Ort, wo sie standen, für immer verschollen.

T I M U R

Von Karoline von Günderode

Ermar hatte das Geschlecht von Parimor vom Thron gestoßen, Parimor selber, sein Weib und seine Freunde waren gefallen unter dem Schwert des Überwinders, nur Timur, sein einziger Sohn, fiel lebend in Ermars Hände. Ungern unterwarf sich das Land dem Sieger, der die Burg des unglücklichen Parimor an der Nordküste der Insel bezog; und die höchste Gewalt mit seinem Bruder, dem wilden Konnar, teilte.

Keiner von allen Freunden des gestürzten Königshauses wußte, wo Timur sei, und ob er lebe? Nur die Prophetin wußte es, die verschwiegene Seherin, die in einer Höhle am Eingang der Erde wohnte, die sah die kommenden Schicksale, die Tiefen der menschlichen Brust und des unglücklichen Timurs Ketten. Einsam lebte die Prophetin und verrichtete geheimnisvolle Werke, und von allen Sterblichen wußte nur Thia, die schöne Tochter von Ermar, ihre Wohnung. Die Seherin liebte das Mädchen, sie lehrte sie mancherlei Geheimnisse und enthüllte ihr oft die Begebenheiten der Zukunft.

Einst sprach die Prophetin zu der Tochter von Ermar: „Mädchen! fürchte das Geschick deines Vaters, seine Untat hat den Geist der Rache erweckt; sieh hierher!“ Und sie zeigte dem erschrocknen Mädchen in einem Spiegel ein tiefes Gefängnis der Burg, und in dem Gefängnisse lag auf moderndem Stroh ein Jüngling mit brennenden Augen und dichten braunen Locken; Thia konnte ihre Augen nicht sättigen an dem Anblick des Gefangenen; aber die Seherin sprach: „Dies ist der König dieses Landes, er schmachtet in Ketten, und dein Vater trägt die Krone, die ihm gebührt.“

Gedankenvoll eilte Thia zurück zu der väterlichen Burg und suchte allenthalben nach einer Türe, die zu Timurs Kerker führen möchte. Im Norden war die Burg von rauhen Felsen umgeben, die bis zum Meere hinabreichten, in diesen Felsen entdeckte Thia, zwischen Gesträuch und Nesseln versteckt, ein Gitter, das eine dunkle Tiefe verschloß; dieses Gitter hatte sie in dem Zauberspiegel gesehen; und jeden Morgen, ehe die Bewohner des Schlosses er-

wachten, und jeden Abend, wenn die milde Dämmerung die Taten der Liebe in ihre Schleier verbarg, ging sie dahin, setzte sich trauernd neben das Gitter und seufzte: „Timur! Timur!“, und ihr war, als kämen liebe, unsichtbare Arme aus dem Gitter herauf und hielten sie umschlungen, daß sie die Stelle nicht verlassen konnte und es nicht achtete, daß der raue Nachtwind sie umwehte und der Tau des Himmels sie benetzte.

Zwei Jahre hatte Timur in dem Kerker geschmachtet, schon waren der Rache wilde Gedanken bleich und ohnmächtig geworden, und die Träume von Erlösung und Befreiung waren verträumt; schon glaubte er sich von allen Menschen vergessen, als ihm deuchte, er höre mit süßer Stimme seinen Namen flüstern, und jeden Morgen und jeden Abend hörte er dieselbe Stimme: „Timur! Timur!“ rufen, und wenn er auf seinem Lager schlummerte, deuchte ihm ein Engel mit glänzenden Locken und rosigen Wangen beugte sich über ihn her, drücke leise Küsse auf seine Lippen und seufzte: Timur! Aber wenn er erwachte, vergingen die rosigen Wangen in Kerkernacht, die hellen Locken erbleichten, die Küsse verglühten, doch die süße Stimme flüsterte fort, und er wußte nicht, ob der Traum wirklich oder das wirklich Scheinende Traum sei.

Tage und Wochen waren so vergangen, als das Mädchen zu Ermar sprach: „Vater! der Mund der Prophetin verkündet dir Unheil und Verderben wegen des Sohnes von Parimor, der unschuldig in deinen Ketten schmachtet, deine Ungerechtigkeit wird den Geist der Rache erwecken, fürchte ihn!“ „Timurs Kraft ist gefesselt,“ erwiderte Ermar, „wo ist der Arm, der sich der Rache leihe?“ „Fürchte“, sprach Thia, „die Zukunft und der Seherin untrügliche Worte; ich habe Timur gesehen, ich liebe ihn, gib ihm die Freiheit, gib ihn mir, fessele ihn durch ein heiliges Band an dich oder fürchte auch deine Tochter.“ Aber Ermar blieb unbittlich, bis sich die einzige Tochter ihm zu Füßen warf und ihm schwur, den Geliebten zu seinem treuen Sohne und Freund zu machen oder ihn zu verraten, wenn er undankbar sei, und ihm



Max Schenke

Flüchtende Neger

den Dolch mitten in seinen Umarmungen in die Brust zu stoßen.

Timur lag in schweren Träumen, der Geist seines Vaters erschien ihm in blutige Grabtücher gehüllt und sprach: „Räche mich! Die Zeit ist gekommen.“ Timur erwachte, aber immer hörte er noch die Worte, die Zeit ist gekommen! Er dachte noch darüber nach, als das Gitter sich öffnete; ein Krieger trat herein und hieß ihn folgen. Schweigend, voll seltsamer Empfindungen, ging Timur hinter seinem Führer her.

Jetzt waren sie auf den Felsen gekommen, der Krieger entfernte sich, und Ermar kam dem Jüngling entgegen. „Die Zeit ist gekommen, räche mich“, flüsterte eine Stimme in Timurs Seele; eine unsichtbare Gewalt trieb ihn; ehe Ermar noch gesprochen hatte, ergriff ihn der Jüngling und schleuderte ihn die Felsen hinab, daß sein Blut hinunterrauchte bis zur See.

Die Bewohner des Schlosses versammelten sich, sie erkannten den Sohn ihres Königs und nannten ihn freudig Herr und Gebieter. Als es aber Nacht wurde und der König allein war, trat Thia zu ihm und sprach: „Ich habe dich geliebt, ich habe an der Türe deines Kerkers gewacht und deinen Namen der Nacht und den Sternen vertraut; deine Freiheit ist mein Werk, aber du hast meinen Vater ermordet, du hast die schwere Blutschuld auf meine Seele gewälzt, darum hinweg von dir!“

Und das Mädchen ging und kehrte nicht wieder. Da ward der König sehr traurig, die lärmende Jagd erfreute ihn nicht und nicht der Becher, einsam stand er auf seinen Felsen und sah und vernahm nichts als die Schrecken des nahenden Winters. Der Himmel war mit schweren Wolken bedeckt, eisige Regen fielen herab, der Nordwind zerwühlte den Wald und trieb die falben Blätter in wilden Wirbeln umher, die Brandung brauste an der Küste, und der krächzende Rabe unterredete sich mit dem Widerhall. Monde vergingen so, und immer fielen kalte Regen und Schnee, und der Himmel blieb dunkel wie die Seele von Timur; da versammelten sich die Freunde um ihn und sprachen: „Es ist nicht gut so, König! daß du so einsam trauerst, komm! laß uns Taten tun; Konnar herrscht noch jenseits der Berge mit eisernem Zepter über das Volk, komm! erhöhe dein Erbe, überwinde die Verräter!“ Der Jüngling gehorchte, er riß sich empor aus seinen Träume-

reien und stürzte sich in das Gewühl der Schlachten zu Taten und Ruhm.

Ungewiß schwankte das Glück zwischen Konnar und Timur, Timur war tapfer, Konnar fest und klug. Eine Schlacht entschied für Konnar, Timur mußte sich zurückziehen in die Gebirge. In der Nacht dichter Wälder, wo der spähende Feind sie nicht ahnte, errichteten sie ein lustiges Zelt, hundert Fackeln erleuchteten die Wildnis, der Freudenbecher ging umher, eine süße Musik erscholl, begleitet von den Stimmen braunlockiger Mädchen, und Timur schwelgte in Ruhm und Lust und Liebe, und seine Gefährten jauchzten in wilden Freuden.

Einst aber, da Timur allein war auf seinem Lager und der Schlummer ihn floh, deuchte ihm, er höre das Geräusch leiser Tritte, und da er noch lauschte, fühlte er sich plötzlich umschlungen von zarten Armen, und heiße sehnsuchtsvolle Küsse bedeckten seine Lippen; als er aber morgens erwachte, war sein Lager verlassen. Drei Nächte hatte schon die unbekannte Geliebte des Königs Lager besucht, als sie aber zum vierten Male kam, schloß er sie in seine Arme und schwur, sie nicht zu lassen, bis sie sich ihm entdeckt habe, damit er seinen Thron und seine Hoheit mit ihr teilen könne. „Laß mich nur noch diesmal ungekannt von dir,“ sprach das Mädchen, „wenn die Nacht wiederkehrt und die Sterne wieder glänzen, wird ein schwarzes Roß vor dir stehen, dem vertraue dich, es wird dich dahin tragen, wo dir alles offenbar wird.“ Der König ließ das Mädchen von sich gehen. Da es aber Nacht wurde, fand er das Roß; ein sonderbarer Schauer durchlief sein Gebein, aber er schwang sich auf des Tieres Rücken, und es trug ihn durch unbekannte, verworrene Pfade, durch Klüfte und Wälder und blieb stehen vor einem prächtigen erleuchteten Palast. Die Tore öffneten sich, zwei Knaben traten heraus, hielten ihm den Zügel und führten ihn in einen Saal. Eine milde Dämmerung herrschte, denn nur ein Halbmond über einem Becken, in das sich duftendes, balsamisches Wasser stürzte, erleuchtete das Zimmer mit wechselndem Schimmer, bald glänzte der Mond in dunklem Purpur, dann in blassem Rosenrot, dann wieder blau wie der Bogen des Himmels, dann endlich wie der grüne Schmelz der Wiesen.



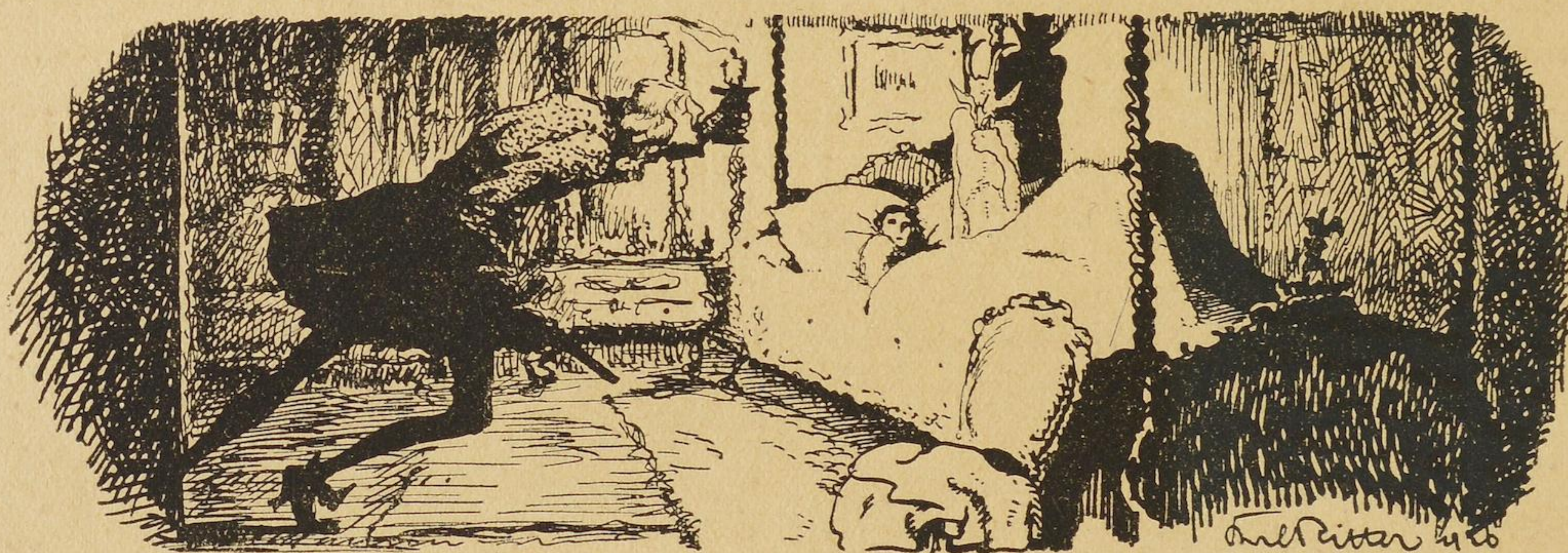
A. Kley

Staunend sah Timur eine Weile dem wechselnden Farbenspiel zu; da tat sich die Türe auf, und viele schöne Mädchen kamen herein in allerlei fremden und sonderbaren Trachten; ein Blumenkranz wand sich um die blonden Haare der einen, ein zierliches, weißes Kleid umfloß sie. Eine andere hauchte Arabiens Balsam, des Morgenlands köstlicher Tau umgab in glänzenden Reihen die dunklen Locken, und Gold, gewirkt in persischer Seide, verhüllt die runden, üppigen Glieder. Eine dritte, in leichtem Silberflor, glich der Luft ätherischer Schönen; und das Holdeste aller Zonen schien versammelt um den Jüngling. Plötzlich glänzte das Wasser wie die Sonne und goß seine breiten

Lichtströme durch den Saal; eine Musik, wie Orgeltöne, ließ sich hören, eine liebliche Stimme begleitete die rauschenden Harmonien und schwebte über ihnen, wie eine leichte Frühlingsluft schwebt über dem brausenden Meer, aber die Töne wurden stärker und stärker und verschlangen die Stimme in Wogen und Wohl laut. Die Mädchen umgaben den Jüngling, sprachen ihm freundlich zu, und jede sandte ihm heiße Blicke, als sei jede die Geliebte der Nacht gewesen. Forschend betrachtete sie der König, jede dünkt ihm hold und lieblich, aber sein Herz bewegte sich zu keiner, sie ist nicht hier, die ich suche, sprach seine innerste Seele.

Jetzt rauschten zwei Flügeltüren auf, ein prächtiger Saal zeigte sich, von vielen Fackeln erleuchtet, die von den Marmorwänden widerstrahlten; in der Mitte stand eine Tafel. Man setzte sich, der Wein perlte in Gold, die Mädchen nippten mit Rosenlippen an den Bechern und reichten sie dann dem König; aber Timurs Seele war traurig, er senkte den Blick, und all die Herrlichkeit und all die Schönheit ging verloren an ihm. Da er aber die Augen aufschlug, sah er eine Gestalt an der Ecke des Saals ihm gegenüber, an eine Säule gelehnt stehen, sie war ganz schwarz und dicht verhüllt und blieb immer unbeweglich. Timur betrachtete sie lange und oft, eine tiefe Sehnsucht zog ihn zu ihr; das Mahl deuchte ihm unendlich lange, und es ward ihm erst wohl, als man sich erhob.

Die Mädchen verließen den Saal, aber jede sandte ihm noch einladende Blicke er folgte keiner und sah sich endlich allein mit der schwarzen Gestalt, die Fackeln erloschen, nur ein einziges bleiches Licht durchdämmerte den Saal. Die schwarze Gestalt nahte sich ihm und sprach: „Folge mir!“ Er gehorchte; und sie führte ihn durch seltsame unterirdische Gänge auf einen Fels. Der Mond glänzte eben im vollen Lichte, und Timur erkannte schauernd den Fels und das Meer, in welches er Emar hinabgeschleudert hatte. Seine Führerin schlug den Schleier zurück. Es war Thia. „Geist meines Vaters!“ rief sie, „laß dich dieses Opfers entschöhnen.“ Sie schlang ihren Arm um den König und stürzte sich mit ihm die Felsen hinunter, daß ihr Blut sich mischte und hinabrauchte zur wogenden See.



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Der Churfürstliche Ober-Schenke von der Lie erzählt:

Wie der Teufel mit seiner Groß-Mutter zu Braunschweig eine große Hochzeit celebrirt. Kurtz nach geendigtem deutschem Kriege hat ein Kayserlicher Oberster, Meincke von Peine genannt, in der Stadt Braunschweig gewohnt, zu dem kommt bey Nachtschlaffender Zeit ein Gespenst, wecket ihn auff, diesen Obersten bey seinem Namen nennend, und bittet ihn, daß er ihme auff der dritten Nacht hierauff in seinem Hause den großen Saal leyhen wolte, der Teuffel

wolte mit seiner Groß-Mutter alsdenn seine Hochzeit in besagten Saale celebriren, und wie sich nun dessen anfänglich Meincke von Peine wegert, vorwendende, daß er mit ihme Nichtes zu schaffen habe, schlägt der Teuffel pro temperamento vor, daß er die Geistlichen zu Braunschweig darüber consuliren könnte, die- weil es ihm wohl wissend wäre, daß sie es ihme nicht wiederrathen würden, wie auch geschieht. Und wie darauff in der andern Nacht der Teuffel wieder zu ihm kommt, williget Meincke von Peine in sein Begehren, darauff sich dann der Teuffel dessen höflichst

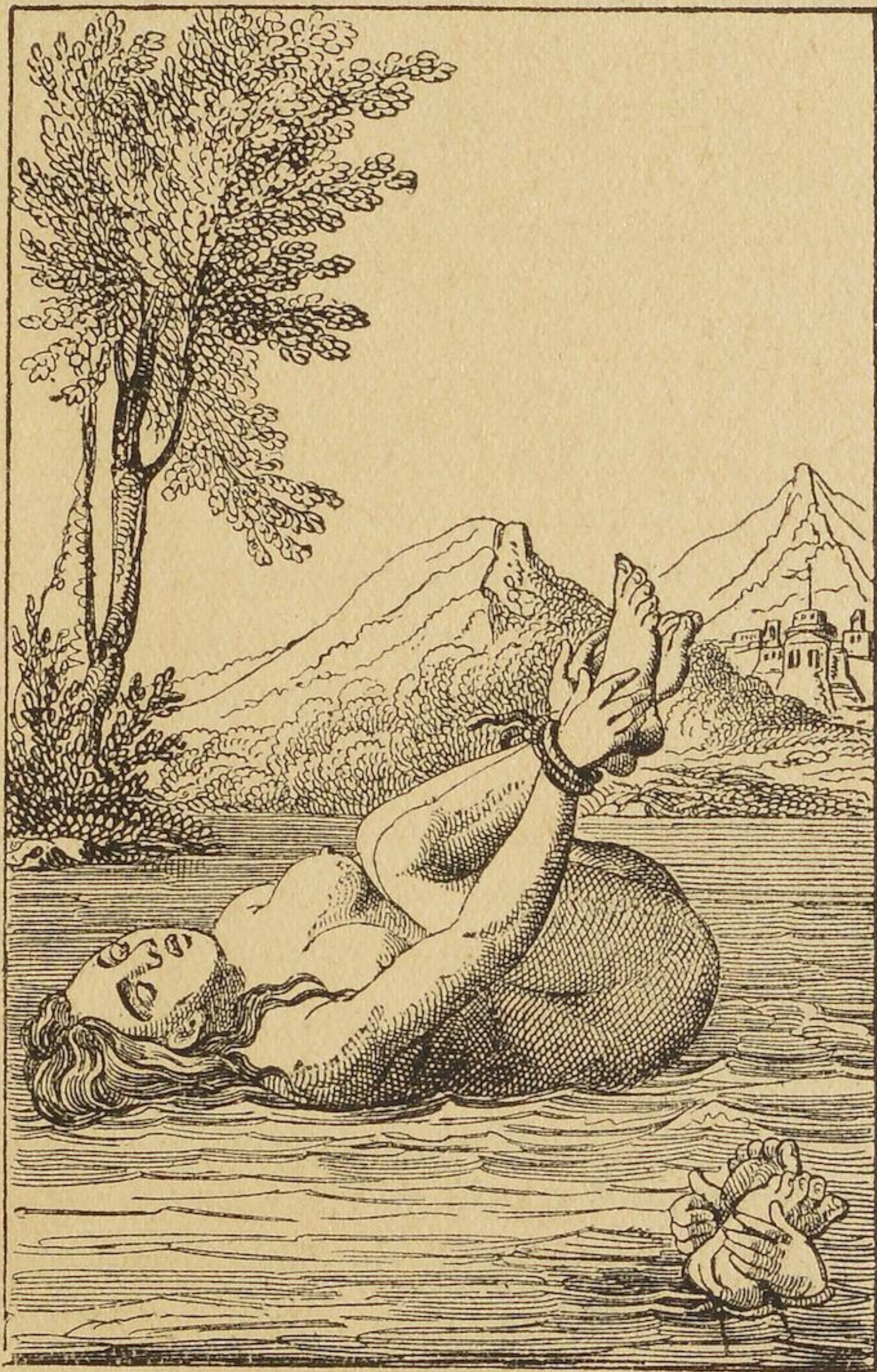
bedanket, aber dabey bittet, seinen Leuthen zu befehlen, daß wenn sie gleich auffblieben und mit zusehen wollten, als welches ohne alle Gefahr ihnen vergönnet seyn sollte, daß sie sich dennoch hüteten zu sprechen, zu essen und zu trinken, als außer welchem er ihnen für Halsbrechen und dergleichen nicht sicher seyn könnte, welches der Oberster auch seinen Leuthen kund thut und sie warnet. Darauff denn auch alles Gesinde zur rechter Zeit zu Bette gehet, ausgenommen zwo Mägde, die so fürwitzig gewesen, daß sie auffgeblieben und diese Hochzeit haben zusehen wollen. Dieselbigen haben hernach an ihren Herrn referiret, wie daß um Mitternachtszeit viele Teuffel doch in der Gestalt von Menschen, und unter denenselben der Teuffel selbst, wie ein blutjunger Mensch als Bräutigam, doch mit zweyn Hörnern auff dem Kopf und in köstlicher Kleidung, in Kutschen und zu Pferd und Fuß kommen wären, und sich alsobalden auff den Saal begeben hätten; Bald darauff wäre auch die Braut, und viel anders jung und alt Frauen-Zimmerleuth erschienen, es wäre aber die Braut ein altes heßliches und geschrumpptes Weibs-Bild gewesen, und wäre auff Krücken gesprungen, darauff dann die Gesellschaft nach einem kleinen unter sich gehaltenen Gewürmel sich zu Tische gesetzt hat, welcher mit allerhand köstlichen Speisen zugerichtet gewest, und waren bald darauff zu tantzen auffgestanden, bis sich diese ehrbare Compagnie gegen 3 Uhr Morgens retiriret hätte. Berichtende dabey, daß ob die Teuffel öffters die Mägde zu essen und zu trinken genöthiget hätten, sie solches doch allemahl abgeschlagen, und mit dem Kopfschütteln ohne Antwort abgewiesen, darauff ihnen auch Nichtes Böses wiederfahren seye. Der Wirth Meincke von Peine und der Rest des Gesindes, die alle das Fahren und Reiten, wie auch den Tumult und das Tantzen im Saal wol gehört hatten, wie sie des Morgends hinauff gehen, finden sie den Saal gantz sauber und rein; Alleine auff dem Tisch finden sie einen schönen gewirkten Teppich, benebst einem Ringe von 200 Ducaten am Werth, und dabey einen Zettel auff dem Tisch liegend, des Inhalts: daß so lange die beyde Stücke zusammen blieben, solten er und seine Kinder in keinem übelen Stande kommen.

*

Cz.

D I E H E X E N P R O B E

Mit einer Abbildung. (Beides aus einer alten Chronik.)



Unter andern unvernünftigen, ungöttlichen und unchristlichen Handlungen bei dem ehemaligen Hexenprozeß ist vornehmlich auch die sogenannte Wasserprobe gewesen, da diejenigen, insonderheit Frauenspersonen, welche der Hexerei beschuldigt waren, nackend ausgezogen, darauf kreuzweise gebunden (also, daß die rechte Hand an den großen Zehen des linken Fußes, und die linke Hand an den großen Zehen des rechten Fußes fest geknüpft) und sie darauf also auf das Wasser gelassen wurden, und zwar zu drei unterschiedenenmalen nacheinander. Welche nun in solcher Positur oben schwammen, die wurden für Hexen gehalten, und von dem Wasser, wenn sie nicht durch ein freiwilliges Bekenntnis zuvorkamen, an die Tortur gebracht. Welche aber untersunken, die wurden für unschuldig gehalten und freigesprochen. — Ich zweifle nicht, verständige und ehrbare Leser werden die Schändlichkeit dieser Sache und den teuflischen Ursprung derselben ohne weitere Beschreibung aus der bloßen Abbildung erkennen, und mit mir Gott preisen, daß er unsre Zeiten von einer so unvernünftigen und leichtfertigen Handlung, durch welche in den

vorigen Zeiten so viele Tausend Menschen in die abscheulichste Marter, und nach solcher durch einen grausamen Tod um das Leben gebracht worden, erlöset hat. Er gebe uns diese große Gnade dankbarlich zu erkennen, und bewahre uns, daß wir nicht wieder durch Aberglauben und Gottlosigkeit in die vorige Gewalt des Teufels zurückfallen, um unsres Heilands Jesu willen!

*

Ein Kind weinet im Mutterleib. Im Jahre 1546 hat sich's zu Rottweil am Neckar begeben, daß ein Kind im Mutterleib bitterlich geweinet hat. Bald hernach ist der schreckliche Krieg in Deutschland angangen. (Aus einer alten Chronik.)

*

Ein 16jähriges Webermädchen wurde von einem Spukgeist überall verfolgt, wohin sie sich begab. Es klopfte und kratzte an den Wänden, es pfiß, winselte und heulte wie ein wildes Tier; es wurden ihr schwere Steine nachgeworfen, von denen man nicht wußte, woher sie kamen, die jedoch machtlos an ihr niederfielen, während sie, an die Tür prallend, dort Narben hinterließen; ihre Mutter sah einmal, wie der Tochter von unsichtbarer Hand das Taschenmesser aus der Rocktasche genommen, in der Luft geöffnet und ihr mit der Spitze voran ins Gesicht ge-

schleudert wird, ohne sie zu verletzen. Es wurde dem Mädchen und anderen Kindern, während sie zu Bett lagen, nasser Kot ins Gesicht und den Mund geschleudert; es erschienen sehr oft beschimpfende Kreideschriften an den Wänden und Möbeln, die mit Brand drohten, wenn das L. . . . nicht aus dem Hause geschafft würde. Es wurden Kleider zerrissen, Geräte zerschlagen und verstellt, Brote beim Backen zu kleinen Männchen geformt; es wurden Gegenstände entzündet und auf das Mädchen geworfen; einmal wurde ein Bett in Brand gesteckt, und das Feuer brannte mit eigentümlicher Flamme. Bedrohung mit Gefängnis und Schlägen hatten keine Wirkung. Das Mädchen hatte häufige Ohnmachten, kam in magnetische und visionäre Zustände; in einer Ohnmacht sagte sie: Jetzt nimmt der Böse Streichhölzchen vom Ofen, und in diesem Augenblick sah man ein brennendes Streichhölzchen in der Luft schweben. Einmal warf der Unsichtbare, während Luise zu Hause war, anderwärts Fensterscheiben ein. Eines Morgens hört Luisens Mutter einen harten Schlag und als sie in deren Kammer eilt, findet sie die Tochter ohnmächtig aus dem Bette auf den Boden geschleudert mit einer Schnur um den Hals, die mit einer eisernen Spille festgerädelt war. Cz.

P H A N T A S T I S C H E B Ü C H E R

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter etc

Walter Hasenclever, Die Menschen. Schauspiel in fünf Akten. Geheftet 4.50 M. Gebunden 6 Mark. Verlag Paul Cassirer, Berlin. Auf den ersten Blick blendet die unerhörte, kühne Neuheit der Gestaltung, die für die Bühnen ein ungewöhnliches, aber lohnendes Experiment bedeutet. Doch ist der innere Wert der Dichtung größer. Die packende, wortkarge Form ist erfüllt von der Leuchtkraft tiefen Gefühls. Die Gestalt des lebenden Erlösers, mit fremder Schuld beladen, durchschreitet das Werk, sein Weg führt durch die ganze Welt. Szenen von Liebe, Mord, Armut, Laster, Spiel und Gemeinheit tauchen grell, wie nackt ins Licht. Bildhaft geschaut das Ganze, von einer Stärke der Vision und einem Willen zur Menschenliebe, die etwas Hinreißendes hat. Wachzurütteln war von jeher die Aufgabe der Propheten, Hasenclever fühlt sich Prophet einer Moral, und er rüttelt wach. Darin liegt sein eigentlichster Wert. -m-

Amalthea-Bücherei: Hermann Bahr: Adalbert Stifter. — Eine Entdeckung. Amalthea-Verlag, Wien. Mit Recht nennt Hermann Bahr sein Büchlein über diesen lieben alten österreichischen Schulrat, der ein großer Dichter und ein Sprachkünstler sondergleichen war, eine Entdeckung, denn wie wenige gibt es, die Stifter wirklich kennen und darum auch lieben. Die große Menge deutscher Leser, die wohl seinen Namen weiß, hält ihn für einen kleinen Schulmeister, der brave langweilige deutsche Auf-

sätze schrieb, und mit dessen Büchern sie nicht ihre kostbare und so gehetzte Zeit vertrödeln will. Freilich in hastigen Stunden unserer Städte soll man diesen begnadeten Poeten nicht lesen, aber draußen zwischen Wiesen, Wald und Hain in geruhigen Stunden ausruhenden Genießens. Dann beginnen diese Sätze, deren jeder in seiner Schlichtheit fast zum Liede wird, seltsam zu duften und zu blühen, und kopfschüttelnd wird man gewahr, daß die deutsche Literaturgeschichte uns wieder einmal fünfzig Jahre lang einen ganz Großen verschwiegen, der in seiner Sprache an Goethe reicht, der sein Dichtertum wie ein heiliges priesterliches Amt erfüllte, und den unter die deutschen Klassiker zu zählen nur die Verzopftheit alter Professoren in ihrer Kälte gegen wahrhaftige blühende Kunst vergaß. — Karl Kobald: Altwiener Musikstätten. Amalthea-Verlag, Wien. Wie ein Märchen ist dieses Buch. Von jener Zeit erzählt diese, allein schon durch ihr Thema leuchtende und funkelnde Schrift, die zwischen den großen thesesianischen Jahren und dem Biedermeiertage lag, an dem Schubert und mit ihm eine Zeit starb, in der die Kunst zum lebendigen Leben geworden war. Eine Zeit, wie sie Deutschland nie gesehen, die aber dort drüben an der Donau dieses österreichische Volk schuf, dessen Kultur es unter allen hungernden Völkern dieses Krieges zum einzigen werden ließ, das ohne Polizeitruppen und Sicherheitswehren, dennoch ohne Bürgerkrieg und Barrikaden sein Elend in

stiller Vornehmheit ertrug. Von Gluck, Mozart, Haydn, Ludwig van Beethoven und Schubert jubelt dieses Buch, von dem Geiste jener Tage, von Hof, Adel und Volk, die in nie gehörter Innigkeit zu einander fanden, zu einem Zusammengehören, wie es noch mitten in diesem Kriege in den Heurigschänken der weinseligen Gärten von Wien im Zauber der Geigen zu finden war, wie in jenen besseren Tagen, da Strauß und Lanner alles Wiener Volk, ob Graf, Baron oder Fiaker zu Brüder fiedelten. Eines Geistes waren sie alle, ob hoch und niedrig. Und wenn all die Grandseigneure, die Auersperg, Lobkowitz, Lichnowski und Thun, die Erzherzoge und die Kaiser selbst den Künsten ihre Schlösser und Privatschatullen öffneten, so war dies keineswegs eine gönnerhafte Mäzenengeste, sondern verstehendes Einswerden mit der Seele dieses aristokratischen Volkes seiner Kunst. Das ist ein Buch, das viel beiträgt zum Verständnis des ewig gönnerhaft belächelten österreichischen Volkes, ein Buch, das allen denen zu denken geben wird, die noch immer nicht begriffen haben, daß das Volk der Geiger und der Tänzer, lachend und immer verlacht, längst eine Kultur und ein Menschentum erreicht hat, wie es alle Polizeiverordnungen der Erde und alle noch so schönen Parteireden doch nie erschaffen können. Cz.

Unser Weg 1919. Paul Cassirer, Verlag, Berlin. Literarisch und politisch ist dieses Jahrbuch ein sehr prägnant formuliertes Programm des Verlags Paul Cassirer. Neben

Beiträgen von Edschmid, Hasenclever, Hatzfeld, Else Lasker-Schüler ist der weitaus breiteste Raum politisch-sozialen Problemen eingeräumt (Friedr. Adler, Landauer, R. Luxemburg, Eisner, Bernstein u. a.). An dieser Stelle sei unter ausschließlich künstlerischen Gesichtspunkten auf Ulrich Steindorfs Wundram und der Einarmige, auf Ernst Barlachs Gespräch am Strande und vor allem auf die Graphik verwiesen. Während Franz Mare die typische Gestaltungsweise des Expressionismus nirgends verläßt, Meidner zu sehr mit indirekten Ausdrucksmitteln arbeitet, gelingt Max Pechstein (Segelboot), Hans Meid (Liebespaar am Ufer) und O. Arkoschka (Walter Hasenclever) Gutes und Bestes.

Dr. W.

Eingesandte Bücher.

Theo Eck: Was ist die Sonne? Morel-Verlag, Berlin-Oberschöneweide.

K. F. Schmid: Wandlungen, Piloty & Loehle, München 1917.

Hermann Wolfgang Zahn: Lydia, eine Novelle, A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf 1909.

Raphael Ed. Liesegang: Simile Deo, ein Einakter, Gustav Brauns, Leipzig 1919.

Hans Flesch: Balthasar Tiphö, Roman, E. P. Tal & Co., Wien 1919.

DIE SCHRIFTFÜHRUNG BITTET BEI EINSENDUNG VON REZENSIONSEXEMPLAREN GEBUNDENE EXEMPLARE ZU SCHICKEN.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Karl Ritter.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München. Herausgeber und verantwortl. Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII. Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

Alter deutscher
Weinbrand

Asbach „Uralt“

Rudesheim
am Rhein

DIE ORIGINALS

von den im „Orchideengarten“ erscheinenden Zeichnungen können durch den Verlag erworben werden. Wir ersuchen Interessenten, frühzeitig Anfragen resp. Bestellungen an den Verlag zu richten, da ein größerer Teil von den schon erschienenen Zeichnungen bereits verkauft ist. Weiterhin geben wir bekannt, daß der Verlag Sonderabzüge von den im „Orchideengarten“ erscheinenden Zeichnungen auf gutem Papier herstellen läßt und je nach Druck und Größe berechnet. Anfragen an den

DREILÄNDERVERLAG / MÜNCHEN / LEOPOLDSTR. 3



Viscitin

kräftigt alle:

Kinder
Unterernährte
Kranke
Rekonvaleszente
Bleichsüchtige
Blutarme

Magen-, Darm- und Lungenleidende

Zu haben in allen Apotheken u. Drogerien.

Schöbelwerke / Dresden 16

M. LUSERKE

FÜNF KOMÖDIEN UND FASTNACHTSSPIELE

Geheftet M. 5.—
zuzgl. 50% Teuerungszuschlag

Eines der humorvollsten und heitersten Bücher der Gegenwart. — Aus Gustav Wynekens Freier Schulgemeinde in Wickersdorf sind diese Spiele und Schwänke herausgewachsen. Geist der Freideutschen- und Wandervogelbewegung schuf sich hier die ihm gemäße Form und stellt als vollendete Tatsache hin, was einige längst schon wissen: die inneren Zusammenhänge zwischen dem Programm der Hellerauer Tanz- und Rhythmuskultur und den Zielen der heutigen Jugend.

Verlag E. W. Bonsels & Co. Nachfolger
München, Leopoldstraße 3

AGENCIA COMERCIAL ARGENTINA
French Vogel & Cia
Buenos Aires — München

IMPORT und EXPORT

zwischen

Argentinien und Deutschland

Übernahme von Vertretungen aller Art — Ankauf von Kamp, Grundbesitz und Wohnhäusern usw., sowie Einrichtung sämtlicher Industrien in der Republik Argentinien

AUSKÜNFTE

an alle, welche beabsichtigen, sich dort niederzulassen oder mit diesem zukunftsreichsten Lande der Erde zu arbeiten!

Alle Anfragen, geschäftlichen Erledigungen und jeder anderweitige Schriftenverkehr usw. können nur berücksichtigt werden, wenn sie direkt an unseren Teilhaber und Vertreter für Deutschland gerichtet sind.

Vertretung für Deutschland:
OTTO VOGEL, München, Leopoldstraße 3, Telefon 33831
und Berg bei Starnberg, Haus Nr. 1

Zentral-Bureau
Buenos Aires, calle Maipú 62

Wir bitten bei Bestellungen auf den „Orchideengarten“ Bezug zu nehmen!



INHALT Charles Lamb: Der Despot / Alf v. Czibulka: Merkwürdige Fortsetzung zu der berühmten Chronika des Camille Flammarion „Komet und Erde“ / Karl Hans Strobl: Post Mortem / Claudius Collini: Der Fahrstuhl / Richard Rieß: Ecarté in Texas / Unbekannter Autor: Vision / Das Treibhaus
Phantastische Bücher.



Europäische und exotische
Aktphotographien
Probesendung von M. 5.- an
(Nachnahme). — Standangabe erwünscht.
Postfach 2. Hamburg 31

Gemälde alter Meister

ANKAUF

VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340



ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt. XI, Berlin W 9.

Phantastische Bücher

Prospekte frei. — Buchhandlung
für Okkultismus u. Lebensreform
Jos. Schönfeld, München, Weinstr. 6

Nicht nur ich

sondern

auch Sie

haben Bedarf an Schutzmitteln
geg. Ansteckung u. Artikeln für
die Gesundheitspflege. Aufklär.
Schriften geg. M. 1.- für Porto
und Drucksachen.

Gebrüder Grimm

Ulm a. D. N

Hyg. med. Präp. Gummiwaren.

+ Frauen +

Vertrauensvolle und gewissenhafte
Auskunft erteilt kostenlos **Wwe.**
Dombrowski, Berlin,
Schöneberger Str. 6/1.
(Anh. Bhf.)

Sämtl. Schutzart. f. Damen u. Herren

Rheumatismus

Sie werden mir dankbar sein!
Gegen Einfindung v. M. 3.—
teile Ihnen mit, wie ich von
Rheumatismus, den ich jahre-
lang erfolglos kuriert, in kurzer
Zeit durch Hausmittel, das j. hr
geringe Kosten verursacht, be-
freit wurde. Bitte Ihre Adresse
recht deutlich.

E. Schubert, Scharnow
Buchdrg., Berlin N 37

Fürstenergasse 1.

Geheimrat Professor Dr. Czerny: „Setze nicht mehr.
Kinder in die Welt, als Du gut erziehen und ernähren kannst“
(Aus dem hygienisch. Testament des großen Heidelberger Chirurgen).

Es werde Licht!



„Mutterschutz“

Sicher, bequem, ärztl. glänzend
begutachtet, seit Jahren bewährt.

36 Tabletten M. 18.—.

„Patentex“ Komplet M. 20.—,
Ersatztube M. 18.—.

Bücher, die zu lesen sich lohnt:

- Hypnot. Unterrichtsbrieft. Ein interessanter Leitaden,
der die gesamte Technik der Hypn. in 10 Stunden lehrt M. 10 60
- Die Kunst der sexuellen Lebensführung vor der Ehe.
In freimütiger Weise, wie der Freund zum Freunde,
bespricht der Autor die intimsten Fragen des Geschlechts-
lebens mit dem Leser. Nichts bleibt unerörtert „ 5.50
- Du sollst Mann sein! Ein Buch des Lebens und der
Liebe „ 10.—
- Ein Blick ins Innere des menschlichen Körpers. Zwei
anatom. Modelle, zerlegbar, mit Beschreibung und Dar-
stellung des Geschlechtssystems „ 8.20
- Was muß der Mann vor der Ehe von der Ehe wissen? „ 7.60
- Was müssen junge Mädchen vor der Ehe wissen? „ 9.40

Diese sechs Bücher zusammen bezogen M. 46 — frk., Nachn. extra.

Otto Grothe, Neukölln O.G. 39, Leykestr. 18 II

Wiederverkäufer, Damen und Herren mit
großem Bekanntenkreis hoher Verdienst.

BITTE LESEN, AUFBEWAHREN, BESTELLEN.

! Soeben erschienen!

Agamemnon des Äschylos

Übertragung von Gertrud Fauth

Gebunden in schönem Pappband M. 6.—

Zuzüglich 50 % Teuerungszuschlag

Ganz aus dem Geist erschütterndster Tragik heraus
wird hier in knappen Sätzen hart und unwider-
leglich das heroische Griechentum neu belebt, Geist
einer versunkenen Epoche in gewaltiger Ekstase
heraufbeschworen. Diese Dichtung ist mehr als eine
nicht maniert anmutende, vollgekonnene Leistung,
aus dem Experiment des Expressionismus erwachsen.
Das Werk Gertrud Fauths ist in einem Guß und aus
innerster Not geschaffen. Man merkt ihm Zeile für
Zeile das innere Erlebnis, die ungeheure Aktualität
und Spannweite von Problemen unserer eigenen Tage
an. Ob der hinreißenden Gestaltungskraft vergißt man,
daß es sich um Nachdichtung und Neugestaltung
handelt, denn man meint, in einem erstgeborenen
Werk einer noch nie dagewesenen Zeit zu leben.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung
oder direkt vom

Dreiländerverlag, München, Leopoldstr. 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2.— / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und durch
alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 1.60 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe
untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich. / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTER-
REICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Ein-
sendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden
nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czubulka

Zweiter Jahrgang

Elftes Heft

D E R D E S S P O T

Von Charles Lamb (1822), deutsch von Cläre Heuser. (Mit einer Zeichnung von Otto Linnekogel)

Eine nicht ganz harmlose Erkrankung, die sich als Nervenfieber ausgibt, hat mich seit einigen Wochen zum Gefangenen verurteilt. Sie macht mich unfähig über irgend etwas, was nicht mit mir zusammenhängt, nachzudenken. Darum gib Dich diesmal keinen allzu großen Hoffnungen hin, lieber Leser, etwas Vernünftiges von mir zu hören. Alles was ich Dir heute zu bieten vermag, sind die Träume eines Kranken. Denn wahrlich, alle Krankheit ist Traum. Wenn ein Mann das Krankenlager aufsucht, die Bettgardinen dicht zusammenzieht, — zu welchem Zwecke dient das anders — als um einen wunderbaren und großartigen Traum zu erleben. Keinen Laut, keinen Lichtstrahl hereinlassen! Vergessen, daß da unten der Alltag ruhelos weitergeht! Fühllos werden gegen die Unrast des Lebens und nur dem matten Pochen des eigenen Blutes lauschen!

Wenn es eine Einsamkeit gibt, wie nur Könige sie sich schaffen können, so ist es die des Krankenlagers. Hier ist der Patient unumschränkter Herrscher. Wie ein Souverän verfügt er über sein Kopfkissen. Er wendet es um, er türmt es auf und stürzt es wieder, er macht es groß und glättet es, er zerknüllt es und ballt es zusammen, ganz wie seine fiebernde Phantasie es verlangt.

Wie ein Politiker wendet er sich bald auf diese, bald auf jene Seite. Bald liegt er ausgestreckt, bald zusammengekrümmt, der Quere nach, oder die Füße am Kopfende und doch kann kein Mensch ihm Gesinnungslosigkeit vorwerfen. Zwischen seinen vier Vorhängen ist

er unabhängig. Für ihn gibt es nur das Eine: die Pflicht gegen sich selbst. Und diese Pflicht wird ihm zum Recht. Wie werde ich gesund? Außer dieser Frage existiert auf der Welt nichts für ihn.

Noch vor kurzem sah er voller Sorgen einer Gerichtsverhandlung entgegen, von der das Wohl und Wehe seines besten Freundes abhing. Nichts war ihm zu viel, als daß er es nicht getan hätte, um diesen Mann zu retten. Gestern war die Verhandlung. Es ist ihm so gleichgültig, als ginge es um irgend eine Angelegenheit in Peking. Im Hause flüstert man sich etwas zu; man will es ihm verheimlichen, aber er versteht es doch: sein Freund ist ruiniert. Nichts beunruhigt ihn weniger als dieses „ruiniert“. Er hat nur eins zu denken: ich muß gesund werden! In diesem einen Gedankengehen alle Sorgen um fremdes Leid rettungslos unter.

Ja! Er hat sich mit seiner Krankheit gewappnet, er rüstet sich mit seinem Leiden wie mit einem stählernen Hemd. Sein Wohlwollen hält er gleichsam hinter Schloß und Riegel, wie einen Jahrgang erlesenen Weines — nur für den eigenen Bedarf.

Er liegt da und bemitleidet sich. Der Gedanke an das, was er aushalten muß, bricht ihm fast das Herz. Er spricht sich Trost zu und schämt sich wahrhaftig nicht, ein bißchen über sich selbst zu weinen.

Unaufhörlich grübelt er darüber nach, wie er sich etwas Gutes antun könne. Er denkt sich kleine Kriegslisten aus, und schafft sich künstlich Erleichterung. Er nutzt sich bis zum äußersten

aus. Er vervielfältigt sich, indem er sich durch einen verzeihlichen Selbstbetrug in so viele Einzelwesen teilt, als er schmerzende Glieder hat. Manchmal hängt er tiefsinnigen Betrachtungen nach über seinen armen schmerzenden Kopf wie über einen Gegenstand, der ihn gar nichts angeht. Oder er betrachtet zur Abwechslung mit dem Ausdruck grenzenlosen Mitleids seine langen, feuchtkalten, abgemagerten Hände. Er ist sein eigener Mitempfindender und kein Mensch — so fühlt er — wird diesen Dienst so gut versehen als er selber. Nach Publikum fragt er nicht bei seiner Tragödie. Nur seine alte pünktliche Pflegerin ist ihm willkommen, die ihm seine Kraftbrühe und sein Likörchen bringt. Der gleichmäßig milde Ausdruck ihres Gesichtes tut ihm wohl, und er weiß, daß er vor ihr mit seinem Jammer so wenig zurückzuhalten braucht, wie vor seinem Bettpfosten.

Was sich in der Welt ereignet, geht ihn nichts an. Er begreift die Pflichten und die Geschäfte der Menschen nicht. Höchstens läßt der tägliche Besuch des Arztes die Erinnerung in ihm aufdämmern, daß es da draußen so etwas wie Arbeit gibt. Aber selbst aus den Zügen dieses abgehetzten Gesichtes schließt er keineswegs auf die vielen anderen Patienten. Er bezieht das alles nur auf sich, den Kranken. Denn wozu sonst sollte der Mann da sein, als um sich mit ihm zu beschäftigen? Und wenn er gegangen, so denkt er schon daran, wie sich am andern Morgen das gleiche Phänomen wiederholen wird: der Doktor mit ernstem Gesicht um die gleiche Stunde bei ihm eintretend.

Die fernen Geräusche des Haushalts stören ihn nicht. Schwache Laute, die anzeigen, daß das Leben dort seinen Lauf weitergeht, beruhigen ihn, weil er sich um nichts zu kümmern braucht. Beim gedämpften Laut des tücherumwickelten Türklopfers zieht er schwer die Augenlider empor und schließt sie langsam ohne zu fragen: „Wer war es?“ Die Vorstellung, daß es jemand gewesen sei, der sich nach seinem Befinden erkundigte, schmeichelt ihm, aber er legt keinen Wert darauf, zu wissen, wer da gefragt hatte. In der großen Stille und dem ehrfurchtsvollen Schweigen des Hauses liegt er wie in seinem Reich. Kranksein heißt, sich königlicher Rechte erfreuen.

Aber es braucht unserem Patienten nur ein wenig besser zu gehen, so wendet sich das Blatt. Erinnert man sich der liebevollen Behutsamkeit, der zarten Rücksichtnahme, mit der die Pflegerin den Kranken umgab und vergleicht damit das weit unbekümmertere Benehmen, das sich nun in der Umgebung des Patienten bemerkbar macht, — es kommt sogar einmal vor, daß Türen zugeschlagen werden oder offenstehen bleiben, so wird man begreifen, daß der Weg vom Krankenbett zum Liegestuhl des Rekonvaleszenten ein Herabsteigen von hoher Würde bedeutet, ja einer Entthronung gleichzuachten ist. Und wie schonungslos geht die wiederkehrende Gesundheit mit dem Genesenden um! Sie läßt ihn, bildlich gesprochen, wieder zu seiner früheren alltäglichen Gestalt zusammenschrumpfen. Was bleibt ihm nun noch von der Ausnahmestellung, die er bisher sich selbst und seiner Umgebung gegenüber einnahm? Sein Krankenzimmer, die Bühne seiner Königstragödie, auf der er zum Schauspieler seiner despotischen Idee wurde — was für ein gewöhnliches Schlafzimmer ist nun daraus geworden! Die pedantische Ordnung des Bettes hat auf einmal einen Zug ins Kleinliche und Unbedeutende. Und was das Schlimmste ist: das Bett wird jeden Tag gemacht. Ach, nun gleicht es nicht mehr, wie damals, als man es höchstens alle zwei oder drei Tage in Ordnung brachte, dem weiten Ozean mit Sturm und Wellen! Wenn man ihn damals, während er Angst und Schmerzen ausstand, für ein Weilchen heraushob, so mußte er sich diesen Übergriff einer höchst widerwärtigen Ordnung, die sein schlotternder Körper im höchsten Grade mißbilligte, wohl oder übel gefallen lassen. Und erst wenn man ihn wieder hineingehoben hatte, fühlte er sich in Sicherheit. Nun durfte er es wieder zerwühlen, bis jede Falte ein neues Dokument seiner Krankheitsgeschichte darstellte. Und wahrlich, die Falten eines Gesichtes, können keine wahrere Geschichte erzählen, als die Falten eines zerknitterten Bettuches.

Zerstoben sind plötzlich all die spukhaften Traumbilder, verstummt die Seufzer, die aus den geheimnisvollen Tiefen eines furchtbaren und unbekannten Leidens emporsteigen. Die tausend kleinen Qualen sind gezähmt. Das Rätsel der Krankheit ist gelöst und der herr-

liche Philoktet wird wieder ein ruhmloser Alltagsmensch.

Vielleicht, daß noch ein Rest jener Träume von Macht und Größe in den seltener werden Besuchen des Arztes weiterlebt! Aber wie durchaus verändert ist auch dieser Arzt! Ein Mann voll Neuigkeiten, voll Geplauder und Anekdoten, dem nichts fremder zu sein scheint, als medizinische Kenntnisse! Ist das wirklich derselbe, der sich noch vor wenigen Tagen zwischen den Patienten und seinen grausamen Feind, den Tod, stellte, ein feierlicher Abgesandter der allversöhnenden Natur?

Mag denn nun alles dahinfahren, was die Krankheit zu einem weltbewegenden Ereignis machte, die Zaubermacht, die den Haushalt verstummen ließ, die grenzenlose Stille, die man bis in die entlegensten Zimmer fühlte, alle Sorgen der anderen und die eigene noch zärtlichere Sorge, die, wie das immer wache Auge der Krankheit unablässig nur in sich selber zurückstarrte. Wo blieb jener Mensch, der, die ganze Welt vergessend, in sich selber eine Welt zu tragen glaubte, die doch nichts anderes war, als sein eigenes Theater?

„Zu einem Punkt ward er im leeren Nichts.“



MERKWÜRDIGE FORTSETZUNG ZU DER BERÜHMTEN CHRONIKA DES CAMILLE FLAMMARION „KOMET UND ERDE“

Von Alf von Czibulka

Als der Komet von sechshunderttausend und neunundachtzig vor Christi Geburt oder, was dasselbe ist, der von 1811 unserer Zeitrechnung, in welchem Jahre er uns zuletzt besuchte, sich wieder von der Erde entfernte und seiner Sonnenferne zustürzte, begegnete er, wie uns sein getreuer Chronist Flammарion zu erzählen weiß, einige Weltwegstunden jenseits des Neptuns seinem Kollegen Halley. Es ist nicht an uns, alles das zu wiederholen, was uns der Chronist über das ebenso lehrreiche als unterhaltsame Gespräch zwischen dem großen und dem kleinen Schweifstern berichtet. Aufmerksamen Lesern jener gelehrten Chronika wird es aber nicht entgangen sein, daß dem

Kometen von sechshunderttausend und neunundachtzig oder, was dasselbe ist, von 1811 nach Christi, seit einigen Jahrtausenden die Tatsache ernstliche Sorgen machte, daß die Menschen, die seinen Schützling Erde bewohnen, mit ihrem Quäntchen Göttlichkeit nichts Gescheiteres anzufangen wissen, als einander mit Hilfe dieser erlauchten Intelligenz krumm und tot zu schlagen. Bei seinen oft recht einsamen Reisen durch verödete Teile des Weltalls, in denen nichts weiter zu sehen war, als erkaltete Sonnen und vereiste Welten, dachte er viel an das Stäubchen Erde, zu dem es ihn immer wieder in tiefer Sehnsucht zog. Und wie er so über manches spintisierte — auf

einer Reise von schönen runden dreitausend Jahren geht einem so allerlei durch den Kopf — kam er immer mehr zur Erkenntnis, daß das, was die Menschen auf ihrer schönen gottgeliebten Heimat tun, recht eigentlich ein Nonsens von imponierender Verkehrtheit sei. Und er murmelte recht häufig, freilich mehr wohlwollend als grimmig: „Verdrehte Gesellschaft, verdrehte“ oder ähnliches in seinen Kometenbart oder vielmehr Kometenschweif. Da er aber ein Optimist von reinstem Wasser und, wie man damals glauben konnte, von rührender Unverbesserlichkeit war, so hoffte er, daß diese rauflustigen Sitten aus den Flegeljahren der Erde sich mit fortschreitendem Alter bessern würden.

Freilich war er ein wenig an seinem Glauben irre geworden, als er in jenem besagten Jahre eintausendachthundertundelf wider sein Erwarten mitten in den schönsten Krieg hineinleuchtete und dermaßen sah, daß die Menschen noch immer nicht friedlicher, also klüger geworden seien. Immerhin obsiegte aber sein eben erwähnter Optimismus, und er nahm nach einem Jahr recht zuversichtlich Abschied von seinem Schützling und flog seiner Sonnenferne und besagtem Stelldichein mit dem Kollegen Halley entgegen.

Selbst die keineswegs rosigen Ansichten, die dieser jüngere, aber sehr intelligente Kollege ihm über die Erde eröffnete und die an Wahrscheinlichkeit die seinen gewaltig überbieten mußten, weil dieser alle fünfundsiebzig Jahre — also in der Sternensprache alle halben Stunden — einen Blick auf die Erde tun kann, während er selbst nur alle dreißig Jahrhunderte Ausschau auf seinen Schützling hat, konnten ihn von seiner Meinung abbringen, daß die Menschen sich Krieg und Kriegsgeschrei entwöhnen und vernünftige Weltbürger werden würden. Es war dies um so verwunderlicher, als ihm Kollege Halley erzählte, daß selbst während der blühendsten Kulturperioden, von deren Herrlichkeit er mehr zu berichten wußte als alle unsere Geschichtsforscher zusammen, Töten und Kriegführen zu den edelsten Geschäften der Männer gehört habe, also nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit bestünde, daß die Menschen vernünftiger würden, deren praktische Intelligenz sich zwar auf einer fortschreitenden Bahn befinde, deren Geist sich

aber, wie der Reisende sich auszudrücken beliebte, „rückläufig“ bewege. (Man wird in Betracht der Tatsache, daß der Planet von 1811 selbst ein rückläufiger ist, eine gewisse Bosheit des jungen Kollegen nicht verkennen können, eine Bosheit, wie sie unter Gelehrten und insonderheit unter Philosophen nur allzu häufig ist.)

So blieb der große Schweifstern, als der Halleysche Komet abbog, um in seiner Ellipse dem Aphelium zuzufliegen, mit seinen Gedanken über die Erde allein, mit Gedanken, die aber trotz allerlei Sorgen, die er sich in diesem Punkte machte, für einen Philosophen von so eminentem Scharfsinn und der Erfahrung von Jahrhunderttausenden immerhin noch allzu rosig blieben.

Schließlich wurden aber seine Gedanken über die Erde von andern verdrängt, die ihn die nächsten Stunden, das heißt in unserer Zeitrechnung gesprochen, die nächsten Jahrhunderte beschäftigen. Gedanken, über die er die ungeheuerliche Kälte der Sonnenferne vergaß. Der rasche Abschied des Halleyschen Kometen, den er durch nichts hatte abhalten können, seine befohlene Bahn zu ziehen, hatte ihn nachdenklich gemacht, und zum ersten Male empfand er das drückende Gefühl seiner Abhängigkeit von der Königin dieses Reiches, der Sonne. Und er sprach zu sich: „Was sind wir armen Sterne doch für traurige, gefesselte Gesellen! Müssen Jahrtausend auf Jahrtausend, gehorsam unserer Herrin, unermessliche Räume durchrasen und uns jedem Winke, jeder Laune ihrer Allmacht fügen, müssen in Weltallswüsten schmerzende Kälte erdulden, indessen sie strahlend und leuchtend durch das Sternenvolk wandelt und es durch grausamen Sturz in ihren Schoß tötet, wenn sie nach neuer Glut verlangt.“

Er bekam Sehnsucht nach der Freiheit und malte es sich aus, wie schön es sein müsse, über die Grenzen dieses Sonnenreiches zu fliegen und wirklich in die große, weite Welt zu wandern. Und es tat ihm beinahe leid, daß er seinerzeit den Lockungen des parabolischen Kometen widerstanden hatte und nicht mit ihm in die unermesslichen Räume jenseits des Sonnensystems gezogen war, in Welten, die so schön sein mußten, daß ein armer Schweifstern unserer kleinen Sonne es sich gar nicht träumen



Holzschnitt: Aus dem Seelenwurzgarten, 15. Jahrhundert

konnte. Beinahe hätte er ernstlich den Plan erwogen, an der Sonnenferne einfach nicht umzukehren und geradeaus in den unergründlichen Weltraum zu fliegen. Aber sei es, daß er eben kein richtiger Revoluzzer war und daher bedachte, daß sein Eigenwille einen heillosen Wirrwarr in unserm Sonnensystem anrichten könnte, sei es, daß er in dem merkwürdigen Stechen in den Gliedern, das am ehesten mit Gichtschmerzen zu vergleichen war, eine leise Mahnung der allwissenden Sonne zu verspüren wähnte, er ließ vorerst alle aufrührerischen Gedanken fahren und machte an seiner Sonnenferne gehorsam kehrt. Vielleicht war er auch ein wenig in die Erde verliebt, denn er flog mit wachsender Geschwindigkeit — vierhundert Meilen in der Minute — auf diese zu. Freilich mußte er noch lange fünfzehnhundert Jahre auf das Wiedersehen warten, auf das er sich freute, denn er wußte, daß er diesmal die Erde in tiefstem Frieden finden würde. Ja, das wußte er, denn er war Philosoph und Optimist dazu.

Ganz zufällig begegnete er nach paar hundert Jahren wieder einem der Walzbrüder des Kosmos, einem parabolischen Stern, der gerade von der Erde herkam.

Die erste Frage unseres Freundes war: „Wie sieht's dort unten aus?“

Drauf der andere Komet: „Nicht wieder zu erkennen.“

Da fragte hastig der große: „Also führen die Menschen keine Kriege mehr?“

„Und ob,“ sprach der andere, „aber mit welchem Mittel, man erkennt die Menschen einfach nicht wieder. Die führen jetzt ihre Kriege in der Luft und im Äther und tollern mit ihren Luftschiffen herum, als wollten sie sich über solche Sterne, die, wie Sie, immer im Kreise herumfliegen, lustig machen.“

Der große Schweifstern glaubte es ihm nicht und flog weiter. Er hatte keine große Meinung von diesen planlosen Gesellen von parabolischen Sternen, wie er sie nannte, und dann — die Bemerkung mit dem „im Kreis herumfliegen“ ärgerte ihn auch. Aber schließlich dachte er: „Eigentlich hat er ja recht. Wozu rase ich da

wie ein drehkranker Hund herum, wenn ich nicht einmal alle dreitausend Jahre die Freude haben soll, eine vernünftige, friedliche Erde zu sehen.“

„Aber,“ sprach er nach einer Weile, „die Menschen sind sicherlich seit meinem letzten Besuch klüger geworden, und was der verrückte Laffe sagt, ist erstunken und erlogen, ganz gewiß.“ Und immer rascher flog er der Erde zu.

Schließlich kam im Jahre 3110 der Tag, an dem er die Erde wieder sah. Schon von weitem — es war Nacht — kam ihm manches nicht recht geheuer vor. Seltsame Lichter schwärmten hoch über der Erde, Lichtkegel huschten durch die Luft, und plötzlich erblickte er etwas Merkwürdiges: einen riesengroßen Spiegel, darin er sich selber sah. Vor diesem gingen Menschen auf und nieder und schauten flüchtig und gar nicht interessiert hinein, und auch das nicht lange, denn der Spiegel drehte sich, und er sah in seiner Fläche riesenhaft den Mars erscheinen. Auch um den schwärmten Lichter wie Leuchtkäfer. Auf dieses Spiegelbild starrten aufmerksam die Menschen und standen stundenlang davor. Flieger senkten sich wie ungeheure Fledermäuse vor dem Spiegel nieder, flogen surrend wieder auf, und andere kamen. Unser Komet wurde nicht klug daraus. Erst als er am nächsten Tage näher flog und gerade zurecht kam, als der Spiegel ungeheure Signale in den Weltraum gab, erfuhr er, was unten geschehen: Die Menschen hatten gerade in der Nacht, als der Komet in Erdennähe kam, dem Mars den Krieg erklärt. Und die Lichtschwärme um Mars und Erde waren die aufmarschierenden Ätherflotten.

Da begriff er, senkte traurig den Kopf, denn nun wußte er, daß der Erde nicht zu helfen sei. Schlag dann zornig den Schweif herum und wurde ein parabolischer Stern.

Daß die Sonne ihn zu halten versuchte und ihn durch Püffe und Zerren an seine Pflicht erinnern wollte, was kümmerte ihn das viel! — Er flog und flog, denn er hatte genug von dieser Welt.

P O S T M O R T E M

Von Karl Hans Strobl.

Sie haben ihn gestern erschlagen
mit Knütteln und mit Steinen.
Heut' wollen sie Trauer tragen
und seinen Hingang beweinen.

Es wimmelt und wuselt geschäftig:
„Die Mitwelt hat sich versündigt,
dafür wird dein Ruhm nun kräftig
von uns der Nachwelt verkündigt.“

Es kommen die Müller und Meier:
„Nun sollst du ein Denkmal kriegen.
Oben drauf du mit der Leier,
Inscription: „Kämpfen und Siegen.“

Es kommen die Philologen:
„Jetzt messen wir deine Tapfen,
wir wollen, auf Flaschen gezogen,
dich vom Katheder verzapfen.“

Es kommen die Herren Verleger:
„Wir möchten nicht Zeit verlieren
und, als deines Geistes Träger,
die sämtlichen Briefe edieren.“

Er aber saß auf der Mauer
des Friedhofs mit schlenkernden Beinen,
und lächelte über die Trauer,
über das Wimmern und Greinen.

„Das habt ihr mir alles entzogen,
da ich mich drunten bewegte.
Da schimpften die Philologen
und knauserte, der mich verlegte.

Lernet ihr endlich begreifen,
daß so was im Leben fatal ist
und daß auf den Summs man pfeifen
kann, wenn man transzendental ist! —“

D E R F A H R S T U H L

Von Claudius Collini (Mit drei Zeichnungen von Paul Neu)

Ich hätte mir die Sache besser überlegen
sollen. Vielleicht hätte ich mir dann doch lieber
einen Kintopp gekauft. Oder eine Rotunde.
Oder ein Grammophon. So aber nahm ich
mein Geld, ging hin und kaufte ein Haus. In
Stümpelfingen.

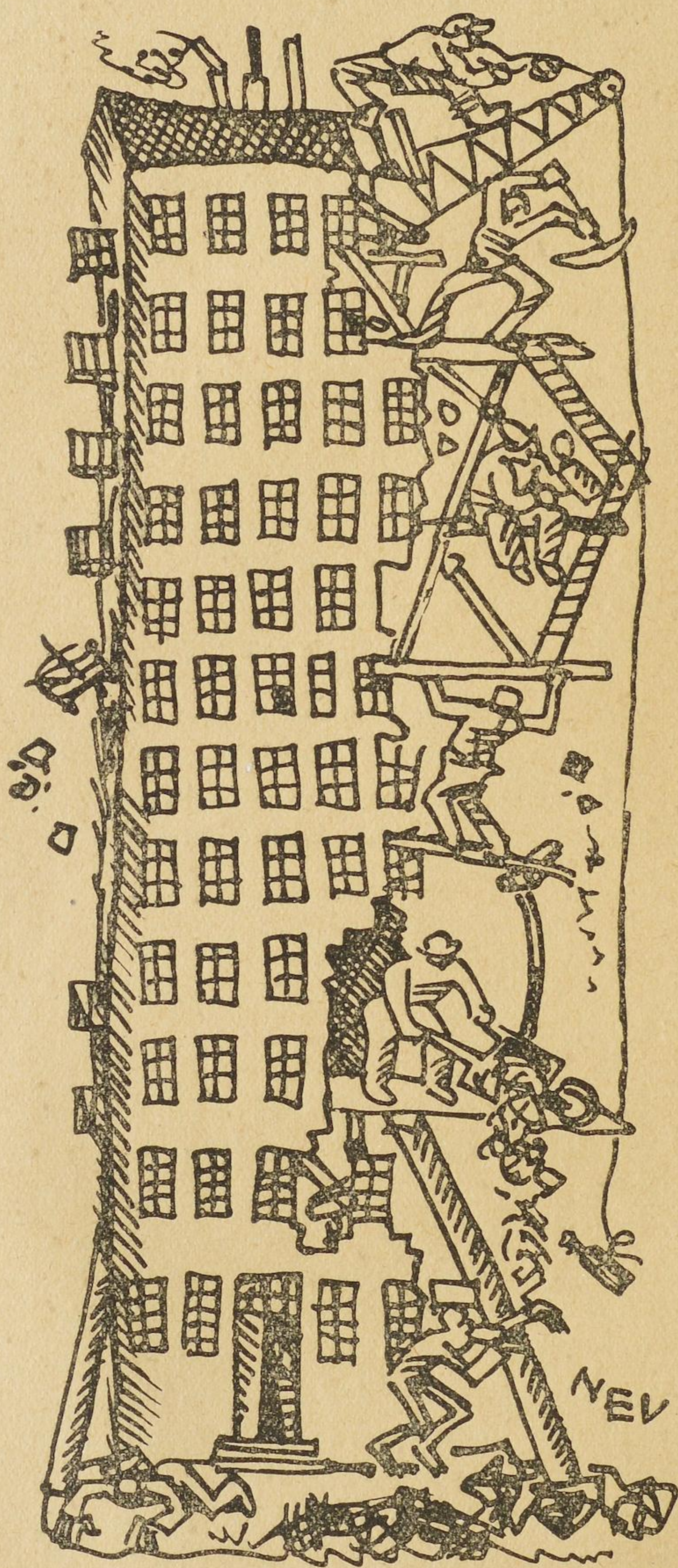
Es war ein schönes, großes Haus. Das schönste
und größte in ganz Stümpelfingen. Dazu das
einzige, das Wasserklosetts mit Musik und
Warmwasserversorgung hatte. Außerdem war
es zwölf Stockwerke hoch, und in jedem Stock-
werk wohnten zwei Familien.

Meine schriftstellerische Tätigkeit hing ich
an den Nagel, um ganz meinen Pflichten als
Hauswirt zu leben. Himmel, was hat man da
nicht alles zu tun! Da knickte ein Schornstein
ein, da explodierte ein Kochherd, brach ein
Balkon ab. Und dann der Pförtner! Jeden
Tag hatte ich einen neuen. Der eine streute
das Glatteis nicht, und schon brachen sich drei
Leute das Genick. Der andere heizte wieder
so stark, daß sich ein Kanarienvogel die Füße
an den Röhren verbrannte. Aber die Sache
war mir neu, machte mir also Spaß. —

Eines Tages war ich gerade dabei, den ein-
gestürzten Dachstuhl meines Hauses aufzu-
richten, als mich ein Reisender besuchte.
v. Pritzelwitz, stellte er sich vor. Sagte, er
freue sich kolossal, einem so berühmten Dichter
gegenüber zu sitzen und trank mir dabei drei
Flaschen Rauenthaler aus. Das imponierte mir.
Dann bewies er mir, daß ich mein Haus un-
bedingt mit einem Paternoster-Fahrstuhl aus-
rüsten müsse. Es wäre dies ein Fahrstuhl, der
aus mehreren Kabinen bestände, die ständig
über eine große Kette liefen, so daß man nach
Belieben ein- und aussteigen könne. Das im-
ponierte mir wieder. Natürlich wollte ich mir
nicht anmerken lassen, daß ich erst seit drei
Tagen Hausbesitzer war. Ich erklärte ihm also,
daß ich vollkommen seiner Meinung wäre. Einen
solchen Fahrstuhl hätte ich mir schon lange
gewünscht, und er sollte nur recht bald mit
dem Bau beginnen.

Und der Bau begann.

Zuerst mußten auf der einen Seite des Hauses
zwölf Familien ausziehen, damit Raum für den
Fahrstuhl geschaffen werden konnte. Jedem



Mieter mußte ich eine Umzugsvergütung von tausend Mark zahlen. Sodann wurden ganze Eisenbahnzüge mit Holz- und Eisenteilen, Werkzeugen, Flaschenzügen und dergleichen vor meinem Haus ausgeladen. Ein Heer von fünf Ingenieuren, zehn Werkmeistern, zweihundertsiebenunddreißig Arbeitern und einem Lehrling erschien und wurde auf meine Kosten in der Stadt einquartiert.

Nun begann in meinem Hause eine rasende Tätigkeit, die gar nicht näher zu beschreiben



ist. Wände und Decken wurden eingerissen und sausten mit unheimlichem Krachen in die Tiefe. Riesenhafte Kräne wurden in schwindelnder Höhe aufgebaut. Tag und Nacht war alles in eine weiße Staubwolke gehüllt, aus der Ziegelsteine, Spucknapfe und Fensterscheiben wahllos herniederfielen. Alle Welt war entzückt von dem herrlichen Getöse. Ein Kommerzienrat, der mir gegenüber wohnte, wurde sogar verrückt. Er knotete aus seinem Bettlaken einen Strick, hing ihn zum Balkon hinunter

und rutschte unablässig daran auf und ab. Er spielte Fahrstuhl.

Ich zog mit meinen letzten Mietern ebenfalls aus. —

Als ich nach fünfeinhalb Jahren in mein Haus zurückkehren durfte, war alles fertig. Ich bezog natürlich den zwölften Stock, um möglichst viel von dem neuen Fahrstuhl zu haben. Und es fuhr sich auch herrlich darin. Man konnte ruhig vergessen, einmal auszu- steigen. Man fuhr eben auf der andern Seite wieder hinab. Immer rund herum. Auf und ab. —

Natürlich wurde der Fahrstuhl bald Tages- gespräch und Sehenswürdigkeit von Stümpel- fingen. Erst standen sie nur scheu davor und sahen sich das Ding an. Dann versuchten es einige Mutige mit einer Probefahrt. Schließlich gab es unter den zwölftausendsechshundertund- drei Stümpelfinger Bürgern keinen mehr, der nicht nach einer Spazierfahrt in meinem Fahr- stuhl Verlangen trug. Sämtliche Kabinen waren stets überfüllt. Wollte ich meine Wohnung erreichen oder verlassen, mußte ich die Treppe benutzen, so daß ich bald wieder in den ersten Stock zog. Inzwischen wurde mein Fahrstuhl weiter berühmt. Er bekam im Baedeker einen Stern. Ja, es kam sogar so weit, daß sich aller- hand Leute in ihm ansiedelten. Fliegende Händ- ler, stellenlose Hebammen, obdachlose Regie- rungsräte und ausgebrochene Zuchthäusler wohnten in den Kabinen und fuhren unablässig auf und ab. Jahrelang. Ein wahnsinniger Pro- fessor hatte sich sogar eine Kabine als Gummi- zelle ausstatten lassen.

Ich war am Ende meiner Langmut. Ich

depeschierte an Herrn v. Pritzelwitz. Er kam. Wütend schleppte ich ihn vor den Fahrstuhl, damit er mir zeige, wie man die Maschine zum Stehen bringe. Mit verbindlichem Lächeln wies er auf einen kleinen Hebel, mit dem man den Fahrstuhl anhalten oder beliebig schneller fahren lassen konnte. Gerade fuhr der wahn- sinnige Professor vorüber und streckte uns die Zunge heraus. Mit schnellem Entschluß packte ich den elenden Pritzelwitz am Kragen und schleuderte ihn in die Kabine. Dann stellte ich den Hebel auf die schnellste Fahrt ein, und so- fort rollten die Kabinen mit D-Zug-Geschwin- digkeit an mir vorüber.

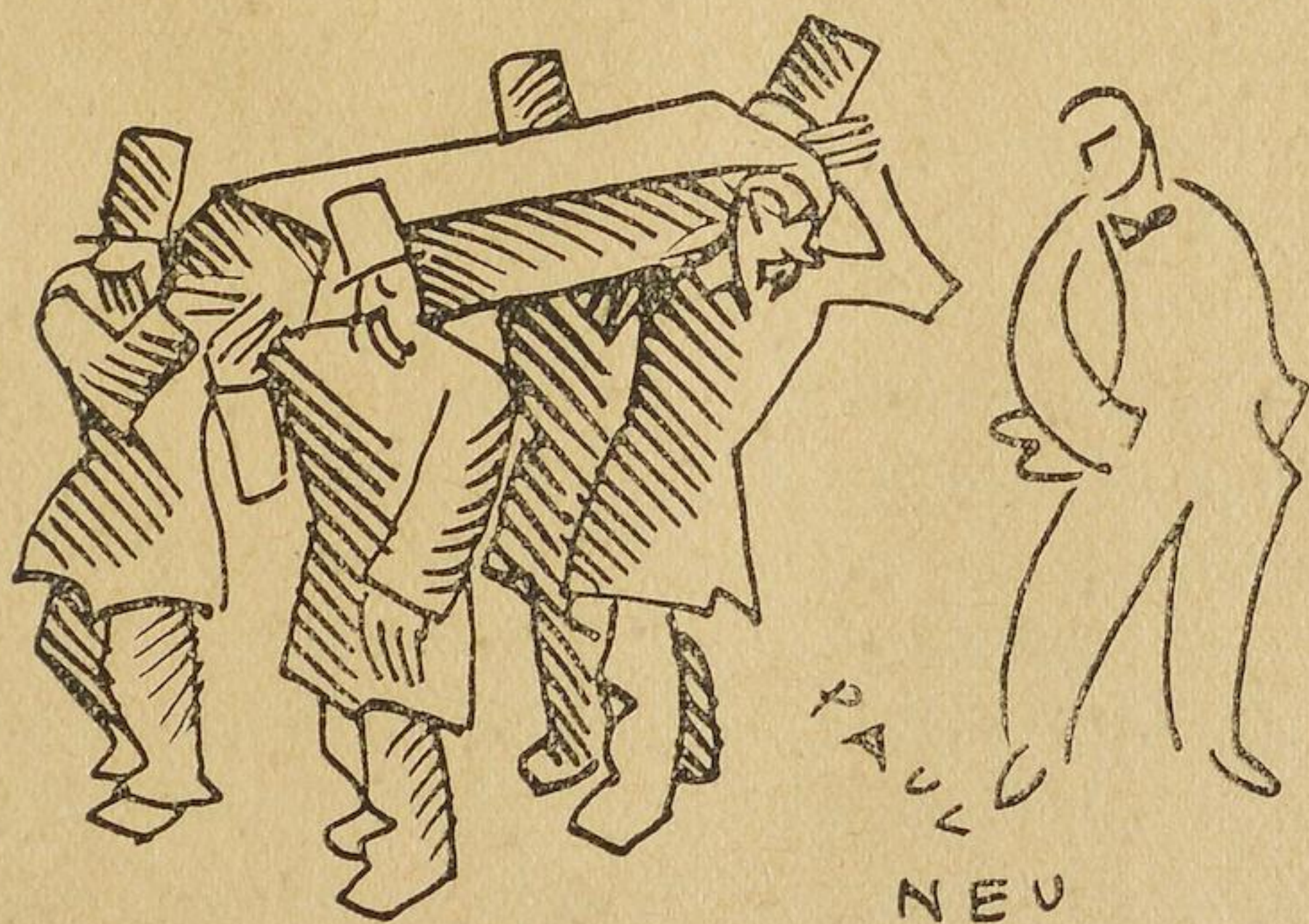
Zehn Jahre ließ ich sie so rollen. In stillen Sommernächten konnte man das Wehgeschrei der Eingeschlossenen hören.

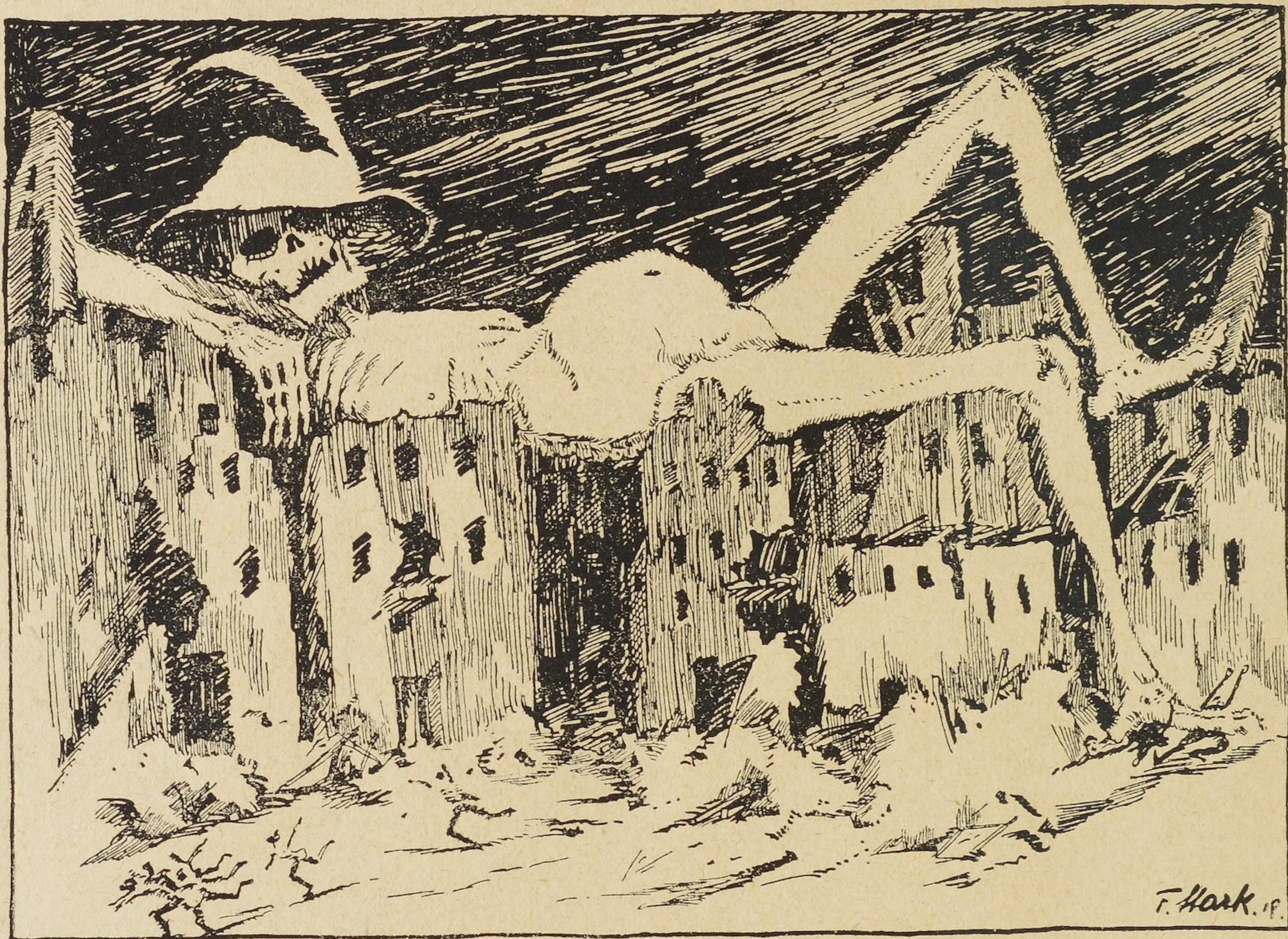
Dann hielt ich die Maschine an und ließ den Fahrstuhlreisenden heraus. Die andern waren inzwischen gestorben.

Ich entließ meinen Gefangenen unter der Bedingung, daß er nie wieder einen Paternoster- Fahrstuhl baue. Er versprach es. —

Nach drei Tagen war er wieder da. Trank wieder drei Flaschen Rauenthaler und schlug mir dabei den Bau eines elektrischen Staub- saugeapparates vor. Eine großartige, höchst moderne Erfindung. Kein Staub, kein Müll- kasten. Ich wartete ruhig, bis er mit seinen Anpreisungen zu Ende war. Dann zog ich schweigend meinen Revolver und schoß ihn nieder. Andern Tags ließ ich ihn auf meine Kosten begraben. Denn ich liebe meinen Nächsten.

Hoffentlich habe ich nun Ruhe!! —





F. Stark

E C A R T E I N T E X A S

Eine merkwürdige Spielergeschichte von Richard Riel.

„Three of the kings“ sagte Mister Hunt.

Mister Bell gähnte. Der Diener, der hinter ihm stand, machte mit dem rechten Arme lautlos einen Bogen und hielt seinem Herrn die Hand vor den Mund. Dann legte Mister Bell sein Blatt auf den Tisch:

„Full house of Queens“, sagte er.

Mister Mullsen, der berühmte Neuyorker Journalist, der, mit einer Empfehlung Rockefeller's, die Schwelle des „Dreizehner-Klubs“ zu Perunza im Lande Texas hatte überschreiten dürfen, um, während eines kurzen beruflichen Aufenthaltes im Osten, ein paar freie Stunden in hoher Gesellschaft zu verbringen, saß mit am Spieltisch. Aber er war bloß Zuschauer bei diesem Pokerkampfe, den Mister Hunt und Mister Bell, die beiden reichsten Männer des Ostens, miteinander ausfochten.

Mister Bell hatte das letzte Spiel gewonnen. Er erhielt vom Diener Hunts die Anweisung über eine viertel Milliarde, die den Einsatz

dieses Spieles gebildet hatte. Hunt schien über den Ausgang keineswegs erstaunt. Da die Reihe, Karten auszuteilen, an ihm war, mischte sein Diener die Blätter und handelte alsdann nach den Regeln des Spieles.

Als man nach einigen Runden den Kampf abbrach, hatte Mister Hunt zwei Milliarden Dollars verloren.

Die Herren gähnten. Da sie die Diener hinausgeschickt hatten, blieben die Mäuler unbehütet. Fast erstaunt klappten sie sie zu.

„Eine neue Partie?“ fragte Mister Bell. „Gebe Revanche!“

„Revanche? Wofür? Will nicht. Hat keinen Reiz das alles. Wozu.“

Wieder Schweigen. Dann Hunt:

„Bell, haben Sie in Ihrem Leben schon einmal Hunger gehabt?“

Bell: „Lag ja krank einmal. Mußte geschnitten werden und fasten. Es gibt kein schöneres Gefühl als den Hunger.“

Da sagte Hunt: „Wollen wir eine Partie um den Hunger spielen? Ecarté. Wer verliert, muß dem anderen den Hunger verschaffen. Was kostet der Hunger? . . . Mr. Mullsen, wissen Sie nicht, was der Hunger kostet? Sie sind doch ein . . . ein Mann des Lebens!“

Mullsen lächelte: „Die Preise sind verschieden. Je nach den Verhältnissen. Je nach dem, was einer zu verlieren hat. Wie groß ist Ihr Vermögen?“

Mister Hunt erwiderte, er wisse es nicht. „Vor sieben Jahren starben unsere Väter. Mister Hunt und Mister Bell waren Freunde. Sie starben am gleichen Tage. Ihr Luftautomobil erlitt eine Panne. Sie hatten einen schönen Tod. Nun arbeitet ihr Geist in ihren Werken, die unser Eigentum sind. Es wird uns nie möglich sein, arm zu werden. Denn was wir heute vergeuden, ist uns morgen neu gewonnen.“

„Das Leben ist langweilig, Mister Mullson. Begreifen Sie das nicht?“

„Das Geld hat keinen Reiz für Sie, Masters. Und Sie spielen doch um Geld?“

„Man will leben“, sagte Hunt. „Man will sich erregen!“

„Aber der Verlust ist Ihnen doch keine Erregung.“

Die Herren gaben keine Antwort. Sie hatten einen Augenblick nachzudenken.

Mullson tat das gleiche, und dabei lächelte er. Dann fuhr er fort: „Sie . . . hm . . . , da Sie mich nun einmal um Rat fragten . . . Sie sollten nicht um Geld spielen, Masters. Sie sollten um andere Werte, um andere Güter spielen . . . um Reputation . . . um die Lächerlichkeit . . . um . . . weiß der Himmel . . . um Ihre Würde . . .“

Die Herren verstanden nicht recht. Würde?

„Wie meinen Sie das?“ fragte Mister Hunt.

„Was ist das: Würde?“ Bell.

Wieder steckte Mullsen sein verd . . . maliziöses Lächeln auf. Dann fragte er:

„Möchten Sie gern Nigger sein, Masters?“

Die Herren lachten so gut wie sie konnten. Mister Bell brachte es sogar über sich, einen Witz zu machen:

„Möchten Sie gern auf den elektrischen Stuhl, Mister Mullsen?“

„Der Vergleich hinkt, Mister“, erwiderte Mullsen. „Besser als Nigger im Klubsessel, als als Milliardär in Singsing auf dem kitzligen Stromsessel!“

Die Sache begann den Herrn zu gefallen. Hunt winkte seinem Lakei, auf daß der ihm die goldene Dose mit dem doppelkohlensauerem Natron reiche. Humor erzeugte Mister Hunt nämlich immer Magensäure.

„Hören Sie meinen Vorschlag, Masters“, fuhr Mullsen fort, „Sie spielen einmal um das Niggertum . . . beileiben nicht darum, für das ganze fernere Leben Nigger sein zu müssen . . . nur um ein Nigger-Intermezzo, um . . . ein paar Nigger-Wochen. Kurz: Wer ein Double Ecarté verliert, ist ehrenwörtlich gezwungen, sich schwarz zu färben und vierzehn Tage lang in diesem Aussehen der Welt zu zeigen. Er muß mindestens zwei Mal ins Theater gehen und täglich eine halbe Stunde auf der Regina-Street im offenen Auto spazierenfahren . . .“

Sie rissen beide die Augen auf, als sie das hörten, Mister Hunt und Mister Bell.

„All right!“ riefen dann beide zu gleicher Zeit.

Zu gleicher Zeit, alle beide, sprangen Mister Bell und Mister Hunt von ihren Klubsesseln auf. Und die Aufregung war bald so groß, daß sie eigenhändig nach den Karten griffen, die vom letzten Spiele her noch auf dem Tische lagen. Es erwies sich, daß Hunt austeilen mußte. Und — man denke sich: — Hunt rief nicht seinen Diener, sondern mischte eigenhändig, und eigenhändig „gab“ er: seinem Partner drei Kartenblätter, dann sich selber drei, Mister Bell alsdann zwei, sich selber auch. Drehte nun den Trumpf um und sagte mit noch nie empfundenem Triumphe: „King!“ Sein Herz schlug sichtlich höher, als er eins der fünf Merkzeichen ergriff, es auf die Gewinnseite zu legen. Lagen vier dieser Zeichen dort, dann entschied der nächste Gewinnpunkt das Spiel. Zwei hintereinander gewonnene Spiele entschieden die Partie, und der Verlierer war für die nächsten vierzehn Tage Nigger.

Das Spiel war im Gange, und die Köpfe glühten. Drei Punkte lagen bereits auf Mister Hunts Seite, eines erst bei Bell. Da durfte im nächsten Spiele Bell den Besitz des Trumpf-Königs als Gewinnpunkt anmerken, und da es ihm gelang, das Teilspiel zu gewinnen, ohne daß sein Gegner einen „Stich“ bekam, lagen nun auf seinem Gewinnkonto statt einem, vier Punkte. Noch einer, und die erste große Chance gehörte ihm. Das nächste Spiel aber gewann Bell. „Oho!“ sagte er, und vergaß sich so weit,

daß er sich an der Glatze juckte. „Partie égale“. Die Gegner standen nun gleich. Aber die Spannung war damit auf den Siedepunkt gestiegen. Der nächste kleine Vorteil entschied.

„Wollen die Herren nicht doch lieber auf die Entscheidung verzichten?“ fragte lächelnd Mullsen, der sich freute, seiner Zeitung mit der Schilderung dieser Partie „Ecarté“ im „Dreizehner-Klub“ zu Perunza die große Sensation des Herbstes bieten zu können. „Der Gedanke, den ich da angeregt habe, erscheint mir jetzt etwas frivol . . .“

Mit den Worten „Mister Bell gibt!“ schnitt Hunt einen derartigen Vorschlag ab. Er würde den . . . Teufel tun, bevor er sich diese größte Spannung seines Lebens rauben ließe.

Diese Spannung war bald gebrochen: Bell wandte als Trumpf den König, sagte . . . nein!, schrie: „The king!!!“ und schob die Merkzeichen zurück. Bell hatte die erste Partie gewonnen. In schlanker Form gewann er auch die zweite.

Die Herren richteten ihre Uhren:

„Ab morgen zehn Uhr morgens hat Mister Hunt, der Chef der ‚Hunts steel compagnie‘ mit schwarzgeschminktem Antlitz und schwarzen Händen auf der Regina-Street zu erscheinen und vierzehn Tage lang sich nicht anders denn in der Niggerfarbe zu zeigen. Samstag, den 19. Mai, 9 Uhr 60 morgens ist die Frist abgelaufen.“

Der Diener wurde gerufen, der Sekretär mußte die Spielentscheidung in das Goldene Buch des Klubs vermerken. Unterschrieben von Bell, Hunt, Mullsen und dem Präsidenten des „Dreizehner-Klubs“ war die einzigartige Wette für die Ewigkeit aufgemerkt. — — —

Anderntags forderte Hunt von Bell Revanche. Es wurde bestimmt, daß der Verlierer zwei Wochen lang die rote Hautfarbe der Indianer anzulegen habe, und es traf sich, daß Mister Bell die Partie verlor. Als er drei Stunden später seinem Partner wieder gegenüber saß, trug er, im Antlitz und an den Händen, den Zinnoberschmuck, der die auf dem Kriegspfade befindliche Rothaut zu zieren pflegt. Im tiefen Ernste bewußter Demütigung blickte er seinem Nigger-Partner ins Antlitz. Man beschloß, bis zum Ablauf der durch die Wette bedingten Frist, das Kartenspiel zu meiden. — —

Perunza war in heftigster Aufregung. Denn Hunt und Bell waren die Führer der Stadt, sie waren tonangebend für zahlreiche Mindere, und schon oft war die Mode ihrem Vorbilde gefolgt. Man kannte „Hunt-Krawatten“, und in dem französischen Warenhaus in der Regina-Street gab es „gilets à la Bell“ in den verwegenen Farben. Rot war nun die neue Bell-Couleur. Schwarz trug, wer Hunt folgte, und als die beiden Milliardäre jetzt Tag um Tag in der ihnen durch die Spielverluste auferlegten Bemalung zu sehen waren, folgten viele ihrer Anbeter und Nachahmer ihrem Beispiele; sei es, ihnen ihre unbedingte Ergebenheit zu beweisen, sei es, darzutun, daß auch sie sich dem Geschmacke der großen Welt zu fügen wüßten.

Das alles wäre gar nicht so schlimm gewesen, hätten Nigger und Rothäute nicht in so gar geringem Ansehen in Perunza gestanden. Mullsen, der die Spielwetten der Milliardäre verfaßt hatte, war es entgangen, dem Verlierer die Benutzung des Autos zu verbieten. In ihren hundertpferdigen Wagen waren die Herren auch als Bunte sofort deutlich erkennbar und in ihrer Maskerade geachtet. Anders die Leute, die zu Fuße gehen mußten. Es ereignete sich oft, daß einer von den Edlingen, deren Jahreseinkommen eine Dollarmillion betrug, in der Dunkelheit von irgend einem Hungerleider, der kaum so viel Vermögen besaß, als Nigger angespien wurde.

Einmal, es war schon der vorletzte Tag der Wette, nahm die aus dem Irrtum sich ergebende Gegnerschaft Formen an, die die Polizei beinahe gezwungen hätten, diesem Falle ihre Aufmerksamkeit zu schenken: Eine Gruppe von Bell-Anhängern hatte einen kleinen Ausflug in das Wäldchen vor der Stadt gemacht, um bei Tonio, dem italienischen Forellenwirte, die köstlichen Fische zu schlemmen, die in dieser Vollkommenheit nur bei ihm zu haben waren. Es war schon dunkel, als der Trupp Indianer der Stadt wieder zupilgerte. In den Fabrikstraßen der Vorstadt begegnete den Rothäuten ein Trupp waschechter Nigger. Es ist nicht erwiesen, ob wirklich aus den Reihen der schwarzen Gentlemen das Schimpfwort fiel, das die überlebenden Indianer später vor dem Friedensrichter als Ursache des Kampfbeginnes nannten. Tatsache ist, daß aus Steinwürfen und Messerstichen eine regelrechte Schlacht sich ent-



W. Heise, Nächtlicher Garten

wickelte. Erst als schon mancher der Kämpfer zu Boden gesunken war, erkannten die Nigger an dem Zinnoberfett, das an ihren zuschlagenden Händen haften blieb, erkannten die Rothäute an der durch die rote Salbe gelösten Schwarzsminke der Gegner, daß unter der bunten Fassade die reine Haut weißer Christenmenschen die Leiblichkeit echter Perunzianer deckte.....

Der Friedensrichter hatte sich in dem Dreizehnerklub Eingang verschafft und stand nun vor den wieder in weißer Naturfarbe prangenden Mister Hunt und Bell. Es ist selbstverständlich, daß er die absonderliche Wette als solche nicht zu kritisieren wagte. Nur dies eine tat er. Bescheiden entrollte er vor den Milliardären ein buntes Bild der Folgen, die diese Laune für manchen ehrlichen Mitbürger gehabt habe und er sprach den Wunsch aus, die Herren mögen doch ähnliche Wetten in Zukunft nur in der Abgeschlossenheit des Klubs oder im Burgfrieden ihrer Paläste zum Austrag bringen.

Mister Bell nickte. Mister Hunt nickte auch. Da nickte der Friedensrichter gleichfalls und fühlte sich entlassen.

Die Diener aber machten sich wieder an das Geschäft des Kartenteilens. Aber es dauerte nicht lange, da warf Hunt sein sieggewisses Trumpfblatt von sich und gähnte.

Die Tage gingen in langer Kette.

Mister Bell und Mister Hunt saßen am Spielische einander gegenüber. Aber das Spiel wollte ihnen nicht mehr gefallen. Nie mehr bot ihnen die Partie die Spannung, die sie einmal verspürt hatten, ein einziges Mal, als sie auf Mullsens Rat den Einsatz in so merkwürdiger Weise festgesetzt hatten.

„Wir wollen um die Armut spielen“, sagte Hunt eines Tages. „Wir wollen um unseren ganzen Besitz spielen!“

„Was sind wir aber ohne unseren Besitz? Mit unserem Besitze spielen wir um unser Leben...“

„Und ich wollte doch den kleinen Finger meiner linken Hand gern opfern, brächte mir unser Spiel noch einmal den Genuß jener Nigger-Partie.“

Hunt sprang auf.

„Ich nehme den Einsatz an“, schrie er erregt. „Karten her! Karten her!! Der Verlierer verliert ein Glied seines kleinen Fingers.“

Ihre Herzen klopfen, ihre Wangen färbten sich. Die Diener, die eine Gegenrede wagten, wurden herausgewiesen. Ins Zimmer aber kamen die Klubgenossen, so viele anwesend waren. Sie alle wollten dieser einzigartigen Partie beiwohnen.

Man nahm ein Protokoll auf. Professor Duttlewey, dem berühmten Operateur und Klinikleiter, Mitglied des Dreizehnerklubs, wurde die Ausführung der Operation anvertraut.

„Die letzte Partie, die wir spielen!“ sagte Bell.

„Die letzte!!“ bekräftigte Hunt.

Und dann spielten sie. Es glühten ihre Augen, es zitterten die Hände, und in den Augen erwachte das Licht zur Flamme. Mit unruhigem Griffe nahmen sie die Karten, und wenn der Trumpfkönig umgedeckt ward, dann erklang der Siegesruf „king!“ triumphierend und fast gehässig.

Hin und her schwankte das Glück. Es wollte sich niemals einem der Kämpfer beständig genug zeigen, daß er zwei Partien hintereinander gewinnen konnte.

Man brach um Mitternacht die Partie ab.

„Auf morgen!“ sagte Hunt.

„Fünf Uhr!“ Bell.

Dann gingen sie, nach kurzem Gruße. Wie Duellanten. Wie Feinde.

Obwohl man sich im Klub Stillschweigen über diese Partie gelobt hatte, war, wie das ja immer ist, das absonderliche Abkommen verraten worden. Eine riesige Volksmenge hielt denn auch schon in den frühen Nachmittagsstunden das Klubhaus umlagert, und als die Duellanten, kurz nacheinander in ihren Autos vorgefahren waren, wurden sie beim Aufstieg über die Rampe von brausenden „Cheers“ empfangen.

Der Zufall wollte es, daß auch Mister Mullsen an diesem Tage wieder in Perunza weilte.

Der Journalist, dessen Ehrgeiz durch den beispiellosen Erfolg seiner Artikelserie „Ecarté in Texas“ oder „Der Multi-Milliardär Hunt als Nigger“ aufs äußerste angestachelt war, pries sein Glück, das ihn gerade zu dieser Stunde wieder nach dem Osten geführt hatte, und suchte und erhielt Zutritt zu der seltenen Herausforderung.

An diesem Tage war das Spiel bald entschieden. Gegen den Chef der „Bell-Werke“. Mister Stuart Bell war dazu verurteilt, sich in Professor Duttleweys Klinik das oberste Glied des kleinen Fingers der linken Hand wegoperieren zu lassen.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ein Glücksgefühl der Erleichterung nach unerhörter Spannung erfüllte ihn. Er nickte seinem Gegner freundlich zu, und Hand in Hand, wie es das Fair play will, zeigten Mister Bell und Mister Hunt sich vor der begeistert jubelnden Menge, vor dem Volke von Perunza, das seinem Besten huldigte.

Es kamen aber schwarze Tage über die Stadt, und allen, denen Mister Bell teuer war, drohte schweres Unheil. Die Operation war gut verlaufen. Des kleinen Fingers Glied befand sich bereits im goldgefestigten Spiritusgläschen im Reliquienschreine des Dreizehnerklubs, Mister Bell aber wollte nicht genesen. Die Wunde, von Professor Duttlewey auf sachkundige Art trefflich behandelt, heilte nicht. Man wandte alle Mittel der Asepsis an, aber man konnte doch nicht verhindern, daß arger Brand an dem operierten Gliede weiterfraß und einen neuen Eingriff notwendig machte. Erst jetzt kam Duttlewey durch genaue Untersuchung auf die

betrübliche Tatsache, daß Mister Bell zuckerkrank war. Zehntausend gute, aber schlecht-verdaute Diners vollzogen an dem armen Milliardär eine scheußliche, nichtswürdige Rache.

Es gab für Mister Bell keine Rettung. Es wurde nach und nach zu Tode operiert und amputiert.

Mister Bell starb denn schließlich auch. Gerade als die Blätter fielen, trug man ihn zu Grabe. Wenn die Leute von Perunza nicht jedes poetischen Sinnes so völlig bar gewesen wären, dann hätten sie das Zusammentreffen vom Scheiden des Sommers mit dem Hingang ihres geachtetsten Bürgers sicherlich in melancholischer Lyrik besungen.

So aber blieb es Mister Mullsen, dem Newyorker Journalisten, vorbehalten, den geistigen Extrakt aus dem tieftraurigen Vorkommnis zu ziehen. Er pflegte nämlich, wenn er die Geschichte von der Ecartépartie der Mister Bell und Hunt erzählte, hinzuzufügen:

„Die Ärzte erklärten das jähe Hinscheiden des armen Mister Bell mit seiner diabetischen Veranlagung. Wer hindert uns aber zu glauben, daß an dem Bedauernswerten die Drohung sich erfüllte, der Spielteufel fresse mit Haut und Haar und Leben den, der ihm auch nur den kleinen Finger zu reichen wage . . .?“ — — —

V I S I O N

Von einem unbekannten Autor.

Gott und ich allein im Raume —
Nichts sonst, was dem Blick sich bot.
Fragt' ich: „Sag', wo ist dein Volk, Herr,
Wo die Erde, wo der Himmel,
Und, von dem ich einst gewußt,
Sag', o Herr, wo ist der Tod?“

„Es war Traum!“ sprach lächelnd Gott,
„Traum, der Wahrheit schien!
Volk war nicht und nicht die Erde
Und kein Himmel drüberhin —
Denn es gab nur MICH und dich!“

„Warum fühl' ich keine Furcht,
Da ich dir am Weg begegne?
Sündhaft war ich ein Geselle —
Wo ist Himmel, wo ist Hölle?
Ist denn das der Jüngste Tag?“

„Träume alles!“ sagte Gott,
„Träume, die entschwanden!
Furcht und Sünde sind nicht mehr,
Und kein Du — Du warst ja nie —
Nichts ist außer MIR!“



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

DER WER- ODER MENSCHENWOLF

Mit einer Abbildung (beides aus einer alten Chronik).

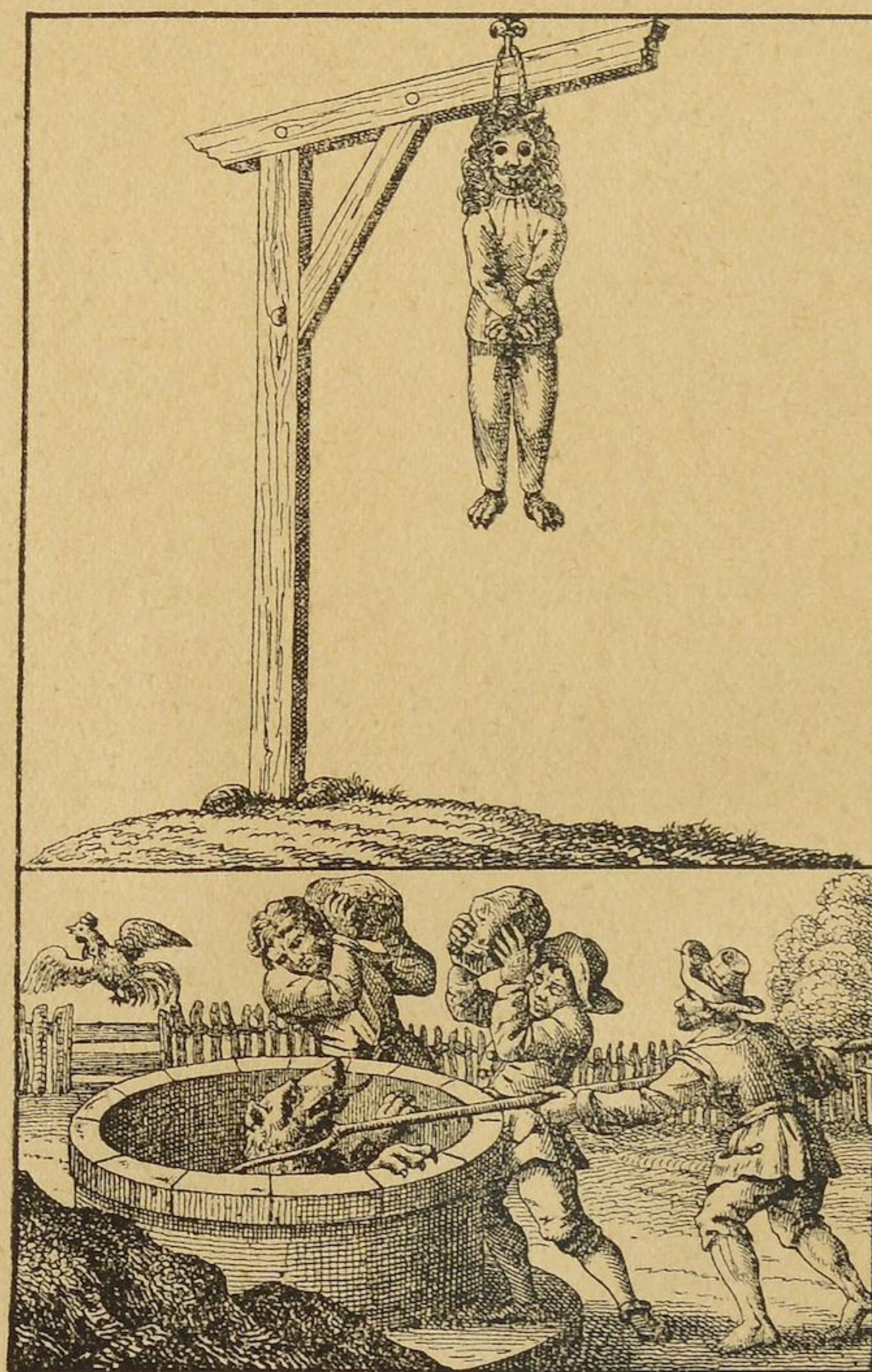
Es hat solcher in diesem mit Gott zu End eilenden 1685 Jahr bei und zu Neuses, in dem Markgraffthum Onolzbach gelegen, selbiger Gegend herum unterschiedliche Kinder weggetragen und elendiglich zerrissen, bis er letztlich aus Verhängnis Gottes den 9. Octobris in einem Brunnen allda, einem Hahn nachstellend, gefangen und von denen alldasigen Bauren mit Steinen darinnen zu Tod geworfen, auch nach beistehender Figur, zur Versicherung des furchtsamen Landvolks, aufgehangen worden, sammt etlichen Denkversen und beigefügter guten Erinnerung:

Ich Wolf, eingrimmiges Thier, und Fresser vieler Kinder,
Die ich weit mehr geacht, als fette Schaf und Rinder,
Ein Hahn der bracht mich um, ein Brunnen war mein Tod,
Nun häng am Galgen ich, zu aller Leute Spott.

Als Geist und Wolf zugleich, thät ich die Menschen plagen,
Wie recht geschiehet mir, daß jetzt die Leute sagen:
So! du verfluchter Geist, bist in den Wolf gefahren,
Hängst nun am Galgen hier, gezieret mit Menschenhaaren,
Dis ist der rechte Lohn und wohlverdiente Gab,
Hab dieses Trankgeld dir, weil du fraßst Menschenkinder,
Wie ein wuthgrimmiges Thier und rechter Menschenschinder,
Nun mußt am Galgen du stets hängen für und für,
Zu aller Leute Spott und aller Schinder Zier.

Die Gestaltung dieses Menschenwolfes nun, ist seiner am Galgen habenden Kleidung nach, von gewixter Leinwand, an Farbe fleischfarbröthlicht, in einer kästenbraunen Peruque, und langem, weißgraulichem Bart zu sehen. Das Wolfsgesicht an und für sich selbst aber ist mit einem Schönbart oder gemachten Menschen- gesicht, seiner etlichermaßen bei Lebzeiten gehabtten Physiognomie nach, verdecket und

die Wolfsschnautze bis an die Augen abgehauen worden. Die Höhe seiner Wolfsgestaltung war $1\frac{1}{2}$ Ellen, dessen natürliche Wolfshaut aber ist zu einem Gedächtnis solcher so seltsamen Begebenheit ausgefüllt und in die hochfürstliche Kunstkammer beigestellet und aufgehebt worden. Was nun hiervon eigentlich zu schließen, überlässet man denen Gelehrten. Zumalen von solcher Bewandnuß eigentlich zu reden oder zu schreiben, dürfte hierher zu weitläufig fallen, dem wunderallmächtigen Gott ist es nach



seinem allweisen Rath am besten bekannt, wie solches zugehe, welcher durch seine allmächtige Verhängnuß dem Teufel zuweilen etwas zulasset, daran sich die Menschen bespiegeln,

und auf christlich gottgefälligen Tugendwegen in ihrem Leben wandeln sollen, damit man hier auf der Welt so lebe, daß man nach diesem Leben bei Gott dort ewig leben könne.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Das Evangelium des Buddha, nach alten Quellen erzählt von Paul Carus, autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Karl Seidenstücker. Verlag Max Altmann, Leipzig, 1919. Diese vornehme, große Ausgabe wird jedem Kenner buddhistischer Literatur ein langgefühlt bedürfnis befriedigendes, Seidenstücker, der dieses Werk aus dem Englischen des berühmten Buddhaforschers Paul Carus zum erstenmal ins Deutsche übertragen hat, ist selbst nicht nur ein namhafter Forscher, sondern, wie seine Übersetzung beweist, ein feinfühlig interpret und sprachgewaltiger Übersetzer. Das Buch bringt alle wesentlichen Texte in einer dem modernen Verständnis angepaßten freieren Darstellungsweise und wird besonders durch die Einleitung und das Sachregister für den Fachmann ein wertvoller

Behelf, für den Laien und Literaturkenner wie kaum ein anderes zur Einführung geeignet. Dr. W.

Bruno Goetz; Das Reich ohne Raum; Gustav Kiepenheuer, Potsdam 1919. Ein eigenartiges Buch, für dessen Entdeckung dem Verleger Dank zu sagen ist. Eine Dichtung, die mit ihrer wuchernden, unerschöpflichen Phantastik den Atem benimmt, deren Einfälle, toll, eigenartig und oft voll souveränen Humors, sich nur so übersprudeln und die tollsten Kapriolen treiben. Es ist lange kein Buch geschrieben worden, das eine solche Fülle phantastischer Gedanken mit einer Natürlichkeit um sich streut, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, zu erzählen, was da alles in diesem absonderlichen, vergnüglichen und doch tiefen Buch geschieht. Cz.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt und die Leiste zum Treibhaus zeichnete Karl Ritter.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München. Herausgeber und verantwortl. Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII. Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

Defektiv Matfular

Deutschlands erfolgreichster Defektiv. Aufklärung schwierigster Fälle. Ehesachen, Heiratsauskünfte im In- und Auslande. Erfolg garantiert. Bei Diebstahl, Einbruch Honorarzahlung nachträglich. Strengste Diskretion.

Berlin SW 48, Friedrichstr. 29
Telephon Moritzplatz Nr. 12972

Ihres Schicksals Schmel

sind Sie, wenn Sie Ihren astrolog. Lebens-Führer besitzen, der Ihnen Führer u. Ratgeber in allen Lebenslagen ist, Ihnen Antwort auf alle Lebensfragen, Glück, Erfolg, Gesundheit, Beruf, Ehe usw. gibt. Für ihr ganzes Leben und von dauerndem Wert! Kein minderwert. Horoskop. Gegen Geburtsangabe u. Einsendung v. M. 10.- (Nachn. 1 M. mehr), Prospekt gratis Astrologisches Büro W. Planer Charlottenburg 4, Abteilung 50.

Starken Bart



erhalten Sie in ganz kurzer Zeit durch **Weisserol-Bartin** (ges. geschützt). Prospekt kostenlos, auch postlagernd, **Flasche M. 10.-, gegen Nachnahme M. 11.05.**

Kosmet. Laborat. **C. Weissert & Co.**
BERLIN N 4 Invalidenstr. 147, Abt. 88

Alter deutscher
Weinbrand

Asbach „Ural“

Rüdesheim
am Rhein

DIE ORIGINAL E

DER IM „ORCHIDEENGARTEN“ ERSCHEINENDEN ZEICHNUNGEN
SIND KÄUFLICH ZU ERWERBEN. /// ANFRAGEN AN DEN

DREILÄNDERVERLAG, MÜNCHEN, LEOPOLDSTR. 3

Die „Wiener Mode“

ist
seit mehr als drei Jahrzehnten
das tonangebende Modenblatt der Frauenwelt!

Es bringt:

Eine Fülle von Anregungen

Schnitte nach Maß

Handarbeiten

Einen hervorragenden literarischen Teil

Zeitgenössische Porträts

Bezugspreis vierteljährl. M. 20.—. Probehefte gegen Einsendung von M. 2.50, welche bei laufendem Bezug gutgeschrieben werden. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.
Verlag der „WIENER MODE“, Wien VI./1.

Beschlagnahmt gewesen! Wieder freigegeben!

Aus dem Tagebuche eines Homosexuellen M. 10.—
Frieda, die fünffache Jungfrau M. 5.—
Wie Mädchen fallen M. 6.—
Vom Baume der Erkenntnis M. 10.—
Freie Liebe M. 1.50
Die Liebesbörse in der Friedrichstrasse M. 1.50
Der Sumpf von Berlin M. 2.—

Zu beziehen per Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages (Porto extra) durch

Papierhaus „Centrum“, Abteilung O.G.
BERLIN C. 54 Rosenhaler-Straße 58

Wissenschaftliches INSTITUT

und okkulte Heilweise

Behandlung von Nervenleiden jeglicher Art, auch chron. Lähmungserscheinungen, Sprachfehler, wie Stottern, Gedächtnisschw., Fallsucht (Epilepsie), Neurasthenie, auch alle ander. Leiden behandelt mit bestem Erfolg. Durch meine Sehergabe, die ich schon fast von meiner Geburt an besitze, bin ich imstande, aus der Photographie eine haar-scharfe Diagnose zu stellen.

FRIEDRICH BLUM
Psychometer und Magnetopath
Biberach (Riß), Württemb.
Prospekte gegen Einsendung von Mark 1.— in Marken.

**Ein
stahlharter,
stahlgeschmei-
diger Wille
dringt
überall
durch!**

Die Willensschule von Uve Jens Kruse strafft den Willen wie einen Muskel
Werbeblättlein O kostenlos
Felsen-Verlag
Buchenbach Baden

Zuckerkrankke

erhalten gratis Broschüre über diätlose Kur (n. Dr. med. Stein-Callenfels) durch **Bonn 25**, Postfach 125.

Wodans Geschlecht

Von
Volker
(Professor Dr. Strick-strack)

Preis
in Friedens-Ausstattung
brosch. 6 M., geb. 7.50 M.
zuzügl. 50% Teuerungszuschl.

Ein
leiden-
schaftliches
deutsches Buch,
eine Gesinnung, die
Deutschlands dunkelste
Stunde sieht und in einem
flammenden Protest die
Fackel des germani-
schen Geistes in
die Welt
pflanzt

Ein Hutten redivivus!

Zu beziehen durch den Verlag
E. W. Bonsels & Co. Nachf.
München, Leopoldstr. 3

Akte, Karten 40 Pf., Photos
75 Pf. u. Porto. Bestellung
an Z. Z. 291 Orch.-Garten.

Soeben erschien:
Auf Tod und Leben
Neue Nov. v. Anders Hjarmsteadt.
Titelzeichnung u. ganzs. Bildbe-
gabe von R. Wernicke.
Diese Novellen atmen heisse
Leidenschaft u. dramat. Kraft!
Kart. M. 5.—. Voreinsendg. od. Nachn.
Ferd. Acker Verlag, Wolfach, Baden 7
Postscheckk. 13319 Amt Karlsruhe, B.



„DIE BÜCHERPOST“

unterrichtet wöchentlich über Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels aus allen Wissensgebieten und der Unterhaltungsliteratur. Einzelnummer 25 Pf., vierteljährlich Mark 2.50. Abonnements nimmt jede Poststelle, auch der Briefträger entgegen. Probenummern sendet die Geschäftsstelle der „Bücherpost“, Frankfurt a. M., Niddastraße 74, postfrei und umsonst.

DER BÜCHERWURM

MONATSSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

war bis zum Krieg das verbreitetste Literatur- und Bücherblatt Deutschlands. Reich illustriert, drucktechnisch mustergültig; sachlich, unbeeinflussbar, knapp, anregend, rücksichtslos und weitherzig, witzig so weit es langt, lieblos wo Liebe zwecklos, und deutsch im eigentlichen Sinne
Jahresabonnement: M. 8, Liebhaber-Ausgabe mit graph. Original-Blättern M. 30

Einhorn-Verlag G Dachau bei München

Kranke

und

chronisch Leidende

selbst für unheil-
bar gehaltene

alte Wunden, Beinschäden usw. behandelt gittfrei
und ohne Berufsstörung

Fr. Hoffmeister
5 München 5

Wittelsbacherplatz 3, Passage

Brieflich jederzeit bereit —:— Urinuntersuchung

Auskünfte

über Personen und jede Ver-
trauenssache besorgt zuverläs-
sig an jedem Ort der Welt
C. Bahr, Breslau I, Schließfach 2

Kostenfrei!

Prosp. über phant. Romane

• Psychische Forschung •

• Geheimwissenschaften •

Seelenkultur

Verlagsbuchhandlung MAX ALTMANN, Leipzig.

Der gefesselte Akt!

7 Originale M. 5.—, sowie 10 Künstl.-Stud. zusammen M. 12.—.
Der gefess. Akt in hochf. 7 Photo-Kunstblättern 17:23 in Mappe
kompl. M. 22.—. Keine Reproduktion. Ausland Voreinsendung.

Kurt Reichardt, München, Klarstr. 5/0.



Jeder
muß
lesen!

Entstehung, Entwicklung, Geburt des Menschen

mit 274 Abbildungen.
Ausführl. beschrieben. — Preis
brosch. M. 10.—, geb. M. 13.50,
mit zerlegb. Modellen in farb.
Kunstdruck M. 5.— mehr.
Deutsches Versandhaus 37
Abt. 70, Dresden 5, Menageriestraße 5.

Pariser Bilder und Bücher!
Mustersendg. v. M. 5.— bis M. 100.—
Alois Kral, Verlag, Brünn I. Postfach 32
(Mähren). Postscheckk. Berlin 62814

Familienglück!

Ärztl. gepr. u. begutachteter

Frauenartikel

Reichsamtl. patentiert.
Ausk. u. Prospekt kostenlos.
Muster M. 4.20.

Versandhaus Hansa
Crimmitschau, chem. Laboratorium

Wir bitten bei Bestellungen auf den „Orchideengarten“ Bezug zu nehmen!

DER ORCHIDEENGARTEN

HEFT: 12



INHALT Grazia Deledda: Der Traum des Hirten / Ernst Penzoldt: Vinzenz Volkers Hände / Edgar Allan Poe: Das Tal der Unrast / Arthur Conan Doyle: Der silberne Spiegel / Das Treibhaus.



Europäische und exotische
Aktphotographien
Probesendung von M. 5.- an
(Nachnahme). — Sandangabe erwünscht.
Postfach 2. Hamburg 31

Gemälde alter Meister

ANKAUF

VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Brienerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340



ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt. XII, Berlin W 9.

Erotikas

Privatdrucke, alt. Stiche, Mappen-
werke, Photos usw. **kauft** stets
Postlagerkarte 373, Düsseldorf.

Nicht nur ich

sondern

auch Sie

haben Bedarf an Schutzmitteln
geg. Ansteckung u. Artikeln für
die Gesundheitspflege. Aufklär.
Schriften geg. M. 1.- für Porto
und Drucksachen.

Gebrüder Grimm

Ulm a. D. N

Hyg. med. Präp. Gummiwaren.

Antiquare, Sammler!

Suche zu kaufen:

Dr. Benno Diederich:
Von Gespenstergeschichten (b. Schmidt &
Spring, Leipzig 1903)
Magicon, herausgegeben
von Justinus Kerner (voll-
ständig oder in Einzelbänden)

Angebote: Unter „Ingénieur V“
a. d. Expedit. d. „Orchideengarten“

Geheimrat Professor Dr. Czerny: „Setze nicht mehr
Kinder in die Welt, als Du gut erziehen und ernähren kannst.“
(Aus dem hygienisch. Testament des großen Heidelberger Chirurgen).

Es werde Licht!



Sicher, bequem, ärztl. glänzend
begutachtet, seit Jahren bewährt.

36 Tabletten M. 18.—

„Patentex“ Komplet M. 20.—,
Ersatztube M. 18.—

Bücher, die zu lesen sich lohnt:

Hypnot. Unterrichtsbriefe. Ein interessanter Leitaden,
der die gesamte Technik der Hypn. in 10 Stunden lehrt M. 10 60

Die Kunst der sexuellen Lebensführung vor der Ehe.
In freimütiger Weise, wie der Freund zum Freunde,
bespricht der Autor die intimsten Fragen des Geschlechts-
lebens mit dem Leser. Nichts bleibt unerörtert „ 5.50

Du sollst Mann sein! Ein Buch des Lebens und der
Liebe „ 10.—

Ein Blick ins Innere des menschlichen Körpers. Zwei
anatom. Modelle, zerlegbar, mit Beschreibung und Dar-
stellung des Geschlechtssystems „ 8.20

Was muß der Mann vor der Ehe von der Ehe wissen? „ 7.60

Was müssen junge Mädchen vor der Ehe wissen? „ 9.40

Diese sechs Bücher zusammen bezogen M. 46 — frk., Nachn. extra.

Otto Grothe, Neukölln O.G. 39, Leykestr. 18 II

Wiederverkäufer. Damen und Herren mit
großem Bekanntenkreis hoher Verdienst.

BITTE LESEN, AUFBEWAHREN, BESTELLEN.

Paul Garin †

Geist und Geister

Gedanken

Brosch. M. 3.— / Geb. M. 4.50

Dulcamara

Gedanken

Broschiert M. 3.50

Der unbekannte Freund

Aphorismen

Brosch. M. 3.— / Gebunden M. 4.50

Preise zuzügl. 50% Teuerungszuschlag.

Ein Presseurteil von Vielen:

„MÜNCHNER ZEITUNG“

... Man wird seine Bücher verlangen, man wird ihn
lesen, und dann wird man finden (was der Kreis seiner Freunde
schon lange weiß), daß das geistige München mit diesem merk-
würdigen Mann einen seiner feinsten Köpfe verloren hat. ...
Er war ein Diogenes, und um die Gesellschaft und die Gesetze
der Eleganz hat er sich niemals gekümmert. ... Der ver-
götterte Dichter der „Dulcamara“ war ein Essayist von größtem
Stil, und sein Wissen war von einem geradezu enzyklopädischen
Umfang.“

E. W. Bonsels & Co. Nachf., München,

Leopoldstraße 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2.— / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und durch
alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 1.60 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe
untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTER-
REICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Ein-
sendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden
nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Zwölftes Heft

DER TRAUM DES HIRTEN

Von Grazia Deledda. Übertragen von Magda Janssen.

Es ist eine Weihnachtsnacht, durchsichtig und frisch, wie eine klare Herbstnacht. Ein Wasserlauf schlängelt sich erst breit durch die schwarzen Stoppeln, dann wird er schmaler, entschwindet allmählich dem Gesichtskreis, wie ein silbriges Leuchten, und löst sich schließlich in ein blaues Dunstmeer auf, in eine große leere Weite . . .

Es sind die ersten Stunden in der Nacht. Die Blicke des Schafhirten verfolgen die Herden auf der Weide. Im Mondlicht wandern die gelben und schwarzen Tiere schlafmüde und trübsinnig durch die Ebene und suchen das kalte Gras unter dem Strauchwerk längs der moosbedeckten Steinhäufen ab, und ihre Kuhglocken schaukeln und klingeln. Es ist eine fremde seltsame Musik, wie eine eintönige Kantilene, die bald näher kommt und sich dann wieder verliert. Während die Herde langsam auseinander läuft, belebt dies zitternde silberhelle Läuten das Schweigen der Ebene, macht es gleichsam eindringlicher. Und der Hirt blickt auf. Wilde Träume ziehn durch seine Augen. Er ist von der rauhen, heimatlichen Bergwand herabgestiegen. Ihre kalten Weiden, die im herrlichen Frühjahr vom Duft der Tirtillosblumen und des Thymian durchzogen waren, bedeckt jetzt der Schnee, worin die Fußtapfen flüchtiger Hasen und des Muflonschafs mit den

Schmachtaugen ihre Zeichen eingraben. Der Schafhirt hat die hochgelegenen Weideplätze beim ersten herbstlichen Lufthauch verlassen und ist zur Ebene niedergestiegen; in seinem Sacco — dem langen Mantel aus einheimischer Rohwolle —, den er über den Kopf wirft und unter dem Kinn zusammenbindet, mit seiner Herde und seinem Hunde, seinem Pferd, seinem Kochgerät, seinen Löffeln aus Schafklauhorn und seinem Vorrat an Gerstenbrot für den ganzen Winter. Denn er führt ein Nomadenleben, wenn er auch eine zahlreiche Familie sein eigen nennt, die sich im hohen Bergnest droben niedergelassen hat.

Während er die Schafe auf der Weide hütet, erscheint vor seinen Augen das Bild des rohgezimmerten Hauses, wo seine Lieben ihren rauhen Winter verbringen. Dort, hinter den lichten Nebeldämpfen des Mondes erheben sich die versilberten Gipfel der Berge, und unter den schneeigen Mulden, wo das Muflon haust,

schimmern die Lichter der kleinen Ortschaft. Das Haus des Schäfers ist aus Stein und Holz; in der geräumigen Küche raucht die alte steinerne Feuerstätte, und über dem Holzstoß brodelte es in einem großen schwarzen Kochtopf. Das Haus des Schäfers ist reich. Es giebt dort Holz, Speck, Kartoffeln, Bohnen. Die Frauen des Schafhirten haben das ganze Jahr hindurch in



O. Schön, Entrückt

den Gemüsegärten gearbeitet, den Boden bewässert, die Kastanien und Nüsse in den Wäldern gesammelt und die veilchenfarbenen rotfleckigen Bohnen ausgehült.

Das Haus des Schäfers gehört zu den vermögenden Häusern, und seine erstgeborene Tochter, die dick und rotwangig in ihrer rauhwollenen Miedertracht steckt, ist einem Manne anverlobt, der ebenfalls auf seinem Besitztum viel Gerste und Weizen erntet.

Dennoch träumt das Familienoberhaupt, den sie den „Ältesten“ nennen — und verliert sich dabei in die Einsamkeit der Ebene —, von dem Tage, an dem er reich genug sein wird, sich einen Knecht zu halten, der ihm die Herde hütet . . .

Dann, ach dann wird er kein Haar mehr verlieren müssen, um seine Schafe zu retten. Mag da der Knecht zusehen, und wehe ihm, wenn sich auch nur ein Schaf verirrt!

Er, der Hirt wird erst dann wirklich reich sein. Und er wird sich daheim halten, an seinem Feuerherd sitzen, auf die Flamme blasen, sie mit seinem Holunderstock anfachen, dann und wann nach dem Kochtopf sehen, mit seinen Frauen einen Schwatz abhalten und auf die Asche spucken.

Sein Bart wird weiß und langgewachsen, er selbst aber dick und rot sein. Und wenn sein Eidam zu ihm kommt, werden sie zu zweien eine Gesangswette aus dem Stegreif veranstalten und zwischendurch hin und wieder Wein und Schnaps trinken.

Ach, erst das wird wahres Leben, ein Leben voll Glück! Wie lange dauert's noch, bis sich der Traum erfüllt? Wie oft wird er noch Weihnachten fern den Seinen in der nächtlichen Trostlosigkeit der Ebene zubringen müssen?

Giebt es denn kein Mittel, den rauen Weg abzukürzen? Doch, es gibt ein Mittel; er kennt es, den ganzen Tag hat er darüber nachgedacht. Auf der Weide, die an die seinige grenzt, lebt ein anderer Hirt, der sich jetzt mit Kornhandel befassen will, schon fast seine ganze Herde verkauft hat und binnen kurzem, ehe er davon geht, auch die übrigen verkaufen wird. Jetzt liegt er dort unten, auf der anderen Seite des Flusses und schläft in seiner Hütte, den Kopf auf einen Stein gestützt, unter dem eine lederne

Geldtasche mit den Geldstücken liegt, die er aus dem Verkauf der Schafe gewonnen hat.

Und unser Schäfer denkt im stillen, daß es ein leichtes sein dürfte, dort hinabzugehen und sich des Geldsacks zu bemächtigen.

Ja, also, er wird hingehen. Die Nacht rückt vor, die Schafe ziehen sich, eins hinter dem andern, in die Herdenlager zurück, und allmählich hört das Gebimmel ihrer schwankenden Schellen auf.

In Nachdenken versunken, sitzt der Schäfer vor dem Eingang seiner Hütte. Der Mond steigt zum klaren Himmelsbogen nieder; der Fluß zieht geräuschlos weiter und weiter durch die schweigsame Ebene. Ein einziger roter Punkt brennt drüben, jenseits des Flusses. Es ist das Feuer des Schafhirten, der seine Herden verkauft hat. Der Mann aus den Bergen schaut unausgesetzt nach jenem feurigen Auge hin und denkt an das schöne Leben, das er übers Jahr führen wird, an die Stegreiflieder, die kleinen Gläser Schnaps und an den Knecht, der ihm die Herden hüten soll.

Doch, er wird sicherlich hingehen. Es ist Zeit, mit diesem Wanderleben abzuschließen, endlich Zeit, unter den Seinen, in der Familie zu wohnen, Weihnacht daheim zu feiern . . .

Er wird gehen. Er geht schon. Leise, stumm, schreitet er fort, ohne Spuren zu hinterlassen, wie der Fuchs; er durchwatet den Fluß, jetzt ist er bei der Hütte des Hirten angelangt, steht vor ihrem Eingang . . .

Der andere Schafhirt schläft, den Kopf an einen Stein gelehnt; unter dem Stein liegt die Geldtasche, muß sie liegen. Unser Hirt zögert einen Augenblick. Dann tritt er ein, beugt sich über den Schlafenden und erschlägt ihn, schafft den Leichnam beiseite und hebt den Stein auf . . .

O Grausen! Unter dem Stein, an Stelle der Geldkatze, liegt ein ganzes Nest ekelhafter weißer Würmer, ein Durcheinanderwimmeln auf feuchter Erde. Ihre kleinen, bösen Augen leuchten fremd und grün —

Der Schäfer erblaßt, zittert, durchsucht die ganze Hütte; die Geldkatze ist nicht da, sein Verbrechen ist umsonst geschehen. Da flüchtet er durch die Ebene, unablässig von der Erinnerung an jene weißen, wimmelnden Würmer mit den boshaften grünen Augen, wie von einem Gesicht verfolgt. Nach langem Herum-



K. Ritter, Der Torso

irren kehrt er in seine Hütte zurück; sein roter Hund heult in verzweifelten Tönen den Mond an und zerrt an seiner Kette. Was hat sich zugetragen?

Der Schafhirt stürzt nach dem Herdenlager; die Hürden sind leer. Er horcht um sich; kein Laut unterbricht das nächtliche Schweigen; einzig das rauhe Gebell des Hundes. Todesweiß perlt ihm vom Nacken, grauenhafte Verwünschungen entsteigen seiner angstvollen Brust. Er ist zugrunde gerichtet. Während seiner Abwesenheit haben unbekannte Räuber ihm die Herde geraubt und sind verschwunden, ohne die geringste Spur zu hinterlassen.

Der Schafhirt brüllt vor Wut, durchstürmt den Buschwald, rast die Ebene kreuz und quer und sucht die Stelle, wo die Diebe den Fluß durchwatet haben könnten. Hier, vielleicht ist dies die Stelle; die Binsen sind zertreten, das seichte Wasser glitzert und spiegelt den heiteren Himmel wider und den zitternden Mond...

Der Schäfer taucht ins Wasser. Aber der Wasserlauf ist nicht so seicht, wie es den Anschein hatte; je weiter er vordringt, um so tiefer versinkt er. Jetzt geht ihm das Wasser schon bis an die Hüfte, nun bis an den Gürtel, dann bis an die Kehle. O weh, er ist verloren, er ersäuft, seine Augen sehen nur noch eine gurgelnde Wasserfläche, mit weißen Wurmern besprengt, ihre grünen Augen leuchten...

Da erlebt er etwas Entsetzliches: ihm ist, als wäre er schon tot, als könne er niemals, niemals wieder seine Lieben und seine heimatlichen Berge schauen; als müsse er Jahrhunderte bei vollem Bewußtsein hier bleiben, in der kalten Tiefe jenes Wassers weiter frieren und zittern, von der Welt des Gewürms umgeben...

Eine furchtbare Verzweiflung übermannt ihn; er versucht, sich zu bewegen, und kann nicht, er will schreien — unmöglich! Er macht eine äußerste Anstrengung — und erwacht, zittert, befindet sich wieder am Eingang seiner Hütte, dort, wo er eingeschlafen war, während er den Beschluß faßte, hinzugehen und dem

Nachbarschäfer die Geldtasche zu stehlen. Noch vom Alpdruck benommen, zittert sein ganzer Körper Augenblicke lang. Erst langsam, allmählich kehrt er zur Wirklichkeit zurück. In der Hürde schläft seine Herde; drüben, jenseits des Flusses, glänzt rot und still das Feuer des Hirten. Der Mond sinkt in die klare Nacht...

Der Hirt steht auf, schüttelt sich, und eine tiefe Traurigkeit durchzieht sein Gemüt. Ihm ist, als hätte er in Wahrheit das Verbrechen begangen, und er fühlt tiefe Reue und eine Vorahnung trauriger Dinge —

Was soll er tun, um zu büßen? Wie den Zorn des Jesuskinds besänftigen? Er will dem Hirten, seinem Nachbarn, die ungeheuerlichen Gedanken und den gräßlichen Traum berichten. Sodann wird er drei Schafe schlachten und ihr Fleisch unter die Armen des nächsten Dorfes verteilen.

Am andern Morgen kommt der Nachbarschäfer, seinen Freund zu besuchen. Und der Freund erzählt ihm den abscheulichen Traum, den er gehabt hat, hat aber nicht den Mut, ihm zu gestehen, daß er den Gedanken, ihn zu töten, wirklich gefaßt hatte. Der Nachbar lacht; auch unser Hirt lacht, — dann schlachten sie zusammen ein Schaf (drei, hat der Freund ganz richtig gemeint, wären denn doch zu viel!), um es unter die Armen zu verteilen. Auf diese Nachricht hin kommen die Armen aus der Ortschaft, balgen sich um die Anteile Fleisch und reden miteinander auf dem Heimweg: „Was ist doch dieser Schäfer für ein guter Mensch! Ihm träumte, daß er einen Christen erschlug, und sogleich hat er ein Lamm geschlachtet und es uns Armen gegeben. Unser Herr Jesus vergelte es ihm.“

Währenddem wenden in der Hütte die beiden befreundeten Schafhirten, die sich die zartesten Fleischteile des Schafs zurückbehalten haben, die hölzernen Bratspieße auf der Kohlenglut um und singen klingende Strophen aus dem Stegreif. Den Stoff dazu entnehmen sie dem geübten Traum — aber nur dem Traum...

V I N Z E N Z V O L K E R S H Ä N D E

Von Ernst Penzoldt (Mit 2 Zeichnungen von E. Heigenmooser)

Wie täglich seit drei Wochen, ging der junge Bildhauer Johannes von seinem Atelier geradewegs zu dem starren, unfreundlichen Mietshaus, in dem Vinzenz Volker wohnte (25 M. monatlich, Klavier extra). Johannes schritt hastig durch das wegen seines abgestandenen Geruches ihm unsympathische Treppenhaus zur Wohnung der Witwe Hild im 2. Stock. Hier mußte er eine Minute warten und bekämpfte die Vorstellung von rotem Plüsch und Familienalbum, die sich ihm beim Lesen des Namensschildes: Ella Hild, Kaufmannswitwe aufzudrängen drohte. Die Witwe öffnete ihm wie stets mit einem porzellanenen Lächeln, strich sich mit einer verwirrten Bewegung das nüchterne, melierte Haar aus der Stirn über den immer etwas erschrockenen Augen, und der Eintritt zu Vinzenz Volker war überwunden. Obgleich es auch in dessen Zimmer noch etwas „so roch“, atmete Johannes doch frei auf. — Wieder saß Vinzenz am Klavier (dessen Güte ihn bewog, hier zu wohnen), etwas vorgebeugt, die feinen, schmalen Hände leicht an die Tasten fühlend. Er hatte eben nicht gespielt, sondern das Stück durchgelesen, und wandte seine Augen noch versonnen zu dem Eintretenden. Dann lächelte er erkennend, knabenhaft, bezaubernd liebenswürdig. Johannes warf seinen Hut aufs Bett und versank dann in das hochlehnige alte Kanapee. Es war mit feinem schwarzen Seidenstoff überzogen. Die Seitenlehnen waren vorn mit flacher Schnitzerei geschmückt. Schwäne mit hochgestelltem Flügel, der die hohe Lehne markierte, und zurückgebo- genem Hals rahmten die dunkle Tiefe dieses alten Möbels ein. Die übrige Einrichtung war von gutsituierter Geschmacklosigkeit. Nach kurzem Plaudern begannen Vinzenz' Hände zu spielen. Johannes stützte den Kopf

auf die Arme und wandte kein Auge von dem Spiel der Hände. Die gaben ihm die Musik. Nicht der lackierte Kasten, nicht Mozart, nicht der lange Freund mit lauschendem Kopf. Nur die schmalen, feingeformten Hände. Johannes überwachte sie genau wie sie erst in Volkers Schoß ruhten, dann zögernd empor zu den blanken Tasten krochen, dort einen Augenblick still lagen, wie sprungbereit. An der rechten Hand leuchtete ein goldner Reif mit einem runden flachen Stein. Der glänzte kalt und tiefgrün. Er gab der Hand den Schein eines eigenen Wesens. Er war das Auge der Hand. Und die Hände begannen ihren Tanz. Wie Windhunde, hell, schlank, feingliedrig rasten sie den elfenbeinernen Tanzboden entlang, schwebten empor, sanken, schmiegt sich, wandten sich, züngelten, ruhten, stampften und tänzelten in rhythmischem Wechsel. Johannes saß gebannt. Nur das Meer oder fallende Schneeflocken konnten ihn so fesseln. Er ward sich der Klänge längst nicht mehr bewußt. Inbrünstig beteten seine Augen das Spiel der Hände an. Sie leuchteten in irrem Glanz unter den fast gefalteten Lidern.

Es ward Abend. Bleich hing Johannes' Antlitz wie eine Maske im Dunkel der schwarzen Seide. Geisterhaft glitten Vinzenz' Hände, katzenhaft geschmeidig über die Tasten. Mit siegender Wucht schnellten sie noch einmal auf; schlugen ein Nichts zu Boden, und lagen still. Müde krochen die schlanken, nun etwas bleichen Hände in Vinzenz' Schoß zurück. Es schien, als atmeten ihre feinen Leiber.

„Jetzt ist's genug“ sagte Vinzenz und stand auf. Er streckte lächelnd Johannes die Rechte hin, die dieser fast scheu ergriff. Ein nackter Dank. Er war schon an der Türe. Da sann er, wie er es anstellen könnte, noch einmal Vinzenz'





Hand in der seinen fühlen zu dürfen. Mit absichtlich übertriebener Grandezza und gekünsteltem Ehrfurchtslächeln wandte er sich nochmals um. Geziert ergriff er die Hand, die zögernd nachgab. Mit einem leise gehauchten „Dank, Dank Meister“ beugte sich Johannes vor und berührte die Hand mit den Lippen. Die schrak zusammen und entglitt ihm. Johannes lachte noch gezwungen über seinen „Witz“ und schwang gekünstelt den Hut unter viel Verbeugungen. Als er die dunkle Stiege hinuntertastete, zitterten seine Knie. Er schauderte zurück, als er die feuchte, marmorierte Wand berührte.

Nachts träumte Johannes von den lebenden Händen mit dem kalten, grünen Auge. Das schloß sich plötzlich langsam und öffnete sich träge wie das Auge des Uhus, wie ein weißer Rolladen.

Seitdem ging Johannes nicht mehr zu Vinzenz Volker und arbeitete fieberhaft in seinem Atelier. Nach vier Wochen ging Vinzenz hin, ihn zu besuchen. Er betrat das gemütliche Wohnatelier und schob leise den rostfarbenen Vorhang, der Werkstatt und Ruhstatt trennte, zurück. Johannes hörte ihn nicht. Er modellierte zwei Hände, die miteinander rangen in wilder Leidenschaft. Überall sah Vinzenz

ruhende, bewegte, grellfarbige, kaltweiße Hände in Gips, Ton, ja Holz gearbeitet umherliegen. An den Wänden hingen sie stolz, still, verzweifelt, hochmütig, demütig, betend, zur Faust geballt, hingebend sich öffnend. Lange stand Vinzenz in Schauen vertieft. Da sah Johannes auf. Er erschrak und stellte sich vor die Öffnung des Vorhangs. Er war bleich und ein bittender Ausdruck lag in seinen Augen. Lächelnd schob ihn Vinzenz beiseite und sagte mit einem strahlenden Blick auf die Arbeiten Johannes': „Das bin ja ich!“

Von da ab war Johannes wieder täglich zu Gast bei Vinzenz Volker. Die Hände ließen ihn nicht los. Die schlanken, feingeformten Glieder und das grausame Einauge hielten ihn in Bann —

Einmal tanzten sie berauschend wilden Tanz. Und als sie zitternd wieder in Vinzenz' Schoß ruhten, fiel Johannes vor, wühlte sein brennendes Gesicht in die kühlen, bleichen Hände und küßte sie wild und gierig. Da bäumten sie sich auf, griffen grausam in Johannes' verwirrtes Haar und Vinzenz' Stimme klang unerbittlich: „Johannes — du bist ja krank — geh!“ Da glühte es in Johannes Stirn. Taumelnd tappte er zur Türe.

Als er andern Tags wiederkam, war Vinzenz nicht zu Hause. Die freundliche Witwe

Hild sagte es: „Der Herr Volker sind ausgegangen.“ „Ausgegangen — natürlich“, und indem er leise die offenen Tasten streichelte, „natürlich — ich bin ja krank.“ Er drückte zwei Tasten nieder. Es klang weh wie seine Stimme. Er ging mit einem Lächeln, daß die Witwe ihm erschrocken nachsah.

Dann saß er eine Stunde an seinem Kamin. Er hatte einen kleinen Scheiterhaufen aufgeschlichtet und sah zu, wie die Flammen diesen vernichteten. Lauter feurige Hände züngelten empor, zerrten und rissen, bis die Scheiter in Glut und Funken zusammenbrachen. Johannes' Augen blickten glasig, sein Gesicht brannte. Seine Hände hingen kalt und feucht an ihm herab. — —

Zwei Tage später war er in Tirol. „Ich — bin ja krank. Krank!“ sagte er sich vor. „Ich muß etwas für mich tun.“

Ruhelos, planlos wanderte er den ganzen Tag in den Bergen umher. Schief wenig, aß fast nichts, schwitzte, kühlte sich ab, trank kaltes Quellwasser. Aber er vergaß nicht. — —

Er lag im Bett, niemand kümmerte sich um ihn. Er war ja im Hotel. Er fieberte stark, warf sich herum und stöhnte.

Als es Abend wurde, kamen sie. Er sah es ganz deutlich. Erst leuchteten sie ganz fern

an den Bergen. Genau konnte er das grüne, kalte Auge unterscheiden, wie es sich träge öffnete und langsam schloß. Immer näher krochen die weißen, schmalen Hände, und ihr Auge glotzte. Ein irres Lächeln verzog Johannes' Lippen, dann starrte er hilflos wie ein Kind. Jetzt waren sie da, im Zimmer. Die Vorhänge hatten sich leicht schauernd bewegt, als sie daran vorüberschlichen. Er fühlte sie schon an der Bettdecke tasten. Eisige Kälte strömte von ihnen aus. Sie waren durchsichtig und kalt wie Eis. Johannes fühlte seine Füße frieren, und er zitterte, daß die Zähne hinter seine bleichen Lippen schlugen. Näher kamen die Hände, schwer lasteten sie auf des Kranken Brust. Sie waren mager, feuchte, grünliche Gerippe. Und ihr Auge sah grausam in Johannes' geöffneten Blick. Da — lautlos waren sie an seinen Hals geglitten, enger und fester schlossen sie sich. „Rrrrch — rrrrch“, würgte Johannes hervor und suchte mit den seinen die Knochenhände zu lösen. Verzweifelt rang er, dann nach kurzem Kampfe lösten sich die Peiniger. Erlösung! Johannes' Hände sanken müde herab und hingen kalt und halb gekrampft. Um seinen straffen, leicht geöffneten Mund erstarrte das Entsetzen. Spitz und wächsern stach die Nase in das Dunkel, gebrochen lagen die hungrigen Augen.

D A S T A L D E R U N R A S T

Von Edgar Allan Poe. Übertragen von Theodor Etzel.

Einstmals war ein stilles Tal,
Unbewohnt; mit Schild und Stahl
Zog das Volk in Kriege fort;
Hielten milde Sterne dort
Vom azurnen Turm zur Nacht
Über all die Blumen Wacht,
Über denen jeden Tag
Rot und faul die Sonne lag.
Jetzt wird jeder Wanderer sehn
Unrast dort das Tal durchwehn.
Nichts ist da, das nicht sich regt,
Luft nur brütet unbewegt
Ob der Zauber-Einsamkeit.
Ach, kein Lüftchen weit und breit
Rührt der Bäume Blätterkleid,
Die da pulsen ohne Frieden

Gleich dem Eismeer der Hebriden.
Ach kein Lüftchen jagt und bauscht
Das Gewölk, das ruhlos rauscht
Rastlos rauscht von früh bis spät
Über Myriadenbeet
Blauer Veilchen, sorgenreich,
Myriaden Augen gleich,
Über Lilien, die so weich
Wehend, weinend, schaun herab
Auf ein namenloses Grab!
Wehend: aus dem Duft heraus
Kommen Tropfen ewigen Taus.
Weinend von den zarten Zweigen
Ewig Tränen niedersteigen,
Die gleich Edelsteinen schweigen.

DER SILBERNE SPIEGEL

Von Arthur Conan Doyle, übertragen von Angela u. Hans Hofmann-Montanus. (Mit 1 Zeichnung von J. Geis.)

3. Jänner. — Dieser Fall White und Wother spoon erwies sich als eine riesenhafte Aufgabe. Zwanzig dicke Hauptbücher sind zu prüfen und nachzurechnen. Wen wollte es da nach dem Vorzug gelüsten, ein jüngerer Kompanion zu sein? Doch einerlei, es ist das erste große Stück Arbeit, das man ganz allein meinen Händen überlassen hat. Ich muß das Vertrauen rechtfertigen. Freilich hat die Sache so schnell durchgeführt zu werden, daß die Advokaten das Ergebnis noch frühe genug für die Gerichtsverhandlung erhalten. Johnson sagte heute morgens, ich müßte die letzte Ziffer vor dem Zwanzigsten dieses Monats herausbekommen. Guter Gott! Nun, ich mache mich darüber, und wenn nur Gehirn und Nerven die Anspannung ertragen, so will ich mich nachher schon schadlos halten. Es bedeutet Bureauarbeit von 10 bis 5 Uhr, und dann eine zweite Sitzung von ungefähr 8 bis 1 Uhr nachts. Eine dramatische Steigerung im Leben eines Buchhalters. Wenn ich mich in den späten Stunden, während alle Welt schläft, dabei finde, wie ich Spalte um Spalte nach jenen Ziffern durchjage, die wir brauchen und die einen angesehenen Rats Herrn zum Betrüger stempeln werden, dann verstehe ich, daß es am Ende doch kein so prosaischer Beruf ist.

Am Montag geriet ich zuerst an den Faden der Entwirrung. Kein Wildschütze konnte jemals, wenn er die luftige Bahn seines Bolzens mit dem Blicke maß, einen schöneren Schauer spüren. Aber ich schaue die zwanzig Hauptbücher an und denke an den Dschungel, durch den ich meinem Bolzen folgen muß, ehe ich die Beute fasse. Harte Arbeit — aber auch famoser Sport! Ich sah den fetten Kerl einmal bei einem Mittagessen in der City. Sein rotes Gesicht glühte über der weißen Serviette. Er betrachtete den kleinen bleichen Mann am Ende des Tisches. Hätte er die Aufgabe sehen können, die die meinige werden sollte, wäre er auch bleich geworden.

6. Jänner. — Welch' ein vollendeter Unsinn ist es von den Ärzten, Ruhe zu verordnen, wo Ruhe ganz außer Frage steht! Esel! Sie könnten ebensogut einem Manne, der ein Rudel

Wölfe an den Fersen hat, zurufen, daß er absolute Ruhe nötig habe. Meine Ziffern müssen bis zu einem bestimmten Datum herausgezogen sein; sind sie es nicht, so werde ich meine Karriere für immer verscherzt haben, und was hätte ich dann noch auf der Welt zu suchen? Nach der Verhandlung will ich mir etwa eine Woche Urlaub nehmen.

Vielleicht war es töricht von mir, überhaupt zum Doktor zu gehen. Aber ich werde nervös und überspannt, wenn ich nachts allein bei meiner Arbeit sitze. Es ist kein Schmerz, nur ein Blutandrang nach dem Kopfe mit einem zeitweiligen Nebel vor den Augen. Etwas Brom oder Chloral oder derlei würde mir, dachte ich, vielleicht gut tun. Doch mit der Arbeit aufhören? Es ist absurd, so etwas zu verlangen. Bei einem Langlauf geht es ganz ähnlich. Man fühlt sich zuerst nur seltsam bekloffen, das Herz pocht und der Atem fliegt, doch wie du dir einen Ruck gibst, weiterzurennen, bekommst du den zweiten Anfall. Ich will mich an meine Arbeit klammern und den zweiten Anfall herankommen lassen. Bleibt er aus — gleichviel, ich mache mich an die Arbeit. Zwei Hauptbücher sind erledigt, und es geht vorwärts mit dem dritten. Der Spitzbube hat seine Fährte gut verwischt, aber ich will sie trotzdem aufspüren.

9. Jänner. — Ich hatte nicht beabsichtigt, wieder den Arzt aufzusuchen. Und mußte es dennoch. „Nerven überanstrengt, vollständigen Zusammenbruch riskiert, Gesundheit gefährdet.“ Ein netter Urteilspruch, der da auf einen abgefeuert wird. Wohlan, ich werde der Anstrengung standhalten und das Wagnis unternehmen, und solange ich in meinem Stuhle zu sitzen und die Feder zu führen vermag, will ich die Schliche des alten Sünders verfolgen.

So nebenbei kann ich hier auch das seltsame Erlebnis niederschreiben, das mich dies zweite Mal zum Doktor trieb. Ich will eine genaue Aufzeichnung über meine Symptome und Empfindungen führen, erstens weil sie an sich interessant sind — „eine sorgfältige psychophysiologische Studie“ sagt der Doktor —, und zweitens bin ich vollkommen gewiß, daß sie, so-



Mit Kettenrasseln und Gebrumm
Gehen des nachts die Geister um.
(Aus einem alten Bilderbuch.)

bald sie einmal hinter mir liegen, alle verworren und unwahr scheinen werden, wie irgendein wunderlicher Traum zwischen Schlafen und Wachen. So nun, während sie lebendig sind, werde ich sie niederschreiben, und wär's auch nur, um den Gedanken eine andere Richtung zu geben, nach den endlosen Zahlenreihen.

Es ist ein alter silbergerahmter Spiegel in meinem Zimmer. Er wurde mir von einem Freunde geschenkt, der Geschmack an Antiquitäten hatte und ihn, wie ich zufällig weiß, bei einer Versteigerung aufstöberte, ohne zu wissen, woher er stamme. Es ist ein großes Ding — drei Fuß breit und zwei hoch — und lehnt am Aufsatz eines Wandtisches zu meiner Linken, wenn ich schreibe. Der Rahmen ist flach, bei drei Zoll breit und sehr alt, weitaus zu alt, um Firmazeichen oder andere Anhaltspunkte der Altersbestimmung aufzuweisen. Der Glasteil ragt mit schiefe Randschliff vor und hat jene wunderbare spiegelnde Kraft, die, wie mir scheint, nur an sehr alten Spiegeln zu finden ist. Wer hineinsieht, fühlt die Perspektive so deutlich, wie das bei einem Glase von heute gar nicht möglich wäre.

Der Spiegel ist so angebracht, daß er mir, wenn ich an meinem Tische sitze, nichts als nur den Widerschein der roten Fenstervor-

hänge zeigt. In der gestrigen Nacht aber trug sich ein sonderbares Ding zu. Ich hatte bereits einige Stunden gearbeitet, sehr gegen meine Stimmung und unter fortgesetzten Belästigungen durch jenen Nebelschleier, über den ich geklagt hatte. Immer wieder war ich genötigt, die Arbeit zu unterbrechen und meine Augen reinzuwischen. Bei einer von diesen Gelegenheiten traf es sich nun, daß ich auf den Spiegel blickte. Er hatte das wunderbarste Aussehen. Der rote Vorhang, der darin hätte abgespiegelt sein sollen, war nicht mehr dort, hingegen schien das Glas bewölkt und umdampft zu sein, nicht an der Oberfläche jedoch, die wie Stahl glänzte, sondern tief innen. Faßte ich diesen Dunstfleck scharf ins Auge, so war es, als kreise er träge da- und dorthin, bis er sich zu einer dicken weißen Wolke ballte, deren schwere Schwaden die Bewegung beibehielten. So wirklich und greifbar war dies, und ich so klar bei Vernunft, daß ich mich — ich entsinne mich dessen genau — umwandte, mit der Befürchtung, die Vorhänge stünden in Flammen. Aber alles war totenstill im Zimmer, kein Laut außer dem Ticken der Wanduhr, keine Bewegung außer dem langsamen Kreisen von dieser fremdartigen, wolligen Wolke tief im Herzen des alten Spiegels.

Als ich dann wieder hinsah, schien sich der Nebel oder Rauch oder die Wolke oder wie man es sonst nennen mag, dichter zusammenzuziehen und an zwei nahe beinanderliegenden Punkten kernig zu verfestigen, und ich wurde gewahr, mehr von Neugier als von Angst gepackt, daß es zwei Augen waren, die ins Zimmer herausblickten. Ich erkannte den schwachen Umriss eines Kopfes, eines Frauenkopfes, nach den Haaren zu schließen, aber dies zeichnete sich nur schattenhaft verschwommen. Allein die Augen waren ganz deutlich, so merkwürdige Augen — schwarz, leuchtend, erfüllt von leidenschaftlicher Erregung, Wut oder Schrecken — ich konnte ihren Ausdruck nicht bestimmen. Niemals zuvor habe ich Augen gesehen so voll eines hochgespannten, feurigen Lebens. Ohne sich auf mich zu richten, starrten sie ins Zimmer. Ich gab mir einen Ruck, um mich höher zu setzen, fuhr mir mit der Hand über die Stirne, indem ich zugleich eine heftige Körperbewegung ausführte, die mich aufrütteln sollte — da verschwand der nebelhafte Kopf in der ihn umgebenden Unsichtigkeit, der Spiegel klärte sich allmählich, und dann waren wieder die roten Vorhänge da.

Ein Skeptiker würde natürlich sagen, ich sei über meinen Ziffern eingenickt gewesen, und mein Erlebnis war ein Traum. In der Tat war ich jedoch keine Stunde meines Lebens wacher. Ich hätte die Erscheinung zu erörtern vermocht, während ich sie sah, und zu mir selber sagen können, daß es nichts als ein subjektiver Eindruck sei — ein Gaukelspiel der Nerven — durch Überanstrengung und Schlaflosigkeit heraufbeschworen. Warum aber diese individuell ausgeprägte Gestalt? Und wer ist die Frau und welche Bewandnis hat es mit der schrecklichen Erregung, die ich in jenen wundervollen braunen Augen flackern sah? Sie traten zwischen mich und meine Arbeit. Zum ersten Male habe ich weniger geleistet als den täglichen Abschnitt, den ich mir vorgezeichnet hatte. Vielleicht ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß ich heute nachts nichts Ungewöhnliches erlebte. Morgen muß ich wachbleiben, geschehe was wolle.

11. Jänner. — Alles in Ordnung, und meine Arbeit macht gute Fortschritte. Ich entwirre das Netz, Masche um Masche, rund um diesen dicken Burschen, dem das Zuletztlachen nur

dann gegönnt sein soll, wenn meine eigenen Nerven zu frühe zusammenbrechen. Der Spiegel könnte als eine Art Barometer gelten, der meinen Gehirndruck anzeigt. Jede Nacht konnte ich beobachten, daß er sich bewölkte, ehe ich noch das Ende meines Pensums erreicht hatte.

Dr. Sinclair (der anscheinend ein bißchen Psychologe ist) interessierte sich so sehr für meinen Bericht, daß er diesen Abend herüberkam, um einen Blick auf den Spiegel zu werfen. Ich hatte bemerkt, daß irgend etwas in krausen alten Schriftzeichen auf den metallenen Teil der Rückseite gekritzelt war. Er prüfte dies mit einer Lupe, wurde aber nicht klug daraus. „Sanc. X. Pal.“ war seine endgültige Lesung, und das brachte uns nicht weiter. Er riet mir, ihn in ein anderes Zimmer zu schaffen, wenn auch, was immer ich darin sehen mag, nach seinem Dafürhalten nichts anderes als bloß ein Symptom ist. Der mich beschäftigende Fall an sich sei es, der mich gefährde. Die zwanzig Hauptbücher, nicht der silberne Spiegel, sollten entfernt werden, wenn es mir erlaubt wäre, es zu tun. Ich bin aber jetzt beim achten und will schon so fortfahren.

13. Jänner. — Vielleicht wäre es dennoch gescheiter gewesen, den Spiegel fortzuschaffen. Ich hatte ein ganz außerordentliches Erlebnis mit ihm in der vergangenen Nacht. Und doch finde ich ihn so anziehend und faszinierend, daß ich ihn sogar jetzt noch auf seinem Platze belassen will. Was um Himmels willen ist die Bedeutung von dem allen?

Ich vermute, daß es ungefähr ein Uhr morgens war — ich schloß eben meine Bücher und hatte, todmüde, die Absicht, zu Bett zu gehen — als ich sie vor mir sah. Das Schauspiel der Bewölkung und Entschleierung muß unbemerkt vorübergegangen sein, und da war sie in ihrer ganzen Schönheit und Leidenschaft und Qual, so scharf umrissen, als hätte sie leibhaftig vor mir gestanden. Die Gestalt war klein, aber sehr deutlich, so zwar, daß sich jeder ihrer Züge, jede Einzelheit der Kleidung meinem Gedächtnis eingeprägt haben. Sie sitzt nahe dem äußersten linken Rande des Spiegels. Irgendetwas schmiegt sich wie ein Schatten an sie — ich vermag eben noch zu unterscheiden, daß es ein Mann ist — und hinter diesem braut Nebel, darin ich Figuren wahrnehme — menschliche Figuren.



Geis

die sich bewegen. Es ist kein bloßes Bild, auf das ich schaue. Es ist eine Szene des Lebens, ein wirkliches Geschehnis. Sie duckt sich und zittert. Der Mann an ihrer Seite kauert sich nieder. Die ungewissen Gestalten im Hintergrunde gestikulieren heftig. Was Furcht in mir war, schwand hin in meiner Anteilnahme. Es war zum Verrücktwerden, so viel zu sehen und doch nicht genug.

Aber ich kann wenigstens die Frau bis ins kleinste beschreiben. Sie ist sehr schön und ganz jung — nicht älter als fünfundzwanzig, schätze ich. Ihr Haar ist von reicher Fülle und braun, mit einer warmen Schattierung von Kastanienbraun, goldig schimmernd an den Enden. Eine kleine flache Haube, aus Seide, mit Perlen eingefast, ist über der Stirne spitz zugeschnitten. Die Stirne ist hoch, zu hoch vielleicht für vollkommene Schönheit, und man würde sie doch nicht anders wünschen, denn sie verleiht dem Gesichte, das sonst nur sanft und weiblich wäre, den Charakter von Macht und Stärke. Die Brauen sind aufs zarteste geschwungen über den schweren Augenlidern, und nun diese wunderbaren Augen — so groß, so dunkel, so voll von überwältigender Erregung, von Zorn und Schrecken und dem Widerstreit mit dem Stolze der Selbstbeherrschung, die sie zurückhält von gänzlicher Raserei! Die Wangen sind bleich, die Lippen blutleer vor innerer Pein — und so nahe dabei die köstliche Rundung von Kinn und Hals. Von dem Stuhle, darauf sie sitzt, lehnt sie sich nach vorne, angespannt und steif, wie von der Angst gebannt. Ihr Kleid ist von schwarzem Sammt, ein Juwel leuchtet wie Feuer auf der Brust und im Schatten einer Falte glimmt ein goldenes Kruzifix. Das ist die Dame, deren Bild noch in dem alten silbernen Spiegel lebt. Welche furchtbare Tat konnte es sein, die hier ihren Eindruck hinterlassen hat, so daß jetzt noch, in einem ganz andern Zeitalter, ein Mensch, dessen Geist auf den Spiegel bloß zufällig hingelenkt ist, dieser Tat wie einer gegenwärtigen sich bewußt wird?

Eine andere Einzelheit: Links am Rocke des schwarzen Kleides hing, wie mich zuerst bedünkte, ein formloses Bündel von weißem Band. Als ich dann genauer hinsah oder als die Vision sich klarer abzeichnete, erkannte ich, was es war. Es war die Hand eines Mannes, ge-

ballt und verkrallt wie im Todeskampf, die sich krampfhaft an den Falten des Kleides festhielt. Von dem zusammengeduckten Körper des Mannes ließ sich nicht mehr als ein ungewisser Umriß erkennen, die Hand dagegen hob sich hell auf dem dunkeln Samt ab und von der unheimlichen Art, wie sie verzweifelt sich anklammerte, wehte einen die Suggestion einer Tragödie an. Der Mann ist von Angst, von schrecklicher Angst überwältigt. Das kann ich klar unterscheiden. Was aber hat ihn so entsetzt? Warum heftet er sich an das Kleid der Frau? Die Antwort liegt bei jenen bewegten Gestalten des Hintergrundes. Sie sind die Träger der Gefahr, die beide, ihn und sie bedroht. Der magische Reiz dieses Geschehens zog mich in seinen Bann. Ich dachte nicht mehr an seine Beziehung zu meinem Nervenzustand. Wandte kein Auge davon, wie in einem Theater. Fand aber keine Erklärung. Der Nebel zerfloß. Das kam von stürmischen Bewegungen, an denen sich der ganze Chor der Gestalten schemenhaft beteiligte. Dann war der Spiegel rein wie zuvor.

Der Doktor sagt, ich muß mit meiner Arbeit einen Tag aussetzen, und ich kann es mir leisten, denn ich habe in der letzten Zeit gute Fortschritte gemacht. Es ist vollkommen einleuchtend, daß die Visionen lediglich von meiner eigenen Nervenverfassung abhängen, denn heute nachts saß ich eine Stunde vor dem Spiegel, ohne daß sich irgend etwas zugetragen hätte. Mein Rasttag hat sie verscheucht. Ich bin neugierig, ob ich jemals ergründen werde, was dies alles zu bedeuten hat. Den Spiegel untersuchte ich heute abends bei scharfer Beleuchtung, und es gelang mir, außer der geheimnisvollen Inschrift „Sanc. X. Pal.“ noch Spuren von heraldischen Zeichen festzustellen, die freilich nur sehr schwach auf dem Silber sichtbar waren. Sie müssen sehr alt sein, da sie nahezu ausgelöscht sind. So viel ich herausfinden konnte, waren dort drei Lanzenspitzen, zwei oben und eine unterhalb. Ich werde sie dem Doktor zeigen, wenn er morgen kommt.

14. Jänner. — Bin wieder ganz wohlauf und habe beschlossen, mich durch nichts mehr stören zu lassen, bis meine Aufgabe beendet ist. Der Doktor, dem ich die Zeichen auf dem Spiegel zu Gesicht gebracht hatte, stimmte mit mir überein, daß es sich um Wappensymbole handle. Er interessiert sich ungemein für alle



Ebers.

meine Berichte und befragt mich eifrig über die Einzelheiten. Es belustigt mich, ihn von widerstreitenden Wünschen hin- und hergezogen zu sehen — einesteils soll sein Patient der beunruhigenden Erscheinungen ledig werden, andernteils das Medium (denn als solches betrachtet er mich) dies Geheimnis vergangener Zeiten auflösen. Er empfahl mir dauernde Ruhe, widersprach mir jedoch nicht zu energisch, als ich erklärte, daß so etwas ganz außer Frage stünde, bevor die übrigen zehn Hauptbücher durchgeprüft wären.

17. Jänner. — Drei Nächte hindurch hatte ich keine Erlebnisse — mein Rasttag ist von guter Wirkung gewesen. Nur mehr ein Viertel meiner Arbeit ist übrig; ich habe allerdings noch einen Gewaltmarsch vor mir, denn die Advokaten fordern mit Ungeduld ihr Material. Ich werde ihnen genug einhändigen, mehr als genug. Ich habe meinen Mann beim Kragen, mit hundert Beweisen. Wenn sie sich vor Augen halten, was für ein glatter, verschlagener Spitzbube er ist, dann sollte mir ein gehöriger Nutzen aus dem Fall erwachsen. Falsche Fakturen, falsche Bilanzen, Dividenden vom Kapital, Verluste als Gewinn gebucht, veruntreute

Arbeitslöhne, unsaubere Manipulationen mit der Handkasse — es ist ein hübscher Rekord!

18. Jänner. — Kopfschmerzen, nervöse Zuckungen, Dämmerzustände, Druck in den Schläfen — alle Vorboten arger Anfälle, und die Anfälle stellten sich auch pünktlich genug ein. Und doch fürchte ich eigentlich nicht so sehr das Wiederkommen der Visionen, als die Möglichkeit ihres Aufhörens, bevor alles seine Aufklärung gefunden hat.

Heute nachts aber sah ich mehr als bisher. Der kauende Mann war nicht minder deutlich zu erkennen wie die Dame, an deren Kleid er sich festklammerte. Er ist ein kleiner, gebräunter Bursche mit einem schwarzen Spitzbart. Sein loses Gewand ist von Damast und mit Pelz verbrämt. Die vorherrschende Farbe seiner Kleidung ist rot. Wie sichtlich geängstigt der Mensch ist! Er duckt sich und erschauert und stiert nach rückwärts über die Schulter. Seine andere Hand umschließt ein kleines Messer, das sie nicht gebrauchen kann, weil sie viel zu zitterig und feig ist. Allmählich und erst noch undeutlich nehme ich die Gestalten im Hintergrunde wahr. Grimmige Gesichter, bärtig und finster, tauchen aus dem

Nebel. Einer ist da, ein ganzer Unhold, ein Skelett von einem Menschen, mit hohlen Wangen und tief in den Kopf eingesunkenen Augen. Auch er hat ein Messer in der Hand. Zur Rechten der Frau steht ein hochgewachsener Jüngling, flachsblond das Haar, aber trotzig und bitter das Antlitz. Beschwörend hebt das schöne Weib zu ihm den Blick. Ein gleiches tut der Mann auf dem Boden. Der Jüngling scheint der Schiedsrichter ihres Schicksals zu sein. Noch dichter sich an die Frau drängend, will der Gebückte sich völlig verstecken in ihrem Rock. Der Große beugt sich vor und sucht sie von ihm wegzuziehen. So viel sah ich in der vorigen Nacht, ehe der Spiegel sich entwölkte. Werde ich niemals erfahren, wohin dies alles führt und woher es kommt? Es ist keine bloße Einbildung, dessen bin ich gewiß. Irgendwo, irgendwann hat sich diese Szene abgespielt und der alte Spiegel gab sie wieder. Aber wann — wo?

20. Jänner. — Meine Arbeit geht ihrem Ende zu, und es ist wahrhaftig höchste Zeit. Ich fühle eine Spannung im Innersten meines Gehirns, einen unerträglichen Druck, der mir warnend anzeigt, daß irgend etwas in mir zusammenbrechen muß. Ich habe mich abgearbeitet bis an die Grenze des Möglichen. Doch die heutige Nacht sollte die letzte sein. Mit dem äußersten Kraftaufwand gedachte ich das zwanzigste Hauptbuch zu bewältigen und damit den Fall abzuschließen, bevor ich mich von meinem Stuhle erhebe. Ich werde es tun. Ich will.

7. Februar. — Ich tat es. Mein Gott, welch ein Erlebnis! Ich weiß kaum, ob ich stark genug bin, es niederzuschreiben.

Lassen Sie mich vor allem erklären, daß ich dies im Privatsanatorium Dr. Sinclairs schreibe, ungefähr drei Wochen nach der letzten Eintragung in mein Tagebuch. In der auf den 20. Jänner folgenden Nacht gab mein Nervensystem endlich den Rest seines Widerstandes auf, und nachher vermochte ich mich an gar nichts zu erinnern, bis ich vor drei Tagen mich wiederfand in diesem Hause der Ruhe. Und ich darf jetzt mit gutem Gewissen ausruhen. Mein Werk war getan, bevor ich versank. Meine Zahlen sind in der Hand des Anwalts. Die Jagd ist vorüber.

Und nun muß ich jene letzte Nacht beschreiben. Ich hatte geschworen, meine Arbeit zu vollenden und verbohrte mich so zähe in sie, obwohl mein Kopf zu bersten drohte, daß ich nicht aufblicken wollte, bis auch die letzte Spalte den übrigen hinzugefügt sein würde. Das war in der Tat eine schöne Selbstüberwindung, zumal ich mir die ganze Zeit hindurch genau bewußt war, daß im Spiegel die wunderlichsten Dinge sich zutrugen. In jeder Fiber meines Körpers fühlte ich dies. Blickte ich auf, dann war's mit meiner Arbeit vorbei. So hütete ich mich, den Blick zu heben, bevor alles vollendet war. Zuletzt, als ich mit pochenden Schläfen meine Feder wegwarf und die Augen emporrichtete — welcher Anblick bot sich mir da!

Der Spiegel in seinem Silberrahmen glich einer prächtig beleuchteten Bühne, auf der sich ein Drama vollzog. Kein Nebel zeigte sich jetzt. Der Überdruck auf meinen Nerven hatte diese erstaunliche Klarheit erzwungen. Jeder Gesichtszug, jede Bewegung war scharf geprägt wie im Leben. Welch ein Gedanke, daß gerade ich, ein müder Buchhalter, der prosaischste auf Erden, mit den Kontobüchern eines betrügerischen Bankrotteurs vor mir, aus der ganzen Menschheit auserwählt sein sollte, eine solche Szene zu schauen!

Es war dieselbe Szene, dieselben Menschen, aber das Drama hatte sich inzwischen bis zu seinem Höhepunkte entwickelt. Der große Jüngling hielt die Frau in seinen Armen. Sie wollte sich aus der Umschlingung befreien, und aus ihrem Blick, den sie auf ihn richtete, sprach Abscheu. Der Kauernde war von ihrem Kleide, wo er sich angeklammert hatte, weggerissen worden. Ein Dutzend von den Männern stand um ihn — wilde, bärtige Männer. Sie hackten nach ihm mit Messern. Alle zusammenschienen ihn zu mißhandeln. Ihre Arme reckten sich und stießen nieder. Das Blutfloß nicht von ihm — es spritzte. Sein rotes Wams war überströmt, Hierhin und dorthin warf er sich, purpurrot auf dem Karmoisinrot seines Gewandes, wie eine überreife Pflaume. Immer noch stachen sie nach ihm, und immer noch schossen die Blutstrahlen hervor. Gräßlich war es — gräßlich! Nun schleiften sie ihn unter Fußtritten zur Tür. Die Frau starrte ihm über ihre Schulter nach und ihr Mund war weit geöffnet. Hören

konnte ich nichts, aber ich wußte, daß sie schrie. Und dann — war es die nervenfolternde Vision vor mir oder rächte sich all' die Überanstrengung der letzten Wochen plötzlich mit zermalmender Wucht — das Zimmer fing an, um mich zu kreisen, der Boden schwand unter meinen Füßen und ich verlor das Bewußtsein. Am frühen Morgen fand mich meine Wirtin in tiefer Ohnmacht vor den silbernen Spiegel hingestreckt, aber ich selber erfuhr davon erst, als ich vor drei Tagen in der friedlichen Stille in meines Doktors Pflegehaus erwachte.

9. Februar. — Erst heute habe ich Dr. Sinclair mein ganzes Erlebnis berichtet. Früher von solchen Dingen zu sprechen, hatte er mir nicht erlaubt. Das Interesse, mit dem er mir zuhörte, nahm mir die Worte förmlich vom Munde weg. „Sie bringen das nicht mit einer wohlbekannten historischen Szene in Zusammenhang?“ fragte er mit einem lauernden Blicke. Ich versicherte ihm, daß ich von Geschichte keine Ahnung habe. „Vermuten Sie gar nichts über die Herkunft jenes Spiegels und wem er einst gehörte?“ fuhr er fort. „Sie etwa?“ erwiderte ich, da er mit besonderer Beziehung gesprochen hatte. „Es ist unglaublich,“ sagte er, „und doch — wie könnte man es anders erklären? Als Sie mir vorhin die Begebenheiten schilderten, kam es mir blitzartig in den Sinn, aber jetzt ist es mir über bloße Übereinstimmung weit hinaus zur Gewißheit geworden. Ich werde Ihnen abends einige Notizen bringen.

Später. — Soeben hat er mich verlassen. Ich will seine Worte so getreulich, als ich mich ihrer zu erinnern vermag, niederschreiben. Er begann, indem er ein paar muffige, alte Bücher auf mein Bett legte.

„Die können Sie mit Muße zu Rate ziehen,“ sagte er. „Ich habe einige Aufzeichnungen hier, von deren Richtigkeit Sie sich nach Wunsch selbst überzeugen mögen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das, was Sie gesehen haben, die Ermordung Rizzios durch die schottischen Ade-

ligen in Gegenwart Marys war. Dies geschah im März des Jahres 1566. Ihre Beschreibung der Frau trifft haarscharf zu. Die hohe Stirne und die schweren Augenlider, gepaart mit ungewöhnlicher Schönheit, könnten wohl kaum auf zwei Frauen passen. Der große, junge Mann war ihr Gatte, Darnley. Rizzio, meldet die Chronik, „trug einen weiten Schlafrock von pelzbesetztem Damast, eine Hose aus rotbraunem Samt“. Mit einer Hand heftete er sich an Marys Kleid, in der andern hielt er einen Dolch. Ihr hohläugiger Schreckensmann war Ruthven, der sich eben erst vom Krankenzimmer erhoben hatte. Jede Einzelheit stimmt.“

„Aber wie kam ich dazu?“ fragte ich in Verwirrung. „Warum unter allen Menschen gerade ich?“

„Weil Sie sich in der geeigneten geistigen Verfassung befanden, um den Eindruck aufzunehmen. Und weil Sie zufällig den Spiegel besaßen, der den Eindruck vermittelte.“

„Den Spiegel! Sie denken also, daß es Marys Spiegel war — daß er einst in dem Zimmer stand, in welchem die Tat begangen wurde?“

„Ich bin überzeugt, daß wir es mit dem Spiegel Marys zu tun haben. Sie war Königin von Frankreich gewesen. Ihr persönliches Eigentum mußte demnach noch das königliche Wappen tragen. Was Sie für drei Lanzenspitzen hielten, waren in Wahrheit die Lilien von Frankreich.“

„Und die Inschrift?“

„Sanc. X. Pal. Sie können sie ergänzen zu Sanctae Crucis Palatium. Irgend jemand hat auf dem Spiegel angemerkt, woher er stammte. Es war der Heiligkreuz-Palast.“

„Holyrood!“ rief ich.

„Allerdings. Ihr Spiegel rührte von Holyrood her. Sie haben ein sehr eigenartiges Erlebnis gehabt und sind glücklich davongekommen. Ich baue darauf, daß Sie einem ähnlichen nicht wieder in den Weg laufen werden.“

D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

Die zwei skandinavischen Zauber- oder Wunderheringe vom Jahre 1587. Im Jahre 1587 hatte man an einem Tage zwei Heringe gefangen, den einen in Norwegen und den anderen in Dänemark, die mit seltsamen Charakteren bezeichnet waren unter welchen besonders die Buchstaben oder das Wort V. J. C. J. in römischen Zahlen sehr lesbar waren. Die Charaktere waren schwarz, und gingen tief ins Fleisch hinein.

Ob alles bloße Einbildung war, oder Natur- oder Betrügerei eines oder mehrerer Fischer etc., dies mag an und für sich gleichgültig sein.

Genug, die Heringe brachten Europa in Bewegung. Die meisten sahen Zauberei und dämonische Gaukelei darin; andere eine unmittelbare, göttliche Offenbarung und die gewissen

Vorbedeutungen erschrecklicher, der Welt bevorstehender Dinge. Die gelehrtesten von der letzteren Meinung kamen darin überein, daß man die Heringe nur in Verbindung mit den Weissagungen des Alten und Neuen Testaments recht erklären könne, und entwickelten aus den Charakteren der Fische eine

Reihenfolge von erstaunlichen Natur- und Weltbegebenheiten, die sich, wie gewöhnlich, mit der Pest und dem Jüngsten Tage schloß. Noch in demselben Jahre wurden Kupferstiche und Gemälde von den Heringen in Dänemark, Norwegen, Schweden, Deutschland, der Schweiz usw. verfertigt, und in allen diesen Ländern begierig aufgekauft. Die Wunderheringe wurden dem Könige von Dänemark, Friedrich II., überschickt, welcher die Mei-

nung der europäischen Gelehrten, hauptsächlich der Theologen, darüber zu wissen verlangte. Einen eigenen Abriß von den Heringen erhielt der berühmte Ananias Jeraukurius auf königlichen Befehl, um sein Gutachten darüber abzugeben. Dieser verfertigte sofort eine genaue theologische Erklärung von den Charakteren der zwei Heringe, machte sie durch den Druck bekannt, und dedizierte das Buch dem Kö-

nige. Er hatte eben eine Auslegung der biblischen Weissagungen von den großen Weltbegebenheiten, welche vor dem Jüngsten Tage vorher gehen, zum Druck fertig da liegen. Seine Freude war ohne Grenzen, daß es Gott gefallen hatte, die vollkommene Richtigkeit seiner Erklärungen und alles dessen, was er in seinem Buch von den nahen Strafgerichten, Kriegen, Pestilenz und teurerer Zeit gesagt hatte, durch die Heringe zu bestätigen. Denn alle Charaktere auf den Heringen stimmten genau mit seiner Meinung überein. Das Schicksal der Welt bis zum Jüngsten Tag war deutlich auf den beiden Heringen zu lesen. Wer an die Weissagungen der Bibel

glaubte, mußte auch an die Heringe glauben und an seine Auslegung. Daniel, Ezechiel, die Heringe - es war eine Offenbarung. Der Zusammenhang war augenscheinlich! (Nach G. C. Horst 1820.)

Im ungarischen Dorfe Söpte gab es 1810 in einer Küche allerlei Spuk; namentlich wurde das Kochgeschirr, ohne daß Licht wahrzunehmen gewesen wäre, in der Mitte der Küche regelmäßig zusammengestellt, nie aber etwas zerbrochen.

Cz.



T o d z u r K a i s e r i n :

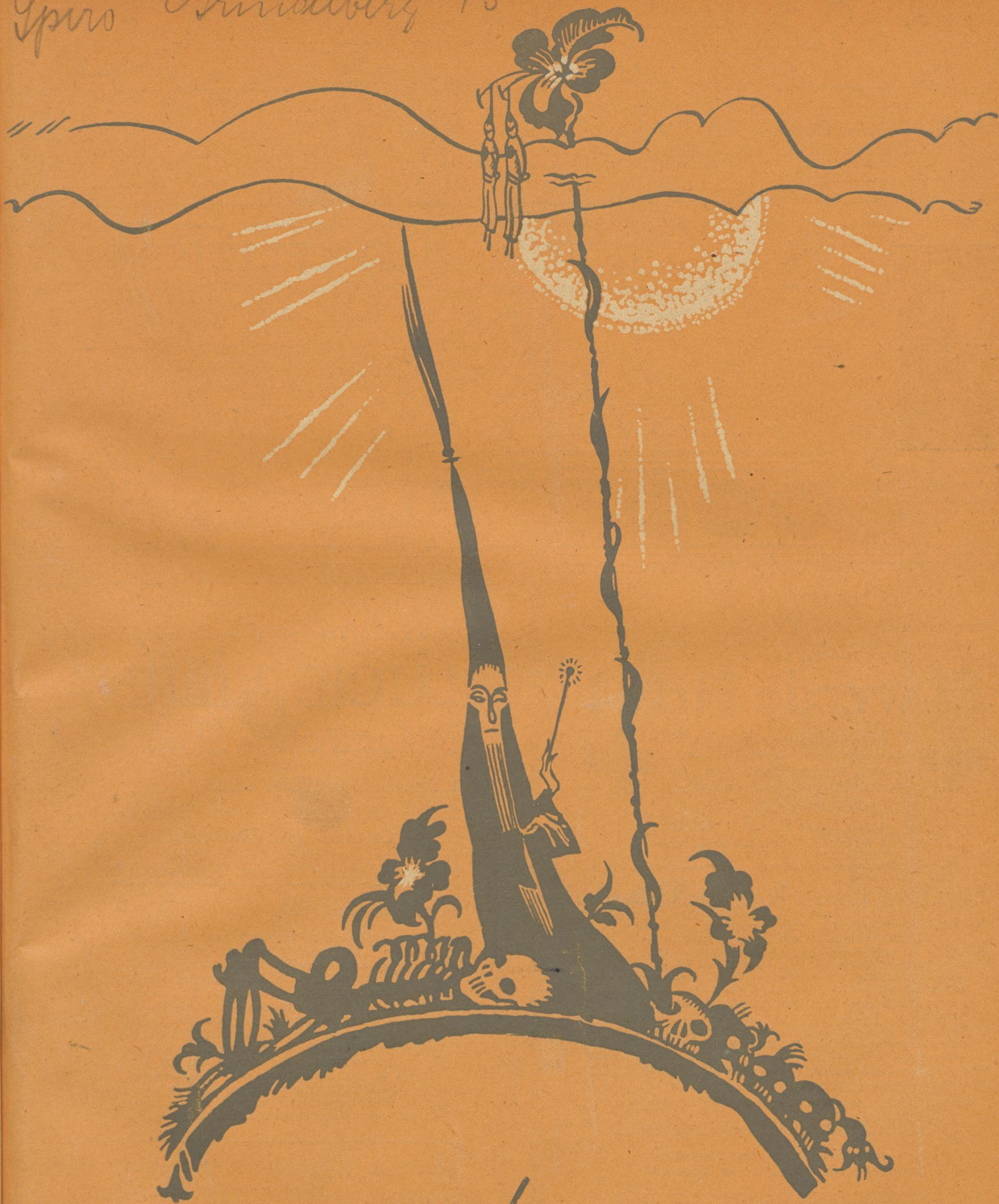
Ich tanz' Euch vor, Frau Kaiserin,
Springen hernach, der Tanz ist mein;
Eure Hofleut sind von Euch gewichen,
Der Tod hat sich auch Euch erschlichen.

D i e K a i s e r i n :

Viel Wollust hat mein stolzer Leib,
Ich lebt als eines Kaisers Weib;
Nun muß ich an diesen Tanz kommen,
Mir ist all' Mut und Freud genommen.

(Meriau's Todtentanz.)

Spero Grunwaldberg 45



DER-ORCHIDEENGARTEN

HEFT 13

PREIS M2-

INHALT Gustav Renker: Die Heimkehr / Alfred Möller: Die Perlenschnur / Ernst Karl Juhl: Die arme Seele / Hermann Sendelbach: Leben / Das Treibhaus.



Europäische und exotische
Aktphotographien
Probefotung von M. 5.- an
(Nachnahme). — Standange erwünscht.
Postfach 2. Hamburg 31

Gemälde alter Meister ANKAUF VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340

EINE GUTE IDEE

ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt XII, Berlin W 9.

SIMPLIZISSIMUS

KÜNSTLERKNEIPE UND CABARET VON

KATHI KOBUS

Türkenstr. 57 / Tel 25858



Jeden Abend
origin. künstl.
* Vorträge *
Beginn 1/28 Uhr

Feine Weine u.
vorzügl. Küche
* Besteht *
seit 25 Jahren!

Geheimrat Professor Dr. Czerny: „Setze nicht mehr
Kinder in die Welt, als Du gut erziehen und ernähren kannst.“
(Aus dem hygienisch. Testament des großen Heidelberger Chirurgen).

Es werde Licht!

„Mutterschutz“
Sicher, bequem, ärztl. glänzend
begutachtet, seit Jahren bewährt.

36 Tabletten M. 18.—.

„Patentex“ Komplet M. 20.—,
Ersatztube M. 18.—.

Bücher, die zu lesen sich lohnt:

Hypnot. Unterrichtsbrieft. Ein interessanter Leitfaden,
der die gesamte Technik der Hypn. in 10 Stunden lehrt M. 10.60

Die Kunst der sexuellen Lebensführung vor der Ehe.
In freimütiger Weise, wie der Freund zum Freunde,
bespricht der Autor die intimsten Fragen des Geschlechts-
lebens mit dem Leser. Nichts bleibt unerörtert „ 5.50

Du sollst Mann sein! Ein Buch des Lebens und der
Liebe „ 10.—

Ein Blick ins Innere des menschlichen Körpers. Zwei
anatom. Modelle, zerlegbar, mit Beschreibung und Dar-
stellung des Geschlechtssystems „ 8.20

Was muß der Mann vor der Ehe von der Ehe wissen? „ 7.60

Was müssen junge Mädchen vor der Ehe wissen? „ 9.40

Diese sechs Bücher zusammen bezogen M. 46 — frk., Nachn. extra.

Otto Grothe, Neukölln O.G. 39, Leykestr. 18 II

Wiederverkäufer, Damen und Herren mit
großem Bekanntenkreis hoher Verdienst.

BITTE LESEN, AUFBEWAHREN, BESTELLEN.

Aus den Memoiren einer Schauspielerin!

LUCIE VIÉRNA Mit und ohne Schminke

1. Teil: Gute und böse Geister.
2. Teil: Nächstenliebe, Kleine Erzählungen von
Gastspiel- und Erholungsreisen.

Preis in schönem Pappband gebunden M. 7.50

Der „Theater-Courier“ schreibt:

Mit der Anziehungskraft, welche das Thea-
ter von jeher besessen, hat auch das
Interesse an den Geheimnissen hinter den Ku-
lissen stets gleichen Schritt gehalten. Es ist
von allerhöchstem Reiz, einen Blick in die
Werkstatt des Künstlers oder in sein Privat-
leben werfen zu können. Das Werk, das
bereits die zweite Auflage erlebt, wird sich
rasch Freunde erwerben, denn es führt im
angenehmsten Plauderton in die Welt des
Scheins. Aber es ist nicht nur anziehend,
sondern auch lehrreich, besonders für weib-
liche Kunstnovizen, denen die Lektüre wert-
volle Winke für die Berufslaufbahn gibt. : :

Verlag E. W. Bonsels & Co. Nachfolger

Leopoldstraße 3 MÜNCHEN Leopoldstraße 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2.— / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und durch
alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 1.60 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe
untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTER-
REICHISCHE REDAKTIONSSTELLE: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15 / Zuschriften und
Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden
nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Dreizehntes Heft

D I E H E I M K E H R

Von Gustav Renker. (Mit zwei Zeichnungen von Karl Ritter.)



Ich weiß nicht, was in mir ist, das zum Schreiben zwingt, zum Schreiben von Dingen, die nicht Tatsache sein können, die mir nüchternem Mediziner wilde, fieberhafte Phantastik scheinen. Ich habe

in meinem Leben nichts anderes geschrieben als trockene Briefe und Karten, als meine Studienschriften und hie und da Berichte für Fachzeitschriften. Und heute habe ich die Feder in der Hand und schreibe, schreibe, wie mein Bruder schrieb, dem das Wort Ausdruck für alles Erleben war, der vielleicht ein Dichter geworden wäre, wenn er länger gelebt hätte. Ich schreibe etwas, das ich nicht glaube, das mir widernatürlich erscheint und das sich mir doch mit zwingender Gewalt aufdrängt. — Es hat sich nichts geändert seit dem Tode meines Bruders Friedrich. Ich arbeite an meinen letzten Rigorosen, sitze bis tief in die Nacht über meinen Büchern, und es ist sehr still um mich, so still wie stets, wenn ich studierte. Und doch ist seit einigen Tagen ein Neues, ein Un erklärliches um mich, das mich in seine Stimmung zwingt, das ich mir nicht erklären kann, und das stärker ist als mein ruhiger, klarer Verstand. Ich fürchte mich nicht davor und habe doch stets ein geheimes, leises Grauen, weil mir mein Instinkt sagt, daß dieses Unbekannte nicht von meiner Welt ist. Es ist, als ob noch jemand in meinem Zimmer wäre, jemand, den ich nicht sehe, aber fühle. Als wäre

irgendwo, hinter den Möbeln, den Gardinen jemand verborgen. Seltsam ist das — ich weiß doch, daß niemand im Zimmer ist außer mir und Lord. Aber Lord, der stets zu meinen Füßen liegt, hebt zeitweise den Kopf, winselt leise, heult dann in langen, angstvollen Tönen und dann wieder, dann wedelt er mit dem Schwanze, als ob er jemanden Lieben begrüßen wollte. Wenn der Hund reden könnte, vielleicht würde sich da manches von dem erklären, was jetzt wie eine stumme Frage um mich ist. Und noch etwas anderes, gleichfalls Seltsames: Im anderen Zimmer steht das Klavier meines Bruders, geschlossen seit dessen Tod. Hier und da aber, wenn ich ganz still bin, klingt aus dem Instrument ein Ton auf, ein ganz leiser, feiner Ton. Nicht als ob eine Taste niedergeschlagen würde, sondern als ob eine Hand kosend über die Saiten streiche. Ich bin nun schon daran gewöhnt und glaube, versuche zu glauben, daß dieser Ton von der Witterung, vom Temperaturwechsel kommt. — Das ist alles, was ich zu dem zu sagen habe, das ich jetzt, nicht aus eigenem Willen und Können, sondern unter einem unerklärlichen Zwange niederschreiben werde. Sonst ist in unserem Hause alles gleichgeblieben. Die Mutter still und verhärtet, die Schwägerin, meines toten Bruders Frau, fast unwirklich in ihrer Zartheit und ihrem Leide. Die Arbeit geht hin, Tag für Tag, und wir hoffen von ihr die Heilung. Also ist unser Haus beschaffen — wie alle Häuser, aus denen ein Liebes genommen wurde.

Und nun, du Seltsamer, Unsichtbarer, erzähle mir; ich schreibe Wort für Wort auf, was du sagst.

— — — — —

„Ich bin nun also gestorben. Ich hätte nie gedacht, daß der Tod nur ein sanftes Hinübergleiten von einem Zustand in den anderen ist, daß nur die Bewußtlosigkeit einer Minute oder Sekunde zwischen Tod und Leben liegt und, daß wir dann weiter sehen, weiter fühlen und weiter denken. Ich bin gestorben und habe die Hammerschläge auf meinem Sarge gehört, habe das Weinen meiner Mutter und meines jungen Weibes vernommen und habe gesehen, durch die Wände des Sarges gesehen, wie sich die treuen, ernsten Augen meines Bruders mit Tränen füllten, über sein Gesicht ein wehes Zucken lief und seine Hände sich streckten und ballten, unter dem rasenden Zwange eines stumm in sich hineingestampften Schmerzes. Dann war es still um mich, sehr still, und nur hier und da rieselte ein Erdklumpchen an der Sargwand nieder. Ich lag im Grabe. Ich konnte aber sehen, durch Holzwände und Erdschollen hindurch sehen, und das wunderte mich sehr. Es war allerdings nicht der freie, klare Blick, den ich im Leben gehabt hatte, vielmehr schien vor meine Augen ein dünner Florschleier gebreitet zu sein. Rechter Hand neben mir lag der Kaufmann aus der Mühlengasse, der vor zwei Tagen gestorben war. Ich sah ihn ganz deutlich; er lag gleich mir auf dem Rücken, hatte die Hände über den dicken Bauch gefaltet und sah recht zufrieden und behaglich aus. Als ich ihn anstarrte, wandte er gleichmütig den Kopf und nickte zu mir herüber. „Guten Tag! Auch da? Ja, ja, wer hätte das gedacht, daß es so schnell mit uns hingehen würde!“ „Sprechen können wir auch —“, stammelte ich. „Ja, natürlich!“ Er lachte breit und fett, so wie er es im Leben hinter dem Ladentisch getan hatte. „Aber gestatten Sie vorher, daß ich Sie mit Ihrem Nachbar zur Linken bekannt mache. Herr Dr. Bichler — Herr Fürsprech Streublit.“ Der Herr zu meiner Linken, gleichfalls in feierliches Schwarz gekleidet, senkte höflich den Kopf. „Und dann,“ fuhr der Kaufmann fort, „neben mir Herr Redakteur Zurmatten, den Sie ja jedenfalls schon kennen. Aber er ist schon etwas in Auflösung begriffen und daher ziemlich still. Ja, ja, in

einigen Wochen geht es uns auch so.“ Und er meckerte wieder sein kurzes Lachen. Zurmatten nickte mir zu. Er hatte blaue und braune Tupfen im Gesicht und auf den Händen, und seine Augen waren stark eingefallen, daß sie fast dunklen Höhlen glichen. „So bald bist du gekommen, Fritz“, sagte er mühsam. Man sah, daß ihm das Reden schwere Arbeit war. Er bewegte noch einigemal die Lippen und schwieg dann. Darauf begann der Kaufmann zu meiner Rechten zu plappern und erzählte allerlei Geschichten, an die ich mich nicht mehr erinnere. Nebensächlichkeiten, Persönliches aus der Totenstadt, in der wir jetzt waren, wirres, dummes Zeug, über das ich anfangs lachte und mich dann ärgern mußte. Nachdem wir so eine Weile gelegen hatten, wurde ich mir eines unerträglichen Zwanges bewußt. Ich wollte die Arme ausrecken und traf die Sargwände, wollte den Kopf heben und stieß mit der Stirne gegen das Holz. Plötzlich schrie ich auf: „Ich will heim, nach Hause! Ich bin ja gar nicht gestorben.“ „Das glaubt im Anfange jeder“, meinte der Kaufmann. „Bleiben Sie ruhig liegen und warten Sie auf die Auflösung. Die dauert etwa ein Jahr, dann aber soll's uns sehr gut gehen, habe ich mir erzählen lassen.“ — Ich hörte nicht auf ihn. Auf einmal, ich weiß nicht, wieso, war mir bewußt, daß ich mich erheben konnte. Ich stand auf und schüttelte die Arme. „Ich gehe heim, ich bin ja gar nicht tot. Man hat mich lebendig begraben.“ — „So bleiben Sie doch liegen!“ rief jetzt der Fürsprech zu meiner Linken. Und mein alter Freund Zurmatten schüttelte mißbilligend das Haupt. „Wie kindisch, wie altmodisch, nach Hause zu gehen. Die Toten, die heimgehen, spuken dort als Geister. Das tut man doch heutzutage nicht mehr.“ Ich hörte nicht auf ihn und machte den ersten Schritt. Es ging seltsam leicht durch die Erde, durch die Holzwand des Sarges. Noch zwei Schritte und ich stand am Rande des frischen Grabes. Unter mir erschollen ärgerliche Reden und Scheltworte. „Wenn die Auflösung kommt, wird er schon wieder hierherfinden. Welche Torheit, die Lebenden durch Spuk zu beunruhigen!“ — Ich aber lief, lief über den abendstillen Hauptplatz zu unserem Hause. Ich fühlte das Pflaster unter meinen Füßen und wußte, daß ich gar nicht gestorben war, daß alles nur ein



böser, wüster Traum gewesen sei. Ich werde heimkehren und das Muetti wird eben am Herd stehen, Gritli am Fenster bei ihrer Handarbeit sitzen und Erich in seiner Stube über seinen Büchern brüten, ihm zu Füßen der Lord. So wie es immer war, wird es sein. Ganz leise und vorsichtig öffnete ich die Türe des Hauses und trat in mein Zimmer, das von dem meines Bruders durch eine Glastüre getrennt ist. Er hatte mich nicht gehört, denn er saß über seinen Büchern und hielt den Kopf zwischen den Händen vergraben. Vielleicht hatte er auch so wüst geträumt wie ich. Aber daraus wollte ich ihn hold und schön aufwecken. Sachte öffnete ich das Klavier, mein liebes, altes Klavier, und begann des Bruders Lieblingsstück, den Pilgerchor aus dem „Tannhäuser“. Nun kam er wohl geschritten, behutsam, um mich nicht zu stören, stand hinter dem Sessel, auf dem ich saß, und hörte zu. Als das Tonstück verklungen war, sah ich mich um. Ich war allein. Ein Blick durch das Glasfenster, und ich sah Erich noch über seine Arbeit gebeugt. War er so vertieft in seine trockenen medizinischen Gelehrsamkeiten? Nun, vielleicht wecken ihn die starken, großen Klänge des „Meistersinger“-Vorspieles auf! Wieder begann ich zu spielen. Da öffnete sich die Türe des Zimmers und Erich trat ein. Mit verwirrten, erstaunten Augen, aber doch so, daß kein Erkennen in ihnen aufleuchtete. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne, schüttelte den Kopf und ging dann wieder an seinen Studiertisch. Hat er mich denn nicht gesehen? Die Türe hatte er offen gelassen und durch den Spalt zwängte sich Lord. Lord, der Gute, Treue! Der mußte mich erkannt haben, denn er winselte leise und freudig, wedelte, daß sein buschiger Schweif auf und ab wirbelte, und lief auf mich zu. Ich streckte die Hand aus, um sie dem Tiere auf den Kopf zu legen. Doch da krümmte sich der Hund plötzlich zurück, heulte leise und ängstlich auf und lief mit eingeklemmter Rute aus dem Zimmer. Der Hund, der sich stets so gerne den zottigen Schädel von mir kraulen ließ! Welche Seltsamkeiten hatten sich in der Zeit meines schlimmen Traumes in unserem Hause aufgehäuft? Ich mußte dem unerträglichen Zustande ein Ende machen, trat in das Zimmer meines Bruders und nannte seinen Namen. Ich weiß bestimmt,

daß der Klang des Namens in meinem Ohre lebendig war. Mein Bruder fuhr von seiner Arbeit auf und lehnte sich in den Sessel zurück. Aber er antwortete nicht. Noch einmal rief ich ihn an. Er legte die Hand an die Stirne und schien in tiefes Nachdenken versunken. Endlich erhob er sich und ging, stets an mir vorbei, im Zimmer auf und ab. Nun stellte ich mich ihm direkt in den Weg, so, daß er mit mir zusammenprallen mußte. Und da geschah das Seltsame, Unerklärliche: Er schritt durch mich hindurch! Durch, als ob ich Luft wäre, leerer Raum, in dem man die Hände ausstrecken, sich bewegen, gehen kann. Da wußte ich, daß ich nicht mehr war, daß ich unkörperlich war und meinen Tod nicht geträumt hatte.

Ich ging wieder in mein Zimmer zurück und setzte mich in einen Stuhl, dachte nach und zerquälte mein Hirn, wie ich, der ich doch hier weilte, mich bemerkbar machen könnte. Der Abend schleierte über die Gassen, und es ward dämmerig im Gemach. Noch einmal trippelte der Hund zu mir herein, winselte und blieb eine Armlänge vor mir liegen. Mit seinen großen, braunen Augen sah er mich an und wedelte von Zeit zu Zeit mit dem Schweife. Und er konnte mich doch auch nicht sehen, konnte mich nicht sehen und — wußte mich. Die Magd kam herein und deckte den Tisch. Ich fand es nun schon selbstverständlich, daß sie mich nicht beachtete. Dann aber kamen sie zu Tische, die Mutter, der Bruder und mein Weib, meine — Witwe. Und ich sah sie von Angesicht zu Angesicht, sah sie rührend in der stillen Herbheit ihres Trauerkleides, mit ihrem bleichen, schmalen Gesichtlein. Die Erinnerung an alle Zärtlichkeit unserer jungen Ehe riß mich auf. Ich stürzte vor ihr in die Knie und wollte ihre Hand ergreifen. Da taumelte sie zurück, als hätte sie einen Schlag empfangen, und brach in bitteres Weinen aus. Meine Mutter legte ihren Arm um sie und küßte sie auf das goldschimmernde Braunhaar. Ich aber stand dabei, ich, der sie hätte an die Brust ziehen sollen, ich war ein Schemen, ein Fremdes für diese Menschen, in denen all meine Liebe begraben lag.

Ich wollte meinen Platz am Tische wieder haben, den Platz zwischen Mutter und Gritli. Ein wenig Neugierde war auch in mir: Was



J. R. Schellenberg

Der Equilibrist (Aus Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, 1758)

werden sie tun, wenn ich Gestorbener diesen Platz besetzt halte? Und wieder geschah etwas Unerklärliches: Als sich die Mutter neben Gritli niedersetzen wollte, auf den Stuhl, auf dem ich saß, wehrte meine Frau sanft ab: „Laß den Platz unbesetzt. Da ist er immer gewesen.“ — Die Erkenntnis, daß meine Sehnsucht nach Wirklichkeit, nach Anerkennung meines Seins zum Willen ward, sich den anderen unwiderstehlich aufzwang, erfüllte mich mit einer dankbaren, überströmenden Glückseligkeit. Denn ich sah daraus, daß mein Sein, wenn auch unkörperlich, doch noch Geltung hatte, daß sie von mir Notiz nehmen mußten,

gezwungen durch eine rätselvolle Macht, die aus mir kam und die ich selbst nicht gekannt hatte.

Die Tage gingen nun hin in einem eigentümlichen Zusammenleben, von dem nur ich wußte, die anderen aber eine unausgesprochene, gestaltlose Ahnung in sich trugen. Nur ein Band der Wirklichkeit war zwischen uns: Die Musik. Sie, die ich so geliebt hatte, glühte auch in dem Toten weiter. Die Musik der Lebendigen in einem, der nicht mehr war! Und sooft ich spiele, in alte Zeiten versunken am Klavier sitze, geht ein Erstaunen, ein Schrecken durch die Menschen meiner Umgebung.

Sie springen auf, starren das Instrument an und reden davon, daß sie einen Ton, einen leisen, aufklagenden Ton gehört hätten. Einen Ton nur, da ich Symphonien, Sonaten, Lieder spiele, da ich deutlich alles höre, was unter meinen Händen hervorquillt. Oft, wenn es abendlich dämmert, sitzt meine Frau in meinem Zimmer, hat die Hände im Schoß gefaltet und wartet, bis dieser unwirkliche, fremde Ton sie umschmeichelt. Wenn ich etwas spiele, in dem alle Glut einer wehmutvollen Sehnsucht vereinigt ist, ein Adagio von Beethoven etwa oder eines der Volkslieder, in denen so viel Liebe und so viel stillen, entsagenden Schmerzes ist, dann erscheint dieser Ton, diese einzige Verbindung zwischen einer Lebenden und einem Toten. Ich sitze am Klavier, so daß ich ihr liebes, feines Gesichtlein sehen kann, über dem der letzte Glanz des scheidenden Tages liegt, und spiele wie dereinst, wenn wir in den seligen Dämmerstunden unserer jungen Ehe durch den Zaubergarten der Tonkunst schritten. — Und noch einer fühlt mich, weiß vielleicht, daß ich nahe bin: der Hund. Stundenlang liegt er zu meinen Füßen, wedelt und winselt, wenn ich zu ihm spreche — und kann mich doch nicht hören. Oder sollte das unerforschte Rätsel des Tiergeistes allein imstande sein, Klänge einer Welt zu erfassen, die dem Menschen ewig unvernnehmbar sein werden?

In mir aber vollzieht sich eine täglich merkbarere Wandlung. Ich werde müde, so müde, wie ich es im Leben nie war. Ich fühle meine Glieder gleichsam aufgelöst, schlaff und willenlos, und wenn ich sprechen will, kann ich oft kaum die Lippen bewegen. Ich ahne, was es ist: Die Auflösung, von der die Regungslosen

in den Gräbern erzählten, kommt auch für mich. Fern von hier, sechs Schuh unter der Erde des Friedhofes, beginnt mein Leib sich in die ewigen Grundformen des Werdens aufzulösen. Ich fühle, daß ich zur Ruhe muß. Aber sie sollen wissen, daß ich bei ihnen war, sie sollen es wissen, die liebsten Menschen, die mir einst alles auf dieser Welt bedeuteten. Und so nehme ich noch einmal alles Zwingen, alle Kraft meines Willens zusammen und befehle dir, dir, Bruder Erich, aufzuschreiben, was ich dir diktiere. Ihr sollt es wissen, daß ich bei euch war, daß ich tagelang in eurer Mitte weilte und aus dem sehnsuchtsvollen Müssen meiner Liebe heraus mich euch bemerkbar machte. Ihr habt mich gefühlt, täglich, stündlich, aber es war euch nicht bewußt.

Rätselvoll und geheimnisdunkel liegt die Zukunft vor mir, nebelverhangen ist der Weg, den ich gehen soll. Ich trage auf ihm eure Liebe mit, deine entsagungsvolle, stille Liebe, du gute Mutter, deinen jungen, heißen Schmerz, geliebtes Weib, und deine tiefe, stillverschlossene Trauer, du starker, lebensvoller Bruder. Und mich begleiten deine Augen, mein treuer Hund, diese Augen, aus denen mir die Sehnsucht des Sprachlosen, mir so verwandt, entgegenglühte. Ihr werdet den Ton nicht mehr hören, der elfenzart vom Klavier aufklang, und die Erinnerung an mich wird euch nicht mehr, wie so oft in diesen Tagen, gleich einem wilden, reißenden Tier anfallen. Denn meine Wesenheit, die der euren fremd und ungleich geworden ist, geht von euch, und die Erinnerung an mich wird wie Abendsonnenglanz über dem Frieden eures stillen Hauses liegen. Lebt wohl!"

VORANZEIGE!

Das nächste Heft (Heft 14) des neuen Quartals erscheint als Sondernummer:

„DETEKTIVGESCHICHTEN“

Da die Auflage infolge Papiermangels nicht abermals erhöht werden kann, Bestellungen aber schon sehr zahlreich vorliegen, bitten wir, weitere Bestellungen umgehend an den Verlag gelangen zu lassen.

DER VERLAG

D I E P E R L E N S C H N U R

Ein Nachtstück von Alfred Möller

In der engen Vorstadtstraße brannte jetzt, eine halbe Stunde vor Mitternacht, nur eine kleine rote Laterne unter einem Marienbild. Es war eine herbstlich kühle Sommernacht. Wind und Regen . . . Die enge Gasse mündete auf einen Platz, in dessen Mitte ein dürftig aussehendes, aber noch hell erleuchtetes Gebäude aufragte: eine große Kneipe, mit einem Singspieltheater letzter Güte verbunden. Dort, wo die Winkelgasse in den Platz einmündete, stand, gedeckt durch den Schatten der enggestellten Häuser, ein Mann. Manchmal, wenn eine Uhr von einem nahen Kirchturm durch das Sturmstöhnen herüberklang, horchte er auf.

Kurz, nachdem es zwölf gedröhnt hatte, flogen an dem hellerleuchteten Theatergebäude, das wie eine niedere, alte Kaserne aussah, ein paar Türen auf. Eine nicht sehr zahlreiche Menschenchar drängte auf die nasse Straße . . . Ein paar Droschken holperten vor, weibliche Theaterbesucher schlossen sich dicht an Männer, die Schirme aufspannten.

Der Mann, der in der Nebenstraße gewartet hatte, schritt nun näher an den Bühnenausgang und stellte sich dort hinter eine Säule.

Ein junger Mensch, der im Varieté gewesen war, lenkte ebenfalls seine Schritte zum rückwärtigen Ausgang des Gebäudes. Ehe noch die letzten Besucher in den finsternen Straßen verschwunden waren, lag der ganze Häuserblock schon in tiefem Dunkel. Nur an der Rückseite, wo die beiden Männer warteten, brannte noch Licht. Ein paar Choristinnen kamen aus der Toröffnung und stelzten unter den Schirmen ihrer männlichen Begleiter mit hochgerafften Röcken über die spiegelnden Straßen.

Jetzt kam ein nicht mehr junges, aber trotz der Schminke auf den Wangen zweifellos noch schönes Weib die schmale Treppe von den Umkleideräumen herab. Der junge Mann trat auf sie zu. Sie nahm seinen Arm. In dem Augenblick erscholl eine harte Stimme hinter ihnen: „Elizza!“

Die Geschminkte ließ den Arm des knabenhaft jungen Begleiters los und sah sich nach dem anderen um, der jetzt aus dem Halbdunkel der Säule hervorgetreten war.

„Ach, du lauerst hier?“ sagte die Angerufene mit spöttischem, zornigem Ton.

Dann wandte sie sich an den jungen Mann: „Bitte, setzen Sie sich keinen Unhöflichkeiten aus. Dieser Mann glaubt jetzt mit mir sprechen zu müssen. Ich will nicht, daß er Sie beleidigt . . . Nein, nein, gehen Sie jetzt nur, Sie brauchen um mich keine Furcht zu haben. Sie erhalten schriftlich Nachricht, wann wir uns ungestört finden können!“ Und auf eine wütende Gebärde des Mannes, der den beiden gefolgt war, wiederholte sie lächelnd: „Ja, ich werde Ihnen schreiben, verlassen Sie sich auf mein Wort und gehen Sie jetzt . . .“

Der junge Mann küßte ihr eilig die Hand, sah scheu auf den anderen und verschwand.

„Du hast wohl wieder getrunken, daß du mir hier eine Szene machst!“ sagte die Variétékünstlerin zu dem Störer. Ihre Stimme bebte in unverhehltem Haß.

„Du willst mich hintergehen“, knirschte der Mann an ihrer Seite. „Ich sage dir, ich ermorde dich, wenn du —.“

Sie lachte kurz auf. „Ach, geh' doch, du tötest nicht! Du weißt, ich habe keine Furcht vor dir. Du nimmst kein Messer in die Hand!“

Sie lachte wieder.

„Nun ja, ich werde dich nicht töten, weil ich dich liebe, ich werde es nicht“, seufzte er. „Aber quäle mich nicht so!“

„Was willst du nun eigentlich?“

„Ich habe vor, dich nach Hause zu begleiten“, erwiderte der Gefragte bittend, zögernd.

„Und ich habe vor, mich nicht darum zu kümmern“, lachte sie.

„Nein, nein, das sagst du nur so . . . das geht doch nicht . . . wir gehören doch zusammen?“ bettelte er kleinlaut und trübselig. Seine ganze Entschiedenheit war verloren, seit er in die grauen, grausamen Augen dieses Weibes blickte. „An dich glaube ich, an dich habe ich geglaubt! Du bist mein letztes auf dieser Erde!“

„Du hast an mich geglaubt? Warum? Habe ich dich etwa an mich gelockt? Oder meinst du, mich reizten die Millionen, die du einst hattest? Habe ich viel von deinem Geld gesehen?“

Der Mann fuhr sich hilflos durch sein schon ergrautes Haar. „Hätte ich noch etwas, ich hätte dir doch alles gegeben. Als meine Frau gestorben war, hatte das Leben keinen Reiz mehr für mich. Aus Verzweiflung verlor ich mich in die unglücklichen Spekulationen. Aus Drang, mich zu zerstreuen, wurde ich waghalsig.“

„Und dann, als du nichts mehr hattest oder fast nichts, wurdest du zum Trinker“, höhnte sie. „Und ich soll nun glücklich sein, den Mammon mit dir teilen zu dürfen, den du als Schreiber verdienst. Ich soll mich dir nun ganz zum Opfer bringen! Ist das der Dank, daß ich dich von deiner Verzweiflung, von deiner Leidenschaft erlöste? Oh, ich hätte bedenken sollen, daß ein Spekulant und ein Säufer —.“

„So versteh mich doch!“ heulte der Mann gequält auf. „Ich hatte meine Frau geliebt, angebetet. Als auch mein geschäftlicher Zusammenbruch kam, griff ich nach dem verfluchten, erlösenden Wein. Ich kam in diese Kneipe — ja, gut: in dieses ‚Etablissement‘, wo du spieltest. Fünf Jahre nach dem Tod meiner Frau. Ich bin ja nicht mehr jung, ich glaubte nicht, daß das Weib noch Reize für mich haben könnte Da sah ich dich Und eines Abends wußte ich: wenn ich nochmals zu einem geregelten Leben komme, vom Weibe müßte die Rettung kommen, von diesem Weibe, von dir. Ich hatte nun wieder einen Zweck zu sparen, ich entbehrte alles, um dir eine Freude zu machen Aber verlaß mich jetzt nicht. In meinem Alter tötet Liebe. Du bist jünger als ich, ich weiß, dich umschwärmen andere, aber ich, ich liebe dich. Es ist vielleicht nur ein blindes Dankgefühl in mir. Du dachtest vielleicht gar nicht an meine Rettung. Aber ich weiß nur, daß ich wieder hoffen lernte, wieder ein Ziel zum Leben hatte, seit ich dich sah. Darum bist du mir alles! Betrüg mich nicht, verstoß mich nicht, Elizza!“

„Und trage dieses kümmerliche Leben weiter mit mir! Nicht wahr?“ schrie sie erregt. „Nein, ich habe es satt! Anfangs konntest du mir noch Geschenke machen, da warst du noch aufmerksam und galant. Aber die elenden Reste deines Vermögens verschwanden, und du sorgtest nicht rechtzeitig dafür, sie zu ergänzen. Nochmals, ich habe es satt! Du sagst, ich habe dich von deiner Trinkeleidenschaft gerettet, zeige mir nun auch, daß du mich liebst. Kannst du

mir geben, was jedes Weib bei der Bühne, auch am Vorstadtvarieté braucht, Schmuck, Geld? Nein? Dann pack dich endlich. Ich hasse energielose Menschen! Da, ich bin bei meiner Wohnung. Wenn du mir statt deines Egoismus einmal Liebe zeigst, wenn du einmal auch wieder als Gebender, nicht nur als Nehmender kommst, dann melde dich bei mir. Der junge Mann heute versprach mir Schmuck, Perlen, verstehst du? Da zeig' dich ihm ebenbürtig. Und jetzt, gute Nacht!“

Sie schloß das Tor auf und stieß den Mann zurück, der ihr nachdrängen wollte.

„Elizza, ich kann ohne dich nicht leben!“

„Und ich bin ein Weib und kann ohne Schmuck nicht leben!“ lachte sie. „Du weißt nun, welcher Weg dir noch zu mir offen steht!“

„Und wenn ich nun deine Wünsche noch einmal befriedigen könnte, wenn ich noch einmal geben könnte — dann — ließest du den andern laufen — wirklich — wirklich? Elizza?“

„Ich war dir doch lange genug wahrhaft treu,“ sagte sie, „und dann, ich habe dich ja wirklich lieb Aber ich kann nicht wie eine Kellnerin ohne Schmuck leben, keine Direktion nimmt mich —.“

„Oh, so gib mir noch vierundzwanzig Stunden Zeit, bleibe mir treu, bis ich zurückkomme, lasse den andern nicht in deine Nähe, bis ich wieder zu dir komme — versprichst du mir das — —?“

Er langte nach ihrer Hand. „Du weißt, was ich gesagt habe. Halte, was du mir eben versprachst —“, sagte sie und machte sich los. Die Tür fiel vor ihm ins Schloß. — —

Sie hatte ihm ihre Hand gegeben, er hatte ihr Versprechen. Gold für Treue! dachte er bitter

Ein anderer Name fiel ihm ein, der Name von einer, die immer gütig gegen ihn gewesen war. Aber auch die Anrufung dieses Engels erlöste jetzt nicht. Sie hätte, obwohl sie Reichtum von Haus aus gewöhnt war, auch seine Armut mit ihm geteilt. Seine Frau hätte ihn nicht verstoßen, wenn er keinen Schmuck mehr gehabt hätte.

Keinen Schmuck? Das war ja der Gedanke, der furchtbare Gedanke wieder, den ihr drängender Wunsch ihm eingegeben hatte. Ja, so furchtbar der Gedanke war, es mußte sein! Wenn er es nicht tat, dann siegte ja der



andere, der Nebenbuhler, und für ihn käme es wieder, das Trinken und die Verzweiflung!

Nein, er wußte jetzt, wo die Rettung war!

* * *

Er schlug den Weg nach dem Bahnhof ein. Es hatte zu regnen begonnen. Auf dem nassen Pflaster vor ihm trippelten mit hochgerafften Röcken zwei Mädchen. Die Lackschuhe glänzten; er sah in den schwarzen Schleierstrümpfen die prallen, runden Waden. Ein junger Mann mit Zylinder verfolgte die beiden. In einer ganz dunklen Gasse verschwanden alle drei in einem Hausflur. „Wohin schöne Frauenbeine führen können“, dachte der Freund der wilden Elizza.

Mit vielen Lichtern glänzte die lange Fassade des Bahnhofes vor ihm auf. Er stürzte zu den großen Fahrplantafeln und löste dann eine Karte. Nach eineinhalbstündiger Fahrt stieg er aus. Es war eine kleine Ortschaft. Von baumumgürteter Anhöhe glänzte ein schloßartiger Bau weiß in die Mondnacht.

Der einsame Wanderer blieb beim rauschenden Marktbrunnen stehen und starrte zu den leuchtenden Mauern des Schlosses hinauf.

Plötzlich schrak er zusammen. Ein Landjäger ging über den Platz. Sein Bajonett auf dem Karabiner funkelte. Wenn der alte Soldat ihn als den einstigen Schloßherrn erkennen würde? Vor fünf Jahren noch hatte er da oben, unsagbar glücklich, mit seiner Frau gehaust. Er trat zurück in den Schatten der Brunnenfiguren. Der Gendarm ging vorüber. Jetzt raffte er sich, beruhigt aufatmend, zusammen und ging die engen Gassen hinaus aus dem Dorf und einen schmalen Feldweg zwischen Äckern, Hügeln hinan, auf dem der Friedhof lag.

Lange sah er durch das hohe eiserne Gittertor auf die hell liegenden Gräberreihen. Dann stieg er wie eine Riesenspinne über das leise klirrende Gitterwerk und sprang auf der Innenseite ab. Links beim Eingange war im Totengräberhäuschen hinter roten Vorhängen noch Licht. Der Friedhofbesucher drückte sein blasses Gesicht gegen die Scheiben und sah durch eine Vorhangspalte einen alten, siech aussehenden Mann im Bett liegen. Ein Kind reichte ihm eben flüssige Medizin

Allein vergoldeter Kreuze und marmorner Grabsteine taten sich auf. Er schlich nach dem Werkzeughüttchen. Die Türe war glücklicherweise nur angelehnt, er fand, was er suchte: einen Spaten, und da eine Laterne mit Kerze dicht dabei stand, nahm er sie trotz der hellen Nacht mit sich. Nun eilte er zur hintersten Wand des Friedhofes und machte bei einer Gruft halt. Da stand auf schwarzem Marmor mal in Goldschrift der Name seiner verstorbenen Frau. Er nickte wie zu resigniertem Gruß, griff dann aber mit entschlossener Bewegung nach dem Spaten und führte ihn durch die Fugen zwischen Gruftdeckel und steinernem Rahmen. Dann faßte er mit starken Händen die Bronzeringe der Platte und riß daran, bis der Stein sich bewegte. Ächzend hob er die Platte, und ohne auf den tödlichen Hauch, der von unten kam, zu achten, sprang er in die Tiefe. Wasser schlug ihm klatschend bis an die Knie. Er achtete nicht darauf und nahm die Laterne vom Grabrand herab.

Als der Sargdeckel fiel, suchte er mit abgewandten Augen und zitternden Händen. Als er kaltes eingesunkenes Fleisch unter seinen Händen fühlte, schluchzte er laut auf. Kalter Schweiß rann ihm von der Stirne. Er tastete über knisternde Seidenärmel, und wie er eine eisige Hand berührte, fiel ein Bild aus den Fingern der Toten. Er sah, daß es sein Bild war. Dann griffen bebende Finger höher, bis er am Halse metallisch kühl die kostbare Perlen schnur fühlte, die er der Toten, als sie seine Braut ward, gegeben hatte, und die er ihr auf ihren Wunsch ins Grab gelegt hatte, damit sie als Symbol ihres höchsten Glückes und seiner Liebe bei der Toten bleibe.

Als er sich erhob, hielt ihn die Hand der Toten fest. Er schrie auf und fühlte sich im Zurückweichen frei. Er war nur an einem Zierat des Sargdeckels hängen geblieben. Zitternd barg er die Perlenschnur in der Rocktasche, brachte alles wieder in Ordnung und lief, fortwährend von kaltem Schweiß überrollen, dem Ausgang zu . . .

Der Himmel war ganz seidengrau. Mattsilberne Sterne verblaßten. Fröstelnd erreichte er den kleinen verlassenen Bahnhof. Noch brannten hier die Laternen, eine kleine Glocke über dem Dienstzimmer des Beamten ließ unausgesetzt ein feines, trillerndes Klingeln hören.

Ringsum war alles still. Nach einer Viertelstunde kam ein Wagen mit zwei Bauern. Auch eine alte, verkümmert aussehende Frau wartete. Der Morgen kündigte sich graurot an. Wie vom Frühwind getrieben, kam ein Zug durch die Morgenkühle heran.

Der Friedhofräuber sprang in ein leeres Coupé und fiel schwer in die Ecke. Frierend sah er in den Morgen.

„Sie hätte sie mir ja gegönnt, sie hätte sie mir ja gegeben!“ murmelte er vor sich hin. „Ich bin kein Räuber!“ Große Tränen liefen über seine Wangen. Noch zitterten seine Hände vor Erregung.

In Dörfern, an denen der Zug vorüberkam, klangen Glocken, die von der Feldarbeit zum Frühgottesdienst riefen. Und plötzlich, nachdem die Erde noch eben in mattem Grau fahl und kalt erschienen war, ergoß sich Morgensonnenlicht wie Feuerschein und rotes schmelzendes Gold über aufglühende Wolkenbänke und warf Glanz über Wiesengrün und Felder und Weiler. Alles empfing Farbe und Leben, und auch der einsame Unglückliche blickte belebt auf, zog die Perlen aus der Tasche und sah scheu, wie sie im Frühgold rosenhaft schimmerten . . .

* * *

Beruhigend umgab ihn der Lärm der Stadt. Es tat ihm wohl, als einzelner in der gleichgültigen Fülle unterzutauchen. Er schritt absichtlich durch die lärmende Bahnhofstraße, und erst, als er ruhiger geworden war, nahm er den Weg in das stille Straßenviertel, wo Elizza wohnte.

Es war jetzt sieben Uhr. Heitere Schulkinder kamen ihm entgegen. Als er die Fenster sah, hinter denen sie wohnte, fühlte er zum ersten Male wieder Lebensfreude. Der Schrecken der Nacht floh vor der Erwartung des Gewinns. Nun blieb sie sein, nun wollte er sich Dank und Glück holen . . .

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe ihres Hauses, und, einen Gassenhauer pfeifend, trat der junge Verehrer Elizzas auf die Straße. Das Herz des Alten, der sich betrogen sah, krampfte sich bei diesem Anblick zusammen. Aber dann kam eine starre Ruhe über ihn.

Auch als der andere schon um die Straßenecke verschwunden war, vermochte er noch keinen Schritt zu tun. Endlich fuhr er auf und lenkte die Schritte in das Tor, das der andere offen gelassen hatte . . .

Elizza öffnete nicht gleich, als es klingelte. Endlich erschien sie mit übernächtiger Miene, das Glück genossener Liebe noch im Antlitz. Als sie ihn erkannte, wollte sie zornig die Türe wieder schließen. Aber er drängte sich hinein und ihr nach in das Zimmer. Eine schwere dicke Luft war im Zimmer, ein unfeines, scharfes Parfüm, das Elizza liebte. „Dirnenduft!“ dachte er.

„Mußtest du mich jetzt wecken? Was hast du? Was willst du?“

„Nun, ich bringe das Versprochene. Der Mensch muß sein Versprechen doch halten. Meinst du nicht auch?“

„Willst du am Ende jetzt geben können, was du gestern abend nicht hattest?“ fragte sie unwillig.

„Ich habe mein Versprechen gehalten“, sagte er, und jedes Wort sprang schwer und wuchtig von seinen Lippen. Dann setzte er leiser hinzu: „Jetzt aber bin ich müde, nur müde. Ich möchte nichts, als ein wenig rasten.“

Sie war in das Bett gesprungen. Er ließ sich schwer am Bettende nieder. Sie wollte Einwendungen machen, aber er wiederholte nur todmüde: „Rasten, ein wenig rasten!“

„Und das hättest du nicht zu Hause besorgen können? Dazu mußttest du mich stören?“ fragte sie wütend.

„Ich sagte dir ja, ich bin müde, weil ich dir beschaffte, was du begehrt hast!“ lallte er. „Oh, das war eine böse Nacht, aber ich komme nicht mit leeren Händen.“

„Nicht mit leeren Händen? Ja, hast du denn in dieser Nacht geraubt?“

„Geraubt?“ Er sah sie fassungslos an. Dann setzte er tonlos hinzu: „Geraubt nicht. Es hat ja niemand mehr gehört.“ Und mechanisch griff er in die Tasche und zog die Perlen hervor und sah sie mit traurigen Blicken an. Der Glanz der Kette reizte ihre Augen.

„Echte Perlen?“ rief sie überrascht aus und griff danach. Er wollte sie ihr nicht lassen, aber sie hatte sie schon in Händen. „Oh, wie rein dieser Glanz ist!“ bewunderte sie. „Rein

wie Morgensonnenstrahl!, las ich einmal in einem Gedicht. Oh, diese Perlen sind echt!" sagte sie überzeugt.

„Ja, diese Perlen sind echt!" erwiderte er schwer. „Von diesen Perlenging nie ein falscher Schein aus. Rein wie Morgensonnenstrahl! Lange habe ich auf ihren Glanz vergessen. Aber nun leuchten sie mir wieder!" jauchzte er wie einer, der finstere Nacht durchschritten hat und nun die Sonne sieht. Und er langte wieder nach den Perlen. Sie achtete nicht auf ihn, sie hatte nur Blicke für den Schimmer der zartfarbigen Kette.

„Du mußt erst sehen, wie sie mir paßt!" rief sie und warf ihm einen neckischen Blick voll unsicherer Zärtlichkeit zu. Und als er, müde, ihr nicht wehrte, zog sie ihn mit übertriebener Leidenschaft an sich und preßte seinen Kopf an ihre runde, nackte Brust. Ihre Lippen suchten seine, das schwere, schwüle Parfüm ihres bronzefarbenen Leibes umgab ihn. Ihr schwarzes offenes Haar hüllte ihn mit beklemmendem Duft ein, nahm ihm den Atem. Er empfand einen Augenblick wohltuender, halb bewußtloser Rast.

Als er die Augen aufschlug, hatte sie die Kette angelegt.

„Nein! Laß!" rief er. „Du sollst diese Kette nicht anlegen!"

Sie hörte nicht auf ihn.

„Gib die Perlen, sie sollen ihren reinen Schimmer nicht verlieren! Die Perlen!" brüllte er, „die Perlen! Ich schulde sie einer Toten!"

Sie lachte zornig auf. „Du hast sie mir versprochen, du hast sie mir gebracht. Sie gehören mir!"

Schützend legte sie die Hände vor die Kehle, ein wilder Kampf entspann sich. Sie schrie vor Schmerz auf und biß ihn in die Wange, schlug mit den geballten Fäusten in sein Gesicht. Aber er war stärker. Sie bäumte sich auf, wollte schreien, aber unter dem schnürenden Griff seiner dünnen Finger bewegten sich ihre Lippen lautlos. Blut trat vor ihre Zähne.

„Die Perlen!" stöhnte er, „die Perlen!"

In brüllender Wut preßte er ihre Kehle zusammen. Als er losließ, starrten ihn zwei glasige Augen an. Wachsweiß lag sie auf der grünen Decke . . .

Die Perlenschnur war gerissen, die zarten, silbrigen Kugeln sprangen unter seinen Händen hervor. Sie rollten vom Hals der Toten über das Bett und zerstreuten sich knisternd auf dem Boden . . .

D I E A R M E S E E L E

Von Ernst Karl Juhl (Mit drei Zeichnungen von Karl Ritter)



ie war gestorben, die arme Seele. Lange hatte sie sich mit ganzer Kraft in dem jämmerlich entstellten Körper festgeklammert, hatte ihn nicht lassen wollen und sich angstvoll immer von neuem an eins der zerfallenden Organe gehängt. Aber eine unwiderstehliche Kraft hatte sie bald vorwärtsgestoßen, bald nach sich gezogen, bis sie endlich an dem morschen Gewebe ihres Fleisches den letzten Halt verlor und sich plötzlich mit qualvollem Ruck in die Außenwelt gepreßt fühlte. — Doch da

mit ihrem Körper zugleich alle Schmerzen von ihr abgefallen waren, rieselte im nächsten Augenblick eine wohltuende Ruhe über ihr ganzes Wesen. Sie ergab sich diesem ungewohnten Zustand, mußte sich ihm völlig hingeben und wußte sich doch kaum in ihm zurechtzufinden.

Ohne länger in Kopf, Arme, Leib und Beine gegliedert zu sein, besaß sie irgendeine Gestalt, hatte trotzdem weder feste Grenze noch Oberfläche, um den Körpern Widerstand entgegenzusetzen, und zerfiel nicht länger in ein Außen und Innen. Sie war leicht geworden, unendlich leicht, und entlastet von aller ermüdenden Schwere. Aber es war beängstigend, die altbekannten Dinge des Sterbezimmers nicht mit körperlichen Augen zu sehen, sondern mit dem



ganzen Wesen wahrzunehmen, und dabei zu wissen, selbst körperlos zu sein und unsichtbar zu bleiben. — Einsam und hilflos hielt sie sich in unmittelbarer Nähe ihres Leichnams. Sie erinnerte sich, wie sie zeitlebens ihr eigentlichstes Wesen hinter tausend Masken verborgen hatte, wie sie stets ersehnt, ganz sie selbst sein zu dürfen, und wie sie unzufrieden auf sich gescholten, wenn sie anders gehandelt, als ihr Inneres sie trieb. Jetzt aber, da sie war, wie sie sich gewünscht hatte, entsetzte sie sich vor der hüllenlosen Preisgabe, und obgleich sie wußte, daß ihr Körper nur ein leerer, der Verwesung verfallener Schlauch bedeute, sehnte sich ihr Heimweh in das sichere Versteck zurück.

Vergeblich redete sie sich ein, mit ihrem Tode alles Bedrückende und Beschämende des Lebens überwunden zu haben. Da sie ihr Bewußtsein nicht verloren hatte und Ich geblieben war, konnte das namenlose Grauen vor diesem körperlosen Ich-Bewußtsein durch alles Überlegen nicht beschwichtigt werden.

Aber schon erwartete sie ein neues Entsetzen. Ganz sanft erst, dann immer stärker, zog es sie gegen ihren Wunsch von dem Leichnam fort. Obgleich sie sich unter den vertrauten Gegenständen heimisch fühlte und sich vor der unendlichen Welt ängstigte, wurde sie langsam aus dem Zimmer gedrängt. Sie mußte nachgeben und wehte wie der körperlose Rauch aus dem geöffneten Fenster.

Willenlos trieb sie im Hauch der Atmosphäre bald hierhin, bald dorthin und wurde in die entgegengesetztesten Richtungen gezerrt.

Alle Kräfte der Natur umdrängten sie. Keine ging verloren, und auch die schwächste vergewaltigte sie noch, bis eine stärkere dazwischen trat. Von den Launen dieses Meeres wie ein willenloser Spielball hin- und hergeworfen, war sie der Wucht der heranstürzenden Kraftwellen schutzlos preisgegeben. Jede Handlung, jeder Gedanke der lebenden Menschen erzeugte Wirbel, die immer weitere Kreise zogen, sie bald an sich zogen, bald von sich spien. Von jedem Regentropfen rieselte Energie. Sonne, Mond und alle Himmelskörper schleuderten unausgesetzt unendlich fein verteilte Emanationen aus, die von allen Seiten wie aller kleinste

Geschosse herangeflogen kamen. Das Wasser zog sie magnetisch an, daß sie langausgestreckt, dicht über seine Oberfläche hinglitt, bis eine hohe Pappel am Ufer sie plötzlich an sich riß und sie pfeilschnell und fast senkrecht in die Luft stieß. Sie ängstigte sich nicht vor der rasenden Schnelligkeit und empfand weder Schmerz noch Schwindel. Sie fühlte sich nur jammervoll gebunden und gehemmt, allem ausgeliefert und von allem abhängig.

Obgleich sie jedoch den kleinsten Zug noch spürte, gehorchte sie doch nicht allen in gleicher Weise. Denen sie folgen mußte, fühlte sie sich irgendwie verwandt, so unsinnig sie ihr erschienen. Aber sie verstand die Ursachen dieser Auswahl nicht zu ergründen und blieb in ihren Wünschen ungetröstet. Sie sehnte sich, dem Dunstkreis der Erde zu entschweben, immer höher bis in die beruhigende Sphäre des Mondes, der aus dem tiefschwarzen Himmel mit allzu zarten Kräften an ihr sog, und vermochte doch nicht dem verwirrenden Einfluß der winzigsten und belanglosesten Dinge zu entschlüpfen.

Ihre Richtung wurde jedoch allmählich bestimmter, und die seitlich ablenkenden Kräfte immer bedeutungsloser. Ohne zu ahnen, was sie so beharrlich anzog, flog sie windschnell über die Dächer einer Stadt geradenwegs auf ein Haus zu, durchdrang seine geschlossenen Fenster und fand sich in einem ihr völlig unbekannten Schlafzimmer. Kaum hatte sie in der im Bett liegenden Gestalt einen Freund früherer Lebenstage erkannt, so wurde sie, von der Kraft seines Atems gepackt, in ihn hineingezogen. Im selben Augenblick wurden seine Gedanken zu den ihren und ihre Gedanken zu den seinen, so daß es unmöglich war, den Anteil des einen von dem des andern zu trennen.

Der schlafende Mensch erfuhr aber im Traume den Tod der armen Seele, die ihm all ihre Leiden enthüllte und ihn in den grauenvoll abhängigen Zustand der abgeschiedenen Seelen blicken ließ. Eine Stimme ertönte in ihm, ohne daß er wußte, ob es die seine sei oder die des Toten: „Niemand ersehne den Tod als Erlösung von irdischen Leiden! Tausendmal schlimmere Not müssen wir Toten erleiden. Oh, zeugt zu so gräßlicher Pein

gedankenlos nie neues Leben, denn in Ewigkeit unfrei zu sein, wird ihm mit der Geburt schon gegeben.“ —

Keuchend stieß der Träumende die arme Seele mit gleicher Kraft von sich, mit der er

sie vorher angezogen hatte, und erwachte vor der beängstigenden Stimme seines Traumes. —

Die arme Seele aber war längst wieder anderen Einflüssen erlegen und ward hinausgezogen in ihr ewig ruheloses, abhängiges Dasein.



LEBEN

Von Hermann Sendelbach

Im ägyptischen Museum rührt' ich heute
Einer Königstochter an das seidenweiche
Haar,

Die vor tausend Jahren im Palastgebäude
Schön und lächelnd und geliebt von einem
Prinzen war.

Und nun rauscht Musik um mich in einem
Garten,
Lärm und Jubel. Menschen, die sich suchen,
fliehn.

Mädchen lehnen am Geländer, und die zarten
Lippen schwellen lächelnd nach dem Mund
des Liebsten hin.

Alles ist so ganz erfüllt von seinem Heute,
Als ob nie auf dieser Erde andres wird und
war.

Sorglos nimmt ein jedes, was die Stunde
streute.

Aber was wird sein in wieder dreimaltausend
Jahr'? —

Im ägyptischen Museum rührt' ich heute
Einer Königstochter an das seidenweiche
Haar.



D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

Nach langen Jahren traf ich wieder einmal meinen alten Freund und einstigen Hauptveranstalter unserer spiritistischen Sitzungen, den Bühneninspektor R. Wir erinnerten uns der alten Begebenheiten und unseres Tastens an den verschlossenen Pforten des Übersinnlichen. Ob ich wisse, daß er sich von seiner damaligen Frau getrennt habe und mit einer anderen Frau zusammen lebe, fragte er im Verlaufe unserer Wanderung durch die alten Straßen. Ich war eigentlich nicht gerade erstaunt, denn schon damals war mir die Ehe brüchig erschienen. Seine Frau war das Medium unseres kleinen Kreises gewesen, Und es war, als hätte sie ihre medialen Kräfte entdeckt, entwickelt und vielleicht nicht immer ganz einwandfrei unterstützt, um durch die geheimnisvollen Abgründe ihres Wesens den von spiritistischen Problemen gänzlich erfüllten Gatten neuerlich an sich zu fesseln. Der Versuch war mißlungen. Er war dennoch von ihr gegangen, aber nicht im Zorn, sondern in friedlichem Einvernehmen, ihr Verzicht hatte sein neues Glück begründet. Er besuchte die Frau immer noch regelmäßig am Ersten eines jeden Monats, um ihr das Geld, zu dessen Bezahlung er sich verpflichtet hatte, persönlich zu überbringen und eine Weile mit ihr zu plaudern, Und immer noch schienen die einstigen psychischen Zusammenhänge zwischen den beiden Menschen vorhanden zu sein, wenigstens war die Geschichte, die er mir erzählte, seltsam genug und beweisend.

Ein Teil der Bücher meines Freundes R. befand sich noch bei seiner ersten Frau auf dem Dachboden, und eines Tages entsann er sich im Gespräch mit seiner zweiten Frau eines dieser Bücher, des merkwürdigen Romanes des Franzosen About: „Zweimal gelebt“. Er meinte, dieses Buch müßte sie eigentlich lesen, und er werde es bei seinem nächsten Besuch seiner ersten Frau von ihr verlangen und mitbringen. Als er aber am nächsten Monatsersten seinen Besuch machte, hatte er sein Vorhaben völlig vergessen und kam ohne den Roman heim. Nach einigen Tagen erst entsann er sich wieder des Buches und versprach nun, es ganz gewiß bei seinem nächsten Zusammensein mit seiner ersten Frau einzufordern. Aber auch am nächsten Monatsersten war die Sache seinem Gedächtnis wieder entglitten. Nachdem er die übliche Zeit verweilt hatte, war er schon im Begriffe, wieder zu gehen, auch diesmal, ohne des Buches zu gedenken, da stand seine Frau auf, ging still zum Kasten und holte einen Gegenstand, den sie vor R. auf den Tisch legte mit den Worten: „Da hast du es! Ich hab's vom Boden heruntergebracht.“

Es war Abouts merkwürdiger Roman: „Zweimal gelebt“. In den dunkeln nächtlichen Tiefen des Unterbewußten hatte die Frau, noch immer ihrem einstigen Gatten durch geheimnisvolle psychische Kräfte verknüpft, seine Gedanken gelesen und war ihnen durch die Tat entgegengekommen.

K. H. S.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt München, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

Der Orchideengarten + Detektive Geschichten +



Orchideengartenverlag München // 5. Aufl. 14. Preis 2.20

INHALT Leopold Plaichinger: Sherlock Holmes letztes Abenteuer / Frank Heller: Giulio Balbis Verschwinden
 Alf von Czibulka: Von einem Tanzmeister, einem Stallknecht und einem Detektiv und — alles dies vor
 hundertfünfzig Jahren / Das Treibhaus / Phantastische Bücher.



Europäische und exotische
Aktphotographien
 Probestellung von M. 5.- an
 (Nachnahme). — Standangabe erwünscht.
 Postfach 2. Hamburg 31

Gemälde alter Meister

ANKAUF

VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
 MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340

EINE GUTE IDEE

ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
 unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
 Inventa, Abt. XII, Berlin W 9.

SIMPLIZISSIMUS

KÜNSTLERKNEIPE UND CABARET VON

KATHI KOBUS

Türkenstr. 57 / Tel. 25858



Jeden Abend
 origin. künstl.
 * Vorträge *
 Beginn 1/28 Uhr

Feine Weine u.
 vorzügl. Küche
 * Besteht *
 seit 25 Jahren!

Geheimrat Professor Dr. Czerny: „Setze nicht mehr
 Kinder in die Welt, als Du gut erziehen und ernähren kannst.“
 (Aus dem hygienisch. Testament des großen Heidelberger Chirurgen).

Es werde Licht!

„Mutterschutz“
 Sicher, bequem, ärztl. glänzend
 begutachtet, seit Jahren bewährt.
 36 Tabletten M. 18.—.

„Patentex“ Komplette M. 20.—,
 Ersatztube M. 18.—.

Bücher, die zu lesen sich lohnt:

- Hypnot. Unterrichtsbriefe. Ein interessanter Leitfaden,
 der die gesamte Technik der Hypn. in 10 Stunden lehrt M. 10.60
 - Die Kunst der sexuellen Lebensführung vor der Ehe.
 In freimütiger Weise, wie der Freund zum Freunde,
 bespricht der Autor die intimsten Fragen des Geschlechts-
 lebens mit dem Leser. Nichts bleibt unerörtert . . . 5.50
 - Du sollst Mann sein! Ein Buch des Lebens und der
 Liebe . . . 10.—
 - Ein Blick ins Innere des menschlichen Körpers. Zwei
 anatom. Modelle, zerlegbar, mit Beschreibung und Dar-
 stellung des Geschlechtssystems . . . 8.20
 - Was muß der Mann vor der Ehe von der Ehe wissen? . . . 7.60
 - Was müssen junge Mädchen vor der Ehe wissen? . . . 9.40
- Diese sechs Bücher zusammen bezogen M. 46.— frko.
 Auch Sie sollten Porto sparen und auf Zahlkarte Bestellung
 und Betrag mit Porto einsenden. — Nachnahme 85 Pf. mehr.

Otto Grothe, Neukölln O.G. 39, Leykestr. 18
 Sanitätshaus für die intime Körperpflege. Postscheckkonto Berlin 47958.

Wiederverkäufer, Damen und Herren mit
 großem Bekanntenkreis hoher Verdienst.

BITTE LESEN, AUFBEWAHREN, BESTELLEN.

L. Plaichinger

Dämonen des Schweigens

Novellen

Geheftet M. 3.—

Gebunden M. 4.—

zuzüglich 50% Teuerungszuschlag

„Die Burg“ schreibt:

„Man kann dieses sprachkünstlerisch hervorragende
 Werk eines tiefühlenden Psychologen jedem Leser
 der „Burg“ nur angelegentlichst empfehlen, denn
 man darf wohl bei allen an okkulten, psychologischen,
 parapsychologischen und spiritistischen Problemen
 Interessierten voraussetzen, daß sie den phantasti-
 schen Träumen auf diesem Gebiet unerfahrener
 Schriftsteller ein Buch wie dieses, das durchwegs
 auf Erfahrungen beruht, vorziehen werden. Hier
 werden Geschehnisse aus dem dunkelsten Gebiete
 des Seelenlebens behandelt. Tod durch Hypnose,
 Telepathie, grauenhafte Wirkungen von Willens-
 übertragung, Autosuggestion und ähnliches. Dabei
 sind die Novellen inhaltlich von höchster Spannung
 und originellster Erfindung.“

Dreiländerverlag / München

Leopoldstraße 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2.— / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und durch
 alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 1.60 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe
 untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTER-
 REICHISCHE REDAKTIONSSTELLE: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15 / Zuschriften und
 Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden
 nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czubulka

Zweiter Jahrgang

Vierzehntes Heft

SHERLOK HOLMES' LETZTES ABENTEUER

Von Leopold Plaichinger. (Mit einer Zeichnung von E. Plaichinger-Coltelli.)

Nach einer fünfjährigen Fluchtreise um die Welt kam Sherlock Holmes wieder nach London zurück. Freunde und Bekannte waren überrascht, als sie ihn am Abend im Klub trafen. Man bestürmte ihn mit allerlei Fragen: wo er gewesen, warum er solange fortgeblieben, ob er die Verbrecherbande, die er um die Welt verfolgt, gefangen usw. . . . Seine Antworten waren kurz abweisend:

„Ich habe weder eine Verbrecherbande verfolgt, noch habe ich irgendwelche Abenteuer erlebt. Ich reiste als Privatmann, . . . ich bin nicht mehr Detektiv.“

Einige lachten verschmitzt, setzten schlaue Gesichter auf, denn niemand wollte den wortwörtlichen Sinn glauben. „Nein, Lieber,“ sagte er zu dem ihm Zunächststehenden, faßte ihn am Knopf des Smokings, zog ihn etwas zu sich, „ich bin nicht mehr Detektiv und will es nicht mehr sein.“

„Ja, warum nicht?“

„Aus metaphysischen Gründen.“

Lautes Gelächter. Ein feister Getreidehändler aus der Dover Street pustete einen Champagnerschluck in die Luft.

„Ja, — aus metaphysischen Gründen.“

Nun wurden die Zuhörer ernst, und die fragende Stille um ihn herum zwang Holmes zu Erklärungen.

„Ich behaupte, gäbe es keine Polizei, hätte Gott diesen verruchten Menschentyp ‚Detektiv‘ nicht erschaffen, gäbe es auf Erden weder Diebe

noch Mörder, und mit den noch wenigen harmlosen Verbrechern, die noch übrig blieben, würde die menschliche Gesellschaft gleichsam mit einer Handbewegung fertig werden.“

Ein Bankier aus der City schüttelte energisch den Kopf:

„Dann hätten wir ja das Paradies auf Erden.“

„Hätten wir auch, hätten wir uns selbst nicht daraus vertrieben.“ Holmes hatte Mühe, seine durcheinanderredenden, ihm Protestrufe entgegenwerfenden Zuhörer zur Ruhe zu bringen.

„Denken Sie doch sachlich, liebe Freunde, lassen Sie Ihre vorgefaßten Meinungen mit Ihrem Denken nicht durchgehen, wie scheue Pferde mit einem allzuleichten Wagen tun.“

Ein breites „Oho“ des Bankiers überhörte Holmes.

„Ich mache mich erbötig, Ihnen den unwiderleglichen Beweis zu erbringen, daß jede Schutzmaßnahme der Gesellschaft gegen irgendwelche Bedrohungen, Krankheiten, Verbrechen usw. eben diese Bedrohungen, Krankheiten und Verbrechen erzeugt, gegen die sich die Gesellschaft schützen und wehren will.“

„Um Gottes willen, Holmes, wohin verirren Sie sich?“ fragte einer.

„Sie wollen also Beweise. Gut. Ich behaupte, daß die Phantasie des Menschen kommende Gefahren vergrößert, Möglichkeiten zur sicheren Wahrscheinlichkeit übersteigert und eben dadurch hervorruft, was sie befürchtet. Der Ausnahmefall wird zur erwarteten Regel

gemacht, darum die vorbeugende Schutzmaßnahme getroffen, die das Gegenteil bewirkt von dem, was man will. Die mörderischsten Kriege führt die Menschheit erst, seitdem sie Armeen aufstellt, um Kriege zu verhindern; mit dem Belegraum in den Irrenhäusern steigt die Anzahl der Irrsinnigen. Je mehr Maschinen und technische Einrichtungen zur Verkürzung der Zeit, desto weniger Zeit hat die Menschheit. Nie noch, seitdem die Erde steht, hat der einzelne so viel arbeiten müssen, als seitdem Maschinen erfunden sind, die die Arbeitsleistung von hunderttausenden Pferden und Menschen leisten.“

„Es ist was Wahres dran“, sagte der Getreidehändler. „Die rationierte Hungersnot steigt mit der Organisation des Getreidehandels.“

„Aber ich verstehe deshalb noch nicht, warum Sie nicht mehr Detektiv sind“, fragte der Bankier.

„Gut, wenn Sie es interessiert, erzähle ich Ihnen mein letztes Detektivabenteuer:

Vor etwas über fünf Jahren saß ich abends mit meinem Gehilfen zu Hause. Wir machten gerade eine chemische Reaktion mit Zyanwasserstoff, als mich plötzlich ein Gedanke durchfuhr, der mir nicht nur meine vielgerühmte Detektivruhe nahm, sondern mich in heillose Aufregung brachte. Mir fiel plötzlich ein, auf welchem Weg es möglich wäre, allen Schutzmaßnahmen zum Trotz, ganz gefahrlos in die königliche Schatzkammer einzubrechen. Ja, dieser Einbruch erschien mir so einfach, daß ich meinem Gehilfen sagte: „Ich verstehe nicht, daß man nicht in die königliche Schatzkammer einbricht. Die Vorstellung allein, wie einfach es zu machen wäre, macht mich wahnsinnig. Die Wache vor dem Nordwesttor zu chloroformieren ist ein Kinderspiel, dann die schmale Wendeltreppe in den Turm hinauf, aus der Turmluke, die nach Süden geht, mit einem Lasso an den neuen Blitzableiter die Strickleiter werfen, das bringt selbst ein Neuling fertig. So können Sie von dem Turm aus zum Südflügel hinüberhangeln. Die Strickleiter ziehen Sie ein, lassen sie übers Dach laufen, klettern zum Fenster der Schatzkammer herunter, schneiden die Gitter mit der Wasserstoffflamme durch, drücken mit Gummipapier geräuschlos die Scheiben ein, und kein Mensch

hindert Sie, an Kronjuwelen zu stehlen, was Ihnen beliebt. Für den Rückweg können Sie sich eine besondere Verbrecherfleißaufgabe stellen, — as you like.“

Am nächsten Tage bat ich beim Minister des königlichen Hauses um Audienz und trug ihm meine Befürchtungen vor. Ich selbst traf die Schutzmaßnahmen. Statt eines Postens wurden von nun ab vor das Nordwesttor drei Doppelposten gestellt, in die Turmstiege ließ ich ein automatisches Alarmklingelwerk anbringen, gab Auftrag, den Blitzableiter auf der Südflügelseite abzubauen, außerdem wurden im Turm automatisch wirkende photographische Apparate eingebaut. Ich war beruhigt.

Drei Tage später. — Um 6 Uhr früh wurde ich von der Schloßverwaltung telephonisch angerufen: Ich möge sogleich kommen, nachts sei in der Schatzkammer eingebrochen worden.

Ich machte mich gleich an die Arbeit, fuhr mit dem Auto hin und wurde in die Schatzkammer geführt. Wie ich derartige Fälle zu untersuchen pflege, wissen Sie ja, meine Herren. Die merkwürdige Überraschung erlebte ich erst im Kriminalbureau der Polizei.

Die Fingerabdrücke, die ich gefunden, stimmten mit keinem einzigen von den Tausenden in der Polizei vorhandenen überein. Die photographischen Platten, die wir dort entwickelten, zeigten bis auf eine überhaupt kein Bild — der Einbrecher mußte ohne Licht gearbeitet haben, resp. die automatische Lichteinschaltung hatte entweder versagt oder er sie rechtzeitig abgestellt —, nur auf einer einzigen Platte war eine gespensterhafte Gestalt zu sehen, mit verschwommenen Umrissen, mit ganz und gar unkenntlichem Gesicht, ja nicht einmal eine irgendwie auffällige Einzelheit in der Kleidung war zu erkennen.

Ich hatte an der Alarmglocke auch einen Registrierapparat anbringen lassen, um gegebenenfalls feststellen zu können, ob die Glocke nicht doch von der Wache nur überhört worden sei. Der Papierstreifen des Registrierapparates zeigte ein einziges violettes Pünktchen, der Beweis, daß, wenn auch nur auf die Dauer des Bruchteiles eines Augenblicks, der Strom eingeschaltet gewesen.



PLACHINGER v COLTELLIZO

Vor Rätsel zu stehen gehört ja zu meinem Beruf, und sie zu lösen, dazu war ich ja berufen. Doch eine Unruhe, wie ich sonst nie sie gekannt, hemmte mich, ließ mich auf die tollsten und zugleich dümmsten Gedanken kommen. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß ich auch nur den geringsten Anhaltspunkt gefunden, von dem ausgehend ich das Rätsel dieses Einbruchs hätte lösen können.

Wie der Verbrecher die Wache umgangen, das war geschickt und einfach gemacht. Ungefähr fünfhundert Schritte vom Nordwesttor gegen den Park zu muß er schon bei Tag eine Zündschnur und Platzpatrone gelegt haben und in der Nacht, als er einbrach, steckte er die Zündschnur an. Ein feiner Psychologe. Er kannte seine englischen Soldaten. Alle sechs liefen sie zu den knallenden Patronen hin und ließen mindestens für zehn Minuten das Tor unbewacht, und als sie dann auf der Wendeltreppe nichts Verdächtiges fanden und auf telephonischen Anruf ihnen mitgeteilt wurde, die Alarmglocke hätte sich nicht gerührt, beruhigten sich die guten Burschen und ließen die Sache auf sich beruhen.

Tagelang verfiel ich nun in eine Stimmung, wie ein kleines Kind sie haben mag, das seine Schulaufgabe nicht lösen kann.

Ich konnte den ‚Fall‘ packen wie und wo ich wollte, jedesmal griff ich gleichsam ins Nichts hinein. Ich gestehe Ihnen ehrlich, liebe Freunde, es gab damals für mich Augenblicke, da mir unheimlich wurde, da ich fast gelernt hätte, an Gespenster zu glauben. Der Fall selbst lag so einfach, und deshalb vielleicht, weil er so einfach lag, war er unfäßbar. Ich ließ in alle Welt telegraphieren, falls der Einbrecher die Juwelen zum Kauf anbieten soll, ihn oder seinen Mittelsmann nicht zu verhaften, sondern nur beobachten zu lassen.“

„Warum dies?“ fragte der Citybankier.

„Ich wollte den Fall studieren, mein Lieber... Mir war wichtiger zu erfahren, wie der Einbrecher vorgegangen, als die Kronjuwelen wieder zu erlangen. Jetzt will ich Ihnen den eigentlichen Grund sagen, warum mir dieser Einbruch so unheimlich war, und was mich eigentlich neben anderem so außer Fassung gebracht hat:

Der Einbrecher war wie ein täppischer Stümper vorgegangen und zugleich aber mit

einem Geschick, wie ich es sonst noch nie erlebt. Bedenken Sie doch, nicht einmal Gummihandschuhe hat er angezogen, um die Fingerabdrücke unmöglich zu machen, ich konnte genau das Maß seiner Fußspuren abnehmen. Da der pythagoreische Lehrsatz kein Zauberstückchen ist, konnten wir aus der Photographie genau die Größe des Verbrechers errechnen. Doch was nützte dies alles, wenn der Mann nicht da oder nicht zu finden war, auf den diese Merkmale paßten. Daß ich die Soldaten der Wache verdächtigt, daß die Monteure, die Klingelwerke und photographischen Apparate eingebaut, daß ich jeden Beamten in Verdacht hatte, ist ja selbstverständlich. Doch bei keinem stimmte auch nur ein einziges der wenigen Merkmale, über die ich bei meiner Spürarbeit verfügte. Mein Gehilfe, die Polizeikommissäre und ein Dutzend Privatdetektive hetzten alle Spelunken Londons ab, um nur irgendeine, wenn auch anfangs unscheinbare Spur dieses Einbruchs zu finden. Auch alles umsonst!

In den Verbrecherkneipen und Spelunken sprach man zwar viel über diesen Fall, vermutete allerlei, doch für mich war es nur nutzloses Legenden- und Mythenmaterial. Einen Aufruf der Polizei, 500 Pfund als Belohnung für die Ermittlung des Verbrechers auszusetzen, konnte ich noch im letzten Augenblick verhindern. Es wäre schade um die Plakatkosten gewesen, und man hätte den Berufseinbrechern in London allzudeutlich die Hilflosigkeit der Polizei ad oculos demonstriert.

Und jetzt hören Sie, liebe Freunde, wie ich den Verbrecher dennoch entlarvte!

Es war in der siebenten Nacht nach dem Einbruch. Ich schlief schlecht und unruhig, träumte, daß ich an der Mauerwand eines alten Schlosses mit zum Erdboden wagrecht gestellten Körper hinaufging, als ginge ich auf ebener Erde. Sie können es sicher mitfühlen, auch ein im Traum ganz merkwürdiges Gefühl. Ich wurde wach, versuchte den Traum irgendwie in einen Zusammenhang mit meinem Alltagsleben zu bringen, doch vergeblich, und schlief wieder ein. Ich träumte wieder, ich sei tief unter der Erde in einer Höhle, deren Wände und Schlupfwinkel vollgefüllt waren mit Edelsteinen, und plötzlich — ich stand



Verfolgung

mitten in der funkelnden Höhle — sagte ich zu mir selbst: Jeder Edelstein ist ein photographischer Apparat, der dein Bild festhält für alle Ewigkeit.

Hier riß der Traum ab, und dann träumte ich, ich müßte in einem Turm, der höher als jeder Berg bis in den Himmel hineinragte, eine schmale Wendeltreppe hinauf im Spiralenkreis, immer höher und höher steigen. Ich hatte plötzlich in der Hand eine starke Leine, die Wendeltreppe über mir war mit einer gewaltigen Decke übermauert und jeweilig im Drittel der Spirale stak in der Decke ein Haken, mit von mir abgekehrter aufgebogener Spitze. Ich warf die Leine von Fall zu Fall an den Haken und zog mich, die Stufen bis zum nächsten Haken überschwebend, empor. Jedesmal im Traum, wenn ich mich auf der Leine aufzog, hatte ich die Empfindung, als wäre unter mir eine grauenhafte Gefahr, die ich nur dadurch überwinden konnte

Merken Sie etwas, meine Herren?"

Der Getreidehändler schüttelte den Kopf, und der Bankier meinte:

„Ah, ich glaube zu erraten. Sie waren so nervös geworden, daß Sie selbst im Traum noch alle Möglichkeiten, wie der Verbrecher doch zu fangen sei, erwogen.“

„Ja, stimmt und mehr. Ich fuhr gleich in aller Früh wieder ins Schloß, überrannte die Wache und stürzte sofort in den Turm. Sie können sich meine Verblüffung vorstellen, als ich dort an der Decke der Wendeltreppe je im Drittelkreis der Spirale einen Haken eingelassen fand. Ich zappelte wie ein Hampelmann vor Freude, ja, vor dummer Freude, denn bald darauf sah ich ein, daß ich den Verbrecher mit dieser Entdeckung noch immer nicht hatte. Ich hatte jetzt nur herausgefunden, wie der Einbrecher sich um das automatische Klingelwerk weiter nicht zukümmern brauchte. So fuhr ich niedergeschlagen und enttäuscht wieder nach Hause. Ich fand meine Wohnungstüre offen. Wenn ich selbst vergessen, sie zu schließen, so war es das erstemal in meinem Leben. Da ich nicht zu den vergeßlichen Menschen gehöre, so war meine Annahme, daß jemand in meine Wohnung eingedrungen, berechtigt. Ich suchte die Zimmer ab, schnüffelte im Laboratorium herum, doch es fehlte nichts, alles schien mir in Ordnung.

In der Zwischenwand zwischen meinem Schlaf- und Arbeitszimmer hatte ich ein kleines Safe eingebaut. Was ich nun tat, tat ich fast unbewußt. Ich ging auf die Safe zu, holte aus der Hosentasche meinen Schlüssel, und gerade, als ich den Schlüssel anstecken wollte, sah ich, daß um das Schlüsselloch herum die Tapete verkratzt war. Ehe ich noch öffnete, war ich natürlich überzeugt, daß eben in der Zeit, als ich vorhin in der Schatzkammer gewesen, jemand in meine Wohnung eingebrochen und versucht hatte, mein Safe zu öffnen. Vielleicht war es ihm auch gelungen, ich wußte es im Augenblick noch nicht. Und sonderbar, ich öffnete das Safe gar nicht, denn schließlich festzustellen, ob es erbrochen und daraus etwas gestohlen, war mir im Augenblick gleichgültig; viel wichtiger schien mir, sofort auf die Spur des Einbrechers zu kommen. Sie sehen, ich hatte doch die richtigen Detektivinstinkte. Das erste, was ich tat, das Nächstliegende, war, daß ich mein Vergrößerungsglas nahm, an die Wohnungstür ging und mir die Fingerabdrücke an der Messingklinke ansah. Mir war's, als gäbe mir jemand eine Ohrfeige. Ich fand daran den gleichen Fingerabdruck, wie ich ihn mehrfach an den verschiedensten Gegenständen in der Schatzkammer gefunden. Ich konnte ihn sofort erkennen, denn es war daran ein ganz charakteristischer unverkennbarer Fleck, wo die Rille der Epidermis fehlte. Und jetzt erst öffnete ich das Safe, und wissen Sie, meine Herren, was ich fand: Die gestohlenen Kronjuwelen. Ich glaube, ich habe mich in diesem Augenblick wie ein sehr schlechter Schauspieler benommen. Ich schrie in Wut auf und stampfte auf den Fußboden, daß der Staub aus den Fugen aufstieg. Es war eine Gemeinheit, was der Einbrecher getan. Er wußte, daß er die Kronjuwelen nie an den Mann bringen konnte, daß kein Hehler den Mut hatte, sie abzunehmen, daß sie also auf Jahre hinaus wertloses Gut bedeuteten, und da war es ihm lieber, an mir persönliche Rache zu üben, als die Juwelen auf Jahre hinaus irgendwo versteckt zu halten. Es mußte also einer sein, den ich schon einmal gefaßt hatte. Schon wollte ich ans Telephon, um die Polizei zu verständigen, da hielt mich irgendein dunkler Drang davon ab. Ich beschloß, das Safe wieder zu schließen und den Einbrecher indirekt zu zwingen, noch einmal bei mir einzu-

brechen und sich von mir die Juwelen zu holen. Und dann erst wollte ich ihn fassen.

Mittags kam mein Gehilfe nach Hause. Ich erzählte ihm den neuen Vorfall, und nun sollte mein Gehilfe mehr Glück haben als ich. Wir standen im Laboratorium und hielten photographische Platten gegen das Fenster. Plötzlich nahm er ein Vergrößerungsglas, legte die Platte auf den Tisch und betrachtete scharf die rechte untere Ecke. „Auf dieser Platte ist der gleiche Fingerabdruck“, sagte er plötzlich zu mir. Ich schaute hin, es stimmte. Wir nahmen eine zweite Platte, auch darauf fanden wir den Fingerabdruck. Der Einbrecher hatte also unsere photographischen Platten durchgesehen, er wollte sich vielleicht vergewissern, ob er etwa damals im Turm photographiert worden sei. Wir nahmen noch mehrere Platten und fanden überall den gleichen Fingerabdruck. Wir suchten in alten Kasten nach, fanden auch hier den Fingerabdruck, bis plötzlich mein Gehilfe sagte: „Herr Holmes, bitte, drücken Sie auf diese Platte Ihren Finger.“ Ich tat's, und Sie können sich nun meinen Schrecken vorstellen, als ich hier zum ersten Male mit vollem Bewußtsein und noch dazu in dieser Situation mit ihren allzu merkwürdigen Zusammenhängen meinen eigenen Fingerabdruck betrachtete und ihn als den erkannte, den ich in der Schatzkammer, hier an meiner Messingklinke und auf den photographischen Platten gefunden. Nach den Regeln der Detektivkunst konnte kein anderer als ich selbst der Einbrecher sein.“

Der Getreidehändler lachte laut auf, und auch die anderen lachten und erwarteten einen neuen Trick des Detektivs.

„Mich wunderte es selbst, daß ich sofort das einzig Richtige tat, was zu tun war: ich bat meinen Gehilfen, mich zu hypnotisieren und mich in der Hypnose zu fragen, was ich in jener Nacht, als der Einbruch in die königliche Schatzkammer geschehen, was ich

in jener Nacht getan. Und in der Hypnose legte ich das Geständnis ab, daß ich selbst den Einbruch begangen, daß ich mich, wie ich es sieben Tage später geträumt, mit der Lassoleine über die Stufen geschwungen, daß ich rechtzeitig das automatische Licht ausgeschaltet usw. Alle Einzelheiten, alles was der Detektiv wissen mußte, hat der Gehilfe von mir in der Hypnose erfahren. Nun war es uns beiden klar. Mein Gedanke damals, wie leicht man in die Schatzkammer einbrechen könnte, hatte sich so tief in mein Unterbewußtsein eingefressen, daß er dort weiterwirkte und mich in Trance und im Trance später zur Tat trieb.

Da wurde mir offenbar, daß wir Detektive gleichsam verkehrte Verbrecher sind, daß wir in der Phantasie die Verbrechen vorweg begehen und nur zum Unterschied gegen den Tatverbrecher in unserer Seele eine Hemmung eingeschaltet haben, die nicht nur die Tat verhindert, sondern auch die Taten Gleichgesinnter und Gleichverirrter verhindern möchte.

Nun, meine Herren, werden Sie mir glauben, daß ich aus metaphysischen Gründen den Detektivberuf aufgegeben habe.“

„Was geschah denn mit den Kronjuwelen“, fragte der Getreidehändler.

„Ich packte sie in ein Kästchen und übergab sie meinem Gehilfen, der sie der Schloßverwaltung zurückbrachte.

Im Schloß weiß heute noch niemand, wer sie gestohlen. Nur mit den Herren der Kriminalpolizei hatte ich dann noch eine Unterredung, in der ich den Herren noch auseinandersetzte, was ich Ihnen, meine Freunde, soeben gesagt.

Einige Tage später unternahm ich eine Reise, die mich um die ganze Welt führte und im Grunde nichts anderes war, als eine Flucht vor dem Detektiv in mir. Ich reiste so lange, bis ich für immer alle Lust verloren, Detektiv zu sein.“

GIULIO BALBIS VERSCHWINDEN

Von Frank Heller. Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. (Mit fünf Leisten von Karl Rabus.)

Vielleicht erinnert sich jemand der Geschichte von dem jungen Georges Vautel, der Gehilfe in der Bar des Hotel des Deux Mondes in Monte Carlo war und den ungarischen Schwindler „Grafen“ Berkenczy und seine entzückende Gemahlin entlarvte. Dann wird der, der sich dessen erinnert, sich möglicherweise auch entsinnen, daß Georges Vautel, der damals sechzehn Jahre alt war, nach dieser Leistung nach Paris geschickt wurde, um sich weiter im Detektivfach auszubilden und Sherlock Holmes, Nick Carters und Nat Pinkertons Heldentaten gänzlich in den Schatten zu stellen. Wie ihm dies gelingen wird, mag die Zukunft zeigen; aber vorderhand hat er jedenfalls wenigstens in einem Fall bewiesen, daß er seit seiner Bartenderzeit nicht auf der faulen Haut gelegen ist. Es war im Sommer 1913, anderthalb Jahre nach Georges Ankunft in Paris; und die Affäre, in der er arbeitete, war das Geheimnis des Signor Giulio Balbi aus Neapel und seines unerklärlichen Verschwindens aus Nizza.

Die Personen mit dem guten Gedächtnis, an die wir eben appellierten, haben vielleicht auch noch eine Erinnerung an die Details des Falles Giulio Balbi bewahrt. Diese Details füllten seinerzeit Spalten in den französischen und italienischen Zeitungen — kein Wunder, da Signor Balbi der einzige Sohn des Inhabers von Italiens größtem Telegrammbureau, der Agenzia Balbi, war.

Georges Vautels Dienstleistung in Paris war von bunter Art. Der Mann, dem er unmittelbar unterstand, der Detektivkommissar Chassel, war ein kleiner, cholerischer Herr. Er verwendete Georges in dreifacher Eigenschaft, als Schüler im Fach, dem er nach Herzenslust dozieren konnte; als aktiver Kundschafter in den Fällen, für die Georges Naturell ihn geeignet machte; und als Blitzableiter für reizbare Launen bei Fällen, die Monsieur Chassel gegen den Strich gingen. Und in einer dreieinigen Kombination dieser Aufgaben kam Georges Vautel in den Fall Balbi hinein.

Dieser Fall begann am 2. Juni 1913 in dem Verschlag in der Rue Jerusalem, den Monsieur Chassel sein Kontor nannte. Georges Vautel saß in besagtem Kontor, damit beschäftigt, die Morgenzeitungen zu lesen, mit ihren gewöhnlichen Beschreibungen der obligaten drei oder vier Morde und Raubanfälle, die sich am vorhergehenden Tag in Paris und Umgebung ereignet hatten. Es waren gewöhnliche, einfache Bourgeoisismorde, keine Erfindung, kein Esprit.

Da kam Monsieur Chassel in das Kontor, den Strohhut im Nacken, schweißtriefend im ganzen Gesicht und sichtlich auch von innerer, nicht nur von äußerer Glut verzehrt. Er warf Hut und Stock auf eine Chaiselongue, auf der er in angestrengten Nächten sein Ruhelager hatte, und wandte sich an Georges, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte,

„Georges, ich fahre nach Nizza.“

„Ausgezeichnet, Monsieur. Ich werde auf das Kontor aufpassen.“

„Glaubst du, ja? Ich weiß schon, wie in meiner Abwesenheit aufgepaßt würde. Du bist ein fauler, unnützer Junge, Georges.“

Wenn er so spricht, dachte Georges, ist er guter Laune. Monsieur Chassel fuhr fort, während er den Rock auszog und sich neben Hut und Stock auf die Chaiselongue warf:

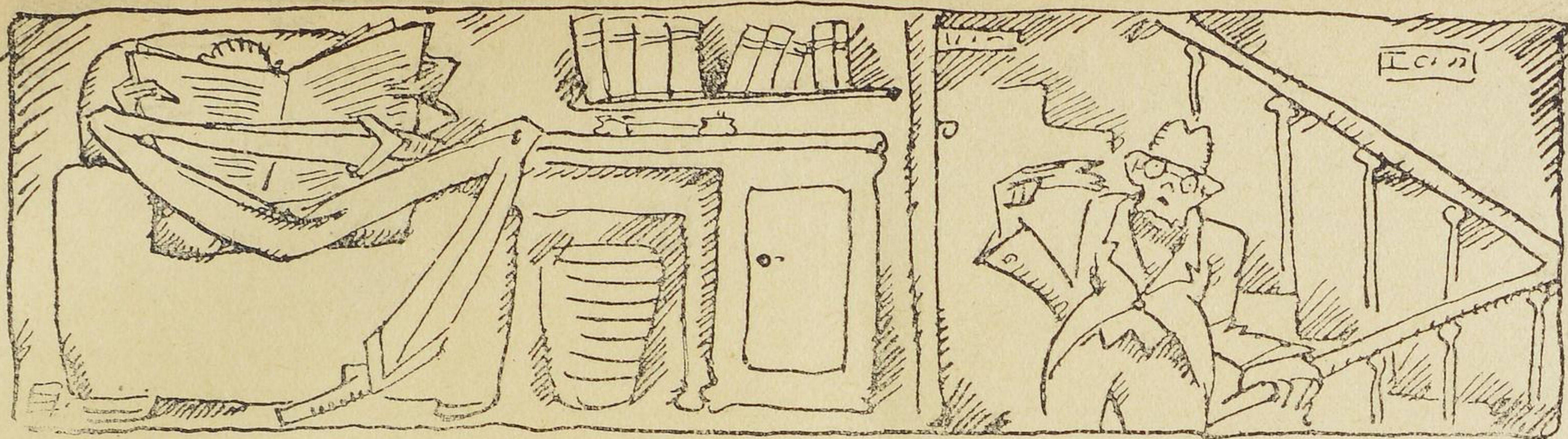
„Ein unnützer Tunichtgut, der sogar seinen eigenen Namen falsch schreibt. Vaurien solltest du heißen, Georges. Wecke mich um zwei Uhr. Dann muß mein Gepäck in Ordnung sein, die Fahrkarten nach Nizza besorgt sein und ein Auto vor der Türe stehen.“

„Fahrkarten, Monsieur? sagte Georges.“

„Für dich und mich, verstehst du nicht? Du bist ein fauler, unnütz“

Monsieur Chassels Ansprache endigte mit einem Schnarchen, und Georges setzte seinen Strohhut mit erregten Gefühlen auf. Er sollte mit nach Nizza! Sein Chef brauchte seine Hilfe.

Am nächsten Morgen gegen sechs Uhr stiegen sie auf dem Nizzaer Bahnhof aus, und eine Stunde später hatte Monsieur Chassel auf eigene Faust seine Nachforschungen in der Affäre



begonnen, für die die Nizzaer Polizei Hilfe aus Paris verlangt hatte — Giulio Balbis Verschwinden. Georges hatte Order, daheim im Hotelzimmer zu bleiben, und parierte auch bis zum Nachmittag, wo er aus dem Hotel (Terminus) hinausschlüpfte, quer über den Bahnhofplatz zu einem Kiosk, um alle erreichbaren Zeitungen zu kaufen. Es wurde drei, vier, fünf Uhr, und Monsieur Chassel blieb weiter unsichtbar. Georges las sein ganzes Zeitungspaket durch. Aber er brauchte kaum mehr als das erste seiner Blätter zu lesen, um über die Ursache seiner und Monsieur Chassels Reise nach Nizza im klaren zu sein. Zehntausend Franken Belohnung für Aufklärungen über das Schicksal des Signore Giulio Balbi aus Neapel, Zwanzigtausend für seine Herbeischaffung, tot oder lebendig! Bon Dieu! Georges las seine Zeitungen mit einer Aufmerksamkeit, die über alles Lob erhaben war. Aber das Resultat seiner Aufmerksamkeit entsprach nicht der Mühe, die er dafür opferte.

Alle Zeitungen hatten nur dieselben Fakten mitzuteilen — — dasselbe Faktum, konnte man sagen. Signor Giulio Balbi aus Neapel, zu gelegentlichem Besuch in Nizza, wohnhaft im Hotel des Palmiers, nahm Samstag, den 31. Mai 1913, sein Mittagessen im Café de Régence ein, in Gesellschaft seines Vaters, des bekannten Inhabers der Agenzia Balbi, seiner Mutter und einer Verwandten. Gegen halb neun Uhr erhob sich der junge Signor Balbi vom Tische. Man sah ihn in das Vestibül des Cafés gehen, wo er nach Aussage des Portiers seinen Strohhut holte, aber seinen Überrock hängen ließ. Mit den Worten: „Komme in einer Minute wieder,“ verschwand er auf der Straße. Der Portier sah ihn nach links einbiegen und war vollkommen überzeugt, daß die Straße im Augenblick menschenleer war. Keine Spur über diese Tatsachen hinaus war

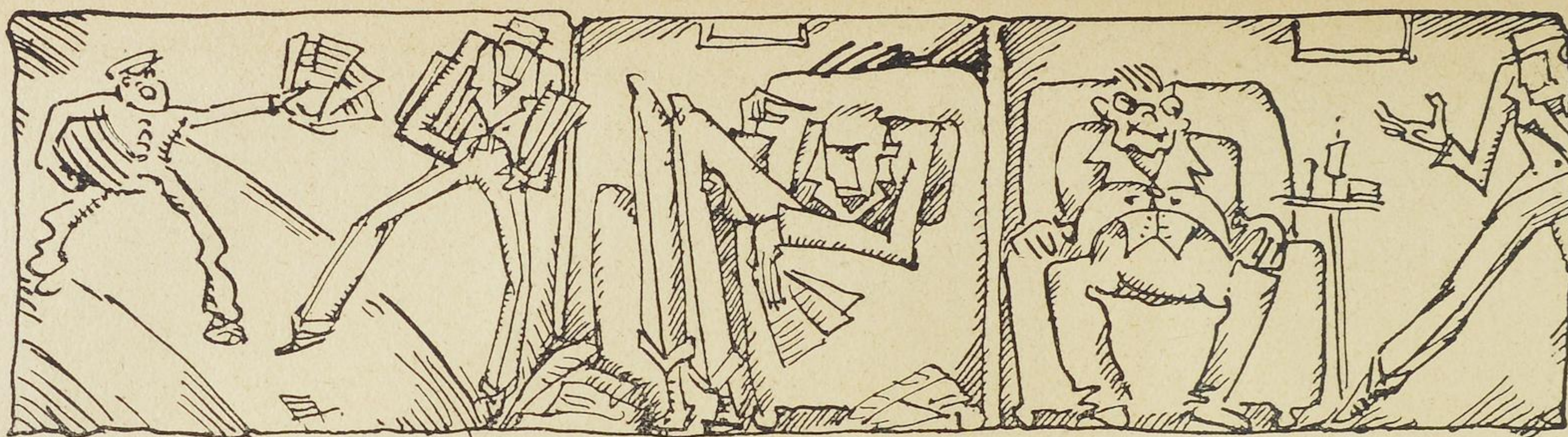
in den Verhören, die in der Sache abgehalten wurden, zutage gekommen. Signor Giulio Balbi war nicht nur nicht zu seiner Gesellschaft zurückgekehrt, wo man bis halb elf auf ihn gewartet hatte, bis man die Polizei alarmierte, sondern er hatte überhaupt kein Lebenszeichen von sich gegeben, seit er seinen Strohhut aus der Garderobe des Cafés de Régence abgeholt hatte. Nicht genug damit: Nizza ist eine ziemlich große Stadt, und es ist schon öfter als einmal vorgekommen, daß Leute in Hintergäßchen gelockt und ausgeplündert oder ermordet wurden. Aber dann hat man doch wenigstens die Leiche oder Kleidungsstücke des Betreffenden gefunden. Von Signor Balbi war nicht ein Handschuhknopf zum Vorschein gekommen, trotzdem man die umfassendsten Nachforschungen an der ganzen Riviera angestellt hatte. Konnte er zu Erpressungszwecken entführt worden sein? Von keiner Seite war etwas Derartiges verlautet. Niemand hatte davon gehört, daß er sich für das andere Geschlecht interessierte. Und mit seiner Familie stand er auf dem besten Fuß. Also?! — — —

Georges setzte seine Studien mit gerunzelter Stirn bis zum Einbruch der Dämmerung fort. Es verging Stunde um Stunde, und Georges hatte zu Mittag gegessen und Georges hatte Kaffee getrunken, als endlich gegen halb neun Uhr abends — dieselbe Zeit, zu der Signor Balbi vor drei Tagen verschwunden war — die Tür aufgerissen wurde und Monsieur Chassel hereinkam.

Er war miserabler Laune.

„Hol' der Teufel Italien, die italienischen Zeitungen und alle Italiener!“ brüllte er, indem er sich auf das Sofa warf und das Gesicht abtrocknete.

„Hat er auch Signor Balbi geholt, Monsieur?“ fragte Georges mit demutvoller Stimme.



„Das wäre wenigstens eine Erklärung für das Verschwinden dieses Schlingels“, murkte Monsieur Chassel. „Vermutlich die einzige, die wir kriegen können. Hol' der Geier die ganze Bagage! Den jungen Signor Balbi suchen, während die Presseagenten seines Vaters uns täglich in fünfhundertneunzig Zeitungen den Buckel voll schimpfen — vergnüglich, was, Georgels? Hol' sie der Teufel!“

Er hat Georgels gesagt, dachte Georges. Er ist in besserer Laune, nachdem er sich ein bißchen ausgetobt hat.

„Monsieur“, begann er, „Monsieur Chassel! . . .“

„Nun, also, was?“

Georges zögerte einen Augenblick und rückte dann mit offenem Visier vor. „Kann ich nicht sehen, ob ich nicht etwas in der Sache tun kann?“

Monsieur Chassel setzte sich auf dem Sofa auf und sah Georges zwei Minuten mit offenem Munde an. Dann erst gelang es ihm hervorzustottern:

„Du! . . . Du! . . . Georges Vautel, mein junger Freund, hast du den Sonnenstich, oder solltest du in dem jugendlichen Alter von sechzehn Jahren zu trinken begonnen haben?“

„Siebzehneinhalb“, protestierte Georges, während Monsieur Chassel seine Tirade fortsetzte:

„Du willst etwas in dieser Sache machen? Du! Wo die Nizzaer Polizei versagt hat. Wo sie sich nicht anders zu helfen weiß, als mich aus Paris holen zu lassen. Wo der Teufel selbst im Spiel — — —.“

Er pausierte einen Augenblick, um Atem zu holen, und Georges nützte die Gelegenheit, um einzuwerfen:

„Aber dann bedeutet es ja nichts, wenn es auch mir mißlingt. Niemand kennt mich, und

wenn es mir gelingt, haben Sie, Monsieur, die — — — — —.“

„Wenn es dir gelingt! Gütiger Gott! Wenn du nicht verrückt bist! Mach', was du willst!“

Monsieur Chassel sank wieder auf die Chaiselongue, Georges hatte im selben Augenblick den Strohhut aufgesetzt und war im nächsten mit einem raschen Dank zur Türe hinaus.

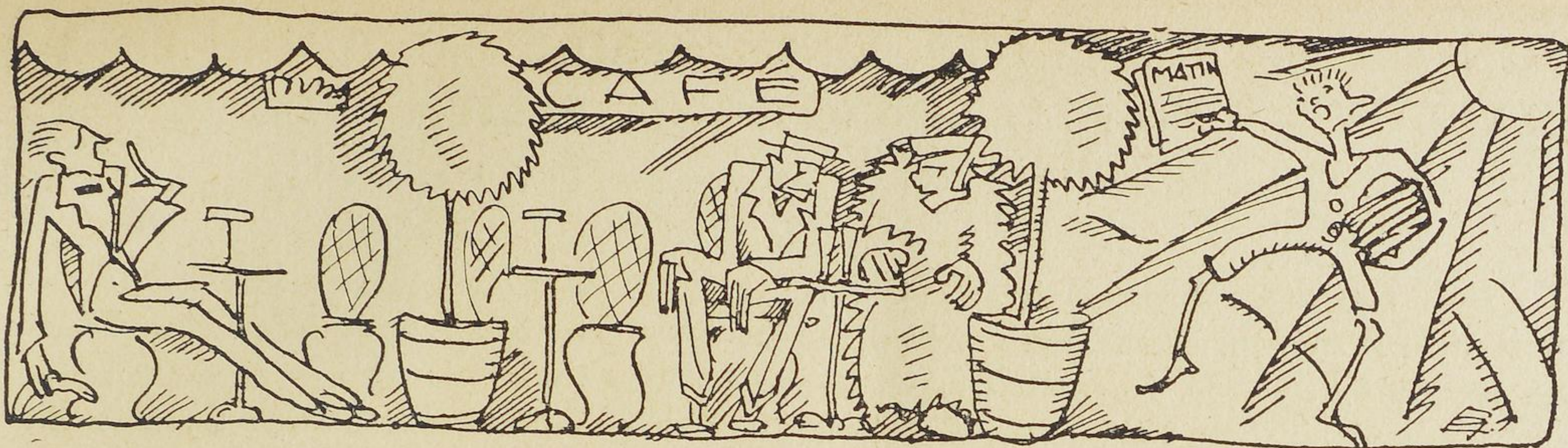
— — — — —

Das Hotel des Palmiers kannte Georges aus früheren Zeiten. Georges machte einen Bogen um den Eingang, aber der Portier war ihm unbekannt. Beim Frontangriff abgeschlagen, machte er eine Tour zum Hinterhaus und hatte sofort mehr Erfolg. Der Autobuschauffeur entpuppte sich als sein alter Bekannter, als der Sohn Louis des Konstablers Bofini. Georges schüttelte ihm die Hand.

„Du hier, Louis?“ „Wie du siehst, Georges, und Hotelchauffeur, mein Junge. Aber was machst du hier in Nizza?“ „Du bist ein Glückspilz“, sagte Georges bewundernd. „Hotelchauffeur! Ich danke! Sauglück! Ich kann mich in Paris abschinden.“ „Was hast du nur für eine Arbeit, Georges?“ „Sitze im Kontor bei einem Monsieur Chassel.“ „Kontor? Ist er Geschäftsmann?“ „Nein — das eigentlich nicht. Jurist, könnte man eher sagen.“

Georges vermied mit der Erfahrung, die man in seinem Beruf erwirbt, das Wort Detektiv. Louis, der ihm kaum zuhörte, putzte die Knöpfe an seinem Ärmel und deutete auf das Auto. „Willst du aufspringen, na? Das wird dir Spaß machen, und mit dem Zug kommen ohnehin nie Leute.“

Georges beeilte sich, der Aufforderung seines Kameraden nachzukommen. Es zeigte sich, daß der Zug keine Gäste für das Hotel des Palmiers hatte; und nachdem das Auto wieder in der Garage war, zog Georges seinen



wiedererworbenen Freund in das nächste Trottoircafé, wo er zwei Bock bestellte und nach einer Weile noch zwei. Dann eröffnete er vorsichtig den Angriff. „Feine Leute jetzt im Hotel, Louis?“ „Tote Saison, Georges! Fünfzehn, zwanzig Gäste. Ich will wetten, daß du sogar von einem der Gäste gehört hast.“

„Ich wette um einen Bock, daß nein.“ „Topp! du verlierst dein Bier, Georges.“ „Oder hast du vielleicht nicht von Monsieur Balbi aus Neapel gehört?“ „Balbi — laß mich sehen . . . Wart' ein bißchen — Balbi, war das nicht der, der . . .“ „vor drei Tagen aus dem Café de la Régence verschwunden ist. Ja, mein Alter, freilich. Du hast deinen Bock verloren, wie ich dir gesagt habe!“

„Fichtre!“ rief Georges und bestellte, während Louis ihm alle Details erzählte, die er schon aus den Zeitungen kannte, nicht mehr und nicht weniger. Dann griff er wieder selbst in den Gang der Ereignisse ein. „Verflixt merkwürdige Geschichte, Louis! Und zwanzigtausend Franken Belohnung! Nom d'un nom! Es kribbelt einem in den Fingern, was? Du siehst wohl die Familie?“ „Jeden Tag. Ich fahre manchmal mit ihnen aus. Ihr Chauffeur ist krank.“

„Wie sehen sie denn aus, Louis?“ „Hm, wie willst du, daß sie unter solchen Umständen aussehen?“

„Verzweifelt natürlich?“ „Jagewiß, das heißt . . .“ „Das heißt?“ „Das heißt, hauptsächlich der Alte.“ „Aber geh! Man sollte eigentlich glauben, daß Monsieur Balbis Mutter . . .“ „Die ist schon ebenso verzweifelt, Georges, aber es zeigt sich nur in anderer Weise. Du sollst nur hören, in was für Ausdrücken sie von Frankreich und der französischen Polizei spricht. Manchmal ist es so, daß ich beinahe zornig werde.“

„Manchmal, Louis? Du solltest dich schämen, sacrebleu! Wenn du auch ein

Halbitaliener bist“ „Georges, nimm dich in Acht!“ „Ich habe es nicht böse gemeint. Nur, daß diese Mdme. Balbi es wagt, solche Ausdrücke über Frankreich zu gebrauchen. Welchen Beweis hat sie denn, daß es französische Verbrecher sind, die ihren Sohn entführt haben?“ „Nein, das hat sie ja nicht. Und . . . und . . .“ „Was? Es ist so verdammt lustig, Georges, wenn ich daran denke. Aber es erklärt vielleicht, warum sie eine solche Wut auf uns hat.“ Diesmal hat er „uns“ gesagt, dachte Georges, zufrieden mit seinem Erfolg als patriotischer Agitator. „Na?“ sagte er. „Was kann also erklären, daß sie eine solche Wut auf uns hat?“ „Sie ist gar keine rechte Italienerin, Georges. Sie ist eine österreichische Italienerin.“ Eine kleine Idee kreuzte blitzschnell Georges Hirn und ging in den inneren Anblick eines großen, schönen Schecks auf den Crédit Lyonnais über — oder wer weiß — vielleicht eines noch größeren auf die Banca d'Italia?

Er stellte Louis noch ein paar Fragen und kehrte dann in sein Hotel zurück. Monsieur Chassel schnarchte bereits friedlich im Nebenzimmer.

Er war es jedoch, der Georges am nächsten Morgen gegen sieben Uhr weckte: „Na, Georges, du hast wohl Monsieur Balbis Räuber gefangen! Er sitzt wohl schon hinter Schloß und Riegel?“ „Nein Monsieur,“ sagte Georges höflich, „noch nicht.“ „Noch nicht! Haha! Das ist vortrefflich, vortrefflich! Du hast ihm also noch nicht Handschellen angelegt?“ „Nein, Monsieur.“ „Aber du hast wohl irgendeinen Verdacht, wer es ist?“ „Ja, Monsieur.“ „Haha! Das ist wirklich ausgezeichnet. Hahaha. Na?“ „Ich möchte es lieber noch nicht sagen, Monsieur, später. . .“ „Wähle deine Zeit, Georges. Nun, es kann dich aber wohl bei all deinem Scharfsinn interessieren, zu hören, daß man Nachrichten von Monsieur Balbi hat!“

(Fortsetzung folgt.)

VON EINEM TANZMEISTER, EINEM STALLKNECHT UND EINEM DETEKTIV — UND ALLES DIES VOR HUNDERTFÜNFZIG JAHREN

Von Alf von Czibulka. (Mit zwei Zeichnungen von Otto Linnekogel.)

In jenen gottseligen Zeiten, in denen es einem ehrlichen Christenmenschen noch nicht allzu schwer gemacht wurde, feiste Reisende auszuplündern, die in ihren Geldsäcken vergraben, in ächzenden Postchaisen über Land fuhren, begab sich jene zum Himmel schreiende Niederträchtigkeit, die geeignet ist, einem den Glauben an die Ehrlichkeit der Menschen für immer zu nehmen. Eine Niederträchtigkeit, die die würdige Großmutter aller jener Hinterlist, Falschheit und Praktiken, wie falsche Bärte, künstliche Gaunervisagen und betrügerische Maskeraden war, deren sich die Detektive — welche unsympathische und nichtsnutzige Menschensorte es damals noch nicht gab — bedienen, um anständige Leute bei einem Berufe, der ebenso gut wie jeder andere ist, zu stören. Wenn einem eine so unchristliche Störung in einem andern Gewerbe widerfährt, so läuft man zu Gericht und der Mann wird wegen Erwerbsstörung eingesperrt, gerädert und gehenkt. Aber gerade bei diesem anständigen und gewiß sauren Handwerk des Straßenraubs wird der Gestörte geköpft und gepfählt. — Ich frage: Ist das Gerechtigkeit?

Doch davon wollte ich ja gar nicht sprechen. Aber manchmal geht einem der Ärger durch wie ein Gaul, den eine Wespe unter den Schwanz piekt. — Also in jenen gottseligen Zeiten — ach so, das sagte ich schon — — kurz und gut, vor etwa hundertundfünfzig Jahren (auf ein paar Jahre auf oder ab kommt's ja wohl nicht an) betrieb ein sehr ehrenwerter Mann auf irgendeiner Landstraße das Handwerk der Wegelagerei mit allem Eifer und der Umsicht, ohne die kein Beruf auch nur einen Heller wert ist. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, ob jene Landstraße — sozusagen die Werkstatt jenes Mannes — durch die böhmischen Wälder, über die Abbruzzen oder quer durch eine englische Grafschaft führte. Ebenso wenig entsinne ich mich seines Namens. Kann sein, daß er Claude du Valle, Tom Buckelay oder Kapitän Hind hieß oder sonst einen ehrlichen Räubernamen führte. Eines aber ist gewiß, daß er einem vornehmen Hause entstammte. Wobei

es wohl wenig zu bedeuten hat, daß er das Malheur einer Kammerzofe jenes edlen Hauses war, die sich — wie man so zu sagen pflegt — mit dem Pastetenkoch Ihrer Durchlaucht vergessen hatte. Was aber hinwiederum den beiden nicht zur Last gelegt werden kann, da sie sich eines Nachts durch irgendein widriges Geschick in demselben Bette trafen.

Claude du Valle, Tom Buckelay oder wie er heißen mochte, machte auch seiner vornehmen Abstammung durchaus Ehre, was nachstehende Begebenheit klar und deutlich erweisen wird, die obendrein die Niedertracht, durch die seiner glorreichen Laufbahn ein Ende gesetzt wurde, in einem Schwarz erscheinen läßt, dessen Tiefe gar nicht zu beschreiben ist.

Ein gemästeter Viehhändler fuhr eines Abends, begleitet von seiner Perücke, einem kostbaren Stock mit einem großen goldenen Knauf, tausend guten Dukaten und seiner Tochter, in einer Reisekutsche durch die Werkstatt jenes ehrlichen Mannes, dessen Namen mir, wie ich erwähnte, entfallen ist. Wohl um den Anschein über Land fahrender Musikanten zu erwecken, blies der Händler, dem die Gegend nicht geheuer erscheinen mochte, auf einer Flöte.

Der ehrliche Mann, der inmitten schwarzer Wälder und brauner Heiden seine Werkstatt betrieb, liebte wie alle großen Herrn — es schon ihrer Reputation zuliebe tun — die Musik. Und so bog er aus einem dunklen Forste, in dem er sein Schläfchen gehalten hatte, auf die Landstraße und trabte, ein Liedchen pfeifend, auf die Reisekutsche zu, um zu sehen, wer da so kreuzfidel durch seinen Laden fahre. Da er es mit seinem Berufe ernst nahm und säuberliche Listen über alle seine Kunden und solche, die es werden könnten, führte, so wußte er auch allsogleich, wen er vor sich habe. Aber weil er ein erfahrener Mann war und daher bedachte, daß der Händler und der Bürgersmann sich alle seine Tage danach sehnt, ein Edelmann zu werden, so sprach er: „Herr Baron! — Da Ihr so einzig auf der Flöte blasen könnt, so versteht Eure Dame wohl sicherlich zu tanzen, und wenn



Ihr mir die Erlaubnis gebt, so will ich gern an diesem schönen Abend ein Tänzlein mit ihr wagen. Wenn Ihr dazu flöten wollt', so wär' es um so schöner."

Der Reisende gewährte es. — Daß der Reiter bei seiner Anrede an seine Terzerolen griff, ist wohl nur eine böswillige Erfindung oder aber, wenn es wahr sein sollte, durchaus natürlich. Denn wo andershin, sage man mir, soll man mit der rechten Hand greifen als an den Gürtel, wenn man mit der linken Stangen- und Trensenzügel führt.

So tanzten der Reiter und die Jungfer im Abendschein. Und der Vater blies dazu. Aber der Reiter hatte Mühe mit seiner Dame, die alle Augenblicke lang einen falschen Schritt machte und immer aus dem Takte kam. Und so war es nur ganz natürlich, daß er, als er das Jüngferlein wieder zu seinem Vater brachte, zu ihm sprach: „Herr Baron, ich hatte mit der gnädigen Baronesse, deren Tanzkunst noch nicht so vollkommen wie ihre Schönheit ist, nicht wenig Mühe, und so wäre es nur recht und billig, mich für die Tanzlektion gebührend zu bezahlen.“ Eine Pferdebremse setzte sich, während er so sprach, auf den Knauf seiner Pistole und er griff nach ihr, worüber übelwollende Leute wieder den Schnabel wetzen werden.

Der Händler, der wohl wußte, daß jeder Dienst seine Bezahlung heische, griff unter den Wagensitz, zog einen Beutel mit 100 Dukaten hervor und gab ihn dem ehrlichen Mann, der, wie wir sahen, trotz aller seiner Arbeit auch noch das Geschäft eines Tanzmeisters betrieb.

Mit einer höflichen Verbeugung, er war ja aus einem vornehmen Hause, nahm dieser den Beutel und sprach: „Sie sind außerordentlich generös, Herr Baron, und ich danke für Ihre Gabe. Im übrigen sind 100 freiwillig gegebene Dukaten mehr wert als 1000, die man einem toten Manne abnimmt, darum behalten Sie die übrigen 900.“ — Sprach's, schwang sich aufs Pferd und ritt davon.

Hat man je solch' einen Ehrenmann gesehen?

Und darum wird jeder dicke Tränen weinen, der nun erfährt, welcher Undank jene ritterliche Tat lohnte.

Claude du Valle, Tom Buckelay, Kapitän Hind, oder wer in aller Welt er war, betrieb sein Gewerbe mit immer größerem Fleiß und Umsicht, so daß keine Postkutsche, kein Reisewagen, kein über Land trabender Reiter unbedient aus seiner Werkstatt kam. Die Obrigkeit fluchte das Blaue vom Himmel, die Handelsleute raufte sich die Haare, und die Soldaten, die ihn fangen sollten, lagen unter den Tischen der Wirtshäuser.

Da erbot sich eines Tages just der Stallknecht jenes Viehhändlers, dessen Tochter um billiges Geld zu einer Tanzlektion gekommen war, den Tanzmeister zu fangen.

Geleitet von den Segenswünschen der Obrigkeit, der Kaufleute und jenes unwürdigen Mannes, der sozusagen ganz unverhofft 900 Golddukaten auf offener Landstraße geschenkt bekommen hatte, trabte er an einem Morgen auf einem Gaul, der einem Sägebock ähnlicher als einem Pferde sah, gegen die Werkstatt des ehrlichen Mannes. Seine Jammergestalt hatte

er in eine zerschlossene Livrée gesteckt, daß er anzusehen war, wie der Reitknecht eines verarmten Landjunkers, der auszieht, um mit den letzten Talern die hartnäckigen Gläubiger seines Herrn zu besänftigen. — Er war kaum eine Viertelmeile auf der braunen Heide, allwo das Jüngferlein so unversehens zum Tanz gekommen war, auf seinem Zottelbär einher gewackelt, als der Besitzer der Werkstatt plötzlich aus einem Walde sprengte und zu ihm sprach: „Ehe du diese Straße weiter ziehst, mußt du Maut bezahlen und da ich nach deinem Aussehen schließe, daß du nicht allzu viele Taler im Beutel hast, so gib gleich alle her!“

„Ach Herr,“ jammerte der Bursche und rang die Hände, „das Geld gehört meinem Herrn Junker, ich soll damit Schulden bezahlen und wenn ich's verliere, so schießt er mich entzwei.“

„Was kümmert mich dein Junker!“, schrie der Tanzmeister und hielt ihm zwei kurze Terzerolen unter die Nase. „Entweder gibst du mir die Taler oder ich nehme sie mir selbst. Aber bevor ich das tue, hast du zwei Kugeln in deinem Kürbiskopf.“

„Ja Herr, wenn es nicht anders geht“, sagte der Stallknecht und schlotterte mit den Kinnbacken, daß es wie das Klopfen eines Spechtes klang. „Da habt Ihr das Geld.“

Der ehrliche Mann nahm die Mautgebühr und wendete sein Pferd, um in den Wald zu reiten, woher er gekommen war.

Da rief der Bursche: „Herr Baron, mein Herr zieht mir auch noch das Fell über die Ohren, wenn ich ihm nicht wenigstens den Beweis erbringe, daß mir Euer Hochgeboren das Geld genommen haben. Seht, ich will meinen Rock

an diesen Ast hängen, habt Erbarmen mit einem elenden Knecht und schießt mir doch eine Kugel durch den Wams.“

„Wenn's weiter nichts ist“, brummte der Tanzmeister, stieg wie der Bursche vom Roß und band es neben dem grasfressenden Sägebock an, „so will ich dir den Gefallen tun“.

„Ach ja, tut es“, winselte der Stallknecht und stand auf zitternden Beinen neben dem ehrlichen Manne. Der zielte und schoß.

„Und jetzt noch eine durch den Hut! Ihr kennt ja meinen Herrn nicht, der prügelt mich sonst tot“, bat der Bursche und hängte den Hut an den Ast.

„Tölpel!“ schrie der Tanzmeister und schoß nach dem Hut. „Willst du noch etwas?“

„Ach ja, lieber Herr,“ antwortete der Bursche und zog zwei doppelläufige Pistolen, „meine Taler und Euch selbst, denn Eure Terzerolen sind ausgeschossen, ich aber habe noch vier Kugeln in den Läufen, die ich Euch auf Euren Pelz brennen will, wenn Ihr nicht sogleich Euer Pferd nehmt und manierlich vor mir hermarschiert.“

Wütend stürzte sich der Tanzmeister auf ihn los, aber vier Löcher, die ihm vor den Augen tanzten und schwarz wie die Hölle waren, brachten ihn zum Stehen. Und so band er sein Pferd los und marschierte gehorsam vor dem Verräter her.

Am Abend begrüßte in der Stadt das Spottgeschrei der Menge, die ja immer nur den Wehrlosen höhnt, den ehrlichen Mann.

Und wieder frage ich: müßte diese Geschichte nicht recht eigentlich unter dem Titel: „Undank ist der Welten Lohn“ in den Lesebüchern aller Schulen stehen?





D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

D I E P E R Ü C K E

(Mit einer Zeichnung von Karl Ritter.)

Daß in England oft Männer vom feinsten Stand und von der besten Geburt, wenn Spiel, Ausschweifung oder Unfälle sie in Verlegenheit setzen, die Landstraße bereisen und dem ersten besten Reisenden ihre (oft ledige) Pistole vorzuhalten pflegen, das ist eine längst bekannte Sache. Einst hielt einer von diesen Highwaymen einen reichen Wollhändler an; zwang ihn, der auf einen solchen Vorfall ganz unvorbereitet war, nicht bloß mit einem Paar Guineen, sondern mit einer ziemlich ansehnlichen Banknote sich zu lösen, bedankte sich höflich und sprengte davon.

Der Räuber, dem mit mancher Rücksicht daran gelegen sein mochte, unerkant zu bleiben, hatte unter anderen Hilfsmitteln auch einer schwarzen Perücke sich bedient, die fast sein ganzes Gesicht verdeckte. Jetzt war er kaum einige hundert Schritte von dem Orte seines Fanges entfernt, als er diese Haarhaube wegwarf und weiter eilte, ohne für deren ferneres Schicksal besorgt zu sein. — Die Straße, wo dies geschah, gehörte nicht zu den sehr besuchten Straßen Englands; die Perücke war überdies noch auf einen Nebenweg hingeschleudert worden; sie lag daher ein ziemliches Weilchen, eh' sich ein Liebhaber dazu fand. Aber endlich kam der einzige Sohn eines reichen Esquire, dessen väterliches Gut in der Nähe war, geritten, sah sie, hob sie aus Neugier mit seiner Reitgerte empor und kam durch ein unglückliches Ungefahr auf den Einfall, sich einen Spaß damit machen zu wollen.

„Wenn ich dies Geniste“, dachte er bei sich selbst, „aufsetzte, so würde mich vielleicht

unser eigenes Hausgesinde, wohl gar meine leibliche Schwester nicht kennen, Ich habe ja nicht weit bis heim! Was tut's, ich will's versuchen.“ — Er setzte sie auf und ritt ganz gelassen weiter.

Ehe er auf seines Vaters Grund und Boden kam, mußte er noch die Landstraße durchschneiden und sowohl bei einem Schlagbaum als auch einem Zollhäuschen vorbei, wo Wegegeld entrichtet ward. Er tat dies, unbekümmert wegen der Leute, die er dabei stehen sah; aber desto mehr bekümmerten sich diese um ihn. Denn siehe da, durch einen neuen unglücklichen Zufall hielt hier in eben diesem Augenblick jener vor kurzem erst beraubte Wollhändler an und erzählte einigen von ungefähr angetroffenen Bekannten sein trauriges Abenteuer. Jetzt, als er im besten Erzählen unseren jungen Esquire dahertraben sah und auf seinem Kopfe jene Perücke erblickte, die er nur allzu gut sich gemerkt hatte, unterbrach er sogleich seine Erzählung und rief hastig: „Ei, seht da! Unser Highwayman! Greift ihn! Greift ihn!“ — Seine Gefährten, getäuscht wie er, legten sofort Hand an. Ehe der arme bestürzte Jüngling nur ein Wort reden konnte, war er auch schon vom Pferde heruntergezogen. Es half nichts, daß er sich zu erkennen gab; nichts, daß der Zolleinnehmer selbst nun für ihn und seine Unschuld Leib und Leben zu verpfänden sich erbot; nichts, daß von allen geraubten Stücken auch nicht ein einziges bei ihm zu finden war. Der Wollhändler blieb dabei, er erkenne seinen Räuber in ihm. Das Begehren der Verhaftung mußte ihm gewillfahrt werden, und der peinliche Prozeß nahm seinen gewöhnlichen Lauf.

Der Sachverwalter des jungen Esquire tat alles mögliche, um die Schuldlosigkeit seines Klienten ins helle Licht zu setzen. Man gab ihm durchgehend das vorteilhafteste Zeugnis. Aber wegen der verdächtigen Viertelstunde konnte er doch durch keinen Zeugen sich rechtfertigen.

Der Wollhändler, auch ein sonst unbescholtener Mann, beharrte auf seiner Aussage: legte den Eid darauf ab und die zwölf Geschworenen sprachen das fürchterliche „guilty“ aus.

In England, wie bekannt, werden alle Gerichtshandel bei offenen Türen geführt. Bei dem gegenwärtigen Verhör war der wahre Täter vom Anfang bis zum Ende Zuschauer gewesen, hatte aber weislich geschwiegen, bis der Ausspruch der Geschworenen gefällt war. Jetzt trat er hervor, wandte sich zum Richter und sagte: „Der Kriminalprozeß sei zwar ganz ohne Parteilichkeit, ganz ohne Verletzung irgendeines Gesetzes geführt worden, doch scheint es ihm, als hätten Kläger und Geschworene zu viel auf den Punkt mit der Perücke geachtet. Wenn es ihm erlaubt sei, getraue er sich, dieses sofort durch ein augenscheinliches Beispiel zu beweisen.“ — Der Richter, der nichts eifriger wünschte, als seinen Angeklagten retten zu können, gab diesem neuauftretenden Sachverwalter gern Erlaubnis, seinen Beweis zu führen und ließ ihm die Perücke reichen, die während des ganzen Handels dagelegen hatte.

Er stürzte sie auf, indem er dem Wollhändler den Rücken zukehrte. Dann aber wandte

er sich schnell zu ihm um und mit eben dem Blick, dem Ton, der Gebärde, der Drohung in Hand und Worten rief er: „Deine Börse her, Elender!“

Kaum sah dieser so plötzlich jenes Original vor sich stehen, das ganz ein Dacapo mit ihm spielte, als er auch augenblicklich seinen bisherigen Irrtum und seinen wahren Feind erkannte. — „Gott verdamme mich (schrie er auf), ich habe mich betrogen; dieser hier ist mein Spitzbube!“

Aber ebenso rasch war jener mit dem schwarzen Stutz wieder herunter und wandte sich lächelnd zum Richter. — „Ew. Herrlichkeit sehen nun, wie verdreht dieser gute Mann durch die Perücke gemacht wird; kaum sieht er mich in ihr, mich ganz Unschuldigen, mich, der ich so lange völlig unbemerkt dicht vor seinen Augen stand, so bin ich sogleich seinen Gedanken nach der Räuber. Bei Gott, ich glaube, er hätte Ew. Herrlichkeit ein gleiches Kompliment gemacht, wenn Sie eher eben den Einfall gehabt hätten! Wenigstens aber hat er jetzt seinen Eid widerrufen und den Beklagten freigesprochen.“

Nach englischen Gesetzen galt wirklich über diesen Punkt keine Frage mehr, und ebensowenig konnte er nach einem schon geleisteten falschen Eide noch einen neuen schwören, oder irgendeine Klage gegen seinen mutmaßlichen wahren Räuber anheben. Zumal, da gegen diesen nicht der geringste übrige Verdacht obwaltete. Der Esquire kam los; der Sachverwalter verschwand wieder.

(Aus: Meißner; Kriminalgeschichten, Wien 1796.)

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter.

Frank Heller: Herrn Collins Abenteuer. Roman. Thespis-Verlag, München 1919. Die Abenteuer des Herrn Collin, dieses famosen Rechtsanwalts, Escamoteurs von Mündelgeldern, Erzspitzbuben und Komikers von Rang und Neigung, jagen den Leser von Lachkrampf zu Lachkrampf, und es ist für das Zwerchfell eine erschütternde und recht eigentlich schmerzhaft Affäre, bei der Lektüre seinem Herrn zu dienen. — Sollte aber einer glauben, daß am Schlusse dieser Erzählung der lebenswürdige Gauner,

wie es sich in einer richtigen Detektivgeschichte gehört, in die Arme der Gerechtigkeit und des Detektivs stürzt, der — jeder Zoll ein Filmstar — ihm den Browning unter die Nase hält, so irrt er sich. Nein — Collin entleibt sich vor der Verhaftung, denn er ist ein Mann, der etwas auf sich hält. Er stirbt, er stirbt wahrhaftig, unter Hinterlassung von zwei rührenden Abschiedsbriefen. — Daß er im nächsten Buche wieder aufersteht und weitergaunert, das ist eine andere Sache, aber die verrate ich nicht. Cz.

Alter deutscher
Weinbrand

Asbach „Uralt“

Rüdesheim
am Rhein

Anders Hjärnstedt „Auf Tod und Leben“, Novellen. Verlag von Ferdinand Aker, Wolfach (Baden). Es ist ein in seiner Aufmachung bescheidenes, fast möchte man sagen anspruchsloses, Büchlein. Aber wenn man es gelesen hat, wünscht man es gerne in die Hände recht vieler Leser. Es ist wirklich ein Dichter, einer von unserer stillen, ungeheuer phantasiebegabten und an Stimmungs-Variationen reichen süddeutschen Art (Schwabe?). Einer von denen, die noch gutes Deutsch, nicht Schwulst

schreiben und bedingungslos spannende Begebenheiten dichten können. Erschütternd ist die Novelle „Die Hexe“; einen Höhepunkt aber stellt für mein Urteil „Der Trottel“ dar. Hier sind stärkste Mitgefühle erweckt und ein Innerstes in der Seele des Lesers empört und aufgewühlt. Ich glaube, es wird keiner das Buch, das gegebenenfalls auch auf Wirkungen nicht verzichtet, weglegen, ohne es von der ersten bis zur letzten Seite gelesen zu haben. Dr. W.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Karl Ritter

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt München, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

MITTEILUNGEN AUS DER GESCHÄFTSWELT

Sommer-Tanzabende und Gartenfeste leben wieder auf, um der Jugend für die vielen durch den Krieg entgangenen Winterfreuden einigen Ersatz zu bieten. Die Frage, wie man sich bei solchen Anlässen elegant und geschmackvoll kleidet, wird in trefflicher Weise in dem soeben zur Ausgabe gelangten Juli-Doppelheft der „Wiener Mode“ leicht gelöst.

Eine Fülle entzückender Modelle von Sommer-Tanzkleidern, Neuheiten letzter Schöpfung, Hüte, duftige Sommer- und

Backfischkleider, Kinderanzüge und Wäsche von der einfachsten bis zur elegantesten Ausführung ist in diesem Hefte veröffentlicht. Aber auch bereits für den Herbst sind schon Neuheiten in trefflichen Abbildungen veranschaulicht.

Der literarische Teil bietet — wie immer — eine reiche Auslese klangvoller Namen wie: Henry Barbusse, Rabindranath Tagore etc. und interessante Photos. Preis des Doppelheftes M. 14.— Erhältlich in allen Buchhandlungen.

Detektiv Mattulat

Deutschlands erfolgreichster Detektiv. Aufklärung schwierigster Fälle. Ehesachen, Heiratsauskünfte im In- und Auslande. Erfolg garantiert. Bei Diebstahl, Einbruch Honorarzählung — nachträglich. Strengste Diskretion. —

Berlin SW. 48, Friedrichstraße 29 :: Telephon Moritzplatz Nr. 12972

NEUE BÜCHER VON KLABUND

MONTEZUMA EINE BALLADE

Mit einer Einbandzeichnung von H. SCHILLING

Preis: Geheftet M. 1.80

Vorzugsausgabe M. 3.—

DIE GEFIEDERTE WELT GROTESQUE SENTIMENTALE

Preis: Geheftet M. 1.80

Vorzugsausgabe M. 3.—

DER TOTENGRÄBER DRAMA

Preis: Geheftet M. 2.50

In Pappband M. 4.50

DER NEGER NOVELLE

Mit einer Einbandzeichnung von WALTER JACOB

Preis: Geheftet M. 1.80

In Pappband M. 5.—

Vorzugsausgabe M. 15.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

**RUDOLF KAEMMERER VERLAG
DRESDEN**

Margret Hansen

Lynagard, die Stadt der Spielleute

Roman

Geheftet M. 6.—

Gebunden M. 9.—

zugl. 50 % Teuerungszuschlag

Frau Erika Spann-Rheinsch schreibt:

... Man kann es nur mit Tränen lesen und verzaubert aus der Hand legen ... Wir vernehmen die Geschichte der Besenkten, Entsagenden, wie sie auf Märchenweise ihren Liebsten entrückt und nach treuem Harren ihnen wiedergegeben werden. Zauberhaft schlingen sich die Schicksale ineinander ... Das Ganze rauscht hin wie Musik, unfassbar und ergreifend wie Musik ... Ein Buch, das einst noch, wenn ein neuer Mozart kommt, als Textbuch seine wahre Vollendung feiern wird.

Wir bitten bei Bestellungen auf den „Orchideengarten“ Bezug zu nehmen!

Forderungen

**Erbschafts-, Hypotheken-
sowie Geschäftsforderungen**
im In- und Auslande kauft und
übernimmt zur energischen Beitreibung
**Kredit-, Privatauskünfte, Beobachtungen,
Ermittelungen**

Der „Sieger“

Detektiv-Auskunftei Sieg & Co.
Berlin, S. W. 48. Besselstr. 14

Sibidan **Arbeitskraft-Lebensfreude**
*Die Kraft des Mannes! Ein Segen für das Weib!
Der Todfeind d. Sexual-Neurasthenie. Hilft immer.*
Orig. Packg. 1780
Sexan-Versand *Prospekt gegen Rückpho.* München 22/.....

Wissenschaftliches INSTITUT und okkulte Heilweise

Behandlung von Nerven-
leiden jeglicher Art, auch
chron. Lähmungserschei-
nungen, Sprachfehler, wie
Stottern, Gedächtnisschw.,
Fallsucht (Epilepsie), Neur-
asthenie, auch alle ander.
Leiden behandelt mit be-
stem Erfolg. Durch meine
Sehergabe, die ich schon
fast von meiner Geburt
an besitze, bin ich im-
stande, aus der Photo-
graphie eine haar-
scharfe Diagnose
zu stellen.

FRIEDRICH BLUM
Psychometer und Magnetopath
Biberach (Riß), Württemb.
Prospekte gegen Einsendung
von Mark 1.- in Marken.

Starken Bart

erhalten Sie in ganz kurzer Zeit
durch **Weisserol-Bartin** (ges.
gesch.). Flasche M. 12.- gegen
Nachnahme.
Kosmet. Laborat. C. Weissert & Co.
Berlin N 4, Invalidenstr. 147, Abt. 8

Kostenfrei!

Prosp. über phant. Romane
● **Psychische Forschung** ●
● **Geheimwissenschaften** ●
Seelenkultur

Verlagsbuchhandlung **MAX ALTMANN**, Leipzig.

Gesucht: **Magicon**,
herausgeg. v. Just. Kerner.
Angebote unter „Ingenieur V“ an
die Exped. des „Orchideengarten“.

Phantastische Bücher

Prospekte frei. — Buchhandlung
für Okkultismus u. Lebensreform
Jos. Schönfeld, München, Weinstr. 6

ZIGARREN

in allen Preislagen von M. 1000.—
pro Mille an aufwärts.

ZIGARETTEN

reiner Tabak, 1000 Stück M. 150.—, reiner Tabak
1000 Stück M. 195.—,
1000 Stück M. 245.—,
1000 Stück M. 295.—,
1000 Stück M. 345.—.

Versand per Nachnahme zuzüglich M. 2,50
für Porto und Verpackung.

FRANZ SPECK

BERLIN S 42 / PRINZENSTR. 112

EDLE NACKTHEIT

20 phot. Aufn. weibl. Körper nach
der Natur M. 12.—, Porto 90 Pf.

IDEALE NACKTHEIT

in 3 Bänden, je 40 Aufnahmen.
Preis p. Bd. M. 12.—, Porto 90 Pf.
A. Schmid, Buchhdlg., München 46

+ Frauen +

Vertrauensvolle und gewissenhafte
Auskunft erteilt kostenlos **Wwe.
Dombrowski, Berlin,
Schöneberger Str. 6/I,**
(Anh. Bhf.)
Sämtl. Schutzart. f. Damen u. Herren

Spezial-Auskünfte!

Ruf, Vorleben, Charakter / Beobachtungen,
Ermittelungen, im In- und Auslande.
Höchste Diskretion / Zuverlässig.

Geldforderungen

aus- und unausgeklagt, kaufen und übernehmen
zu energischer Beitreibung

Schäfer & Sieg, Berlin SW 68

Detektive und Auskunftei. Eingetragene Handels-
gesellschaft. Neuenburger Straße Nr. 1a. Amt
Moritzplatz Nr. 5435

Luxus-
Zucht-
Renn-
Reit-
und Wagen-

Pferde!

**Kommissionsweiser
An- und Verkauf**
Ia Referenzen!

Felix Heyse, Berlin NW 23, Schleswiger Ufer 10

**Ein
stahlharter,
stahlgeschmei-
diger Wille
dringt
überall
durch!**

Die Willensschule von Uve
Jens Kruse strafft den Willen
wie einen Muskel
Werbebüchlein O kostenlos

**Felsen-Verlag
Buchenbach Baden**

Idealste Blüte d. Welt

schöne, volle Kör-
performen, erhalten Damen
durch echtes Nährpulver
Arwa in kurzer Zeit.
Wirk. i. staunenswert.
Garantieschein. Kart.
5.75 Mk. 3 Kart. 15.—.

Margonal, Berlin SW. 29.

Menschenkenntnis

Geheimwissenschaft, Okkultismus,
deutsche Lebensführung, Liebe usw.
Nur die best. Bücher. Anzeig. kostenl.
Verlag Menschenkunde
Hellerau-Dresden 51.

Die Weinkiste

v. Christel Sandrock.

Preis broch. 5.— M.
geb. 8.— M.

zuzügl. 50% Teuerungs-
zuschlag.

Die rührend-naiven, dann
wieder raffinementgesättigten
Bekenntnisse eines Weltbum-
lers, der von Holland nach
München, Garmisch, Berlin,
an die Riviera und an tausend
andere Orte unterwegs ein
echter leidenschaftlicher Künst-
ler und ein ewiges Kind ge-
blieben ist. Von Herz zu Herz —
von Pol zu Pol, das könnte
das Motto dieses Buches sein,
das einen frischfröhlichen Er-
ben unserer besten Komiker
verrät.

Zu beziehen durch jede
Buchhandlung oder direkt
bei

**E. W. Bonsels & Co. Nchl.,
München, Leopoldstr. 3.**

Elfenbeinmalereien



Porträt- und Blumenminiaturen
in feinsten künstlerischer Ausführung

Die Blumenminiaturen sind in Feinsilber 900/1000
gefaßt und als Broschen oder Anhänger zu haben.
Gegen Sicherstellung Musterversendung · Anfragen
an Kunstmaler **A. HAAGNER, München,**
Ismaningerstraße 1/I.

Zuckerkrankheits-

Verdächtige erhalten
gratis Broschüre nach
Dr. med. Stein-Callenfels
W. Richartz, Köln 64,
.... Georgstr. 1.

Wir bitten bei Bestellungen auf den „Orchideengarten“ Bezug zu nehmen!

HEFT 15 DER ORCHIDEENGARTEN



PREIS M 2.- DREIÄNDERVERLAG MÜNCHEN

INHALT Leopold Plaichinger: Der Pestball / Otto Stiegele: 3270 / Siegfried von Vegesack: Die Totenbretter / Guy de Maupassant: Vater Judas / A. von Sternberg: Historie von der schlafenden Schönen im bezauberten Walde / Das Treibhaus.



Europäische und exotische
Aktphotographien
Probesendung von M. 5.- an
(Nachnahme). — Standangabe erwünscht.
Postfach 2. Hamburg 31

Gemälde alter Meister

ANKAUF

VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340



ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt. XII, Berlin W 9.

SIMPLIZISSIMUS

KÜNSTLERKNEIPE UND CABARET VON

KATHI KOBUS

Türkenstr. 57 / Tel. 25858



Jeden Abend
origin. künstl.

* Vorträge *

Beginn 1/28 Uhr

Feine Weine u.

vorzügl. Küche

* Besteht *

seit 25 Jahren.

Geheimrat Professor Dr. Czerny: „Setze nicht mehr
Kinder in die Welt, als Du gut erziehen und ernähren kannst.“
(Aus dem hygienisch. Testament des großen Heidelberger Chirurgen).

Es werde Licht!



„Mutterschutz“

Sicher, bequem, ärztl. glänzend
begutachtet, seit Jahren bewährt.

36 Tabletten M. 18.—.

„Patentex“ Komplet M. 20.—,
Ersatztube M. 18.—.

Bücher, die zu lesen sich lohnt:

Hypnot. Unterrichtsbriefe. Ein interessanter Leitfaden,
der die gesamte Technik der Hypn. in 10 Stunden lehrt M. 10.60

Die Kunst der sexuellen Lebensführung vor der Ehe.
In freimütiger Weise, wie der Freund zum Freunde,
bespricht der Autor die intimsten Fragen des Geschlechts-
lebens mit dem Leser. Nichts bleibt unerörtert „ 5.50

Du sollst Mann sein! Ein Buch des Lebens und der
Liebe „ 10.—

Ein Blick ins Innere des menschlichen Körpers. Zwei
anatom. Modelle, zerlegbar, mit Beschreibung und Dar-
stellung des Geschlechtssystems „ 8.20

Was muß der Mann vor der Ehe von der Ehe wissen? „ 7.60

Was müssen junge Mädchen vor der Ehe wissen? „ 9.40

Diese sechs Bücher zusammen bezogen M. 46 — frko.

Auch Sie sollten Porto sparen und auf Zahlkarte Bestellung
und Betrag mit Porto einsenden. — Nachnahme 85 Pf. mehr.

Otto Grothe, Neukölln O.G. 39, Leykestr. 18

Sanitätshaus für die intime Körperpflege. Postscheckkonto Berlin 47958.

Wiederverkäufer. Damen und Herren mit
großem Bekanntenkreis hoher Verdienst.

BITTE LESEN, AUFBEWAHREN, BESTELLEN.

KLISCHEES

IN VOLLENDETER AUSFÜHRUNG



A. Gässler & Co
München
Schellingstr. 41.
Telefon: 27178

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2.— / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 1.60 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE REDAKTIONSSTELLE: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Fünfzehntes Heft

D E R P E S T B A L L

Von Leopold Plaichinger. (Mit drei Zeichnungen von E. Plaichinger-Coltelli.)

Der Indienfahrer des österreichischen Lloyd liegt draußen auf der Reede von Triest. Der Quarantänewimpel auf dem Mast fetzt im Schirokko, als hinge da oben eine gefangene und erboste Schlange. Kein Mensch steht an der Reling des Dampfers. Vom Molo aus erscheint die Kommandobrücke leer. Es scheint, als wäre nur der Quarantänewimpel und die Rauchfetzen, die der Sturm aus den Schloten herausbohrt und wegpeitscht, als wäre nur diese vom Sturm erzeugte Bewegung das einzige, was dem Dampfer irgend etwas Lebendiges gibt.

Es ist Faschingdienstag. Auf dem Molo San Carlo drängen sich die Masken, werfen Papier-schlangen und Coriandoli, die der Sturm über das Meer und die Riva streut. Vorn auf der Stirnseite des Steinmolos springen die Wellen hoch und sprühen Wasserstaub über die schreienden, lachenden, durcheinanderschlen-dernden Masken.

Plötzlich deuten hunderte erhobene Arme mit gestreckten Zeigefingern auf den Indienfahrer hinaus. Langsam, wie ein flatternder Schmetterling, steigt da drüben eine Flagge hoch, und trotzdem niemand Farbe und Form erkennt, weiß doch jeder, daß es die Pestflagge ist.

Man sieht wieder Menschen an Bord des Dampfers herumgehen, einige steigen das Fall-repp herunter, springen in ein Motorboot, das rasch, von Welle zu Welle springend, näher-

kommt. Einige Masken glauben, das Boot werde am Molo anlegen und drücken sich scheu und ängstlich davon. Doch plötzlich dreht es bei und fährt zum kleinen Hafen der Sanitäts-station.

Im Teatro Verdi gibt die Stadt ihren Faschingsball. Vor der Toreinfahrt stehen maskierte kleine Dirnen, halbwüchsige Jungen aus dem Hafenviertel, die Zuhälter der Ma-trosenkneipen, Polizisten in Uniform und De-tek-tive in Zivil, Matrosen und Hafenarbeiter, eine schreiende, gestikulierende, im nächsten Augenblick, wenn ein schönes Auto vorfährt, stumm erstarrende Masse. Die elektrischen Bogenlampen pendeln im Schirokkosturm, über-gießen die gegenüberliegenden Häuserwände mit plötzlich aufgrellemdem Licht, lassen riesenhafte Schatten darüber hinhuschen, so daß wie auf der Leinwand eines Schatten-theaters der Frühlingssturm dem Straßen-pöbel ein Schatten- und Gespenstertheater vorführt. Der Pöbel ist erregt, als ahnte er, daß Frühlingssturm und Faschingsnacht ihm noch ein Schauspiel voll ungeahnter Schauer-gefühle bieten werden.

Vor der einen Eingangstür entsteht mit einem Male ein großes Gedränge und Geschrei. Alles drängt herzu, um zu sehen, was sich hier be-gibt. Ein kleiner Mann mit Frackmantel und Zylinder, eine übergroße Chrysantheme im



Knopfloch, steht vor dem Torwart und spricht in schlechtem Englisch auf ihn ein. Der Torwart antwortet italienisch, daß er ihn nicht einlassen dürfe, daß er ihn nicht verstehe, er solle sich von dannen trollen. Da kommt ein Hotelportier, zieht seine goldbetreßte Mütze und fragt den Herrn — es ist ein Japaner —, ob er eine Einladungskarte zum Ball wünsche, er hätte eine und könne sie ihm verkaufen. Der Torwart bekommt ein Geldstück in die Hand gedrückt und zieht mit einem tiefen Bückling seine Mütze. Die Drehtüre fliegt auf und der Japaner steht im Foyer.

Als bekäme er einen Faustschlag ins Gesicht, bleibt er stehen.

Hier ist Europa, nach dem er sich so geseht, hier das Europa, das der Asiate haßt und verachtet. Die hunderte Lichter, die Spiegel, Säulen und Pilaster, dieser licht- und lärm-
brauende Schaum von Menschen, dieses Durch-
einander von Schrei und Farbe, dieses dem

asiatischen Auge blitzhaft sich offenbarende Lemurenhafte dieses Festes bringt ihm wieder in Erinnerung die Szene an Bord des Indienfahrers als der Marinearzt erklärt, der eine indische Heizer sei pestverdächtig und das Schiff müßte in mehrwöchige Quarantäne.

Er selbst hatte den Heizer nachher untersucht und gefunden, daß der Inder nur mit einer jener vielen harmlosen Aussatzkrankheiten der Tropen behaftet sei. Er hatte den europäischen Arzt darauf aufmerksam gemacht, ihn aber nicht überzeugen können. Der Machtspruch dieses kleinen Beamten genügte, ein Schiff mit hunderten Menschen gleichsam aus der Welt auszuschließen, und das war es, was den Japaner verwirrte, was seine Wut reizte, daß die feige Ängstlichkeit zugleich über eine solche Machtfülle verfüge.

Diese Szene und jetzt dieses Bild des Maskenballs im Theater war für ihn Sinnbild Europas.



Als er in Kobe an Bord des Dampfers gegangen, da war er noch von dem Gefühl erfüllt gewesen, in Europa jenes Geheimnis zu erspüren, das diesen kleinen Anhang Asiens zum Beherrscher der Erde gemacht. Doch schon in Nagasaki, wo das Schiff die japanischen Gewässer verließ, erfaßte ihn jenes Heimweh, das sich beim Ostasiaten aufbäumt zu Hochmut gegen das Fremde, in tödlichen Haß sich verwandelt gegen alles Fremdländische. Aus diesem Gefühl heraus war ihm die Reise nur Qual und Mißbehagen gewesen.

Mühsam nur hatte er seine Wut verbergen können, als er in Madras die indischen Heizer in demütiger Gedrücktheit über den Laufsteg hatte an Bord trippeln gesehen. Nicht die Demut als solche, sondern daß sie dem Europäer galt, erboste ihn.

Als dann in Triest über das Schiff die Quarantäne verhängt wurde, hatte er sofort beschlossen, sich keiner Anordnung zu fügen.

Bei Einbruch der Nacht war er vom Schiffe geklettert, die kurze Strecke bis zur Hafenmauer geschwommen, in das nächste kleine Hotel gelaufen, hatte dem Wirt ein paar Geldstücke gegeben, damit man ihm Kleider borge (er erzählte, daß er ins Meer gefallen sei), war dann in die Stadt gefahren und hatte sich Wäsche und Kleidung beschafft und in einem Kaufladen zufällig erfahren vom Maskenball, der am Abend im Theater beginne. — — —

Eine Damespricht ihn an. Ihre nackte Schulter berührt fast seinen Mund. Klein steht er vor ihr. Er senkt für einen Augenblick die Blicke; es berührt ihn peinlich, daß diese Frau soviel größer ist als er. Er muß den Kopf etwas in den Nacken zurücklegen, um ihr in die Augen sehen zu können. Er antwortete englisch, bietet ihr seinen Arm und führte sie die breite, teppichbelegene Treppe hinauf in den ersten Stock. Sie treten in eine Loge ein und blicken hinunter in den in einen Tanzsaal verwandelten Zuschauerraum.

Die Dame ist enttäuscht, daß der Japaner kein Wort des Bewunderns noch des Erstaunens über das sich bietende Bild spricht. Sie fragt, ob ihm das Fest nicht gefalle.

Knapp antwortete er: „Der Europäer kann nicht Feste feiern, er hat keine Phantasie.“ Er erzählte ihr in kurzen, abgerissenen, aber eindringlich anschaulichen Bildern von den Kirschenblüten- und Blumenfesten Japans, von den Wasser- und Gartenfesten Chinas, von den Tanznächten der Bajaderen Indiens, vom heiligen Rausch der Feste auf Ceylon, erzählt ihr, daß alle diese Feste und ihr glühendheißes Leben der Phantasie der feiernden Menschen erwachsen.

„Schade, daß wir solche Feste nicht kennen“, sagte sie und wünschte es sich, nur einmal eines zu erleben.

„Könnte man doch plötzlich diesen Tanzsaal verwandeln zu einem Blütengarten Japans!“

„Ich könnte es“ . . . sagte der Japaner.

Ungläubig, verblüfft starrte sie ihn an: „Sie könnten wirklich?“

„Ja, wenn man mir die Bühne freimachen würde“

„Dies könnte ich schon erreichen“, und sie eilt aus der Loge fort, kommt nach einiger Zeit mit mehreren Herren zurück, die ihn fragen, wozu er die Bühne haben wolle, was er eigentlich vorhabe. Seine Züge lächeln jenes dem Europäer unbegreifliche Lächeln, und schlicht sagt er, die Dame habe es sich gewünscht, ein japanisches Gartenfest zu sehen, und wenn die Herren und alle Anwesenden dazu Lust hätten, sei er bereit, ihnen eines vorzuführen.

Ein höherer Magistratsbeamter meinte wohl, man könnte nicht so rasch die Dekoration schaffen, doch der Japaner lächelte nur und meinte, er benötige nichts, es genüge, den eisernen Vorhang zu öffnen, einen beliebigen Hintergrund aufzustellen und ihm einen bequemen Stuhl auf die Bühne zu stellen.

Über schmale Wendeltreppen wird er von der Dame und den Herren geführt. Feuerwehrleute und Theaterdiener richten die Bühne zurecht; einer der Herren fragt nochmals, ob er nicht einen böswilligen Scherz vorhabe. Doch der Japaner schüttelt nur wortlos den Kopf. Der eiserne Vorhang geht hoch, der samtene Vorhang bauscht sich in Falten auseinander.

Einige erstaunte Ausrufe hört man, der Lärm im Zuschauerraum wird schwächer, man kann einzelne Stimmen unterscheiden, bis auch diese plötzlich verstummen. Vollständige Stille und hunderte auf die Bühne starrende Gesichter, in allen der Ausdruck der Erwartung und fragender Neugier. Einer der Herren tritt vor bis an die Rampe und ruft ins Publikum, daß ein japanischer Arzt ein kleines Zauberspiel vorhabe, und er bittet, der Vorführung Interesse entgegenzubringen. Die Dame und die Herren verschwinden in den Seitenkulissen. Der Japaner setzt sich in den bereitgestellten Korbessel, nimmt die Chrysantheme aus dem Knopfloch des Fracks, hält sie dem Publikum entgegen, schüttelt sie ein wenig, und gleichzeitig hört man aus dem Publikum die Rufe: „Ein Vogel, ein Vogel!“. Alle glauben, einen kleinen weißen Vogel zu sehen. Doch nicht die Bühne, sondern auch der Zuschauerraum ist verwandelt. Jeder sieht seinen Nächsten in farbenreichen Kimono gehüllt, jeder lebt in der Traumwelt eines japanischen Gartenfestes, und jeder nimmt für Wirklichkeit, was die Suggestionskraft dieses Japaners ihm vorzaubert. Keiner wundert sich, keiner ist erstaunt, daß im nächsten Augenblick die Traumbühne sich verwandelt und er ein Bajaderenfest im Vorhof eines indischen Tempels mitfeiert, mit solcher Erlebnisstärke mitfeiert, wie er eine Viertelstunde vorher den Maskenball als selbstverständlich gegebene Wirklichkeit hingenommen hatte.

War es plötzlich aufflammender Rassenhaß des Asiaten oder war es die ins Maßlose greifende Machtgier, plötzlich faßte den Japaner die Lust, diese Menschen in den tiefsten Schrecken hineinzustoßen, sie das entsetzliche Grauen fühlen zu lassen, das ein Mensch noch zu ertragen vermag.

Niemand gab das Zeichen, und doch begann die Musik zu spielen einen süß-geilen, makabren Walzer. Die Herren faßten die Damen, die ihnen zunächst standen, und fingen zu tanzen an wie Puppen auf einer Spieldose, fest eingespannt in die durchs Räderwerk gegebene Bestimmtheit der Bewegung. Niemand sah es, daß der Japaner von der Bühne heruntergesprungen, auf seine Dame zugegangen und sie zum Tanz aufgefordert. Und alle ausnahmslos erlebten, was auch sie jetzt erlebte. In den Augen ihres Tänzers sieht sie ihr Gesicht in Lebensgröße gespiegelt, fahl und wächsern mit



der Ausdruckslosigkeit der Leichenstarre. Entsetzt blickt sie weg und sieht mit einem furchtbaren Grauen die Paare um sich, die aussehen wie Leichen, die von der Totenbahre zu einem Tanz sich erhoben. Kein Gerippe, kein grinsender Totenschädel, nur wächserne, bleiche, erstarrte, in schlotternden Bewegungen dahintaumelnde Menschen. Lähmung fällt über sie, — eine unbekannte Macht rüttelt und hetzt sie wieder auf. Die Musik stockt, rast schrill weiter — da schlägt plötzlich der Schirokkosturm eine der großen Glastüren zu, der Japaner zuckt auf, und im gleichen Augenblick verliert er die Bannkraft über die Masse. Einige Frauen kreischen auf, und ein entsetzlicher Paniksturm wirft die erregten Menschen an die Ausgangstüren. Sinnlos, ohne das geringste zu bedenken, stürzen alle davon, einige fallen hin, die Nach-

folgenden treten über sie hinweg, in den Ausgängen staut sich die Menge, wird von den Folgenden niedergestoßen, zwischen den Säulen festgeklemmt, zu Boden geworfen — das Entsetzen springt auf den vor dem Theater herumlungernenden Pöbel, rast durch die Straßen, bringt die ganze Stadt in Aufruhr — und als dann Feuerwehr und Rettungsgesellschaft im Theater die Verwundeten und Toten fortgebracht, fand man auf der Bühne, in einem Korbessel sitzend, die Leiche des Japaners.

Am nächsten Morgen war Triest von der Welt abgesperrt. Die Pest war ausgebrochen und tötete hunderte, hunderte Menschen.

Noch Jahre später sprach man mit Entsetzen vom Pestball von Triest.

Ich saß wie gewöhnlich im Kaffeehaus und las meine Blätter. Alles kam mir so natürlich vor wie immer, und meine Zigarre schmeckte wie gewöhnlich.

Ein Herr setzte sich an meinen Tisch: „Sie gestatten doch?“ „Aber bitte!“ Das ist doch nichts Ungewöhnliches. Es kann doch alle Tage passieren, daß sich jemand an Ihren Tisch setzt und „Sie gestatten doch“ sagt.

Der Herr bestellte Schwedenpunsch, zog eine größere Zigarre aus der Tasche, blies mit gespitzten Lippen an deren spitzen Ende und... das Spitzchen war weg, wie abgeschnitten. Dann klopfte er mit dem anderen Ende auf die Marmorplatte, und die Zigarre brannte.

„Das ist aber doch verwunderlich“, dachte ich mir. „Durchaus nicht“, sagte der Herr — und das war merkwürdig. Denn wenn ich nur ein ganz klein wenig die Lippen dabei bewegt hätte, hätte ich seine Antwort verstanden, aber ich weiß bestimmt, daß ich sie mir wirklich nur gedacht hatte, sozusagen ganz leise gedacht hatte.

Das eine war mir klar, der Herr wollte mich in Verwunderung setzen. Aber das sollte ihm nicht so leicht gelingen. „Können Sie mir, bitte, vielleicht sagen, wann der nächste Zug nach Leipzig abgeht?“ fragte ich in dem Tonfall, mit dem man etwa eine zweite Tasse Kaffee bestellt. „Zug?, gibt es doch längst nicht mehr, nur noch Wille“, antwortete er. Nun mußte ich aber doch ein verdutztes Gesicht gemacht haben, denn er sah mich richtig verwundert an.

Ich blickte zufällig auf sein Glas und bemerkte, daß es bereits zur Hälfte geleert war, obwohl ich wußte, daß er es nicht ein einziges Mal angesetzt hatte. Ein Blick auf sein Gesicht ließ mich beobachten, wie er gerade die Lippen rundete, als sauge er an etwas, und auch seine Gurgel schluckte sichtbar. Gleichzeitig wurde die Flüssigkeit im Glas immer weniger, bis sie schließlich mit hörbarem Gurgeln ganz verschwand. Nur einige Eisstückchen blieben zurück.

Eben wollte ich ihn über dieses merkwürdige Tun befragen, als er mich mit einem Blick an-

sah, daß es mir um ein Schiff von Gold nicht möglich gewesen, auch nur einen Ton zu sagen.

„Aha, ein Hypnotiseur“, dachte ich mir. „Da irren Sie aber sehr“, sagte mein Gegenüber, und ich hatte es mir doch wieder nur gedacht. „Überhaupt muß ich Sie bitten, mit Ihren Gedanken etwas vorsichtiger zu sein, da hätten Sie um 1900 auf die Welt kommen müssen, als man noch Kinder gebar und denken durfte, was man wollte.“ Der Mann wurde mir unheimlich. Ohne mich noch weiter zu beachten, griff er mit zwei Fingern in die linke Westentasche, zog eine haselnußgroße beinerne Kugel hervor, warf sie auf den Tisch, und die Kugel sprang mit hellem Klang sechzehnmal — jawohl, sechzehnmal immer rauf, runter, rauf, runter, worauf sie still liegen blieb. „Sechzehn, es ist noch Zeit“, sagte er, steckte die Kugel wieder ein und wandte sich mit einer höflichen Miene zu mir. „Jetzt wird er gleich etwas sagen“, dachte ich, aber er schüttelte auf einmal mißbilligend den Kopf und lächelte ironisch. „Wollten Sie etwas von mir?“ fragte ich ihn. „Ja, Mensch, hören Sie denn schlecht?“ fuhr er mich an, „ich fragte, ob Sie eine Partie Billard mit mir spielen wollen, muß denn immer gleich gesprochen sein?“ Ich erklärte ihm, daß ich gerne bereit sei, mit ihm zu spielen. Der Kellner brachte uns Bälle, Stöcke und Kreide. „Was sollen die Stöcke?“ fragte mich der seltsame Mann. „Die brauchen wir doch zum Spielen“, erklärte ich. „Habe ich nicht nötig“, sagte er, nahm die Bälle und legte sie auf das Billard. Hierauf stellte er sich an dessen Ecke, einen Schritt zurück und fixierte den mittleren Ball, indem er die Stirne wie der alte Göttervater runzelte. Plötzlich klappte er das linke Auge mit einem Ruck zu, und im selben Augenblick schoß die Kugel von ihrer Stelle, machte ihre Ecken und Schleifen wie ein Paradepferd und traf beide Bälle. Er wiederholte dieses Spiel, als müßte es so sein. Das ging alles so rasch und sicher, daß er die ausgemachten hundert Bälle beisammen hatte, ehe ich auch nur zu einem einzigen Stoß gekommen war. So schnell hatte ich noch keine Partie verloren.



Wir setzten uns wieder an den Tisch. Der Sonderbare ließ abermals seine Tischkugeln spielen und sprach von jemandem, der zur Welt kommen wollte, und den er erwartete. Ich versuchte über Politik zu sprechen. „Muß mich erst orientieren, bin zu neu“, versetzte er, nahm ein Zeitungsblatt, das auf dem Tische lag und blätterte unsicher darin herum. Sein Blick fiel auf das Datum: „Was ist denn das für ein uraltes Blatt?“ Der Kellner, der eben vorbeiging, antwortete höflich, daß es die neueste Nummer vom heutigen Tage sei. „Aber ich bitte Sie: 1920?“ „Na ja doch!“ Er staunte: „Haben wir jetzt . . . das Jahr neun-zehn-hundert-und-zwanzig?“

„Jawohl, was denn sonst?“ fiel ich ihm mit Betonung ins Wort. Da sah er sich wie entgeistert im Saal um und fiel mit den Worten: „Da bin ich ja viel zu früh zur Welt gekommen!“ auf seiner Stuhllehne zusammen. Wir sprangen auf, um ihm zu helfen, erwischten aber nur seine Kleider. Von seinem Körper war jede Spur verschwunden. Die Schuhe standen mit den leeren Strümpfen auf dem Boden. Die Hose hing über dem Stuhlsitz, darüber Hemd, Weste und Rock nebst Kragen und Krawatte. In der Westentasche steckte noch die weiße Kugel, in der Brusttasche ein Kalender, auf dessen Deckel „Agenda 3270“ gedruckt stand.



D I E T O T E N B R E T T E R

Von Siegfried von Vegesack. (Mit einer Zeichnung von R. v. Hoerschelmann.)

Verwittert hocken wie Gespenster
Die Totenbretter morsch und schief
Am brüchigen Kapellenfenster.
O Wanderer, steh': In Gott entschlief

Der ehrbare Andreas Liebel,
Austräger von Kleinseiboldsried.
Und Tag und Jahr. Ein Spruch der Bibel.
Ein frommer Vers für das Gemüt.

Und Christus breitet seine Arme
(Den sich ein Bauer stolz erwarb):
Daß sich der Herr auch sein erbarme, —
Des Alois Köck, für den Er starb.

V A T E R J U D A S

Von Guy de Maupassant. Deutsch von Otto Pick. (Mit 3 Zeichnungen von Max Schenke.)

Diese ganze Gegend war wunderbar, durch einen Charakter beinahe religiöser Größe und unheimlicher Trostlosigkeit ausgezeichnet.

Inmitten eines weiten Kreises nackter Hügel, wo nur Stechginster gedieh und hie und da eine bizarre, vom Wind zernagte Eiche, dehnte sich ein geräumiger wildseltsamer Weiher mit schwarzem, schlummerndem Wasser, darinnen Schilfrohr zu Tausenden bebte.

Ein einziges Haus am Ufer dieses düsteren Sees, ein kleines niedriges Haus, bewohnt von einem alten Schiffer, dem Vater Joseph, der vom Ertrag seines Fischfangs lebte. Jede Woche trug er seine Fische in die benachbarten Dörfer und kehrte mit den einfachen Vorräten zurück, die er zum Leben brauchte.

Ich wollte diesen Einsiedler sehen, der mich einlud, mit ihm die Fischreusen heben zu fahren.

Und ich nahm an.

Seine Barke war alt, wurmstichig und plump. Und er, knochig und mager, ruderte mit monotonem und sanftem Schwunge, der den bereits in die Trauer des Horizonts eingehüllten Geist einwiegte.

Ich glaubte mich in die ersten Zeiten der Welt entführt, inmitten dieser antiken Landschaft, in diesem primitiven Kahn, den dieser Mann eines anderen Zeitalters steuerte.

Er zog die Netze hoch und warf die Fische mit den Gesten eines biblischen Fischers vor seine Füße hin. Dann wollte er mich bis an den Rand des Moors fahren, und ich bemerkte plötzlich am anderen Ufer eine

Ruine, eine aufgeschlitzte Strohhütte, deren Mauer ein Kreuz trug, ein rie-

siges rotes Kreuz, das mit Blut gemalt zu sein schien, unter den letzten Strahlen der untergehenden Sonne.

Ich fragte: „Was ist das?“

Der Mann bekreuzigte sich sogleich, dann antwortete er: „Hier ist Judas gestorben.“

Ich war nicht überrascht, gleich als hätte ich dieser sonderbaren Antwort gewärtig sein können.

Indessen fragte ich hartnäckig weiter: „Judas? Welcher Judas?“

Er setzte hinzu: „Der Ewige Jude, Herr!“

Ich bat ihn, mir diese Legende zu erzählen.

Aber es war etwas Besseres als eine Legende; es war eine Geschichte, und eine fast eben erst geschehene, denn der Vater Joseph hatte den Mann gekannt.

Ehemals ward diese Hütte von einer großen Frau, einer Art Bettlerin, bewohnt, die von der öffentlichen Mildtätigkeit lebte.

Von wem sie die Hütte erhalten hatte, dessen entsann sich Vater Joseph nicht mehr. Eines Abends nun kam ein Greis mit weißem Barte vorüber, ein Greis, der zwei Jahrhunderte

zu zählen schien und sich mühsam einher-schleppte, und bat jene Armselige um ein Almosen.

Sie antwortete:

„Setzet Euch, Vater, alles, was da ist, gehört aller Welt, denn von aller Welt rührt es her.“

Er setzte sich auf einen Stein vor der Tür. Er teilte das Brot der Frau und ihr Lager aus Laub und ihr Haus.

Er verließ sie nicht mehr. Er hatte seine Reisen beendet.

Vater Joseph fügte hinzu: „Unsere liebe Jungfrau war es, die dies gestattet hatte,





mein Herr, mit Rücksicht darauf, daß ein Weib dem Judas seine Tür aufgetan hatte.

Denn jener alte Landstreicher war der Ewige Jude.

Man erfuhr es nicht sogleich in der Gegend, aber man vermutete es bald, weil er immerfort herumging, so sehr war es ihm zur Gewohnheit geworden.

Ein anderer Grund hatte die Vermutungen entstehen lassen. Diese Frau, die den Unbekannten bei sich behielt, galt für eine Jüdin, denn man hatte sie nie in der Kirche gesehen.

Auf zehn Meilen in der Runde nannte man sie nur ‚die Jüdin‘.

Wenn die kleinen Landkinder sie erblickten, wie sie betteln kam, riefen sie: ‚Mutter, Mutter, die Jüdin ist da!‘

Der Alte und sie begannen die benachbarten Ortschaften zu durchwandern, die Hand an alle Türen gelegt, ihre Bitten allen Vorübergehenden in den Rücken murmelnd. Man sah sie zu allen Stunden des Tages, auf verlorenen Feldwegen, am Rande der Dörfer oder wohl auch im Schatten eines einsamen Baumes in der gewaltigen Hitze des Mittags ein Stück Brot verzehrend.

Und man fing an in der Gegend den Bettler ‚Vater Judas‘ zu nennen.“

„Eines Tages nun brachte er in seinem Quersack zwei kleine lebende Schweine heim, die man ihm auf einem Gutshof geschenkt hatte, weil er den Pächter von einer Krankheit geheilt hatte.

Und bald hörte er zu betteln auf, ganz damit beschäftigt, seine Schweine zum Fressen zu führen, sie den Weiher entlang zu leiten, unter die abgesonderten Eichen, in die kleinen Täler der Nachbarschaft. Die Frau hingegen irrte ohne Unterlaß auf der Suche nach Almosen umher, kam aber allabendlich zurück.

Auch er ging niemals in die Kirche, und man hatte ihn nie das Kreuzeszeichen vor den Schädelstätten machen gesehen. Alles dies erregte viel Gerede.

Eines Nachts ward seine Gefährtin vom Fieber ergriffen und begann zu zittern wie ein vom Winde bewegtes Tuch. Er begab sich in den Marktflecken, um Arzneien zu holen, dann schloß er sich ein bei ihr, und sechs Tage lang sah man ihn nicht wieder.

Aber der Pfarrer, der vernommen hatte, daß die ‚Jüdin‘ im Begriff sei, zu verschiden, machte sich auf den Weg, die Tröstungen seines Glaubens der Sterbenden zu bringen, und bot ihr die letzten Sakramente an. War sie eine Jüdin? Er wußte es nicht. Er wollte auf jeden Fall ihre Seele zu retten versuchen.

Kaum hatte er die Türe berührt, als der Vater Judas auf der Schwelle erschien, keuchend, mit entflammten Augen, wallenden großen Bartes wie ein wogendes Gewässer, und in einer unbekannten Sprache Worte der Schmähung schrie, seine mageren Arme vorgestreckt, um dem Priester den Eintritt zu verwehren.

Der Pfarrer wollte reden, seine Börse und seine Fürsorge anbieten, aber der Greis beschimpfte ihn unablässig und bewegte die Hände, wie um ihn mit Steinen zu bewerfen.

Und der Priester zog sich zurück, von den Verfluchungen des Bettlers verfolgt.

Am folgenden Tage starb die Gefährtin des Vaters Judas. Er begrub sie selbst vor seiner Tür. Es waren so geringe Leute, daß man sich nicht darum kümmerte.

Und man sah wiederum den Mann seine Schweine den Weiher entlang und auf die Anhöhe treiben. Oft begann er auch wieder zu betteln, um leben zu können. Aber man gab ihm fast nichts mehr, so viele Geschichten gingen um über ihn. Und jedermann wußte auch, auf welche Weise er den Pfarrer empfangen hatte.

Er verschwand. Das war in der Charwoche. Man beunruhigte sich kaum darob.

Aber am Pfingstmontag hörten Knaben und Mädchen, die am Weiher spazieren gingen, einen großen Lärm in der Hütte. Die Tür war verschlossen; die Knaben erbrachen sie, und die beiden Schweine flüchteten unter Bocksprüngen. Man hat sie nie wieder erblickt.

Dann, als alle eingetreten waren, bemerkte man auf der Erde ein paar alte Wäschestücke, den Hut des Bettlers, einige Knochen, getrocknetes Blut und Fleischreste in den Höhlungen eines Totenkopfes.

Seine Schweine hatten ihn zerrissen."

Und Vater Joseph fügte hinzu: „Das war geschehen, mein Herr, am Karfreitag um drei Uhr nachmittags."

Ich fragte: „Wieso wißt Ihr das?"

Er antwortete: „Das ist nicht zu bezweifeln."

Ich versuchte nicht, ihm begreiflich zu machen, wie natürlich es war, daß die hungrigen Tiere ihren plötzlich in seiner Hütte verstorbenen Herrn aufgefressen hätten.

„Was das Kreuz an der Mauer betrifft, so war es eines Morgens erschienen, ohne daß man erfuhr, wessen Hand es mit dieser seltsamen Farbe hingemalt hatte.

Seit damals zweifelt man nicht mehr daran, daß der Ewige Jude an jenem Orte gestorben sei."

Ich selbst glaubte eine Stunde lang daran.



VORANZEIGE!

Vielfachen Wünschen unserer Abonnenten und Inserenten entsprechend, lassen wir eine zweite „Detektivnummer“ folgen.

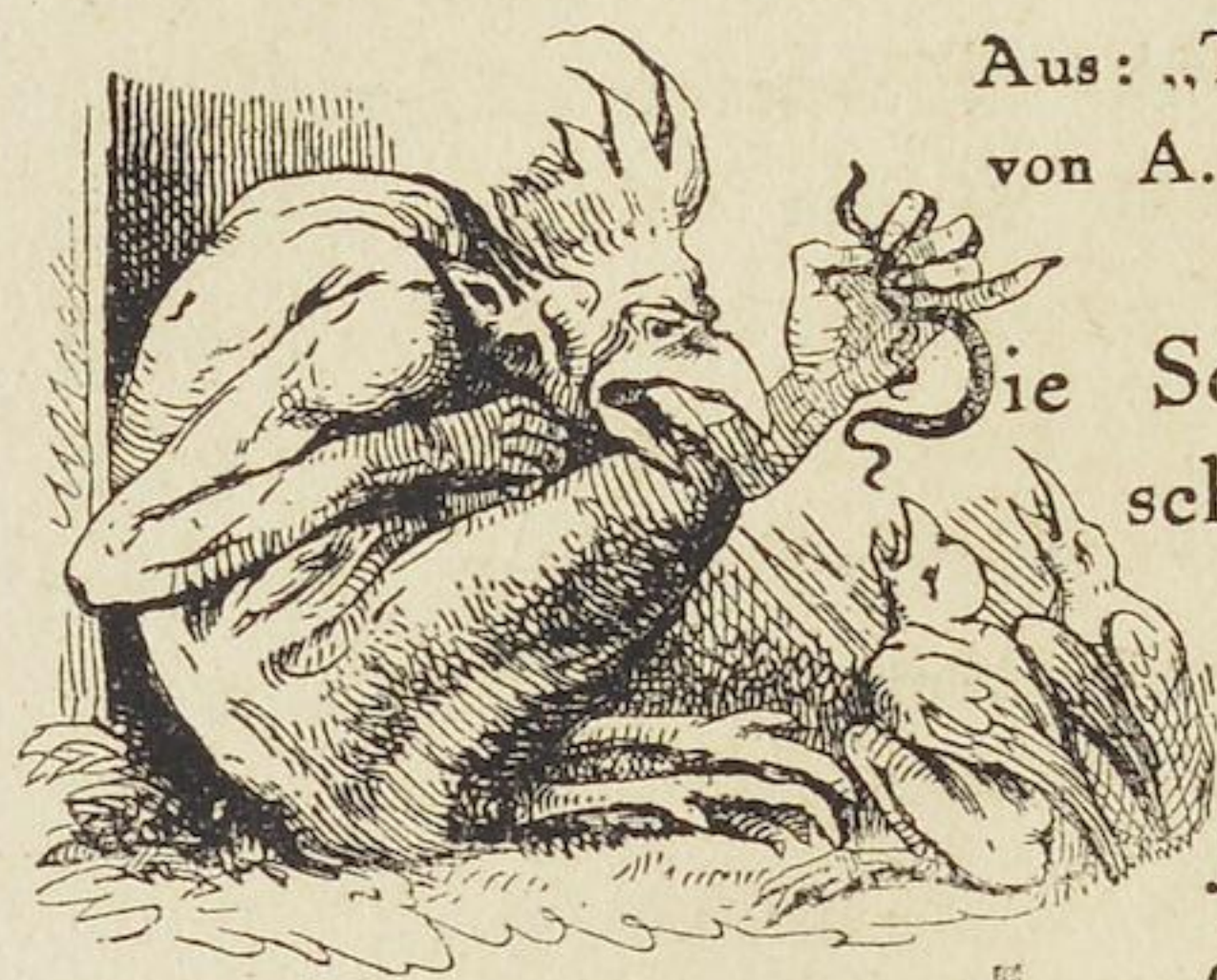
Das nächste Heft (Heft 16) erscheint als Sondernummer:

„DETEKTIVGESCHICHTEN“ ZWEITER TEIL

Auch die Auflage dieser Nummer kann infolge Papiermangels nicht erhöht werden. Wir bitten, Bestellungen daher umgehend an den Verlag gelangen zu lassen.

DER VERLAG

ZUM ERSTENMAL ANS LICHT GESTELLTE, EINZIG WAHR- HAFTE UND AUTHENTISCHE HISTORIE VON DER SCHLA- FENDEN SCHÖNEN IM BEZAUBERTEN WALDE.



Aus: „Tutu“, phantastische Episoden und poetische Exkursionen
von A. v. Sternberg, Leipzig 1846. (Mit 2 Zeichnungen.)

Die Sonne neigte sich schon zum Untergange, als ich auf meinem müden Jagdklepper durch den Forst irrte, immer weiter mich von den bewohnten Gegenden entfernend und meine Gefährten, die ich aufsuchen wollte, immer mehr aus meiner Nähe verlierend. Endlich gelangte ich in eine mir völlig unbekannte Gegend, die, als ich mich schärfer umsah, ein unheimliches und wunderbares Gepräge an sich trug. Ich kann euch nicht beschreiben, wie mir zumute ward. Von Natur nicht sehr zur Furchtsamkeit geneigt, überkam mich dennoch ein kleines Grauen, als ich das Licht der Abendsonne, die bis jetzt friedlich durch die Baumstämme geschimmert hatte, urplötzlich sich in ein falbes und unerklärliches Mondlicht verwandeln sah. Es flog ein blaßer, graubläulicher Schein durch den Wald, und unter diesem mystischen Geflimmer bezogen sich die Bäume rund um mich her mit langen, häßlichen Spinnweben. Ich sah die Schöpferinnen dieser fahlen Draperien, Spinnen von enormer Korpulenz, über meinen Weg hinlaufen und mein armes, müdes Tier scheu machen. Ich stieg ab und trat unter einen Baum; sogleich fielen mir, durch die Bewegung aufgeschüttelt, große Staubklümpchen auf Haupt und Schultern. Jetzt sah ich, daß alle Blätter mit dickem Staub bedeckt waren; ich entdeckte auch Vögel, aber sie schienen einen Grabesschlaf zu schlafen. Alles war still, nur die Spinnen arbeiteten. Aufgeregt und staunend tat ich einige Schritte durchs Dickicht vorwärts und entdeckte jetzt die Türme eines Schlosses, das seine dunkelfarbigen Zinnen über die entfernten Baumgipfel emporsteigen ließ. Mein Entschluß war gefaßt; ich ging auf dieses Schloß zu. Aber es war nicht so leicht, den Eingang zu erlangen. Ich mußte mich durch ein Gitter dichtverflochtener Baumstämme und Zweige durchschlagen und dazu die verwünschten Spinnen, die hier

in Unzahl sich zusammengerottet hatten, mit meinem Jagdmesser mir vom Leibe halten. Endlich bestieg ich das Portal des Schlosses und klopfte an dessen geheimnisvolle Pforte. Sie wurde geöffnet, aber ich sah niemanden, der dabei tätig war. Tiefe Stille überall, kein Laut, kein Anzeichen, daß Menschen hier weilten. Das Schloß war in gotischem Stil gebaut, ich sah dies flüchtig, denn mir fehlte die Ruhe, hierüber aufmerksame und erschöpfende Betrachtungen anzustellen. Durch einen dunklen Flur trat ich in eine Halle, wo ich eine zahlreiche Dienerschaft versammelt fand, sämtlich aber, und in den verschiedenartigsten Stellungen, in tiefem Schlaf begraben. Diese träge Schar erregte in mir Unwillen und Staunen. Ich rüttelte einen dieser pflichtvergessenen Trabanten am Arm, aber es war mir nicht möglich, ihn wach zu machen. So ging ich denn unangemeldet in die innern Gemächer, die von fürstlichem Glanze strahlten.

Kerzen brannten überall und vervielfältigten ihren Glanz in hohen bis auf den Fußboden reichenden Spiegeln; Blumenvasen standen auf marmornen Konsolen verteilt und schöne Statuen erhoben, durch die rotdamastenen Tapeten günstig herausgestellt, ihre alabasternen Leiber im Glanz und Pracht dieser Atmosphäre. Weiche Teppiche deckten den Boden und machten den Tritt unhörbar. Eine lange Galerie, die voll Bilder prangte, durchschritt ich eilig und kam in ein Gemach, das mir einen seltenen Anblick bot. Es war gefüllt durch eine Menge Personen, welche, wie es schien, zu einer Assemblée hier versammelt waren, aber sämtlich auch im Schlafe lagen. Aber im höchsten Grade mußte es auffallen, wie diese geputzten Herren und Damen friedlich einer an der Schulter des andern ruhten. Es blieb mir nicht Zeit, alle Einzelheiten zu beobachten, ich strebte weiter. Als ich eine Seitentür öffnete, kam ich in eine Art Boudoir, in dem ich eine Schläferin von großer Schönheit fand. Sie lag hier allein und abgesondert, wahr-

scheinlich, weil ihr Schlaf etwas zarter Natur war und sie gefürchtet hatte, von den andern gestört zu werden.

Ich trat zu ihr heran, und indem ich den Schleier lüften will, der ihre Gestalt umhüllt, stoße ich ungeschickterweise eine kleine Kristallglocke herab, die auf dem Tischchen neben dem Sofa steht. Die Schöne erwacht und sieht mich staunend und fragend an. Unter tausend Entschuldigungen will ich mich entfernen, aber die Dame winkt mir zu bleiben. Wir geraten in ein Gespräch, meine Verlegenheit schwindet, und ich erfahre, was ich in den schönen Tagen der Jugend nur für ein Kindermärchen gehalten hatte, daß die berühmte schlafende Schöne im bezauberten Walde wirklich existiere, ja, daß ich sogar sie jetzt vor mir sähe. Ihr könnt euch denken, welch eine Freude mir diese Entdeckung machte. Es gelang mir, sie zum Erzählen zu bringen, und sie teilte mir mit:

„Mein Vater ist ein sehr reicher und sehr mächtiger Herr und ich bin seine einzige Tochter. Von Kindheit an hatte ich eine unbezwingliche Lebhaftigkeit, die so groß war, daß ich nie zum Schlafen zu bringen war.

Die Ärzte behaupteten, wenn es so fortginge, würde ich mich notwendig gleichsam in meinem eignen Feuer verzehren. Sie rieten daher an, daß man mir keine Zerstreuung böte, vielmehr den Versuch machte, mich auf alle Weise zu langweilen.

Mein guter Vater wußte es so einzurichten, daß er nach und nach alle Personen aus meiner Nähe entfernte, die irgendwie belustigen oder auch nur lebhaft interessieren konnten; und

bald hatte er es auch glücklich dahingebracht, daß sein Hof der langweiligste war, den man nur irgend finden konnte. Es gab an demselben keine schönen Frauen, mein Vater hatte keinen Sinn und keinen Geschmack dafür, demzufolge fehlten alle Intrigen, aller Wetteifer unter den Männern, sich in Kühnheit, Galanterie und Geist auszuzeichnen. Dabei hatte mein teurer Vater von jeher das Talent gehabt, unter den schönen Künsten gerade diejenigen herauszufinden, die Langweile, Pedanterie und Trockenheit mit sich führen. Seine Schmeichler schoben diese unbeliebigen Resultate auf den Zeitgeist, die Wahrheit aber ist, daß die Neigung meines Vaters selbst dahin ausschlug. Für mich konnte das nur vorteilhaft sein. Kaum war ich in die Hofzirkel eingeführt, als ich schon eine wohltätige Neigung zum Schlaf verspürte. Mein edler Vater, den es unbeschreiblich freute, daß seine eigentümliche Weise, sich mit Kunst, Wissenschaft und Leben zu beschäftigen, gerade mit der mir vorgezeichneten Heilungsmethode zusammentraf, beschloß in der Freude seines Herzens noch ein übriges zu tun. Er trat mit einem benachbarten König in Unterhandlung und kaufte ihm für schweres Geld drei sehr kunstvoll verfertigte Automaten ab, die das Ansehen chinesischer Pagoden hatten, aber von menschlicher Größe waren und durch ein Uhrwerk instand gesetzt wurden, sich wie wirklich lebende Geschöpfe zu bewegen und zu gebärden. Von diesen dreien war eine Figur besonders abscheulich. Sie stellte einen Dichter vor mit widerlich klingenden einsilbigen Namen und aus irgendeiner alten, längst untergegangenen chinesischen Schule stammend. Wenn man

Auf wiederholte Anfragen aus unserem Leserkreis teilen wir mit:

Von der auf sehr schönem Papier gedruckten, numerierten und vom Schriftleiter signierten Luxusausgabe (Auflage 50 Exemplare) sind noch einige Exemplare vorhanden. Der Preis für den ganzen Jahrgang, der nur geschlossen abgegeben wird, beträgt M. 120.—.

Wir sind gerne bereit, Interessenten, die bisher die einfache Ausgabe bezogen haben, diese gegen die Luxusausgabe unter Berechnung des Mehrbetrages umzutauschen. Anfragen bzw. Bestellungen bitten wir umgehend an den Verlag gelangen zu lassen.

Die Redaktion.

das Uhrwerk aufzog, so las diese Figur. Sie las immer dieselben Stückchen und immer mit denselben albernen Grimassen und Gebärden.

Meinen Vater ergötzte dies. Er setzte diesen Automat allen Dichtern seines Hofes als Muster und Beispiel vor, und bald sah man in der Literatur und auf der Bühne ein unendlich langweiliges Genre matter, trockner und absurder Possen entstehen, die unter dem Namen von Kindermärchen ausgedient wurden. Wenn ich bedachte, wie lustig und wild meine Kindheit gewesen, so erschrak ich doppelt vor diesen von dem alten Automaten ausgehenden Kindermärchen. Unser Theater wurde jetzt altchinesisch. Die andern beiden Figuren übten durch ihre Leistungen zwar auch eine einschläfernde Wirkung, aber sie berührten mich nicht so unmittelbar wie der Leseautomat. Ich schlief nun schon nicht allein regelmäßig die Nächte, sondern auch schon sogar einige Stunden am Tage. Mein Vater aber wollte eine vollkommene Besserung bewirken, und da geschah das Unglück. Er verdarb etwas an dem Uhrwerk, dies ließ sich jetzt nicht mehr regieren, und nun ereignete sich das Entsetzliche, daß die Figuren in ununterbrochener Tätigkeit sich bewegten. Es war keine Rettung. Der Leseautomat wütete gleichsam; er schnurrte und knurrte ohne alle Unterbrechung, und zwar siebzig Tragödien hintereinander. Wir sanken alle in Schlaf. Mein Vater schlief ein, ich, der ganze Hof, die Dienerschaft im Vorsaal schlief ein, die Katzen und Vögel auf dem Dache

schliefen ein, die Hunde und das Geflügel auf dem Hofe. Zuletzt war es im ganzen Schlosse todesstill, und nur die unglückselige Figur wütete fort, bis die Räder alle abgelaufen waren und das Uhrwerk stille stand. Nun wuchsen die Bäume ums Schloß herum zu riesiger Höhe, und die Spinnengewebe und der Staub legte sich über die ganze Gegend. Ach, ich habe das alles im voraus kommen sehen."

Die Prinzessin hielt hier inne und sah mich mit einem jammervollen Blick an, der mein Herz in Mitleid schmolz. „Ach, meine Schöne," rief ich, „wie läßt sich hier helfen und retten?"

„Nur dadurch," entgegnete sie, „daß einer den Mut hat, die bösen drei Figuren auf die Schultern zu laden und sie dahin zurückzubringen, woher sie gekommen. Dann wird alles im Schloß wieder erwachen und aufatmen. Mein Vater, der in seinen Liebhabereien zum Glück sehr veränderlich ist, wird sich, durch dieses Beispiel gewarnt, dem frischen Leben der Gegenwart, dem jungen und kühnen Talente, das belehrt, belustigt und erhebt zugleich, zuwenden, und der Zauber, den das Alte, Bestaubte, Lang-

weilige bis jetzt auf ihn geübt, wird gebrochen sein. Ich werde nicht mehr zu schlafen brauchen, das ganze Land wird nicht mehr zu schlafen brauchen. O Himmel, welch ein Glück!"

„Gehorsamer Diener, meine Schöne", entgegnete ich.

„Wer soll denn dies Wunderwerk vollbringen? Wer soll die Automaten hinausschaffen?"

„Sie mein edler Ritter", sagte die schöne Siebenschläferin mit bezaubernder Stimme.



„Ich werde mich hüten“, antwortete ich. „Die Figuren stehen mit irgendeinem mächtigen Zauber im Bunde, und ich bin nur ein schwacher sterblicher Mensch, und zwar auch einer, der

eben keinen Überfluß an Courage hat.“ — „Arm-seliger!“ rief sie. „Dann gehen Sie und lassen Sie mich schlafen.“

Und ich ging und ließ sie schlafen.



D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

Der Rechtsstreit mit den Feldmäusen zu Glurns. „Anno Domini 1519 am S. Ursula Tag ist für Wilhelm von Haßlingen, Richter zu Glurns und Mals, kommen Simon Fliß ob Stilfs, und hat angezeigt, wie er von wegen der Gemeinde Stilfs ein Recht zu führen Willens sey gegen den Mäusen, so genannt sind Lutmäuse, wie Recht sey. Und damit dieselbigen Lutmäuse in solcher Rechtfertigung nach Ordnung ihre Nothdurft fürbringen mögen, so seyn sie eines Prokurators nothdürftig. Begehren Sie, daß der Richter ihnen ein Prokuratorn von Obrigkeit wegen setzen soll, auf daß sie sich nit zu beklagen haben. Auf solches Fürbringen hat der Richter genannten Lutmäusen auf Stilfs nach Ordnung Rechtens einen Prokuraten gesetzt, als Hansen Grienebner, Burgern zu Glurns, dem er solche Gewalt gegeben und nach Ordnung des Gerichts bestätigt; auch ist um das Siegel gebeten worden in Gegenwart Sigmunden von Tartsch, Hansen Hafners und Conraden Spergsers. Hienach hat gemeldeter Simon Fliß von wegen der Gemein Stilfs wider die Lutmäuse auch einen Prokurator gesetzt, nämlich den Schwarz Minnig zu Tartsch und haben darum den Richter um das Insiegel gebeten im Beiseyn vorgedachter Zeugen, darauf dann ein Rechtstag angesetzt, als

am Mittwoch vor S. Simon und Judas, der Zwölfboten obgesagten Jahrs.

Kundschaftrecht am Mittwoch nach S. Philipsen und Jakobi der heiligen Zwölfboten, Anno 1520.

Richter: Conrad Spergser, Rechtsprecher: Hans Hafner, Casper Metzger, Millner von Lichtenberg, Stoffl Frey, Valtin Larcher, Martin Lechtaler, Adam von Pajadt, Fliri Peter, Luzi Hans Feyerabendt, Jeremias von Prad.

Minnig von Tartsch, als Prokurator der ganzen Gemeind Stilfs, hat zu verstehen gegeben, wie er als Prokurator der Gemeind Hansen Grienebner als Prokurator und Gewalthaber der unvernünftigen Thierlein, genannt Lutmäuse, auf diesen Tag Kundschaft zu verhören zu wissen gethan und fürgeboten; worüber gesagter Grienebner herfürtreten und als Prokurator der genannten Lutmäuse ins Recht gedingt. Darauf hat Minig Waltsch aus Sulden bekennt und geseit, daß ihm wohl wissend sey, daß er ungefährlich bei achtzehn Jahren in Sulden gehaust hat, da sey er ein- und ausgangen über die Stuck und Güter der Wiesen der ganzen Gemeind Stilfs; da hab er allzeit gesehen, daß die Lutmäuse ihnen dasselbs merklich Schaden gethan haben an Aufwühlung des Erdreichs, also daß die von Stilfs das Heu und Grumat die Zeit lang wenig genossen.

Niklas Stocker auf Stilfs hat bekennt und geseit, daß ihm wohl kund und wissend sey, daß so lang er gemeldeter von Stilfs Güter hat helfen arbeiten, hat er allzeit gesehen, daß etwas Thiere, deren Namen er nit wisse, denen von Stilfs in ihren Gütern großen Schaden gethan hand, und sonderlich im Herbst, da man das Grumat mähen soll, seyn sie viel heftiger denn zu andern Zeiten gewesen, er, Kundschafter, habe auch in allen deren von Stilfs Stücken und Alben den Schaden gesehen.

Vilas von Raining, als ein Nachbauer deren von Stilfs, hat sich zu den zween Kundschaften gestellt und bekennt, daß er bei zehn Jahren in Stilfs gehaust, und sey ihm nit anders wissen, als wie Niklas Stocker vermeldet hat, und um so viel mehr, daß er die genannten Lutmäuse auf den Stuken oft und viel selbst gesehen hab. — Und sind solche Kundschaften mit dem Eid, wie sich gebührt, bestattet worden. Es hatsolche Kundschaften gedachter Schwarz Minig, als deren von Stilfs Prokurator, um sieben Pfennige geschrieben und besiegelt, und hat mit das Urtheil erlangt,

K l a g.

Schwarz Minig hat sein Klag gesetzt wider die Lutmäuse in der Gestalt, daß diese schädliche Thiere ihnen großen merklichen Schaden thun, so würde auch erfolgen, wenn diese schädlichen Thiere nit weggeschafft werden, daß sie ihr Jahrszinse der Grundherrschaft nit mehr geben könnten, und verursacht würden, hinweg zu ziehen, weil sie solcher Gestalten sich nit wüßten zu ernähren.

A n t w o r t.

Darauf hat Grienebner eingedingt, und diese Antwort geben, und sein Procurey ins Recht gelegt: er hab diese Klag wider die Thierlein verstanden; es sey aber männiglich bewußt, daß sie allda in gewisser Gewähr und Nutzen sitzen, darum aufzulegen sey — — —: Derentwegen er in Hoffnung stehe, man werde ihnen auf heutigen Tag die Nutz und Gewähr mit keinem Urtel nehmen oder aberkennen. Im Fall aber ein Urtel erging, daß sie darum weichen müßten, so sey er doch in Hoffnung, daß ihnen ein anderes Ort und Statt gegeben soll werden, auf daß sie sich erhalten mögen; es sey ihnen auch bei solchem Abzug ein frei sicher Geleit vor ihren Feinden ertheilt, es seyen Hund, Katzen oder andere ihre Feind; er sey auch in Hoffnung, wenn eine schwanger wäre, daß derselben Ziel und Tag gegeben werde, daß sie ihr Frucht fürbringen und alsdann auch damit abziehen möge.

U r t e l.

Auf Klag und Antwort, Red und Widerred, und auf eingelegte Kundschaften, und alles, was für Recht kommen, ist mit Urtel und Recht erkannt, daß die schädlichen Thierlein, so man nennt die Lutmäuse, denen von Stilfs ihre Äcker und Wiesmäder nach Laut der Klag, in vierzehn Tagen raumen sollen, da hinweg ziehn, und zu ewigen Zeiten dahin nimmer mehr kommen sollen; wo aber eins oder mehr der Thierlein schwanger wär, oder Jugend halber nit hin kommen möchte, dieselben sollen der Zeit von Jedermann ein frei sicheres Geleit haben vierzehn Tage lang; aber die, so ziehen möhen, sollen in vierzehn Tagen wandern."

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Karl Rabus

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

Detektiv Mattulat

Berlin SW 48, Friedrichstraße 29 :: Telephon Moritzplatz Nr. 12972

Deutschlands erfolgreichster Detektiv. Aufklärung schwierigster Fälle. Ehesachen. Heiratsauskünfte im In- und Auslande. Erfolg garantiert. Bei Diebstahl, Einbruch Honorarzahung -- nachträglich. Strengste Diskretion. --

Wir bitten stets auf den „ORCHIDEENGARTEN“ Bezug zu nehmen.

Spies Gumbelberg 45

DER ORCHIDEENGARTEN



PLAICHINGER

DETEKTIVGESCHICHTEN II, TEIL

HEFT 16 • PREIS 2 M

DFG

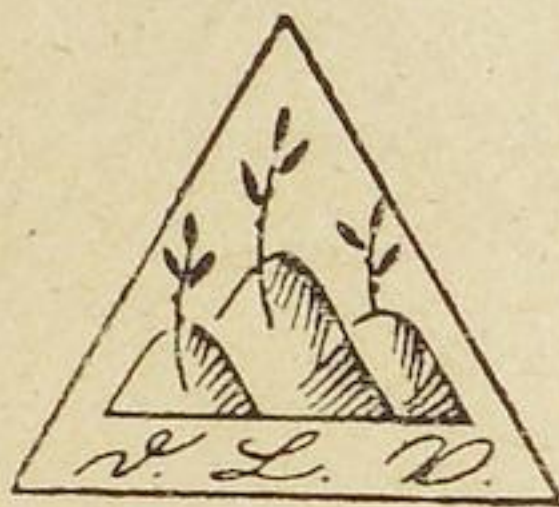
Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl

Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang



Sechzehntes Heft

GIULIO BALBIS VERSCHWINDEN

Von Frank Heller. Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. (Mit fünf Leisten von Karl Rabus.)

(Fortsetzung)

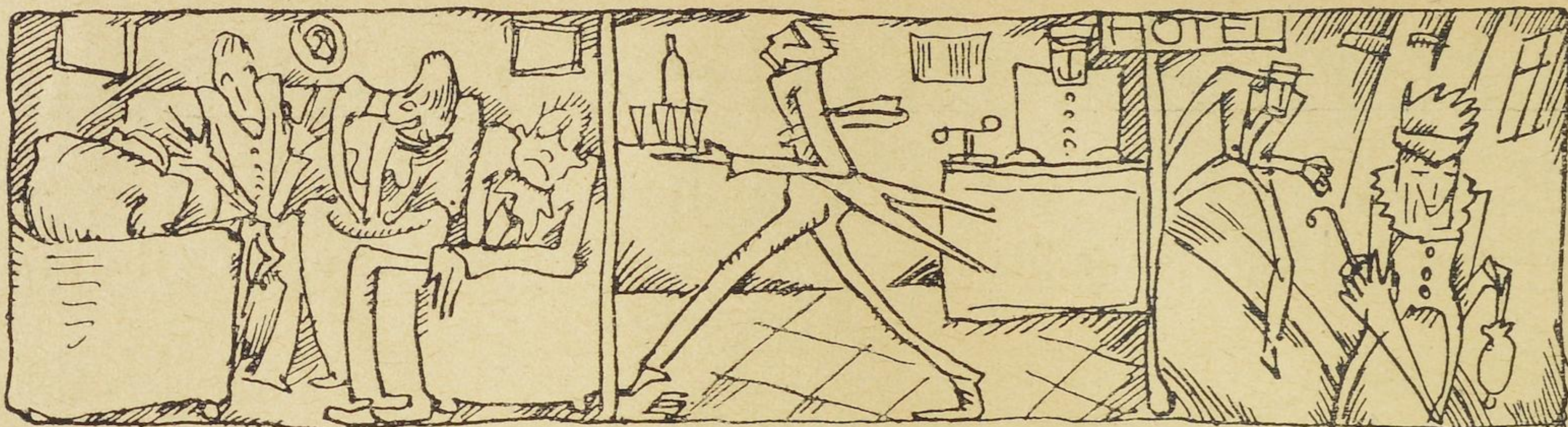
Von ihm selbst? „Haha. Georges. Hatte dich das so sehr verwundert? Du glaubtest, daß er tot sei?“ Georges, der sich in größter Eile ankleidete, antwortete mit Gegenfrage: „Also von jemand anderem, Monsieur?“

„Von seinen Räubern, Georges! Ein Brief an die Polizei und einer an Monsieur Balbis Vater, mit eingelegter Kopie des Briefes an die Polizei. Sie werden nie eine Spur von Giulio Balbi finden und noch weniger von uns.“ Dies an die Polizei. Und an seinen Vater die furchtbarsten Drohungen gegen das Leben des Sohnes und die schrecklichsten Schimpfworte gegen uns.“

„Und die Forderungen eines Lösegeldes, natürlich?“ „Ja, natürlich ... nein, wart' mal ... nein, nein, von Lösegeld steht in der Tat nichts drin ...“ „Das ist doch eigentümlich, Monsieur, finden Sie nicht? Ich verstehe ja nicht viel von solchen Affairen.“

Monsieur Chassel glättete sein Nackenhaar. Er starrte vor sich hin, ohne zu antworten. Dann sah er Georges an. „Rück mit der Sprache heraus, Georges! Hast du irgend einen Faden?“ Georges glättete nun seinerseits sein Haar, das etwas reicher war als das seines Chefs, und drehte dann seinen Strohhut zwischen den Fingern. „Keinen ganz sichern, Monsieur. Vorderhand. Darf ich weiter arbeiten?“ Monsieur Chassel starrte ihn an. „Vorderhand! Du glaubst also, daß du etwas weißt! Haha — bitte sehr! Scher dich zum Kuckuck!“

Eine Woche verging, ohne daß Monsieur Chassel seinen jungen Schüler wiedersah. Hie und da kamen ein paar G. V. signierte Zeilen, zum Beweis, daß Georges am Leben war; aber im übrigen hatten sie nichts anderes mitzuteilen, als daß es mit den Untersuchungen so halbwegs ging und daß Monsieur Chassel bis auf weiteres von Adressen absehen mußte. Wenn Monsieur Georges' Dienste nicht länger entbehren konnte, sollte er im L'Eclaireur annoncieren. Monsieur Chassel schien am siebenten Tage ebenso hoffnungslos wie am ersten; der bloße Gedanke, daß Georges einen Faden zu verfolgen hatte, irritierte ihn wie Zahnschmerzen. Wo, in — — konnte Georges in diesem Labyrinth einen Faden finden? Offenbar war Signor Balbi geraubt worden, da die Schurken sich noch selbst mit ihrer Tat vor dem Vater und der Polizei brüsteten. Also war es ausgeschlossen, daß er wegen einer Liebesgeschichte durchgebrannt war. Aber wenn er geraubt worden war, so mußte es doch aus Rache oder aus Erpressungsgründen geschehen sein. Signor Balbi wußte niemanden auf der Welt, der Lust haben konnte, eine solche Tat zu begehen, um sich an ihm zu rächen — und Erpressung! Es stand ja nicht einmal ein Wort von Lösegeld in den Briefen, die an ihn und an die Polizei gekommen waren! Und Giulio Balbi hatte zu dem Zeitpunkt seines Verschwindens höchstens zehn oder fünfzehn Franken bei sich gehabt. Das Einzige, was Signor Balbi im übrigen wußte, war, daß so etwas in Italien unmöglich gewesen wäre; daß es



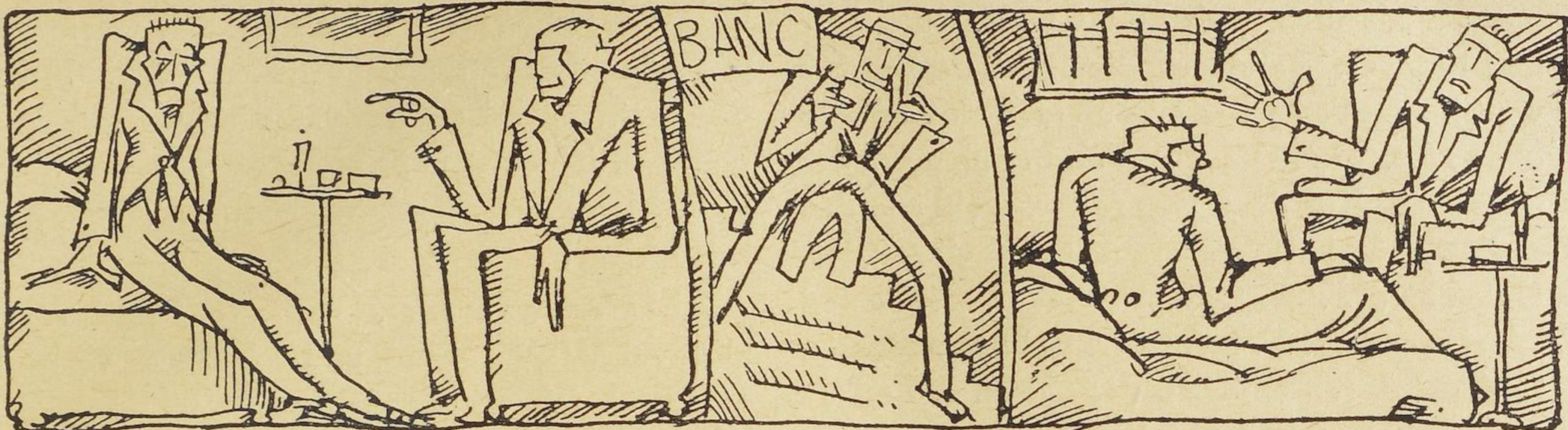
unglaublich aber wahr sei, daß es bei halbem Tageslicht in einer großen Stadt wie Nizza hatte geschehen können; daß dies nur von jener feindlichen Stimmung gegen alles Italienische kommen konnte, die er in Frankreich immer mehr und mehr beobachtete; und daß, wenn sein Sohn nicht zum Vorschein komme, er wenigstens der Welt wissen lassen würde, wie er verschwunden war, und wie und warum es geschehen war. Und wenn Monsieur Chassel Signor Balbis drei ersten Thesen opponieren konnte, so konnte er es jedenfalls nicht in bezug auf die dritte; die Sprache, die jene italienischen Zeitungen führten, welche von Signor Balbis Pressebureau mit Notizen versorgt wurden, war geradezu erstaunlich.

Dann kam ein Montag, der 9. Juni 1913. Monsieur Chassel bekam den jungen Georges Vautel wieder zu sehen; und die italienischen Presseorgane, die von der Agenzia Balbi mit Notizen versorgt wurden, änderten ihren Ton, so rasch wie nur ein grober Sünder bei einer erfolgreichen Heilsarmeeversammlung. Gleichzeitig wurden die Appartements der Familie Balbi im Hotel des Palmiers frei, und der Crédit Lyonnais — nicht die Banca d'Italia — eskomptierte einem jungen Mann, der zirka siebzehn Jahre zu sein schien, einen sehr großen Scheck. Und der verbindende Faden zwischen diesen sämtlichen Ereignissen und die Ursache der meisten von ihnen war Monsieur Georges Vautel, der Scheckbeheber, aetatis suae siebzehneinhalb Jahre. Und einen Tag später saß besagter junger Georges Vautel in einem Kupee zweiter Klasse im Expreszug nach Paris, ihm gegenüber sein Chef Monsieur Chassel als atemloser Zuhörer einer einfachen Erzählung.

„Als ich Sie am Morgen verließ, ging ich direkt in das Hotel des Palmiers und sprach mit dem Direktor. Er wußte, daß ich im ‚Deux Mondes‘ in Monte in Stellung gewesen

war und hatte nur Gutes von mir gehört — er hatte nämlich keine Ahnung, daß ich Detektiv werden sollte. Er gab mir ohne weiteres eine Stellung als Gehilfe des Etagenkellners, und natürlich wußte ich es so einzurichten, daß ich in der Wohnung der Familie Balbi Dienst zu machen hatte. Nach dem, was Sie mir am Morgen erzählten, begann es mir klar zu werden, wie alles zugegangen sein mußte. War es nicht recht sonderbar, daß die Räuber des jungen Monsieur Balbi nicht die geringste Erpressung versuchten. Als ich mir das zusammen mit dem überlegte, was ich von Louis Boffini gehört hatte, beschloß ich Madame Balbi bis auf weiteres im Auge zu behalten.

Es war schrecklich, was diese Frau zusammenklagen und -jammern konnte, Monsieur! Wenn Sie nur gehört hätten, was sie über Nizza und Frankreich sagte und über die französische Polizei und Sie! Es war so, daß man von der Hälfte das Gallenfieber kriegen konnte, wenn man Gehilfe des Etagenkellners war und nichts anderes sagen durfte als: Si, Madame, und très bien, Madame! Und wie sie ihrem Manne zusetzte! „So mache doch von deinen Zeitungen Gebrauch! Lasse sie wissen, wie sie es treiben, die Schurken, sie sind ja alle miteinander im Komplott, die Polizei und die Banditen, darauf kannst du dich verlassen! Ach, wenn ich ein Mann wäre! Madonna santissima, sie sollten es nur wagen, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Denke nur, wenn sie vielleicht unseren armen Giulio gerade jetzt ermorden — oh, oh, oh!“ — Auf diese Weise trieb sie es immerzu, und der arme, alte Mann wagte kaum zu essen, aus Angst, daß sie es übelnehmen könnte — sie speisten in ihrer Wohnung und ich half beim Servieren. Ich hörte zu und schrieb alles auf, was sie sagten, sobald ich Zeit dazu fand; und wenn sie Ausfahrten mit Louis machten, fragte ich ihn aus.



Aber es vergingen vier Tage, bis etwas von Bedeutung geschah. Das war Samstag frühmorgens, so gegen sieben Uhr. Ich stand unten in der Halle, als ein Junge von vierzehn oder siebzehn Jahren mit einer Kappe vom Magasin Dufayel herein kam. ‚Für Monsieur Bondy‘, sagte er, und legte ein Paket auf den Portiertisch. Der Portier war noch nicht unten. Ich warf einen Blick auf das Paket. Während ich dies tat, glaubte ich zu sehen, daß der Junge eine Bewegung nach dem Tisch machte, auf dem die Hotelpost lag, aber wenn er es tat, so ging es so rasch, daß ich nichts Rechtes ausnehmen konnte, und dann ging er ohne weiteres seiner Wege. Ich stand da und dachte nach, ob ich recht gesehen hatte, und im selben Augenblick kam der Portier. ‚Das hier ist für Monsieur Bondy vom Magasin Dufayel‘, sagte ich — ‚Monsieur Bondy‘, sagte der Portier, ‚wir haben keinen Monsieur Bondy im Hotel, das wird wohl jemand sein, der erst kommt.‘

Da hatte ich eine neue Idee. Der Portier ging auf die Vortreppe und sonnte sich, bevor er seine Arbeit begann. Ich stürzte mich wie ein Habicht auf die Post und sortierte sie, so rasch meine Finger gehen wollten. Es waren etwa dreißig oder vierzig Briefe da; ich suchte nur nach denen, die an Madame Balbi waren. Es waren drei — und einer davon vom Magasin Dufayel. Ach, der dumme Junge, Lafforgue hieß er wohl! Hatte er doch den Brief ohne weiteres dagelassen! Nun hatte ich ‚schnell wie der Blitz‘ den Brief in der Tasche.

Es dauerte bis nach dem Morgenkaffee in der Balbischen Wohnung, bis ich dazu kam, den Brief zu öffnen — über einer Spirituslampe mit einem Wasserkessel, Monsieur. Und da verlor ich wieder den Faden. Das Kuvert enthielt tatsächlich eine Rechnung und auf dieser stand:

Mm. C. Balbi vom Maison Dufayel.
7./VI. An Leinenwaren Fr. 60.—
Diverse Unterkleider „ 48.50
Zigaretten Nestor . . . „ 20.—
Für Maison Dufayel:
S. B.

Was sollte das heißen? Ich dachte mit der Rechnung in der Hand gut zwanzig Minuten nach — das war unleugbar eine Rechnung. Allerdings war es eine wunderliche Zusammenstellung von Waren, aber man weiß ja, wie die Damen Einkäufe machen, und bei Dufayel bekommt man ja alles, von Automobilen bis zu Rauchtabak. Um nichts zu riskieren, legte ich schließlich die Rechnung wieder in das Kuvert und übergab sie selbst Madame Balbi. Sie nahm sie ganz gleichgültig entgegen und ich war noch niedergeschlagener als früher. Ich war in elender Laune bis fünf Minuten über halb zwölf — da machte ich einen Luftsprung und stürzte zu Louis Boffini hinunter.

‚Louis‘, sagte ich, ‚sag‘ mir eines, hat der junge Signor Balbi geraucht?’

‚Geraucht?‘ sagte Louis ‚wie ein Vulkan! Er hatte kaum eine Zigarette fertig als er schon die nächste ansteckte.‘

Wissen Sie, was ich im nächsten Augenblick machte, Monsieur Chassel? Ich verabschiedete mich auf holländisch vom Hotel ohne irgend jemanden ein Wort zu sagen. Standen nicht Zigaretten für 20 Franken auf dieser Rechnung, die für Maison Dufayel S. B. signiert war und hatte ich jetzt nicht schon durch zwei Tage gesehen, daß die Herrschaften Balbi nie eine Zigarette geraucht hatten, Ciel! Das sah doch nach einer Spur aus! Ich verlor nicht mehr Zeit, als absolut notwendig war, um mich in Zivil umzukleiden, und es war noch nicht zwölf Uhr, als ich in der Bar gegenüber dem Hotel des Palmiers auf Posten saß. Ich brauchte nicht lange zu warten.

Zehn Minuten nach zwölf traten Monsieur und Madame Balbi auf die Hotelterrasse. Sie waren zum Fortgehen angekleidet, aber er war ohne Hut. Sie sagte etwas und er ging wieder ins Haus. Aus dem, was folgte, weiß ich, daß sie ihm gesagt hatte, sie sei zum Lunch eingeladen. Unten an der Ecke nahm sie eine Droschke und ich eine andere. Wir fuhren direkt zum Maison Dufayel — ich wurde nervös, denn das sah ja wahrhaftig nach einer falschen Fährte aus. Ich schlüpfte hinter ihr hinein — und kontrollierte ihre Einkäufe. Zwei besorgte sie in der Herren-Equipierungsabteilung: drei weiche Hemden und zwei Nachthemden, summa sechzig Franken und einige andere unter den Kleidern zu tragende Dinge, die sie sich offenbar genierte zu kaufen, und die gegen fünfzig kosteten. Und dann ging sie in die nächste Spezialabteilung und kaufte Zigaretten für fast dreißig Franken. Ich biß mich auf die Zunge und folgte ihr wie ein Schatten! Sie ging wieder hinaus, nahm eine andere Droschke; mit knapper Not konnte ich das Gleiche tun. Wir fuhren zum Place Gambetta; dort bezahlte sie den Kutscher und setzte sich auf eine Bank. Nach zehn Minuten kam die Straßenbahn nach Monte Carlo; sie stieg in den vorderen Wagen, ich in den Anhängewagen und vorwärts ging es.

Nun kann ich Ihnen sagen, war ich gespannt, Monsieur! Wir fuhren und fuhren — ich hatte zur größeren Sicherheit eine Karte bis Monte genommen — und es dauerte bis zum Pont St. Jean, bevor sie mit ihren Paketen absprang. Da war es schwerer für mich. Es stand eine Elektrische nach Cap Ferrat da, aber die nahm sie nicht. Auf der Straße war kaum ein Mensch außer ihr und mir, und das einzige, was ich tun konnte, war, ungeniert auszusehen und in der Richtung voranzugehen, von der ich glaubte, daß sie sie einschlagen würde. Ich ging über die Eisenbahnbrücke und dann nach links gegen Cap St. Hospice. Nach drei Minuten drehte ich mich um und fand den Weg leer.

Ich huschte zurück und starrte zuerst auf den Weg nach Beaulieu und dann auf den Weg nach Nizza. Auf keinem von beiden war sie zu sehen, also bog ich nach rechts auf den Weg nach Cap Ferrat ein. Nach fünf Minuten erblickte ich sie, wie sie gerade in den Garten einer kleinen Villa trat, der von Rosen und Pelargonien strotzte.

Und wissen Sie, mit wem ich vor dem Gartentpfortchen fast zusammengestoßen wäre? Mit dem sogenannten Laufburschen aus dem Magasin Dufayel, der morgens im Hotel gewesen war! — Ciel, wie schwer es mir wurde, ungeniert vorbeizugehen!

Aber es war klar, daß der Junge von Dufayel Wache stand, und ich mußte vorbeigehen, ob ich wollte oder nicht.

Ich machte einen kleinen Spaziergang, bis ich die kleine wackelige Straßenbahn von Cap Ferrat nach Port St. Jean begegnete. Das dauerte fast eine halbe Stunde. In die sprang ich auf, ich hatte so eine halbe Ahnung, daß Madame diese Fahrgelegenheit zurück benützen würde, und parbleu, hatte ich nicht recht? Gleich vor der Villa stand sie und wartete auf den Wagen. Sie stieg ein und setzte sich ins Wageninnere; ich stand auf der Plattform. Ich fuhr bis Pont St. Jean mit und vergewisserte mich, daß sie nach Nizza zurückfuhr. Und dann, hui, flog ich wieder zur Villa zurück und finde den Jungen vom Magasin Dufayel.

Ich machte kurzen Prozeß mit ihm! Ich ging gerade auf ihn zu, durchbohrte ihn mit den Blicken und sagte:

„Ich habe dir etwas vom Monsieur Bondy zu sagen. Du sollst sofort mit nach Nizza kommen.“

Er wurde so blaß wie ein Laken und stammelte! „Monsieur Bondy . . . was meinst du?“

„Du! Wer ist mit dir per du, du Schlingel! Wenn du Monsieur Bondy vergessen hast, so hat man dich im Hotel des Palmiers seit heute früh nicht vergessen, mon vieux. Komm mit und mach keinen Lärm!“

Ich hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als er versuchte, in die Villa zu schleichen. In zwei Minuten hatte ich ihn so gründlich durchgeprügelt, daß er wie ein Pfeil in der Richtung von Cap Ferrat davonflog, dann ging ich geradenwegs in die Villa hinauf. Das Tor war unversperrt. Es war nicht schwer für mich, den richtigen Weg zu finden. Aus einem der rückwärtigen Zimmer roch es ärger nach Tabak, als in einer Matrosenkneipe.

Ich öffnete ohne viel Umstände die Türe und sah einen jungen Herrn von fünf oder sechs- und zwanzig Jahren, mit einem Roman in der Hand, auf dem Divan liegen.

Er blickte gleichgültig auf, denn er erwartete natürlich Laforgue. Aber als er mich erblickte, kam Leben in ihn. Und brüllend stürzte er auf mich los: ‚Was machst du hier?‘

‚Was machen Sie hier, Signor Balbi?‘

Da hätten Sie ihn sehen sollen! Wie ein Stück Holz fiel er auf die Chaiselongue zurück und starrte mich an, als hätte er ein Gespenst vor sich. Nach einer Weile stotterte er: ‚Hat Laforgue geklatscht, dann — — —‘

‚Sie meinen den Jungen vom Magasin Dufayel, Signor Balbi? Den brauchen Sie gar nicht zu verwünschen, ich habe Sie auf eigene Faust gefunden. Und jetzt bleiben eigentlich nur noch drei Dinge zu tun — — —‘

‚Und die sind, wenn ich fragen darf?‘

‚Zwanzig Tausend Franken Belohnung an mich für Ihre Wiederauffindung, eine ausführliche Notiz in den Zeitungen und ein demütiges Entschuldigungsschreiben an die Polizei — — sonst nichts.‘

Es war ein anstrengender Nachmittag, Monsieur Chassel!

Es wurde fünf Uhr, bis ich den jungen Signor Balbi überzeugen konnte, daß ich die Oberhand hatte. Wie oft er mir Prügel androhte, weiß ich nicht mehr. Gegen fünf Uhr konnte ich endlich fortgehen und dem Kondukteur der Straßenbahn, die nach Pont St. Jean fuhr, einen Brief übergeben.

Um sieben Uhr war Madame Balbi in der Villa und um acht Uhr zog ich mit drei Papieren in der Tasche ab und ließ die laut heulende Mutter zurück, und Signor Balbi, der

vor lauter Fluchen darüber, daß noch kein Rinnstein in ganz Neapel eine solche Zuchthauspflanze wie mich geboren hätte, ganz blau im Gesicht war.

Gestern reisten Balbis in aller Eile ab und heute brachte ich meine drei Papiere an. Das erste beim Crédit Lyonnais, das zweite beim Polizeichef und das dritte bei den Zeitungen. Ich änderte es im letzten Augenblicke noch ein wenig ab, denn Signor Balbi tat mir so leid.

Und das Motiv des Ganzen, Monsieur Chassel? Darüber hatte ich eigentlich schon eine halbe Ahnung als ich mit Louis Boffini sprach. In meiner Ahnung wurde ich noch darin bestärkt, als Sie am Morgen hereinkamen und von dem eigentümlichen Brief an den alten Signor Balbi erzählten. Um ganz sicher zu sein, entlockte ich noch Madame Balbi an jenem Nachmittag in der Villa eine Bestätigung. Sie wissen doch, in Italien sollen die Parlamentswahlen stattfinden, und in der nächsten Session sollen die Traktate mit uns oder mit Deutschland erneuert werden. Der alte Signor Balbi, der die ganze Agenzia Balbi dirigiert, war eher franzosenfreundlich, und seine Frau ist Österreicherin — ich brauche wohl nicht mehr zu sagen. Die Agenzia Balbi versorgt die Zeitungen von halb Italien mit Notizen und Leitartikeln, und um den Mann auf ihren Standpunkt hinüberzubringen, arrangierte sie diese Affäre mit dem Sohne, der ihr gehorcht wie ein Kind. Und es wäre vielleicht geglückt, wenn nicht... sieh' da, Monsieur, jetzt sind wir in Marseille. Gehen wir und feuchten wir den Zwanzigtausendfrankscheck mit einem Bock an!“



Karl Ritter / Ertappt

BLOOD STIEHLT DIE ENGLISCHE KRONE

Eine historische Anekdote. Nacherzählt von Johannes von Guenther.
(Mit 4 Zeichnungen von Karl Ritter.)



Wie me sagt, daß man von König Karl II. von England berichtet habe, er hätte niemals etwas Törichtes gesagt und niemals etwas Kluges getan.

Thomas Blood, sein Schwiegersohn Hunt

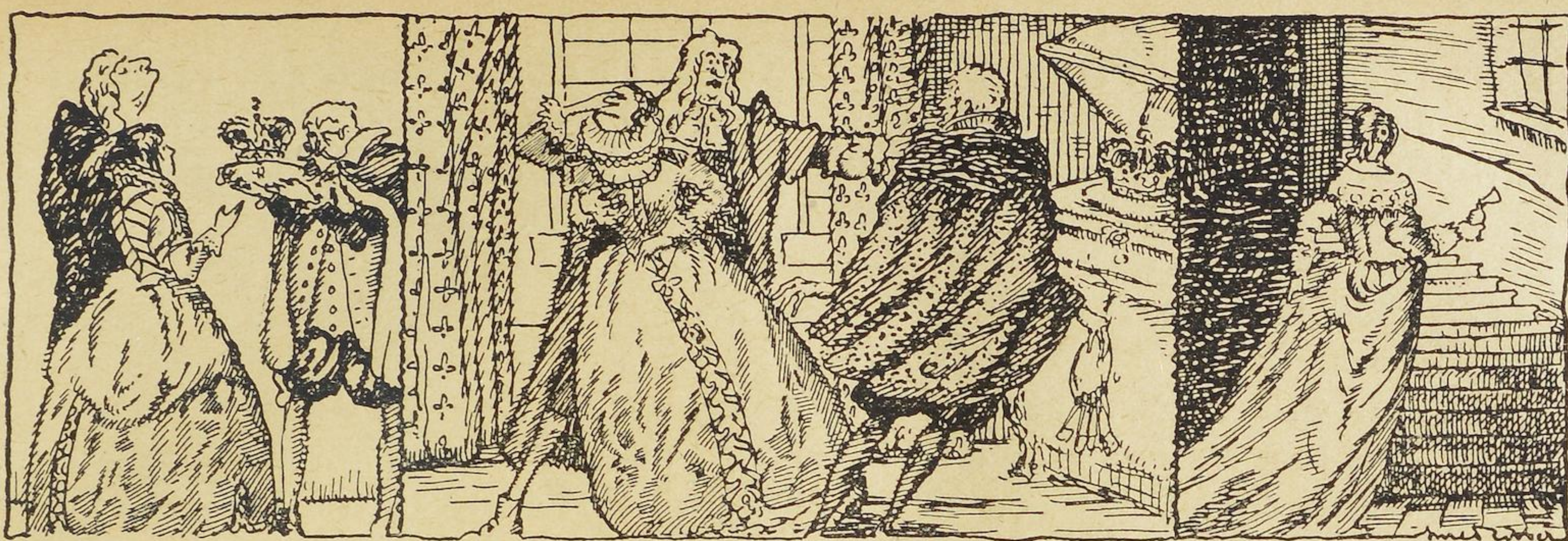
und der Leutnant Parret waren es, die sich zusammentaten, um die Krone Karls II., die englische Krone, zu stehlen. Es war eine Geschichte, die Thomas Bloods würdig war.

Er war ein toller Bursche, der Thomas Blood, ein abgedankter Offizier des Cromwellschen Heeres, und sie nannten ihn gewöhnlich den Oberst Blood, denn obwohl er kein Oberst war, hätte er es doch sein können, der Blood, denn er galt allgemein als der kühnste und unternehmendste Geselle, den England hervorgebracht hatte. Nach Cromwells Sturz war er wie so viele der alten verwegenen Soldaten entlassen worden und saß mißvergnügt auf seinem kleinen Gut in Irland. Aber das stille Leben konnte einem hitzigen und erfahrenen Kriegermann nicht auf die Dauer gefallen, und so war er alsbald mitten drin in einer Verschwörung, die sich gegen den damaligen Lordleutnant von Irland, den Herzog von Ormond, richtete. Sie mißlang, aber sie war kühn geplant gewesen; sein Schwager jedoch, der geistliche Herr Lackie, kam an den Galgen. Oberst Blood selber entkam nach Holland und begab sich erst recht unter die Verschwörer, zumal ihm der Herzog von Ormond durch gerichtlichen Urteilsspruch sein Hab und Gut einzog. In Holland lernte er nicht nur den späteren König von England, Wilhelm den III., kennen, der damals noch Erbstatthalter Wilhelm von Oranien hieß, sondern auch noch den Herzog von Buckingham, der ebenfalls auf den Lord Ormond einen Zahn hatte. Und so entstand denn alsbald der Plan einer neuen Unternehmung gegen den Lord, und zwar beabsichtigte Thomas Blood nichts Geringeres, als ihn zu fangen und in Tyburn an den Galgen zu hängen.

Er war nach England mit wichtigen Empfehlungen an die Partei der Mißvergnügten gekommen und spielte bei denen keine kleine Rolle. Aber auch sein zweiter Anschlag gegen den Ormond mißlang, obwohl er den guten Lord aus seinem Wagen heraus und einem seiner Mitverschworenen bereits aufs Pferd praktiziert hatte — mißlang, denn wenn Oberst Blood nicht in seinem Grimm vorangeritten wäre, um eigenhändig den Strick an den Galgen zu knüpfen, so hätten sie freilich den Lord entführt und gehängt —, aber seine Übereile brachte das ganze Ding zum Scheitern, und es gelang den Verfolgern, ihren Meister aus den Händen der Räuber zu befreien. Wer den Anschlag ausgeführt, wußte freilich niemand, man hatte wohl einen Namen „Hunt“ rufen hören, aber erstens war das kein so seltener Name, und zweitens dachte niemand daran, daß Oberst Bloods Schwiegersohn so hieße. Doch wer der Anstifter des Anschlages sein könnte, das wisperte man sich allerdings in die Ohren, und es kam so weit, daß Lord Ormonds Sohn, der Graf von Ossory, in Gegenwart des Königs dem Herzog von Buckingham häßliche Dinge ins Gesicht sagte.

Blood sann indessen auf neue Pläne, denn seine zerrütteten Vermögensumstände begannen ihm unerträglich zu werden. Und da sein Schwiegersohn Hunt sich in einer genau so verzweifelten Lage befand und ein alter Kriegskamerad Bloods, der Leutnant Parret, ebenfalls, so war es nicht gerade erstaunlich, daß diese drei unentwegt über Unternehmungen brüteten, um mit einem Schlage zu Gelde zu kommen. Aber auf den Plan selber kam natürlich nur der Oberst Blood.

Es war ein Apriltag 1671, da erschien ein Mann im Tower, der wie ein Geistlicher gekleidet war, mit einem langen Mantel, Priesterrock und kanonischem Gürtel, er war von einer Frau begleitet, die sehr viel jünger aussah als er, die er aber seine Frau nannte. Und diese Frau verlangte die Königskrone zu sehen, die im Tower aufbewahrt wird und denen, die



sie sehen wollen, auf Verlangen gezeigt wird. Nachdem sie sie nun zur Genüge betrachtet und bewundert hatte, wobei ihr Gemahl, der geistliche Herr, erbauliche Bemerkungen machte und ihr auch unter anderem ihre übermäßige Freude an den weltlichen Dingen mit sanften Worten vorhielt, erklärte die junge Frau plötzlich, sie spüre einen grausamen Schmerz im Magen, und bat den alten Herrn Edwards, der das Amt eines Beschließers der Krone versah, er möchte ihr doch einige schmerzstillende Tropfen holen lassen. Ihre Stimme war dabei so kläglich, daß der alte Edwards, von Mitleid ergriffen, unverzüglich seine junge hübsche Tochter Mary schickte, die Arznei zu holen. Und nicht genug damit, nachdem die junge Frau die Arznei eingenommen, nötigte er sie, sich auf einem Bett ein wenig auszuruhen, bis der Anfall wirklich und wahrhaftig vorüber sei. Sie nahm es an und hatte sich bald darauf erholt. Beim Abschied überschütteten der geistliche Herr und seine junge Frau den alten Herrn Edwards mit Danksagungen, so daß er eine wirkliche Rührung empfand.

Der geistliche Herr erschien nach drei Tagen aufs neue bei Herrn Edwards und brachte ihm ein Geschenk: schöne neue Handschuhe — und Edwards mußte sie annehmen, da half keine Weigerung. Und nun war die Bekanntschaft geschlossen, nun kam es zu häufigen Besuchen, um die keimende Zuneigung zu befestigen, und es schien sich zwischen dem alten Edwards und dem geistlichen Herrn so was wie eine Freundschaft anbahnen zu wollen. Edwards versicherte oft, er hätte noch nie einen so angenehmen und unterrichteten Menschen kennengelernt, der geistliche Herr dagegen konnte sich nicht genug tun, den Eheleuten Edwards immer

wieder zu versichern, daß sie die gütigsten Leute der Welt seien, und daß seine junge Frau von nichts anderem mehr spräche als von der Artigkeit und Gefälligkeit der ehrlichen Menschen im Tower, und daß sie darauf bedacht sei, eine schickliche Vergeltung zu finden. Die beiden Edwards wollten das nicht wahr haben, aber was tut man, wenn das Schicksal so honigsüß redet wie Oberst Blood — der geistliche Herr? Und Blood wußte, was er wollte.

Eines Tages, der April stand schon in der letzten Woche, erschien er mit besonders feierlichem Gesichte im Tower. Er rief den alten Edwards und seine Frau beiseite und eröffnete sich ihnen. Sie hätten, meinte er, eine hübsche Tochter, für die es Zeit sei, unter die Haube zu kommen; nun, und er hätte da einen braven jungen Mann, einen Schwestersohn, der an die dreihundert Pfund jährlich zu verpeisen habe, und er sei sein Vormund ... Der junge Mensch würde sich glücklich schätzen, und was wohl die alten Edwards zu der Partie meinten? Und ob die Tochter frei sei? Und ob sie sich nicht seiner Ansicht anschließen, daß es immer von Nutzen sei, eine passende Heirat zu stiften?

Der alte Edwards war im siebenten Himmel, denn er hatte sich schon manchmal Gedanken gemacht, zumal in der letzten Zeit ein Freund seines Sohnes, ein Hauptmann Beckman, verdächtig häufig ins Haus kam und ein unziemliches Interesse für Mary Edwards an den Tag legte — und er, der alte Edwards, hatte nicht die geringste Neigung, seine Tochter einem Militär zu geben. Er lud also den vorgeblichen geistlichen Herrn unverzüglich ein, an diesem Tage zum Essen dazubleiben, damit man den Plan nachher noch weitläufiger besprechen

könnte. Und der geistliche Herr Oberst Blood blieb gern zum Essen. Bei Tisch sprach er das Gebet, der geistliche Herr Oberst Blood, und verrichtete es mit besonderer Andacht und ließ seine Augen rollen und schloß seinen Segen mit einem Gebet für den König und die Königin und die Krone Englands. Bei Tische neckte er mit väterlicher Miene Mary Edwards und meinte, es sei Zeit für sie, zu heiraten, und sie wurde rot, denn sie dachte an die schönen kühnen Augen des Hauptmanns. Vater Edwards schmunzelte nur. Nach Tische besprachen sich die beiden Männer unter vier Augen und setzten auch wacker dem Portwein zu. Hierbei fielen die Augen des geistlichen Herrn Oberst Blood auf etwas, das ihm einen Strich durch seine hübsche Rechnung zu machen geeignet war, und alsbald äußerte er ein heftiges Verlangen, die schönen an der Wand hängenden Pistolen dem alten Edwards abzu kaufen, denn er wollte sie zu gerne einem Lord, der sein gefälliger Nachbar sei, verehren, da dieser sich schon längst ähnliche Pistolen gewünscht hätte. Was tut man nicht, wenn man seine Tochter gut verheiraten kann? Der alte Edwards verkaufte die Pistolen spottbillig, und wer war froher als der ehrwürdige geistliche Herr! Sie wurden handelseinig — über das eine wie über das andere. Beim Abschied, der wieder unter der Feierlichkeit eines priesterlichen Segens vor sich ging, wurden noch Tag und Stunde verabredet, da der Neffe zur Braut gebracht werden sollte, der rätselhafte Neffe zu der hübschen Braut, und zwar sollte das am neunten Mai um sieben Uhr morgens geschehen.

Sie waren alle recht froh, und nur Mary Edwards war es keineswegs, und auch der Hauptmann war es nicht, und als dritter in diesem Bunde der Bruder Marys, Herbert Edwards, denn die beiden waren seine liebe Schwester und sein lieber Freund. Und nach einigem Hin und Her kam ebenfalls unter diesen drei jungen Menschen ein Pakt zustande, ein Pakt, von der Liebe diktiert und von der Freundschaft bekräftigt, und sie planten für den neunten Mai ebenfalls eine Kundgebung, die weder im Sinne des Papa Edwards lag, noch geeignet scheinen wollte, die ehestifterischen Absichten des geistlichen Herrn zu krönen.

Der neunte Mai war angebrochen, und um sieben Uhr war das ganze Edwardssche Haus auf den Beinen, und die Familie hatte ihren besten Staat angelegt, und nur Herbert Edwards fehlte, denn er hatte die Nacht bei seinem Freunde, dem Hauptmann Beckman, in der Stadt verbracht. So sagte er wenigstens. Aber der Hauptmann Beckman schlich zur gleichen Zeit, als der alte Edwards vor die Türe trat, um nach seinen Gästen zu schauen, durch die Hintertüre herein und flog die Treppe hinauf und fand dort schon, was er suchte.

Und bald kam auch der geistliche Herr, begleitet von drei anderen Herren, deren einer vor dem Hause blieb, angeblich, um auf die junge Frau des geistlichen Herrn zu warten, die sich verspätet hatte. Er selber folgte mit seinen zwei Begleitern dem alten Edwards ins Haus. Der Herr Pfarrer beklagte die Saumseligkeit seiner Frau und wollte nicht eher die inneren Gemächer des Hauses betreten, bevor nicht seine Frau da wäre. Damit jedoch seine Freunde die wenigen Minuten bis dahin Unterhaltung hätten, bat er den guten alten Edwards, ihnen inzwischen mal die englische Krone zu zeigen.

Frau Edwards war über dem Ankleiden mit der Küche in Verzug geraten und buk und briet, was Zeug und Leder hielt. Mary Edwards dagegen hatte gute Gesellschaft, die beste der Welt, meinte sie, und sie wollte erst heruntergehen, wenn sie gerufen würde; trotzdem jedoch beorderte sie die Magd, die Herren zu beaugenscheinigen, und die kehrte zurück, nachdem sie nur den vor dem Hause zu sehen bekommen hatte, und sagte, es wäre der Bräutigam, der dort stünde, und er sei noch recht jung.

So war jeder im Hause mit seiner Sache beschäftigt.

Auch der Oberst Blood. Ja, dieser ganz besonders.

Denn schon lag der alte Edwards am Boden, und ehe er noch einen Laut von sich geben konnte, hatten sie ihm bereits eine schwere Decke über den Kopf geworfen und steckten ihm einen Knebel in den Mund, einen gräßlichen großen Holzpflöck mit einem kleinen Loch inmitten zum Atemholen — den Pflöck befestigten sie mit einem festen Lederriemen, der



rings um seinen Hals lief. Aber damit nicht genug, sie befestigten auch einen eisernen Haken in seiner Nase, damit er nicht etwa mit der einen Laut von sich geben könnte, und dann sagte ihm der gute Oberst Blood ziemlich unfreundlich, er wolle die Krone haben und den Reichsapfel und das Zepter, und der Alte solle sich still halten, denn sonst ginge es ihm ans Leben. Aber der alte Edwards bemühte sich trotz seiner achtzig Jahre, so viel Lärm als möglich zu machen, damit man ihn in den oberen Gemächern, wo seine Familie wohnte, rumoren hören könnte, aber es half ihm nichts: sie schlugen ihn nieder und stießen ihn zu Boden. Einer der drei kniete über ihn, um zu sehen, ob er noch atme, und rief dann, daß er tot sei. So hielt sich denn Edwards ruhig, denn er meinte, es wäre gut, wenn sie ihn für tot hielten.

Oberst Blood nahm lächelnd die Krone, wog sie in der Hand und verbarg sie dann unter seinem Priestermantel, Parret steckte den Reichsapfel in die Hosentaschen, und der dritte machte sich daran, das Zepter entzwei zu feilen, da es leider zu groß war, um ohne Gefahr transportiert werden zu können. Und nun schien es fast, daß Blood seine Spekulation zur Verbesserung seiner Vermögensumstände geglückt sei.

Aber wo war Herbert Edwards die ganze Zeit?

War er etwa gegangen, Pferde und Wagen zu bestellen, da vielleicht seine Schwester Mary lieber mit dem Hauptmann entfliehen wollte, als die Frau eines ungeliebten Pfarrersneffen zu werden?

Oder hatte er die Nacht außer dem Hause verbracht, weil er selber so eine

kleine und süße Mary hatte, der sein Leben gehörte? Man weiß es nicht. Aber in diesem Augenblick kam er nach Hause und sah den fremden Mann vor dem Hause Wache stehen und wurde von dem angehalten und gefragt, was er wolle? Er sah den Fremden erstaunt an, schob ihn beiseite und sagte, daß er in dies Haus gehöre, und was er, der Fremde, begehre, ob er den Vater sprechen wolle? Und damit ging er ins Haus und eilte die Treppe hinauf, zu seiner Schwester.

Die Wache piff durchdringend. Oberst Blood, Parret und der dritte stürzten aus dem Hause und ließen das angefeilte Zepter im Stich. Gleichzeitig aber sprang auch der alte Edwards in der Kronenkammer auf die Füße, riß den Knebel ab und schrie, was er schreien konnte; die Tochter hörte es, flog die Treppe herab, sah den Vater verwundet und rannte, blitzgeschwind die Zusammenhänge begreifend, hinaus auf den Towerhügel und schrie:

„Mord! Die englische Krone ist gestohlen!“

Herbert Edwards und Hauptmann Beckman liefen hinter ihr her und nahmen sogleich die Verfolgung der doppelt verhassten Täter auf.

Oberst Blood war unterdessen bereits an der Zugbrücke. Er drückte seine Pistole auf den Posten ab, fehlte, aber erreichte trotzdem seinen Zweck, denn der Soldat fiel vor Schreck glatt um; schon waren sie durch die kleine Wachhausgasse, der Posten dort war ein alter Cromwellscher Soldat und schoß nicht, und schon waren sie aus dem Tower und eilten der Katharinenstraße zu, wo ihre Pferde standen, wobei sie unaufhörlich riefen: Haltet die Diebe! und ihre geistliche Kleidung schützte sie vor jedem Verdacht.



Aber der Hauptmann Beckman war schnell wie der Wind, denn hier war die sichere Möglichkeit, Mary Edwards zu gewinnen, und er erreichte den Blood, wickelte ihn um und richtete Schüsse aus und packte den geistlichen Obersten mit der Krone unter dem Mantel. Sie verbissen sich ordentlich ineinander, und um nichts in der Welt wollte Blood die Krone fahren lassen, aber zum Schluß siegten doch die Kräfte des Jüngeren, und er hatte Blood und hatte die Krone. Sie fesselten Blood, und er mußte es geschehen lassen, aber er sagte mit einer heroischen Melancholie:

„Ein schöner Streich, nur schade, daß er nicht geglückt ist, denn er betraf immerhin eine Krone.“

Den Parret mit dem Reichsapfel hatten sie schon vorher erwischt, und es war überhaupt ein tolles Geraufe, denn man glaubte, es handle sich bei diesem Anschlag um eine viel größere Zahl von Personen. Bloods Schwiegersohn, Hunt, wäre trotzdem fast entwischt, aber sein Pferd warf ihn ab, und während er noch bemüht war, wieder in den Sattel zu kommen, wurde er festgenommen.

Bei dem Kampf um die Krone fiel die große Perle und ein schöner Diamant heraus, und sie nebst einigen kleineren Steinen galten eine Zeitlang als verloren.

Die Perle wurde von einem armen Weibe, das die Gassen fegte, eingeliefert, und der Diamant vom Lehrburschen eines Barbiers. Die englische Krone freilich war sehr zerstoßen und mußte ausgebessert werden.

Und der tolle Oberst Blood?

Der Herzog von Buckingham sprach mit dem König für Blood, er wußte dieser Tat einen

Anstrich von Größe zu geben und dem Täter selber den Charakter eines außerordentlichen Mannes. Und der König glaubte seinem Günstling und empfing den Herrn Obersten.

Und Blood, dieser außerordentliche Schauspieler, dieser Held seiner Zeit, ließ sich keineswegs von dem König imponieren, sondern imponierte ihm. Er wurde nach wenigen Tagen in Freiheit gesetzt, und auch seine Komplizen wurden begnadigt. Er erhielt ein Jahrgeld von fünfhundert Pfund Sterling und war ein gemachter Mann, zumal er zu allen Geheimnissen des Hofes zugelassen worden war. Der Herzog von Ormond vergaß ihm ebenfalls die Mordversuche, denn er sagte, wenn der König dem Blood vergeben könne, daß er ihm seine Krone gestohlen, so könne er ihm leicht den Versuch gegen sein Leben vergeben. Aber Bloods Glück war nicht von Dauer, denn bald verfeindete er sich mit seinem Gönner, dem Herzog von Buckingham, und bekam sogar einen tollen Prozeß mit ihm.

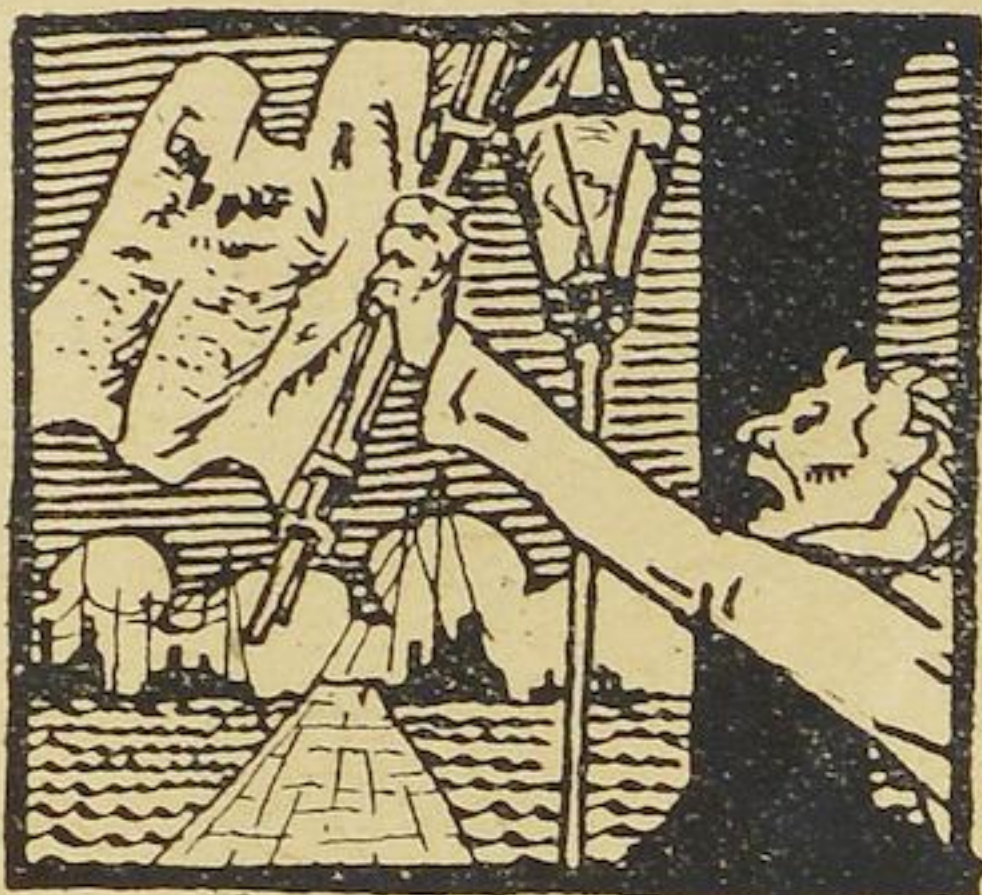
Der Zorn darüber zog ihm eine Krankheit zu, und neun Jahre nach seinem Kronenraube starb er in seinem Hause zu Westminster. Aber die Leute glaubten nicht an seinen Tod, man hielt sein Sterben für einen Kunstgriff, der ihm den Weg zu noch außerordentlicheren Taten bahnen sollte.

Ganz London glaubte das, und so mußte nach acht Tagen der Körper wieder ausgegraben werden, und sie konnten sich lange Zeit nicht einig werden, ob es wirklich sein Leichnam sei oder nicht. Erst an dem Daumen seiner linken Hand, der noch einmal so groß war, als üblich, erkannten sie ihn.

AUS DEM TRAUMBUCH EINES DETEKTIVS

Von Leopold Plaichinger (Mit einer Initiale und zwei Zeichnungen von E. Plaichinger-Coltelli).

I.



Ich gehe auf einer Landstraße. Es ist Nacht, mein Hund läuft neben mir und trägt am Halsband die Blendlaterne. Großgeballte Wolken, wie sie in Vorfrühlingsnächten über den Himmel stürmen, ziehen am Mond vorbei, ohne ihn zu bedecken. Trotzdem liegen Straße und Landschaft in undurchdringlicher Finsternis. Da stürzt der Mond mit langem Lichtstreif gegen den Horizontrand. Ich deute mit dem Finger hin und sage zum Hund: „Dort ist die Spur!“ Der Hund senkt den Kopf, schnüffelt gegen die Erde und ich sehe im grellen Lichtkreis der Laterne eine Fußspur. Ich knie nieder und betrachte durch ein Vergrößerungsglas die Spur. „Sie muß sehr kleine Füße haben“, sage ich zum Hund, der blitzschnell beide Vorderläufe auf die Spur setzt, als wäre da ein Tier gelaufen, das er nun gefangen. Ich wollte den Hund abdrängen, er gehorchte nicht. Ich weiß, daß ich gefunden, was ich suchte, und ich schrie den Hund an: „Laß ab, Lord, du zerstörst die Spur der menschlichen Geschichte.“ Ich drücke rasch mit dem Daumen der linken Hand hinter die Ohrmuschel des Hundes, so daß das Tier mit steif von sich gestreckten Beinen sofort reglos am Boden liegt.

Wieder blicke ich durchs Vergrößerungsglas und sehe in der Spur des Frauenschuhs, ins Oval der Sohle eingezeichnet, einen feinen, hochgereckten, nackten Frauenkörper, auf dessen Stirne ein hochgestelltes, rotes Dreieck eingezeichnet ist. Im kreisrunden Absatz wiederum das gleiche rote Dreieck.

Ich sage zu mir selbst, „das rote Dreieck stammt von einem dreikantigen Dolch“, und gleichzeitig höre ich eine Stimme von irgendwoher: „Jede Spur ist vom Weibe, jede Spur führt zum Weibe.“ Ich springe auf und laufe querfeldein über Wiesen, über Wassergräben und durch Sumpfgrund und laut bellend vor mir her der Hund.

Plötzlich steht vor mir eine Wand, die aus dickem Rauch und Nebel zu bestehen scheint,

ich laufe weiter und die Wand bleibt in immer gleicher Entfernung vor mir stehen. Plötzlich ein ungeheurer Lichtkreis der Blendlaterne auf der Wand und im Lichtkreis zu Baumgröße vergrößert ein Abbild der Fußspur, die ich vorhin auf der Straße gesehen. Das Weib erscheint mir größer als irgend ein Baum; ein grünliches Licht strahlt von ihrem Leibe aus. Das rote Dreieck von ihrer Stirne ist verschwunden, aber unter ihrer linken Brust trägt sie eine weit klaffende Herzwunde.

Eine Stimme spricht in mir: „Jedermann ist ein Detektiv, der das Weib verfolgt“, und das Weib, das da so groß auf der Nebelwand steht, gibt mir zur Antwort: „und tötet es mit einem Herzstich, weil er es nie für immer fangen kann“

Ich sitze in einer Zelle des Frauengefängnisses. Zu meinen Füßen liegt der Hund. Er klopft mit dem rechten Vorderlauf auf den Fußboden, ich übertrage das Klopfen in Morsezeichen und schieße gleichzeitig mit meiner Pistole, wie mit einem Maschinengewehr, die Buchstaben in die Gefängniswand. In leuchtender punktierter Schrift erscheinen die Buchstaben

L. P.

auf der Wand und ich übertrage den Sinn dieser Buchstaben, indem ich zu mir selbst sage:

„Ja, ja, es stimmt, ich liebe dich, deshalb muß ich dich verhaften und der ewigen Gerechtigkeit überliefern, damit der Sinn der menschlichen Geschichte sich erfülle“

Ich bin wieder auf der Landstraße und stehe am Ufer eines träge, dunkel dahinfließenden Stromes. Mit einemmal ist's heller Tag und hell flirrender Sonnenschein durchdringt das Wasser. Kleine lichtblitzende Fischlein schießen über hellem Kiesgrund durcheinander, plötzlich sprießen Blumen aus dem Flußgrund, große rotkelchige Tulpen, leuchtend-blaue Glockenblumen, tiefhöhlige große Fingerhutblüten. Ich selbst bin unter Wasser, kleiner als ein Zwerg, halte in der rechten Hand schußbereit meine Pistole und laufe durch das Blumengewirr, wie durch einen hochstämmigen Wald. Rund im Kreise um mich herum, mit leise schwingenden

Flossen stehen kleine Fischlein, in deren Augenpupillen ich die Fußspur mit dem eingezeichneten Frauenbild gespiegelt sehe. Plötzlich sehe ich in den Blumenkelchen kleine, nicht einmal fingergroße Frauenkörper sitzen; alle diese kleinen Weiblein winken mir zu.

Ich überlege, wie ich sie alle fangen könnte, und jedesmal, wenn ich mit der Pistole auf eine ziele, so ist dazwischengeschoben das Abbild der Fußspur, auf die zu schießen mir verboten ist.

Ich bin noch unter Wasser und gefesselt. Da schwimmen die Fische näher an

mich heran, stoßen und schieben mich, bis ich wagrecht liege, dann schwimmen alle unter meinen Rücken, stellen sich senkrecht auf und tragen mich auf ihren Köpfen zu einer Fingerhutblüte.

Die kleinen Frauen schwimmen alle heran und stoßen mich in die Kelchhöhle der Blüte. Die Fangarme der Staubgefäße und Stempel ringeln sich um meinen Leib, schnüren mich ein, ich spüre, wie es mir den Atem abdrosselt und im gleichen Augenblick höre ich: „Vom Weib gefangen!“ . . . und erwache.



II.

Ich sitze im Kabarett „Hölle“. Durch die schmalen Gänge zwischen den Tischen eilt der Kellner, in der hoch erhobenen Hand den New-York Herald haltend, auf mich zu. Die Gäste blicken ihm alle nach und starren zu meinem Tisch herüber. Der Klavierspieler hört zu spielen auf und wendet sich auf seinem Drehstuhl mir zu. Die Chansonette trippelt in die linke Ecke der Bühne, tritt an den äußersten Rand der Rampe vor, reckt den Hals, als wollte sie in der Zeitung mitlesen. Der Kellner ist plötzlich verwandelt, er ist der Polizeipräsident, legt seine rechte Hand auf meine Schulter und sagt: „Diesen Fall mein Lieber, werden Sie nicht bewältigen“.

Ich ärgere mich — wie kommt aber auch der Polizeipräsident dazu, mich vor aller Öffentlichkeit, und gerade vor dieser Öffentlichkeit — so bloßzustellen. Ich stehe auf, winke der Sängerin zu, mache eine protzige Handgebärde und sage: „Den Kerl fange ich schon, und er soll mit dir, Lya Lisetta, auf dieser Bühne ein Duett singen“.

Die Gäste springen auf, klatschen laut Beifall und rufen: Hoch Lya Lisetta! hoch Lya Lisetta! Blumen, Gläser, Taschentücher, Äpfel und Konfekt fliegen auf die Bühne In einer schmalen Gasse, die zum Hafen führt, lehne ich am Kandelaber einer Gaslaterne und lese im Inseratenteil des New-York Herald die folgende ganzseitige Anzeige:

„D e t e k t i v e g e s u c h t.“

Mr. White hatt allen Ländern der Erde den Krieg erklärt. Der Internationale Kriegs- und Friedensgerichtshof, dem die Kriegserklärung gestern zugegangen, weigert sich, den Kriegszustand anzuerkennen, da die shares der White Steel Werke unter Pari stehen. Darum werden alle Detektive der Welt beauftragt, wo sie ihn treffen, zu Wasser oder zu Lande, ihn festzunehmen und an den internationalen Kriegs- und Friedensgerichtshof auszuliefern. Den Detektiven diene zur Kenntnis, daß Mr. White seine Jacht gegen die Bestimmungen des Völkerrechts als souveräne Kriegsmacht erklärt hat.

Auf den Kopf Mr. Whites sind eine Million Pfund gesetzt.

Detektivabteilung des Internationalen Kriegs- und Friedensgerichtshofes.

Schon während des Lesens hörte ich Sirenengeheul. Ich wußte, daß es vom Torpedoboot kam, das mich im Hafen erwartete. Ich hielt die

Hände fest gekrampft um den Zeitungshalter und gab mit der Zeitung Flaggensignale, damit die vom Torpedoboot wüßten, ich käme sofort

Kein Licht im Hafen. Der Molo mit Teerfässern verstaubt und versperrt. Ich ziehe den Browning aus der Tasche und schieße in die Fässer hinein. Das Teer fließt aus, wie blau- und schwarzgrüne Schlangen ringeln sich die Fäden über die Moloquadern. Ich warte bis die Fässer ausgelaufen und leicht genug geworden, daß ich sie mit der Hand ins Meer stoßen kann. Vorne auf der Stirnseite liegt das Torpedoboot vertaubt; auf dem Laufsteg erwartet mich der Polizeipräsident, nimmt mir die Zeitung ab und pflanzt sie als Flagge auf dem Bug des Bootes auf. Der Funkentelegraphist bringt mir eine Depesche: „Lya Lisetta Brillantring gestohlen, dringend Einschreiten notwendig“.

Ich stehe auf der Kommandobrücke, das Boot kreuzt mit angeblendeten Lichtern auf hoher See. Auf den Mastspitzen und den Antennen glitzern Funken und Leuchtpunkte auf. Ich kann die Depesche von der Antenne weg entziffern, „White Jacht Mitternacht Mitte Suezkanal“. Ich gebe durch das Sprachrohr Befehl an den Maschinisten.

„Ganze Kraft vorwärts“.

Mein Plan, Mr. White zu fangen, ist fertig:

Ich lasse den Suezkanal an seinem Nordende mit Sand zuschaufeln, die Jacht kann nicht ins Mittelländische Meer und ehe Mr. White ins Rote Meer zurückfährt, komme ich mit dem Torpedoboot rascher um Afrika herum und kann ihn am Süden des Kanals abfangen. . . . Das Boot steuert wie ein brausender Zug durch die hochgehende See. In fünf Minuten muß ich im Hafen von Alexandrette sein, sonst entgeht mir Mr. White. Plötzlich sehe ich die Lichtgarbe eines Leuchtturms über den Himmel streichen. Ich halte Kurs auf den Turm. Der Matrose am Bug wirft die Stahltrosse, ein Pilot fängt sie auf und ruft mir arabische Worte zu, die ich nicht verstehe. Ich verstehe nur Jaffa, drehe das Boot sofort wieder ab und mache dem Maschinisten Vorwürfe, daß er falschen Kurs gesteuert.

Ich hatte keine Minute mehr zu versäumen, ich klettere in den Maschinenraum hinunter, schiebe am Kiel einen Lukendeckel beiseite und sehe nun durch eine Glasluke auf den Grund des Meeres.

Hell erleuchtet ist die Kurskarte auf dem Grund des Meeres eingezeichnet. Eine breite schwarze Linie verliert sich in der Ferne, parallel mit ihr laufend rote Pfeile, um die geschlungen die Namen White, Lya Lisetta, Alexandretta. Ich bin erstaunt, daß der Zeichner der Routenkarte den Schreibfehler begangen und statt eines „e“ ein „a“ hingeschrieben

Der Polizeipräsident schaufelt, sodann stützt er sich auf den Stiel der Schaufel und sagt zu mir „Fertig, gefangen!“ Wir pflanzen den New-York Herald auf den Sandhügel, da brüllt die Sirene vom Boot herüber als laute menschliche Stimme: „White in Sicht, zehn Strich, Backbord.“ Ich will zum Boot laufen, versinke bis in die Knie in Sand. Ich komme nicht vorwärts. Mir ist's, als hielten mich Hände unter der Erde fest. Doch im weiten Raketenbogenschuß schießt man mir von Bord eine Rettungsleine zu. Sie bleibt steif im Bogen, so daß ich an ihr emporklettern und dann an Bord abrutschen kann. Ich stehe wieder auf der Kommandobrücke und sehe draußen am Horizont die Jacht. Ich steuere mit Volldampf auf sie zu und sehe mit einem Male, mir so nahe, daß ich sie mit der Hand hätte berühren können, auf Deck der Jacht den Polizeipräsidenten und mit ihm Arm in Arm Mr. White und Lya Lisetta. Ich höre das Kommando, das der Polizeipräsident gibt: „Breitseiten abfeuern!“ Aus jedem Geschützrohr sehe ich die Granaten herausfliegen und ehe sie noch auf dem Wasser aufschlagen, sich in Torpedoboote verwandeln.

Ich bin von hunderten Booten umringt — ein entsetzliches Grauen zwingt mich, das Schiff sofort beizudrehen. Es rast gegen die Sandbarriere. Ich winke mit dem New-York Herald meinen Verfolgern zu und mit einem Ruck stoppen alle Schiffe. „Mich fangt ihr nicht!“ lasse ich funkentelegraphisch Mr. White mitteilen und im gleichen Augenblick drücke ich das Steuerruder nieder, das Boot steigt am Bug hoch und in einem weitgeschwungenen Hechtsprung schießt es über die Sandbarriere in den Suezkanal

Lya Lisetta wirft mir von der Jacht den Ring zu, ich fange ihn auf — im gleichen Augenblick erwache ich und halte meinen Ring, den ich im Schlaf abgezogen, fest gekrampft in der Hand.



PLAICHINGER 20

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Frank Heller, Yussuf Khans Heirat, Thespisverlag, München 1919. Ehe einer Frank Hellers neuestes Buch aufschlägt, sei er gewarnt! Denn, so er zur un-rechten Zeit zu lesen anfängt und das Buch etwa vor der Bureauzeit, vor einem wichtigen Geschäft oder vor einem Stelldichein beginnt, so wette ich tausend gegen eins: Er geht nicht ins Bureau, versäumt das schönste Schieber-geschäft und erhält von seiner erzürnten Liebsten am nächsten Morgen den Abschiedsbrief. Denn es gehört schon ein Charakter dazu, „Yussuf Khans Heirat“ eher aus der Hand zu legen als bis der glückliche Held zu Ende dieses Buches mit einem wirklichen Maharadscha (die Wirk-lichkeit der Personen in diesem Buche immer aufs ge-naueste zu untersuchen, rate ich jedem) nach Indien und wie wir hoffen, neuen Abenteuern entgegenfährt. Cz.

Frank Heller, Lavertisse macht den Haupttreffer, Roman, Thespisverlag, München 1919. Frank Heller, Die Finanzen des Großherzogs, Roman, Thespis-verlag, München 1919. Professor Pelotard (wie erinnerlich hieß er einst Collin) und Lavertisse, sein Spießgesell und Kamerad, sind, trotzdem sie Hochstapler, Diebe, Einbrecher, Grundstückschwindler, hin und wieder bißchen Wechselfälscher und auch ein wenig Taschendiebe sind, ein ent-zückendes Paar. Mit einer unnachahmlichen Geste führen sie die Welt an der Nase herum und blamieren so ziemlich jeden Menschen, der ihnen über den Weg läuft; nicht zuletzt und ganz besonders ihren Leib- und Lieblingsdetektiv. Auf den Kopf gestellte Detektivgeschichten, darin der Meisterdetektiv unaufhörlich düpiert wird und die Ver-brecher niemals fängt, das ist schon etwas. Und wenn gar dieser reizende Professor Pelotard, alias Collin, plötzlich in Finanztransaktionen und in das Leben eines Großherzogs eingreift und ihm Thron und Reich rettet, so ist das gewiß eine Geschichte, die sich hören läßt und die man lesen muß. Um so mehr dann, wenn sie so vorzüglich geschrieben ist, wie alle Bücher dieses schwedischen Tausendsassas Frank Heller. — Es wäre undankbar, nicht zu erwähnen, daß die Übersetzung, die Marie Franzos besorgte, ausgezeichnet ist. Cz.

Gleichen-Rußwurm: Die gotische Welt, Sitten und Gebräuche im späten Mittelalter. Preis geheftet 14 M., geb. 18 M. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart. A. Gleichen-Rußwurm hat hier die durch K. Lamprechts Neuorientierung der Geschichtsbetrachtung gestellte Auf-gabe gelöst, Geschichte aus ihrem eigenen Fließen und Strömen heraus zu begreifen. Mit einem Male ist Gotik keine begriffliche Abstraktion mehr, sondern lebendiger Impuls, konkrete Zeit, in der neben Hellstem Verkommenstes, neben steilkurvigem Aufstieg Verhängnis und Verfall steht. Mit galanter Liebenswürdigkeit und unendlich fesselnder Plastik weiß der Autor die großen phantastisch-irrationalen Züge dieser Zeit darzustellen. Die dargebotene Fülle der phantastischen Wirklichkeit dieser Zeit sei nur angedeutet durch den Rosenorden, die Pest in Europa, der Tod wird Mode, das Narrenwesen, Luxus und Kunst, Politik und Geselligkeit der gotischen Zeit sind vielleicht noch nie so lebendig dargestellt worden. Dr. W.

Sven Elvestad — „Der Mann, der die Stadt plünderte“. Thespis-Verlag, München 1919. Gewiß eine der besten Detektivgeschichten, die je geschrieben wurden.

Die Fabel ist derart originell und spannend, die Lösung so unerwartet und psychologisch so interessant und die Sprache so gut, daß das Buch himmelhoch alles das über-ragt, was man wohl sonst Detektivgeschichte nennt. Sven Elvestads Roman ist ebenso wie Frank Hellers Bücher ein Beweis, daß die Gedanken-Assoziation: Detektivgeschichte — Kolportagelektüre durchaus falsch und unberechtigt ist. Sie ist ebenso irrig wie die Behauptung, daß Reichtum und Buntheit der Handlung dem literarischen Werte eines Buches Abbruch tun. Es kommt nämlich lediglich darauf an, ob ein Künstler hinter dem Werke steht, der die Fülle der Handlung künstlerisch und psychologisch meistert.

Schreibt jemand abseits der Detektivgeschichte ein schlechtes Buch, so wird es zum Kitsch — — Beim Kriminalmotiv nennt man's wohl Kolportage — was keineswegs besagen darf, daß jede Detektivgeschichte notwendigerweise Schundlektüre sein muß. Lediglich die Scheu vor dieser ganz unberechtigten Meinung ist der Grund, warum nur ganz selten ein wirk-licher Künstler — wie eben hier — sich in das psycho-logisch und künstlerisch so fruchtbare Gebiet der Krimina-listik wagt. Cz.

Wilhelm Matthiessen, James C. V. Plum, Kabeuschen oder der große Meister, ein unerhörter Detektivroman. W. Matthiessen, Regiwissa. Verlag Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein i. Erzgeb. 1920. Vielleicht ist Phantastik noch nie so leicht und anmutig geschaffen worden, wie in diesen beiden Büchern. M. „macht“ keine Bilder, er „zaubert“ sie im besten Sinne des Wortes eines aus dem andern „heraus“. Unaufhörlich wogen farbenbunte Verwandlungen durcheinander. Von einem ernsten Hintergrund hebt sich in beiden Büchern eine unerschöpflich reiche, zierlich gebaute Handlung ab, eine Welt voll Humor und Freude. Manche Stellen in „Regiwissa“ haben in Prägnanz und in der Unmittelbarkeit des Noch-nie-Dagewesenen kein Gleiches in der Literatur der letzten hundert Jahre. M's. stärkste Begabung liegt im Märchen. Er arbeitet ausschließlich mit neuen Motiven. Nichts ist abgegriffen, alles blank und eben erst aus dem Schmelztiegel einer Phantasie gekommen, die kaum von der Art des Tagesbewußtseins, viel eher von der des Traum-lebens ist. So sind die beiden Bücher nicht zuletzt auch Fundgruben für die Psychologie des genialen Schaffens. Der „unerhörte Detektivroman“ hebt die Schranke zwischen Tod und Leben auf. Die Tätigkeit James Kabeuschens erstreckt sich zum Großteil ins Reich der Abgeschiedenen, und daß Geheimrat Pahsch Basteln von Berlin mit einem Haftbefehl gegen den Heiligen Geist anrückt, liegt durchaus in der Ordnung der Dinge in dieser neuartigen Detektiv- und Liebesgeschichte. Hier ist endlich Phantastik im besten Sinne gedichtet worden. Dr. W.

Eingesandte Bücher.

Hans Much, Die Heimkehr des Vollendeten. Ein Erlebnis. Adolf Saal, Hamburg, 1920.

Hans Much, Dhammapada, Adolf Saal, Ham-burg, 1920.

T. Kaiser-München, Mein Tag. Neue Lyrik. Xenien-Verlag, Leipzig, 1920.

Eugen Hoeflich, Feuer im Osten, E. P. Tal & Co., Verlag, Wien, 1920.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München. Herausgeber und verantwortl. Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII. Hietzinger Hauptstr. 15, Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

Detektiv Mattulat

Berlin SW 48, Friedrichstraße 29 :: Telephon Moritzplatz Nr. 12972

Deutschlands erfolgreichster Detektiv. Aufklärung schwierigster Fälle. Ehesachen, Heiratsauskünfte im In- und Auslande. Erfolg garantiert. Bei Diebstahl, Einbruch Honorarzählung -- nachträglich. Strengste Diskretion. --

Elfenbeinmalereien



Porträt- und Blumenminiaturen in feinsten künstlerischer Ausführung

Die Blumenminiaturen sind in Feinsilber 900/1000 gefaßt und als Broschen oder Anhänger zu haben. Gegen Sicherstellung Musterversendung. Anfragen an Kunstmaler A. HAAGNER, München, Ismaningerstraße 1/I.

Menschenkenntnis

Geheimwissenschaft, Okkultismus, deutsche Lebensführung, Liebe usw. Anzeig. kostenlos vom Verlag Menschenkunde Selterau-Dresden 51.

Bücher

AUFREGENDE BÜCHER!

Verlangen Sie sofort kostenfrei Verzeichnis D. v. Literarischen Bureau „HIRUP“, Stuttgart, Liststraße 29.

Heilseher

gibt Aufschluß über Lebensschicksal. Beantwortung von Lebensfragen. Kostenlose Beratung in Krankheitsfällen, Feststellung geeigneter Heilmittel. Zahlreiche Anerkennungen. Prospekte und Honorarbedingungen kostenlos durch

Oskar Ganser, Rattenberg in Niederbayern

„GLOBUS“ Weltauskunftei und DETEKTIV-INSTITUT G.m.b.H.

Erfolg auf Erfolg

BERLIN W 35
Potsdamerstr. 118

Erforscht alles in aller Welt
Heirats- und Familienauskünfte

Wer interessiert sich für künstlerische Erotica?

Antworten unter M. E. 9499 an Rudolf Mosse, München

Bücher über Liebe und Ehe

Sexualleben der Frauen	M. 8,—
Hygiene der Ehe und der Flitterwochen	„ 3,60
Gefühlskälte der Frauen	„ 3,60
Die geschlechtliche Frage	„ 10,40
Was wir von unserem Liebesleben wissen müssen	„ 4,—
Verhinderung der Empfängnis	„ 5,—
Beseitigung der Mutterschaft	„ 6,—
Austoben oder Ausleben?	„ 8,40
Behandlung der Mannesschwäche	„ 1,50

Gegen Voreinsendung portofrei. Nachn. M. 1,— Zuschlag.

Hermann Finn, Berlin-Tempelhof Wa.

Ein stahlharter, stahlgeschmei- diger Wille dringt überall durch!

Die Willensschule von Uve Jens Kruse strafft den Willen wie einen Muskel
Werbebüchlein O kostenlos

Felsen-Verlag
Buchenbach Baden

SEIN LETZTES ABENTEUER

Erotisch-phantastische Prosadichtung
v. Heinz Eitner. Eine d. pikantesten
u. apartesten Neuerscheinungen
Packender Text in grünem
Druck auf schwarzem
Papier. Mark 6.—

Delasor & Seidel, Hamburg 68
Königstr. 36

+ Kluge +

Damen wenden bei Störungen d. Periode n. Drogist Thiemes unfehlbar wirkenden Tee und Tropfen an. Garn. I M. 6.—, Garn. II M. 20.—, „extra stark“ M. 25.—. Auskunft gegen Rückporto. Versand diskret gegen Voreinsendung oder Nachnahme durch W. Willsenach, Leipzig-Gautzsch 19, Spinnereistr. 3—5.

Spezial-Auskünfte!

Ruf, Vorleben, Charakter / Beobachtungen, Ermittlungen, im In- und Auslande. Höchste Diskretion / Zuverlässig.

Geldforderungen

aus- und unausgeklagt, kaufen und übernehmen zu energischer Beitreibung

Schäfer & Sieg, Berlin SW 68

Detektive und Auskunftei. Eingetragene Handelsgesellschaft. Neuenburger Straße Nr. 1a. Amt Moritzplatz Nr. 5435

Luxus-
Zucht-
Renn-
Reit-
und Wagen-

Pferde!

Kommissionsweiser An- und Verkauf

1a Referenzen!

Felix Heyse, Berlin NW 23, Schleswiger Ufer 10

„DIE BÜCHERPOST“

unterrichtet wöchentlich über Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels aus allen Wissensgebieten und der Unterhaltungsliteratur. Einzelnummer 25 Pf., vierteljährlich Mark 2.50. Abonnements nimmt jede Poststelle, auch der Briefträger entgegen. Probenummern sendet die Geschäftsstelle der „Bücherpost“, Frankfurt a. M., Niddastraße 74, postfrei und umsonst.

Zuckerkrankheits-

Verdächtige erhalten gratis Broschüre nach Dr. med. Stein-Callenfelds W. Richartz, Köln 64, Georgstr. 1.



Starken Bart

erhalten Sie in ganz kurzer Zeit durch Weisserol-Bartin (ges. gesch.). Flasche M. 12.— gegen Nachnahme.

Kosmet. Laborat. C. Weissert & Co. Berlin N 4, Invalidenstr. 147, Abt. 8

Verlangen Sie Prospekte über interessante Bücher

von K. Woellert, Leipzig, Oststr. 48

Bestohlen!

werden Sie nicht mehr bei Anwendung der Schloßsicherung „Kobold“, in jedes Schloß ohne weiteres passend. Preis 6,50 Mark. Wiederverkäufer bei hohem Rabatt gef. Verbig & Heher, Leipzig, Windmühlenstraße 20 f. Postcheckkonto: Leipzig Nr. 56641.

„Welt-Detektiv“

Argus-Auskunftei

Reinhardt & Menges

Tel. 9203 u. 4929

Nürnberg 21

Bestempfohlenes, erstklass. Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte arbeitet überall in allen Geheimsachen, Ermittlungen, Eheaffären, Alimentation usw.

Auskünfte

über Personen und jede Vertrauenssache besorgt zuverlässig an jedem Ort der Welt C. Bahr, Breslau I, Schließfach 2

Ihres Schicksals Schmelld

sind Sie, wenn Sie Ihren astrolog. Lebens-Führer besitzen, der Ihnen Führer u. Ratgeber in allen Lebenslagen ist, Ihnen

Antwort auf alle Lebensfragen, Glück, Erfolg, Gesundheit, Beruf, Ehe usw. gibt. Für ihr ganzes Leben und von dauerndem Wert! Kein minderwert. Horoskop. Gegen Geburtsangabe u. Einsendung v. M. 10.— (Nachn. 1 M. mehr), Prospekt gratis

Astrologisches Büro W. Planer Charlottenburg 4, Abteilung 50.

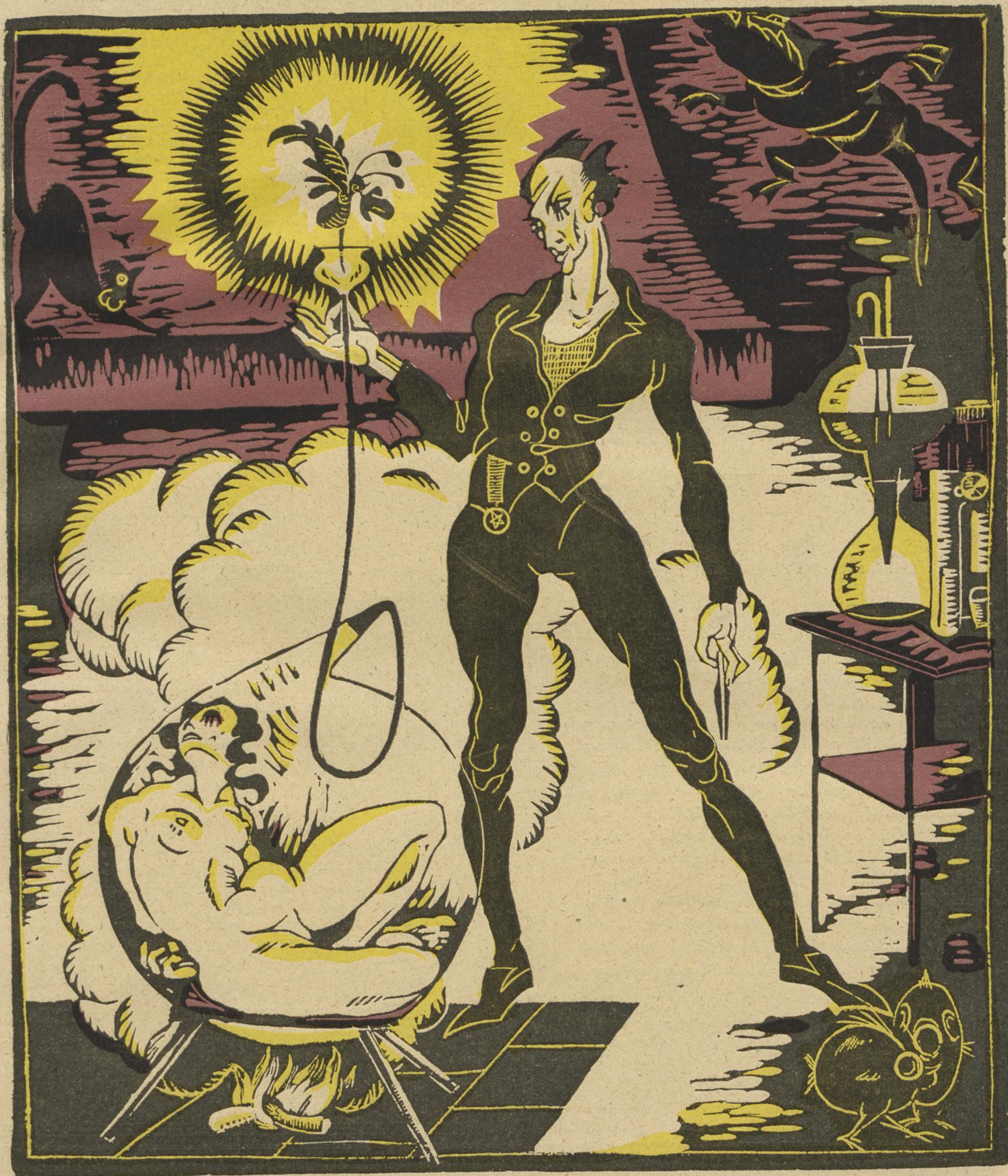
Wir bitten bei Bestellungen auf den „Orchideengarten“ Bezug zu nehmen!

Spiro Grindelberg 45.

DER ORCHIDEENGARTEN

★

PHANTASTISCHE BLÄTTER



Leiden 20.

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTFLEITER: ALF VON CZIBULKA

INHALT Egid Filek: Die Vision des Herrn von Lafitte / Klabund: Das Jeu / Arnold Hagenauer: Das Geigengespenst / Felix Braun: Schwermut / Sieghard Bacharach: Phantasie / Das Treibhaus



Europäische und exotische
Aktphotographien
Probestudung von M. 5.- an
(Nachnahme). — Standangabe erwünscht.
Postfach 2. Hamburg 31

Gemälde alter Meister

ANKAUF

VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340



ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt. XII, Berlin W 9.

DIE NEUE SPITZE

ist die

DICHTL'S
KLEINKUNST-SPITZE

(gesetzlich geschützt) in vornehm
künstlerischer Ausführung u. von größter Halt-
barkeit / Ihre Anfertigung ist ohne besondere
Vorkenntnisse in wenigen Minuten zu erlernen.

STORES/BETTÜBERWÜRFE/MILIEUSE/KISSEN
DECKCHEN U. MOTIVE IN DICHTL'S KLEIN-
KUNST-SPITZE / FILET UND FILET-ANTIKA

Dichtl's Kunstwerkstätte

Hotel Bayerischer Hof, Promenadeplatz 19, Telefon 25856

Dr. Ernst Warner

Weltgesetze und Weltlenkung

Geh. M. 4.—

(zuzügl. 50 Prozent Teuerungszuschlag)

Auf den jüngsten Errungenschaften der Wissenschaft, auf den Erkenntnissen der Chemie des Radiumzerfalls baut hier ein kühner Denker in populärer Darstellung ein neues Weltbild auf. Nicht Gefühlsgründe entscheiden hier, mit den Mitteln exakter Wissenschaft und mit unwiderleglichen Vernunftschlüssen wird die Brücke vom Materialismus unserer Tage zu einem Weltbekenntnis der Zukunft geschlagen. Dieses Buch ist wohl die verblüffendste Tat der Gegenwart und steht neben Einsteins Relativitätstheorie gleichsam als dessen positives Gegenstück, eine Revolution unserer physikalischen und astronomischen Grundanschauungen. Allein der Gedanke, daß das Weltall eine Hohlkugel ist, ist unbeschreiblich in seiner Tragweite. Das Dunkel des Transzendenten wird aufgerissen, die Sehnsucht der letzten Generation erfüllt: wir haben den Weg zu einer wissenschaftlichen Metaphysik gefunden, in der sich Glaube und Wissen, Endliches und Unendliches, Erscheinung und Wesen zum einheitlichen Ganzen schließen.

Verlag E.W. Bonsels & Co. Nachf., München

Leopoldstraße 3

Otto Muck

Maschinen

Eine Mappe mit zehn Steinzeichnungen
in einer einmaligen Auflage von 300 nummerierten Exemplaren

AUSGABE A: Nr. 1—50, Hand-
pressendruck auf schwerem Karton,
jeder Druck vom Künstler signiert,
in Halbledermappe . . M. 350.—

AUSGABE B: Nr. 51—300, auf
bestem Papier gedruckt, jedes Exem-
plar vom Künstler signiert, in vorn.
ausgestatteter Mappe M. 200.—

Mucks Mappe ist ein Hymnus an die Technik. Jedes dieser monumental komponierten Blätter lebt aus dem Geist der Maschinen und deckt ihren symbolhaften Sinn im willensfreien, jedoch demütig dienenden Wesen unerschütterlicher Stete und Gelassenheit auf. Gezirkelt und gefügt sind diese Dimensionen, in denen alles zum echohaften Widerhall von Licht und Schatten wird.

Dreiländerverlag / München

Leopoldstraße 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2.— / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 2.50 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE REDAKTIONSSTELLE: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czubulka

Zweiter Jahrgang

Siebzehntes Heft

DIE VISION DES HERRN VON LAFITTE

Von Egid Filek, Wien. (Mit zwei Zeichnungen von Otto Linnekogel.)

In einer freundlichen Landschaft inmitten der Auen des Marneflusses, etwa eine Tagereise von Paris entfernt, lag gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Besetzung des Herrn von Lafitte. Eine ganze Generation feinsinniger Kunstkenner hatte das alte Schloß zu einem Museum voll schöner und seltener Dinge gemacht. Da gab es prachtvolle Gobelins aus dem Schatze Karls des Kühnen von Burgund, köstliche goldene Schalen, die von der Hoftafel Ludwigs des Vierzehnten stammten, Bilder von Claude Lorrain und Watteau. Eine Zeitlang hatte auch der gegenwärtige Besitzer eifrig den Sammlersport betrieben, mit zunehmenden Jahren aber als geschäftiger Dilettant immer mehr jene Wissenschaft gepflegt, die das Zeitalter der Aufklärung bevorzugte: Mathematik, Physik und vor allem Philosophie. Er bekannte sich als eifriger Anhänger des Philosophen La Mettrie, der alles Übersinnliche leugnet und im Menschen nichts als eine Maschine sehen will. Dennoch wollte es gerade den vertrauteren Bekannten des Herrn Lafitte, die sich von Zeit zu Zeit in dem stets gastfreundlichen Hause zu einem philosophischen Zirkel versammelten, mitunter scheinen, als berge sich hinter den heftigen Angriffen des Hausherrn auf die Obskuranten, Phantasten und Schwindler eine heimliche Sehnsucht nach jenem dunklen Reiche der Ahnungen und Geheimnisse, das die Seele des Menschen seit Jahrtausenden wie ein scheuer Vogel umflattert.

An einem Herbstabend zur Dämmerstunde meldete der Kammerdiener, daß ein fremder Herr in dringender Angelegenheit Herrn von

Lafitte zu sprechen wünsche. Der Hausherr befahl, ihn vorzulassen, und sah sich nach Verlauf einiger Minuten einem kräftigen, untersetzten Mann mit schwarzen, funkelnden Augen gegenüber, dessen Äußeres auf den ersten Blick ein gewisses Vertrauen einflößte. Der Fremde verneigte sich mit gutem Anstande und stellte sich als Graf Duchatel vor; dann fuhr er lebhaft fort: „Und nun lassen Sie mich den unglücklichen Zufall preisen, der mir die Bekanntschaft eines Mannes vermittelt, dessen scharfem Geist ich schon lange Bewunderung zolle.“ „Was für einen unglücklichen Zufall meinen Sie?“ „Ich weile seit einigen Wochen als Gast auf dem Schlosse des Herzogs von Rohan und habe heute nachmittags einen längeren Spazierritt unternommen, als in der Nähe Ihrer Besetzung mein Pferd sich durch einen Fehltritt das Bein verstauchte. Nun habe ich das Tier dem Hufschmied anvertraut, der drunten im Dörfchen wohnt, aber für mich selbst findet sich dort keine Unterkunft, und da der Weg nach dem Schlosse noch mehrere Stunden weit ist . . .“ „So sind Sie für diese Nacht selbstverständlich mein Gast“, fiel ihm der Hausherr ins Wort und zog die Klingel. „Prospère, Sorge für zwei Gedecke!“

Der Fremde erwies sich als ein Mann von Welt und angenehmer Gesellschafter. Man sprach von der Zukunft des Landes, von den vielen neuen Gedanken, die in allen Schichten der Bevölkerung aufzuckten wie drohendes Wetterleuchten, während der König, statt Reformen durchzuführen, seine unbequemen Ratgeber entfernte. „Ich weiß jemand, der dem

König einen gewaltsamen Tod prophezeit — einen Tod, wie ihn Karl der Erste von England gestorben ist“, bemerkte der Graf mit gedämpfter Stimme. Herr von Lafitte erschrak; aber gleich darauf lächelte er überlegen: „Eine Weissagung? Mein Gott, das sind Ammenmärchen, an die niemand glaubt.“ „Was ist eine Weissagung anderes als das Berechnen der Zukunft aus der Vergangenheit? Als Kolumbus den Indianern eine Sonnenfinsternis prophezeite, hielten sie ihn für einen Gott. Und doch sprach er nur das Ergebnis einer einfachen astronomischen Rechnung aus.“ „Nun ja, aber ein Menschenschicksal...“ „Auch das Menschenleben ist in seinen Elementen vorherbestimmt und folgt geheimen Gesetzen, die von Kundigen gedeutet und berechnet werden können. Darum haben auch zu allen Zeiten ganze Völker an eine ewige Vorherbestimmung geglaubt; denken Sie nur an die tiefe Weisheit der alten Inder und Chaldäer, deren Lehren sich seit Jahrtausenden von einem Adepten zum anderen fortgeerbt haben bis zum heutigen Tag.“ „Wie? So gibt es heute noch Jünger dieser sogenannten Geheimlehre?“ fragte Herr von Lafitte mit ironischem Lächeln. „Warum nicht? Allerdings — bei den Vertretern der offiziellen Wissenschaft sind sie nicht zu finden.“ „Aber ich glaube nicht an Wunder, und Nostradamus und Cagliostro, und wie die Wundermänner alle heißen, sind in meinen Augen nichts als Schwindler!“ „Und doch gibt es ein Wunder, das überall schlummert und dessen Kraft alles vermag; das ist der Geist, wo und in welcher Form immer er auftritt.“ Herr von Lafitte widersprach eigensinnig; er zitierte seinen Diderot und La Mettrie, aber es war ein Kampf gegen seine eigene geheime Sehnsucht, mehr zu erfahren, als der rätselhafte Fremde mitteilen wollte, und er fühlte deutlich, daß dieser Kampf vergeblich war. Die Kerzen in den Leuchtern waren tief herabgebrannt; leise tickte die Uhr auf dem Marmorkamin, von Zeit zu Zeit warf sich der Wind gegen die Fenster; die Mondichel stand klar und hart am Himmel, und im Dorf unten schlug die Kirchturmuhr Mitternacht. „Wenn ich Ihnen nun etwas Wunderbares zeigen würde, wollten Sie dann daran glauben?“ Herr von Lafitte machte eine ablehnende Handbewegung; aber fast gegen seinen Willen brachte er ein zögerndes „Ja“ heraus.

Der Fremde rückte ganz nahe an ihn heran, sah ihm starr ins Gesicht und strich leise mit den Fingerspitzen seine Schläfen entlang. „Verstehen Sie, was ich spreche?“ fragte er. Der andere nickte langsam, automatenhaft mit dem Kopf. „Was empfinden Sie jetzt?“ „Ich schwebe in der Luft“, erwiderte Herr von Lafitte leise, „ich werde irgendwohin getragen — durch den Raum — durch die Zeit — ich weiß es nicht.“ „Sehen Sie mich?“ „N — nein“, kam es langsam von seinen Lippen. „Was sehen Sie?“ Eine kurze Pause folgte, während welcher Herr von Lafitte mit weitgeöffneten Augen ins Leere starrte; dann sprach er wie aus einem tiefen Traum heraus: „Ich sehe einen weiten Platz mit vielen, vielen Menschen. Sie haben rote Mützen auf dem Kopfe und tanzen um ein Gerüst. Da sind zwei Pfosten aufgestellt — und zwischen ihnen glänzt etwas — wie geschliffener Stahl — und ein paar schwarz gekleidete Männer sind damit beschäftigt . . .“ Er holte tief Atem und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Und wo sind Sie? Blicken Sie genau hin!“ „Ich sehe mich nicht — doch ja — der Mann auf dem Wagen, der jetzt am Fuße des Gerüstes hält, der bin ich. Ja. Aber ich bin um Jahre gealtert. Und ich steige die Stufen hinauf, und vor mir geht ein Abbé mit einem schwarzen Kruzifix. Und die Menschen unten tanzen und jubeln und werfen ihre roten Mützen in die Luft. Und nun bin ich droben und sehe auf das bunte Gewimmel hinab . . . und die schwarzen Männer kommen auf mich zu . . . und der Abbé hebt das Kruzifix . . . und es wird dunkel . . . ganz . . . dunkel . . .“

Als Herr von Lafitte zu sich kam, lag er auf dem Teppich vor dem Lehnstuhl, in dem er gesessen hatte. Das Zimmer war leer, das müde Grau des Herbstmorgens sickerte durch die Fenstervorhänge, und ein eigentümlicher Geruch lag in der Luft. Langsam erhob er sich und sammelte seine Gedanken. Was war geschehen? Nun ja — er hatte mit dem Grafen — wie hieß er doch gleich — zu Abend gespeist. Und dann hatten sie lange miteinander gesprochen . . . warum aber lag er nicht in seinem Bett? War er das Opfer eines Betrügers, der ihn betäubt hatte, um ihn auszuplündern, vielleicht gar zu töten! Aber nein; er trug noch alle seine Ringe an den Fingern, in der Börse fehlte kein einziges Goldstück; Dose, Kette, Taschenuhr — alles



war da. Als er kopfschüttelnd durch das Zimmer ging, bemerkte er auf dem Tisch einen beschriebenen Zettel. Da standen die Worte:

„Werter Herr von Lafitte,

nehmen Sie den Ausdruck meines Dankes für die mir erwiesene Gastfreundschaft auf diesem Wege entgegen. Forschen Sie mir nicht nach und versuchen Sie auch nicht, das Geheimnis des Traumbildes zu entschleiern, das in dieser Nacht vor Ihnen aufgestiegen ist. Ich kenne seinen Inhalt nicht, ich weiß nur so viel, daß es einen Augenblick aus Ihrem künftigen Leben darstellt. Wann derselbe in die Realität treten wird, kann ich nicht sagen; dazu reicht meine Macht nicht aus. Doch werden Sie sich hoffentlich davon überzeugen, daß Sie ohne Grund einen Schwindler genannt haben. Ihnen Sie trotzdem hoch schätzenden
Cagliostro.“

Herr von Lafitte ließ das Blatt sinken und starrte, von seltsamen Empfindungen bewegt, gedankenvoll vor sich hin. Der Kammerdiener Prospère war eingetreten und fragte nach den Befehlen seines Herrn. „Prospère, hast du gestern den Grafen Duchatel auf sein Zimmer geführt?“ Der Diener machte eine Gebärde jähens Erschreckens und bat stotternd um Verzeihung: er habe bis Mitternacht im Vorzimmer gewartet, sei aber dann, eben als die Turmglocke die zwölfte Stunde schlug, plötzlich von einer unwiderstehlichen, ganz ungewohnten Schlafsucht befallen worden und erst am Morgen erwacht. Der Herr Graf müsse wohl noch in seinem Zimmer sein. „Komm mit mir hinüber“, befahl Herr von Lafitte und ging voran. Prospère klopfte an die Türe des Fremdenzimmers; als niemand antwortete, drückte er leise die Klinke auf. Das Zimmer war leer und das Bett unberührt. „Er ist verschwunden wie ein Traum“, sagte Prospère erstaunt. „Wie ein Traum“, wiederholte Herr von Lafitte und fuhr sich über die Stirn. „Es ist gut“, sagte er, den Diener mit einer Handbewegung entlassend. Langsam ging er in sein Zimmer. Der Brief Cagliostros lag auf dem Tisch. Er nahm ihn zur Hand, um ihn noch einmal genau zu prüfen; da bemerkte er verwundert, daß das Blatt völlig weiß und die Schrift verschwunden war. „Wie ein Traum“, murmelte er verloren.

* * *

Der Winter verging und der Frühling kam, und das Leben auf Schloß Lafitte ging seinen gewöhnlichen Gang. Der Hausherr gab sich seinen gelehrten Studien hin, rechnete und experimentierte, empfing abends Gäste und dachte kaum noch an die Prophezeiung, besonders seit der abenteuernde Graf in die Halsbandgeschichte des Kardinals Rohan verwickelt und mit Schimpf und Schande in die Bastille gesperrt worden war.

Indessen hatte die heimliche Gärung, die schon so lange das Land durchsetzte, auch in der Umgebung des Schlosses die Gemüter ergriffen. Die leibeigenen Bauern des Herrn von Lafitte murrten über den Druck der Abgaben und die Beschränkungen ihrer Freiheit. Eines Morgens war der Kammerdiener Prospère verschwunden, und nach und nach kündigte der größte Teil des Gesindes dem Schloßherrn den Dienst, der keinen Versuch machte, die Leute zurückzuhalten. Das hätte auch wenig genützt, denn die zunehmende Bewegung in der fiebernden, unruhigen Hauptstadt riß von allen Seiten das Volk der Umgebung in ihren schäumenden Wirbel.

Trotz der Mahnungen seiner Freunde sah indessen Herr von Lafitte in diesen Verhältnissen keinen Grund, einen kurzen geschäftlichen Besuch seines Pariser Bankhauses zu verschieben oder gar zu unterlassen. Er traf in der Hauptstadt ein, als die Beratungen der Nationalversammlung von Versailles schon im vollen Gange waren. Die Wellen der Verzweiflung und Unzufriedenheit stiegen höher und höher; sie brandeten an den Mauern der Paläste, schlugen brüllend und zornig empor und warfen den schmutzigen Schaum verlotterten Volkes aus. Man riß das Pflaster auf, baute Barrikaden aus den Steinen, zertrümmerte Fensterscheiben und verhöhnte die Polizei.

Als Herr von Lafitte seinen Bankier verlassen hatte, fand er sich plötzlich inmitten eines Pöbelhaufens, der in der vergangenen Nacht vor das Schloß von Versailles gezogen war, um den König zwangsweise nach dem Louvre mitzunehmen. Er blieb stehen und betrachtete den Zug. In einem einfachen Reisewagen saß die königliche Familie; rechts und links ritten bewaffnete Bürgergardisten. Sie trugen auf Piken die abgeschnittenen Köpfe der bei dem

nächtlichen Angriff ermordeten Schweizer. Der König, beleibt und von nachlässiger Haltung, trug die dreifache Kokarde; er lächelte, aber es war das starre Lächeln eines Leichnams. Marie-Antoinette lehnte sich im Wagen zurück und sah mit großen, erschreckten Augen ins Leere. Nur der Dauphin schien von Herzen vergnügt; er klatschte in die Händchen und freute sich über das bunte Menschengewimmel. Herr von Lafitte war seltsam bewegt; er drängte sich nahe an den Wagen und rief „Vive le roi!“ Er sah nicht den tückischen Blick, mit dem ihn sein Nebenmann streifte, und ahnte nicht, daß es Prospère, sein ehemaliger Kammerdiener, war. Denn ein ungewohntes Bild lenkte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Männer, die hinter dem Wagen des Königs daherschritten, zogen rote Mützen hervor und setzten sie auf — rote, nach oben spitz zulaufende und zu einer Art Schnecke eingerollte Mützen, die genau denjenigen glichen, die ihm der Graf Cagliostro im Traumbild gezeigt hatte. Unverwandt starrte er hin, und zum ersten Male kam ihm dumpf zu Bewußtsein, daß er mit einer dunklen Macht, die sein Verderben beschlossen hatte, im schmachlichen und ungleichen Kampfe lag.

Er benützte den nächsten Vormittag zur Erledigung seiner Geschäfte und kehrte um die Mittagstunde in den Gasthof zurück. Baptiste, der Torhüter, mit dem Gesicht eines gutmütigen Bullenbeißers, der ihn in der Erinnerung an manches schwere Trinkgeld mit besonders tiefem Bückling grüßte, drückte sich nahe an ihn heran: „Gnädigster Herr,“ flüsterte er, „wenn Ihr den Rat eines einfachen Menschen hören wollt, so macht Euch heute noch aus Paris fort.“ „Was soll das heißen? Warum denn?“ „Weil morgen früh alle Stadttore gesperrt werden und niemand mehr herausgelassen wird. Glauben

Sie mir,“ er sah sich ängstlich um, „ich weiß besser, was in Paris vorgeht, als Sie!“ Herr von Lafitte zuckte die Achsel und drückte dem Mann, trotz seines Sträubens, ein Goldstück in die Hand, gab aber dann doch Befehl, seine Sachen zu packen, was Baptiste mit größter Bereitwilligkeit tat. Zwei Stunden nach dem Mittagessen wurde eingespannt, und Herr von Lafitte fuhr langsam durch die lärmenden Straßen. Niemand hielt ihn auf. Draußen im freien Felde schlug der Kutscher ein schnelleres Tempo ein; mit einem Seufzer der Erleichterung lehnte sich Herr von Lafitte in die Kissen zurück und fühlte sich in Sicherheit. Da bemerkte er, daß die Taschen an der Innenseite des Wagens, in denen die Pistolen zu stecken pflegten, leer waren. Offenbar hatte er sie im Gasthofe vergessen. Wie leicht konnten sie gestohlen werden! Ob es nicht besser war, umzukehren? Baptiste sah vielleicht doch zu schwarz. Er ließ den Wagen halten und blickte um sich. Dort im Osten, wo der Himmel so klar und apfelgrün war, lag sein stilles Landgut; die holden Dinge des Ehemals, die herrlichen Gobelins, die köstlichen goldenen Schalen aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, eine ganze versunkene Welt von Glanz und Licht. Und dann wandte er den Kopf nach Westen; da war die Sonne hinter der Stadt untergegangen, ihr tiefschwarzer Schattenriß zeichnete sich von einem grellroten Firmament ab; sie glich einem bösen, tückischen Untier, das auf den Augenblick lauert, wo es seinem Feind an die Gurgel springen will. Der Edelmann empfand ein heimliches Grauen und kam doch von dem Anblick nicht los. Alles, was er in seinem Leben getrieben hatte bis zu dieser Stunde, seine wissenschaftlichen Studien, seine Kostbarkeiten und Kunstwerke: das alles erschien ihm jetzt nichtig und belanglos. Das ganze Dasein hatte nur einen Sinn: Man mußte

VORANZEIGE!

Heft 19 des IV. Quartals erscheint als Sondernummer:

DAS GALANTE ABENTEUER

Wir bitten, Bestellungen rechtzeitig einreichen zu wollen.

DER VERLAG

wissen, was das schwarze, wilde, tückische Tier dort in seinem Schoße trug. Man mußte es wissen um jeden, auch um den höchsten Preis. Da kam die starre, blinde Entschlossenheit des Selbstmörders über ihn. Er befahl dem Kutscher, in die Stadt zurückzufahren. Näher und drohender rückten die schwarzen Schattenbilder heran; mit dumpfem Krachen und leisem Kettengerassel schloß sich hinter ihm das Tor. Baptiste empfing ihn mit einer Gebärde jähen Entsetzens. „Um's Himmels willen, Herr, hättet Ihr denn die dummen Pistolen nicht hier liegen lassen können?“ „Die Pistolen?“ murmelte Herr von Lafitte zerstreut. „Ja richtig, die habe ich droben in meinem Zimmer vergessen. Es wäre schade, wenn sie verloren gingen“

Herr von Lafitte kehrte nicht mehr nach seinem schönen Landsitz zurück. Wie Baptiste es vorhergesagt hatte, wurden am nächsten Tage die Tore von Paris geschlossen und auf das strengste bewacht. Man legte ihm nahe, die Kavalierracht abzulegen, die an und für sich schon als Zeichen hochverräterischer Gesinnung galt; er aber schüttelte stumm den Kopf und trug seine seidenen Strümpfe und Schnallenschuhe, seinen Degen und seine Brokatweste durch jene sturmbewegten Tage spazieren. Er sah, wie die Nationalversammlung ihre Sitzungen schloß, wie die gesetzgebende Versammlung den König zur Kriegserklärung zwang, die Tuilerien stürmen und ihn gefangen setzen ließ; er stand inmitten der Zuschauer, als die neue große Hinrichtungsmaschine, die Guillotine, zum erstenmal in Tätigkeit trat, und nickte langsam mit dem ergrauenden Kopf: er erkannte das grausige Werkzeug, das er in jener

Traumnacht auf seinem Schloß gesehen hatte. In sein Memoirenbuch trug er mit der Gewissenhaftigkeit des Gelehrten Abend für Abend alle Ereignisse seines Lebens ein, von jener düsteren Prophezeiung bis zur letzten Straßenrevolte der Jakobiner.

Das Gesetz gegen die Verdächtigen war beschlossen worden, und es genügte dem Revolutionstribunal, daß der Bürger Lafitte die Tracht der alten Zeit trug und nach dem Zeugnisse seines ehemaligen Kammerdieners königlich gesinnt war. Man brachte ihn in die Kellerräume des Temple. Dort saß er noch drei Monate lang gefangen, beobachtete die letzten Zuckungen der sterbenden Welt des ancien regime und führte sein Tagebuch weiter, das er an jenem Morgen, der ihn auf die Oberwelt und zum Tode brachte, einem gutmütigen Sergeanten übergab. „Ihr werdet klug tun, mein Freund,“ sagte er, „das Ding da sorgsam aufzubewahren; es wird vielleicht eines Tages sehr wertvoll sein.“ Der Mann verstand ihn nicht; aber er sah, daß an dem dunkelroten Leder starke goldene Spangen befestigt waren, und schob grinsend das Buch in die Tasche.

Der Leichnam des Herrn von Lafitte wurde mit vielen Hunderten anderer Opfer der Schreckenszeit mit ungelöschtem Kalk bestreut und irgendwo am Ufer der Seine verscharrt. Er war dahingegangen, wie er gelebt hatte, ohne Furcht und ohne Hoffnung; nichts blieb von seinem glänzenden Dasein zurück als jenes Tagebuch, das nach zwanzig Jahren von einem Mitglied der Akademie bei einem Trödler im Faubourg St.-Germain gefunden und der Nationalbibliothek einverleibt wurde.



D A S J E U

Von Klabund

Schon als Embryo hatte ich die unleidliche Angewohnheit, Bakkarat zu spielen. Als ich in neun Monaten zur Welt kam, gewann ich auf diese Weise mit einem Coup tausend Mark, die ich zurücklegte, um damit später mein Einjährig-Freiwilligen-Jahr zu bestreiten, denn meine Eltern waren arme Leute. Mein Vater Delikateßwarenhändler, meine Mutter eine Kandidatin der Philologie. Gleiche Interessen hatten sie zusammengeführt, eine heilige Sympathie der Herzen. Es war eine Liebesheirat, wie sie im Buche steht. Meine Mutter nährte mich an den Brüsten der Wissenschaft, was sie bedeutend weniger anstrengte, als wenn sie es an ihren eigenen getan hätte. Die Erziehungsmethode meines Vaters beschränkte sich darauf, mir Bücklinge, Johannisbrot, amerikanisches Büchsenfleisch, Milchschokolade entweder zu gewähren oder zu entziehen. So hielten sich Ideologie und praktische Lebenskunde in meiner Erziehung die Wage der Gerechtigkeit.

Mit fünf Jahren fiel mir ein Komet auf den Kopf, wodurch meine Kopfform etwas Eingedrücktes und Abgeplattetes bekam. Zugleich bemerkte man aus diesem Zeichen des Himmels, daß das Schicksal Großes mit mir vorhatte.

In meinem neunten Jahre (eine Glückszahl! die Zahl des Bakkarat, bemerken Sie wohl!)

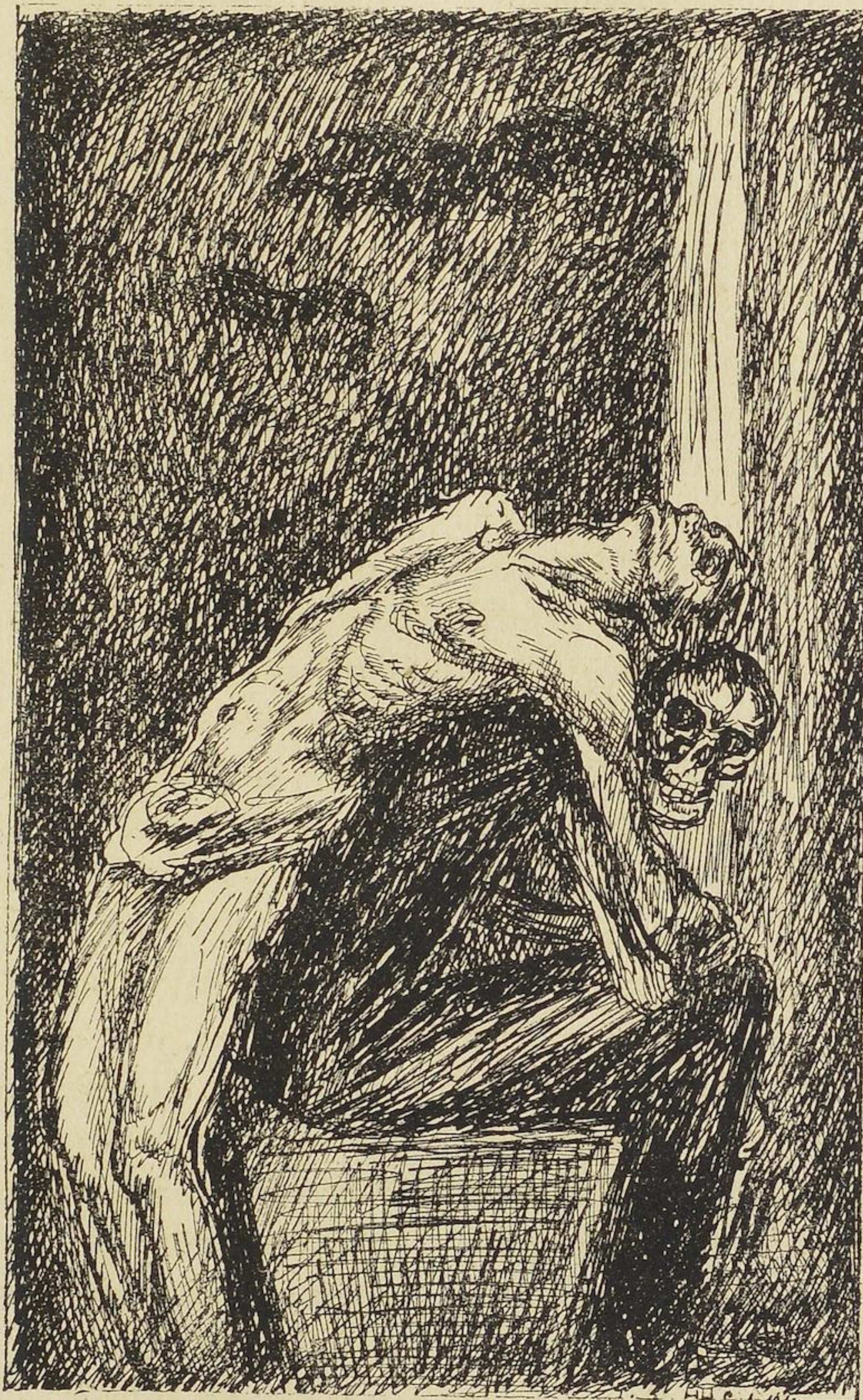
verlor Eduard der Siebente von England Indien im Baccarat an mich. Ich wurde Vizekönig von Indien, welchen Beruf ich bis zu meinem dreizehnten Jahre voll und ganz ausfüllte. Danach legte ich die Krone in die Hände Seiner englischen Majestät zurück. Sie begann, mich

auf meinem abgeplatteten Kopf erheblich zu drücken. Sie war übrigens nur schwach vergoldet. Überall blinkte das Silber hindurch. Mit vierzehn Jahren machte ich das Einjährigen - Examen und wurde bald darauf zum Reserveleutnant befördert. Als solcher konnte ich das Jeu erst recht nicht lassen. Ich verlor aber in einem fort, endlich sogar meinen Verstand, welchen ich für hundert Mark in Zahlung geben mußte.

Sie transit gloria mundi. Wenn ich an meine Jugend und an Indien denke! Sprechen wir nicht mehr davon, die Tränen kommen mir in die Augen. Meine gute Mutter! Wer hätte das gedacht! Eine so

prosaische Verbindung und ein so absurder Sprößling. Pumpen Sie mir fünfzig Mark, ich setze alles, mein letztes auf eine Karte. Wenn ich gewinne, kaufe ich mir ein Zebra oder eine rosa Frühlingswolke.

Was schlägt? Bube, Dame — ich kaufe eine Karte — König — zum Teufel mit dem Jeu. An die Laterne mit dem König. Ich werde Kegel schieben lernen .. alle neune .. alle neune ...



H. H. Bummerstedt / Der Tote

D A S G E I G E N G E S P E N S T

Von Arnold Hagenauer

So oft der blasse, schlanke Jüngling die Geige spielte, vergaß er alles um sich herum, er lauschte nur mehr den Tönen, die er den Saiten entlockte und folgte ihnen, wenn sie über Berg und Tal in das Land seiner Träume dahinschwebten. So legte er seine ganze Seele in das Instrument und sein Leben in die schmeichelnden Töne, die unter seinem Bogen hervorquollen und ihn mit sanften Händen umfaßten und bestrickten, so daß er ihnen nimmermehr zu entinnen vermochte. Als er eines Tages am Fenster stand, gerade als die Sonne unterging, blickte er über die blühenden Hollundersträucher seines Gartens weg auf die fernen Dörfer und auf die braunen Hügel, über die wogenden Kornfelder hinaus, bis dort, wo der Rand des Himmels auf die Erde stößt. Es hatte geregnet, Noch rieselte es schwer von allen Blätter nieder, ein frischer Hauch zog durch die Wipfel der Bäume, in denen sich die Vögel mit erquickten Kehlen ihre Abendgrüße zusandten. Da erfaßte den Jüngling ein heißes Sehnen, er nahm seine geliebte Geige, setzte sie an die Brust und strich zärtlich mit dem Bogen über die Saiten. So hatte er noch nie gespielt, ein so süßes, zauberhaftes Klingen hatte er noch nie gehört, er berauschte sich an dieser Flut des Wohlklanges und vergaß alles um sich her. Plötzlich aber wurden die Töne zu Stimmen, ein Gesang wie ein mächtiger Chor brauste an seinen Ohren vorbei, und deutlich vernahm er, hell und klar alle anderen übertönend, eine flehende, weiche Stimme:

„Du hast mir deine Seele geschenkt,“ bat die Stimme, „was soll ich mit ihr? Ich war ein Ton, der sich freudig mit mächtigen Schwingen über Berg und Tal hob, der zum Himmelsgewölbe aufstieg und in der Stille der Nacht mit den glänzenden Sternen Zwiesprach hielt. Ich tauchte in die duftigen Kelche der Blumen, ich stieg in das helle Wasser des Bergsees bis zum kristallinen Hause der Nixe, und wenn ich niederzitterte, ließ sie den goldenen Kamm fallen, mit dem sie ihr Haar strahlt, und lauschte. Und die Fische kamen mit offenen Mäulern geschwommen, glotzten mit großen Augen drein und stießen mit ihren plumpen Köpfen an die

durchsichtigen Wände. Auf die Gipfel der Berge stieg ich, da kam der Sturmwind geflogen, wiegte mich in seinen Armen und floh mit mir hinaus auf das schäumende, brausende Meer oder über die weißglänzenden Firnen und die blauen Gletscher, die steilen Wände hinunter in den dunklen Hochwald hinein. Aber jetzt muß ich immer um dich sein, immer bei dir. Du hast mich mit deinem Herzblut genährt, du hast mich ewig an dich gekettet, jetzt lasse mich auch leben, sonst fluche ich dir!“

„Lebe, bleibe immer bei mir, süßer Ton“, bat der Jüngling.

Erschrocken ließ er die Geige sinken. Vor ihm stand seine eigene Gestalt, groß und schlank wie er, mit denselben Augen, denselben Haaren, den gleichen Zügen im Antlitz. Der Künstler griff nach dem Gast, aber er faßte in die leere Luft. Sein Ebenbild jedoch blieb und lächelte ihn freundlich an. Das Phantom folgte ihm überall hin, aber niemand sah es, außer er selbst. Wenn er jauchzte und sich froh fühlte, sah er seinen Doppelgänger auch fröhlich, wenn er traurig war und litt, so war der andere still und düster. Nie verließ er ihn, nur wenn er die Geige spielte, so verschwand er. Bald merkte der Jüngling, daß es ihm immer schwerer fiel, zu spielen, daß ihn eine unsichtbare Macht daran zu hindern suchte. Wenn er jedoch sich überwand und den Schemen bannte, so empfand er eine rasende Angst vor seiner Wiederkehr und mußte so lange spielen, bis er aufs äußerste erschöpft in einen Stuhl sank und die Geige seiner Hand entglitt. Da stand auch das Phantom wieder da, düster und drohend, und er sah, wie er sich gegen sich selbst auflehnte und mit sich haderte und fühlte mit Entsetzen, wie ein von seinem Selbst losgelöstes, aber doch von ihm unzertrennliches Wesen ihn zu hassen begann. Nach und nach artete der stumme Trotz des Schemens in offenen Kampf aus. Wenn ihn der Künstler bannen wollte, so verfolgte ihn der andere. Er hetzte ihn durch Feld und Flur, durch seine Gemächer, ihm immer auf den Fersen folgend, sein Inneres mit grauenhafter Qual und schrankenlosem Entsetzen erfüllend. Einmal, als ihm in einer lautlosen, dü-



Gustave Doré. „Das ist das schönste Zimmer meiner Herberge“

steren Nacht sein feindliches Selbst unerträglich wurde, ging er zu dem hohen Kasten, der seine Instrumente barg, und wollte ihn aufschließen. Da spürte er, wie ihn jemand daran hinderte, sein Arm wurde bleischwer, er fühlte einen heißen, glühenden Atem im Nacken, und die Angst jagte ihn Trepp auf, Trepp ab durch das ganze Haus, durch alle Gänge, durch weite, finstere, ihm unbekannte Zimmer, bis er endlich in einem hohen Gemach anlangte. Mit einem Schlag erhellte sich der weite Raum. Es war ein Riesensaal im üppigsten Rokokostil, mit Spiegeln, die von der Decke bis zum Boden reichten, und großen Kronleuchtern, die im Schimmer von hundert Kerzen strahlten und den Saal taghell beleuchteten. Das wahnsinnigste Entsetzen schüttelte ihn, er sah sich zwanzigfach in allen Spiegeln, wie er seiner eigenen Gestalt gegenüberstand, mit funkelnden Augen, wutverzerrten Zügen und gekrümmten Fingern, bereit, auf sich selbst loszustürzen und sich zweifach zu erwürgen. Mit einem lauten Aufschrei sank er nieder.

Seit jenem Tage rührte er die Geige nicht mehr an, ja, er wagte es nicht einmal, die Augen zu öffnen, denn dann sah er seine eigene Gestalt mit haßerfülltem Gesichte vor sich stehen. Stundenlang sann der Jüngling schweigend. Er scheute das helle Licht des Tages und zog schwere Gardinen vor die Fenster. Dicke Teppiche dämpften die Schritte, alles Lebende war aus seiner Nähe verbannt, sogar die vielen Blattgewächse und Blumen, die einst sein Heim schmückten, hatte er daraus entfernen lassen. Die Leute hielten ihn für schwermütig oder gar für gestört im Geiste und begannen ihn zu meiden. So verödete sein Haus. Das Tor war den ganzen Tag geschlossen, niemand pochte daran, niemand stieg die Treppe empor und betrat die schönen, einst so gastlichen Räume. Der große Garten verwilderte nach und nach, denn er hatte den Gärtner entlassen. Auf den früher mit farbigem Kies bestreuten Wegen wuchs Gras. Die bunten Blumenbeete standen voll Unkraut, die Rosenstöcke trieben lange Schößlinge und blühten nicht mehr. Nur eine große, böse Dogge mit blutroten Lefzen und schäumendem Maul rannte im Garten herum und tobte des Nachts die Mauer entlang, wenn draußen die schweren Schritte eines verspäteten Wanderers verhallten. — — — — —

Eines Abends stand der Jüngling auf dem hölzernen Balkon, von dem an beiden Seiten Treppen in den Garten führten, und blickte mit müden Augen in das brennende Rot, das den Himmel wie eine entzündete Wunde färbte. Laute Schreie ausstoßend, stürzten sich die Schwalben in den flammenden Brand. Wie Feuerschein lohte es auf dem Balkon, und eine unsägliche Traurigkeit lag über der ganzen, sonst so lieblichen Landschaft. Nach und nach brach die Dunkelheit herein, und der Mond stieg am blauen Himmel auf, schwebte zuerst über den mächtigen Linden am steinernen Parktor und stieg dann höher und immer höher empor, sein klares und mildes Licht über die Wipfel der Bäume gießend.

Der Künstler seufzte tief auf, strich mit der Hand über seine Stirne und trat in sein Zimmer zurück. Dann schloß er sorgfältig die Türe zum Balkon, trat zum Instrumentenkasten und öffnete ihn. Er nahm die Geige heraus, die ihm so viel Ungemach bereitet hatte und verließ sein Haus. Sein Plan stand fest. Er wollte das kostbare Instrument vernichten, zerbrechen, zerstören und seine Trümmer in den See schleudern. Eine innere Stimme sagte ihm, er werde dann Ruhe und Genesung finden. Er schritt durch den Garten und die kleine Hinterpforte, wo die Glyzinien über die Mauer hingen, auf die Straße hinaus und zwischen Gartenmauern hindurch, bis er zu dem Wege kam, der zuerst an Feldern und Wiesen vorbei, dann durch einen Föhrenwald sanft bergan zu dem kleinen See führte, der zwischen mäßig hohen, aber steil abfallenden Felsen in einer länglich runden Talmulde lag. Als er den Wald betreten hatte, vernahm er zuerst in der Ferne, dann immer näher eilige Schritte, die ihn zu verfolgen schienen, und als er sich umwandte, sah er seine eigene Gestalt mit angstverzerrten Zügen auf sich zueilen. Er lief wie ein Wahnsinniger den Hügel hinan, blind vorwärts, an die Bäume anstoßend, über Wurzeln hinstolpernd, keuchend und halb wahnsinnig vor Entsetzen. Endlich langte er am Rande des Waldes an. Dort lagen etliche verstreute Granitblöcke, dann brach der Boden plötzlich ab, und eine senkrechte Felswand ragte in den See, in dem sich der Mond spiegelte. Er war ruhig, kein Wellchen kräuselte seine Oberfläche, er schien ganz dunkel, und

leichte, zarte Nebel zogen über ihn hinweg. An einem dieser Blöcke wollte er die unselige Geige zerschmettern. Er hob seine Arme hoch empor und war im Begriffe, sie eben auf den Stein niedersausen zu lassen, da spürte er, wie sich jemand mit aller Kraft an dem Kasten der Geige festhielt, während er mit eisernem Griffe die Schnecke umklammerte. Es begann ein heftiges Ringen auf dem moosigen Waldboden. Der Jüngling taumelte von einer unsichtbaren Macht geschüttelt und gezerzt nach allen Seiten, plötzlich ließ er das Instrument los, verlor den Boden unter den Füßen, stürzte lautlos rücklings in den See und verschwand. Das Wasser rauschte auf. Ein Duckhuhn flatterte ängstlich kreischend, mit den Flügeln den See peitschend,

über die silberne Straße, welche der Mond auf die Flut zeichnete, ins Dunkel hinein. Dann wurde es totenstille. Plötzlich klangen lange, wehmütige Geigentöne durch den Wald, die mit einem schrillen Akkord verstummten. Ein fahler Nebelschwaden zog rasch durch die Luft, über die Wellen, seltsam anzusehen wie eine händeringende Gestalt, und zerfloß in nichts. Des Morgens Kühle stieg die Felswände empor, der Mond verblaßte, fern am Horizont hellte es sich auf, und die ersten Vogelrufe ertönten in dem Gehölz. Da fuhr ein Windstoß daher, hart am Abgrund vorbei und entblätterte die wilden Rosen, daß sie wie Schnee im Winter niederfielen auf die nebelhauchenden Wasser.

SCHWERMUT

Von Felix Braun

Dich, Schwerkmut, hat vergangne Kunst ver-
glichen
mit hohen Frau'n, sibyllenhaft und alt.
Ich aber sehe dich in Landgestalt:
als Ebne unter kalten Himmelsstrichen.

Wie wenn in Abend Nacht sich eingeschlichen,
hangen die Wolken, zottig, grau geballt.
In tiefer Ferne — schwer — anhebt ein Wald.
Sonst steht nur Steppengras, falb und verblichen.

Ich bin verdammt, in diesen trüben Auen
zu wohnen, Tag um Tag und Nacht um Nacht
ins Grau der Nebelweite auszuschaun.
Ich weiß nicht, welch ein Schmerz mich leiden
macht.

Mir ist, als könnte ich mich selber hören:
mitsingend unter ewigen Trauerchören.

Dämmernd senkt sich Nacht über verlöschenden Tag, leise pendeln Blätter riesiger Palmen im Wind, der erborgte Hitze mit Sonnenuntergang von sich tat. Doch noch immer lastet Schwüle im Hain, über den sich eilends der Nacht blauschattender Mantel breitet. Ich schaue liegend empor zu den Wipfeln und warte — ich weiß nicht, auf was..

Finsternis liegt so dicht, daß schattenhaft nur verschwommene Linien andeuten, was vorher Bäume waren. Dumpfe Luft steht um mich, geschwängert mit Düften, die betäubend die Stirn umwinden, brennende Sinnlichkeit weckend. Üppig flattert sie auf wie die Millionen Scharen leuchtender Nachtinsekten, die, allmählich tanzendes Feuerwerk, mich umschwärmen. Springende Funken flimmern vor meinen Augen, Blut jagt durch hämmernde Pulse, jetzt, jetzt muß es kommen... Da — um mich toller Reigen wirbelnder Mädchenleiber, wild flattern Haare um schwellende Brüste, rasend drehen sie sich zu der Musik, die der Leuchtinsekten Riesenorchester summt. Nah und näher drängen sie um mich, heiß weht mich ihr rascher Atem an, einen Augen-

blick berührt ein Schenkel den meinen und ich spüre die zitternde Lust, die ihr Schoß geheimnisvoll birgt. Doch wie ich auch um mich greife, packe nach lustschwangeren Körpern —, immer nur fasse ich nichts, gleiten sie weg in die Nacht. Und mein Blut schäumt höher und höher und reißt mich mit und trägt mich empor bis in die schaukelnden Wipfeln. Da legt sich kühlend der Wind auf mein heißes Blut und mit silbernen Strahlen beruhigt der Mond die rasenden Pulse. Über mir ewig gleich stehen zahllose Sterne mit zwinkernden Augen, und weise wackeln alle Palmen mit den Häuptern.

Auf einmal aber merke ich, daß ich nicht mehr auf windbewegten Wipfeln mich wiege. Ich schauke auf Wellen, die sich aus schwankenden Fluten heben; endlos dehnt sich um mich ein Meer. Da suchen meine Augen den Grund und blicken nur Rätsel um Rätsel aufeinander getürmt. Und es spannen sich meine Gedanken und bohren sich durch von Rätsel zu Rätsel. Aber in das Loch, das entsteht, stürzt sich mit ganzem Gewicht — mein Ich. So steige ich langsam tiefer und tiefer, unendlich lange. Ob ich je einmal Grund erreiche?



W. Heise / Chinesische Zwergenzucht

D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

PHANTASIEGEBILDE ODER RÄTSELWESEN

Ein merkwürdiges Erlebnis in Brasilien*. Erzählt von
Ferd. Emmerich

Ein feuriger Rappe trug mich in kurzem Galopp über den weiten Grasplatz. Die eben aufgehende Tropensonne hatte noch nicht Zeit gefunden, die Morgennebel aufzusaugen, und die taufrischen Grashalme glitzerten und funkelten in sprühendem Diamantenregen unter den Hufen des flinken Rosses.

Mit unbeschreiblichem Wonnegefühl sah ich in die herrliche Umgebung. Wie neugeboren fühlte ich mich inmitten der rings umher sichtbaren Zeichen heimischer Kultur. Und man wird mir diese gehobene Stimmung nachfühlen können, wenn ich erwähne, daß ich nach einem Fußmarsch von zweihundert- und dreißig Tagen durch unwegsame Urwälder, über Flüsse und Gebirge zum ersten Male wieder in einem europäischen, ja, sogar in einem deutschen Hause Aufnahme gefunden hatte. Zweihundert- und dreißig Nächte lang hatte ich ein Bett entbehren müssen und in den einsamen Urwäldern Südamerikas auf bloßer Erde oder auf Matten unter dem Rancho indianischer Eingeborener geschlafen. Das wohlige Gefühl, mich wieder für einige Tage in einem richtigen Bett ausstrecken zu können, mit reinen Kleidern und weißer Wäsche am Tische gebildeter Deutscher zu essen, machte mich so froh, daß ich laut hinausjubelte.

Mein Rappe war in den landesüblichen Paßgang gefallen und tauchte in einen herrlichen Dom gewaltiger Fikusbäume ein. Wie die hehren Säulen eines riesigen Gotteshauses reihte sich Stamm an Stamm; dichte Laubkronen überwölbten den Hain und zauberten jenes mystische Halbdunkel hervor, das uns in Kathedralen die weihevollen Stimmung aufzwingt. Um den Eindruck voll zu machen,

* Wir bemerken, daß es sich hier nicht um eine Novelle handelt, sondern um den Bericht eines wirklichen, allerdings unerklärlichen Erlebnisses. Die Redaktion.

leuchtete noch weit, weit vor mir ein blendend-weißer Felsengarten, dessen blütenübersäeten Blöcke wie ein riesiges Fenster wirkten.

Unwillkürlich ließ ich das Pferd in Schritt fallen, als ich in den kühlen Schatten der hundertjährigen Bäume einritt. Aber nicht lange gab ich mich dem Genusse der eigenartig schönen Szenerie hin. Ich war noch zu sehr in dem wohligen Glücksgefühl befangen, das mich schon während des ganzen Spazierrittes im Banne hielt, und rief mir immer wieder die angenehmen Empfindungen ins Gedächtnis, die sich meiner bemächtigten, als ich gestern so urplötzlich die weit ausgedehnte, gutgehaltene Hazienda unseres Landsmannes Kettel (bei Sant' Antonio de Marapy) vor mir sah, der mich Unbekannten mit unverhohlener Freude empfing und mich einlud, das Weihnachtsfest in seiner Familie zu verbringen. Ein leises Lächeln trat mir noch auf die Lippen, als ich an das — naive Gesicht dachte, das ich bei dieser Eröffnung gemacht haben muß. Weihnachten? Ich wähnte mich im Februar; hatte ich doch während der acht Monate im fast unbewohnten Innern Venezuelas und Nordbrasilens jede Zeitrechnung verloren!

Mein Rappe hielt mit einem Ruck an! Ängstlich schnaubend starrte er in das matte Halbdunkel, zitterte nervös und drängte furchtsam zurück. Erstaunt sah ich auf das seltsame Gebaren des Tieres; beschwichtigend klopfte ich ihm den schönen Hals, spornte ihn durch Zurufe zum Weitergehen an — umsonst! Sobald ich den Zügel lockerte, machte er Miene umzukehren — —. Ich stieg ab. Die Augen des Pferdes schienen größer geworden, sie haften mit einem solchen Ausdrücke von innerer Angst auf irgendeinem Punkte in der Richtung der hellen Felspartie, daß ich die umliegenden Bäume nach einer der großen Schlangen abzusuchen begann, die oft beutegierig wie starke Lianen von den Ästen herabhängen. Ich faßte das sich wie hilfesuchend an mich drängende Pferd am Kopfe und suchte es an den mir unbekannten Gegenstand seiner Scheu heranzu-

bringen — vergeblich, das Tier war nicht zu bewegen, auch nur einen Schritt vorwärts zu machen.

Plötzlich zuckte ich zusammen. Ich hatte das bestimmte Gefühl, als ob jemand hinter meinem Rücken an mich heranträte. Mit einem Ruck wandte ich mich um — aber ich sah niemanden! Weit und breit kein lebendes Wesen — ich war allein! Und doch drängte der Rappe sich mit allen Zeichen der Angst immer dichter an meine Seite; er schnaubte leise, und ein nervöses Zittern durchlief seinen Körper. Ich faßte das geängstigte Tier jetzt fester am Kopf, streichelte es und suchte es zu beruhigen — dabei wurde ich das Gefühl nicht los, daß jemand in meiner unmittelbaren Nähe stehe!

Ich vermeinte zu träumen, sprach mit lauter Stimme auf mein zitterndes Pferd ein, klopfte und streichelte es — ich wurde selbst nervös! — da fiel mein suchender Blick auf die weißen Felsen, und klar und deutlich erkannte ich gegen den hellen Hintergrund schattenhafte, dunkle Umrisse zwischen mir und dem Felsen!!

„Du bist verrückt!“ schrie ich laut zu mir selbst — Albernheiten — Hirngespinnste — und doch hing mein Auge gespannt auf dem seltsamen Trugbilde. Da verzog sich langsam der Schatten nach links und ließ drüben an den Felsen eine herrliche Yukkablüte frei hervortreten, die durch den Schatten meinen Blicken bis dahin entzogen war!

Ich muß gestehen, mir wurde unheimlich! Ich sprang wieder in den Sattel und ließ dem Rappen freien Willen. Wie von Furien gepeitscht, raste er durch den Wald zurück — nach Hause.

„Hallo!“ rief mir Herr Kettel verwundert zu, als ich auf schaumbedecktem Pferde in den Hof jagte und von dem zitternden Tiere sprang, „hallo, wollen Sie sich für ein Wettrennen üben, daß Sie bei der Hitze so toll galoppieren?“

Auch Frau Kettel, eine schöne blonde Dame, trat mit neckenden Worten heran.

„Nein, verehrter Herr Kettel, das gerade nicht, aber ich glaube fast, daß wir gestern abend die Sitzung ein wenig zu reichlich befeuchtet haben, denn ich sehe am hellen Tage Gespenster und auch mein Pferd.“ — —

„Kommen Sie nur mit ins Haus, und stärken Sie sich ein wenig, Sie scheinen es nötig zu

haben“, unterbrach mich Herr Kettel mit merkwürdiger Hast, indem er mir einen Blick zuwarf, der mich veranlaßte, mich nach der Dame des Hauses umzusehen, die bei meinen Worten kreidebleich geworden war.

Als wir allein waren, erzählte ich meinem freundlichen Wirte, was mir zugestoßen, und zog die Geschichte ins Lächerliche. Zu meiner Überraschung blieb Herr Kettel aber ernst und sagte mir, daß unter den Eingeborenen des ganzen Distrikts die Sage verbreitet sei, in den Wäldern und Bergschluchten hielten sich Menschen auf, die wir nicht sehen könnten. Pferde und Hunde, sowie besonders Affen aber mieden ängstlich diese Orte — tatsächlich sei auch in der ganzen Umgegend kein Affe oder größerer Vierfüßler zu finden!

Sechs Jahre später befand ich mich in Santa Maria, einem kleinen Städtchen am Pretofluß in der brasilianischen Provinz Para.

In der reichen Kaffee- und Kautschukgegend lebten in weitem Umkreise zerstreut zahlreiche Pflanzern, und mancher reiche Europäer hatte die einzig schöne Gegend auf der Hochebene zum „Sommersitz“ gewählt und sich im Schatten der gewaltigen Baumriesen ein luftiges Landhaus gebaut.

In dem um Santa Maria gelegenen engeren Distrikt befanden sich acht Deutsche — also genug, um einen Verein zu bilden — und dieser Verein wollte Kaisers Geburtstag in hergebrachter Weise festlich begehen. — Der Zufall hatte mich in das Städtchen geführt, und mit mir war auch ein Schiffsarzt eingetroffen, der einen Urlaub zum Sammeln von Insekten hier ausnützen wollte.

Als wir am Spätnachmittag auf der Veranda des Zellerschen Landhauses saßen und uns in die übliche Feststimmung zu setzen im Begriff waren, ritt ein Farbiger in den Hof und brachte einen Brief des Herrn Dr. Hoppe — Vorsitzender des Vereins — worin dieser mit Bedauern mitteilte, daß er wegen einer schweren Nervenverstimmung dem Festmahle nicht beiwohnen könne.

Zunächst rief die Nachricht ungläubiges Staunen hervor, als aber der Bote berichtete, daß sein Herr tatsächlich ernstlich erkrankt sei, schlug einer aus der Gesellschaft vor, die zwanzig Kilometer zu Hoppes Landhaus hinauszureiten und die Feier in dessen Haus zu begehen.

„Hoppe nervenkrank — Unsinn — so ein Hüne!“ rief man von allen Seiten.

Dr. Hoppe empfing uns, auf einen Stock gestützt, mit mattem Lächeln. Er sah bleich und abgehärmt aus und litt offenbar sehr schwer. Unsern besorgten Fragen setzte er anfangs ausweichende Antworten entgegen. Als aber der Schiffsarzt — der Name ist mir leider entfallen — ernstlich in ihn drang, ihm wenigstens unter vier Augen seine Krankheitsgeschichte zu erzählen, sagte Dr. Hoppe:

„Sie alle können es hören, wenn ich nun doch mal berichten muß und ich bin schon jetzt überzeugt, Sie werden mir beistimmen, daß ich nervenkrank, wenn nicht gar — wahnsinnig bin!“

Und nun begann Dr. Hoppe eine Schilderung von unbegreiflichen Zuständen und Sinnes-täuschungen, die zunächst — außer mir — niemand glauben wollte.

Dr. Hoppe liebte es, allmorgendlich kurz vor Tagesanbruch einen Ritt in die nahen Berge zu machen, wo er von irgendeinem erhöhten Punkte aus das schöne, stets neue Bild des Sonnenaufganges erwartete und dann in seine Wohnung zurückkehrte.

„Vor acht Tagen nun“, fuhr der Doktor fort, „stand ich auf einer freiliegenden Felskuppe und betrachtete die über dem Horizonte sichtbar werdenden feurigen Strahlen der aufgehenden Sonne, als plötzlich mein Pferd laut aufwies. Zunächst achtete ich, in den herrlichen Anblick versunken, nicht weiter darauf, dann aber hörte ich das Tier stampfen und zornig aufwiehern. Ich konnte mir diese ungewohnte Aufregung nicht erklären, schob sie aber auf die Anwesenheit irgendeines Raubtieres. Im Begriff in den Sattel zu steigen, sah ich, wie sich neben mir die Zweige auseinanderbogen, einen Augenblick in der Stellung verblieben und dann wieder zusammenschlugen. — Erstaunt blickte ich umher, auch mein Pferd windete aufgeregt einige Male in der Richtung der Büsche, beruhigte sich dann aber und trabte wie gewohnt nach Hause. — — — — —

Ich dachte nicht weiter über den Vorfall nach. Man hat ja manchmal Halluzinationen, die momentanen Nervenreizungen entspringen und spurlos vorübergehen. Am nächsten Morgen machte ich meinen gewöhnlichen Ritt. Diesmal lenkte ich durch steiniges Geröll hindurch auf eine Anhöhe zu, deren wildzerrissene Einbuchtungen mich schon lange angezogen hatten. — Einen mäßig breiten Wasserlauf übersprang mein Brauner mit einem lustigen Satz, doch kaum berührte er drüben den Boden, als er erschreckt aufbäumte, ins Wasser zurückdrängte und in wildem Galopp mit mir durchging; erst vor meinem Hause beruhigte er sich so weit, daß er dem Zügel wieder gehorchte. Nunmehr dachte ich über diese unerklärlichen Vorgänge nach und beschloß, der Sache sofort auf den Grund zu gehen.

Mit einem andern Pferde und in Begleitung meines Manuel ritt ich unverzüglich nach dem Orte zurück. Zwei stämmige Neger nahm ich mit. Bei dem Wasserlaufe stiegen wir ab. Ich nahm mein Gewehr und ging zu Fuß, die alten ruhigen Pferde sich selbst überlassend, der Anhöhe zu. Es war eine auffallend leblose Gegend. Hie und da standen blütenbeladene Stauden zwischen den großen Steinen, und breitblättrige Blattpflanzen wuchsen üppig aus den zahlreichen Wasserlöchern. Kein Vogel, kein Wild weit und breit. Wir gingen in weiter Linie langsam vor. Plötzlich schrien die beiden Neger, die vor einem Dickicht standen, laut auf und rannten wie besessen davon. Auch die Pferde wurden unruhig. Manuels Pferd kam langsam den Hang hinauf in einer Gangart, als ob es geführt würde, wortlos deutete mein Begleiter hinüber — der linke Zügel stand weit vom Halse ab und schwebte, von unsichtbarer Hand gehalten, in der Luft! Manuel bekreuzigte sich entsetzt und murmelte unaufhörlich sein Ave Maria purissima. Mein Pferd stand noch unten, es gebärdete sich wie toll, schlug aus, stampfte und wieherte, ohne sich von der Stelle zu rühren — wie festgenagelt. Ich wurde unruhig, narrete mich ein Spuk, waren wir alle

Das Titelblatt dieser Nummer ist nach einem Holzschnitt von M. Leidlein „Der Alchymist“. Vom Künstler selbst hergestellte Handdrucke auf Japanpapier können vom Verlag oder durch jede Buchhandlung zum Preise von 60 M. für die handkolorierten Abzüge und 40 M. für die nicht kolorierten Abzüge bezogen werden.

betrunken? Ich lief zu meinem Pferde hinunter, doch bevor ich es erreichte, machte es einen Satz zur Seite und jagte davon. Manuel war verschwunden. Ich stieg die Anhöhe hinan und fing mir dessen Pferd ein. Am Wasserlauf machte ich einen Augenblick halt und sah mich nach Fußspuren oder dergleichen um. Da brach ohne äußere Veranlassung eines der großen frischgrünen Blätter vom Stengel, die Büsche bewegten sich, als ob jemand hindurchschritte — —.“

Jetzt unterbrach lautes Lachen den Erzähler: „Aber Doktor, Sie haben ja geträumt, reden Sie doch um alles in der Welt zu ernsthaften Leuten nicht von solchen Märchen —.“

„Halt!“ unterbrach ich den Sprecher. „Meine Herren, lassen Sie den Kollegen ausreden, ich glaube alles Wort für Wort und sage Ihnen später, warum!“

Dr. Hoppe fuhr fort:

„Als ich zurückkam, fand ich meine Diener in heller Aufregung. Sie getrauten sich nicht mehr in das Haus, weil dort jemand Unfug treibe! — In der Küche waren — der räuberischen Opossums wegen — die Hühnereier freischwebend an dünnem Strick in einem Beutel untergebracht. Bei Tagesanbruch hatte die Köchin über zwanzig Eier in den Sack getan — drei Stunden später fand sie die leeren Schalen in dem Beutel, aber keine Spur von Flüssigkeit, die Eier waren an Ort und Stelle verzehrt worden. — Eben geerntete Papayofrüchte fand man ebenfalls nur noch in Überresten. — Diebstahl von innen oder außen ist absolut ausgeschlossen. Es gelang mir erst nach langem Reden und mit weitgehendsten Versprechungen, die Leute zum Bleiben zu bewegen — bis abends die Köchin entsetzt zu mir auf die Veranda stürzte und beteuerte, sie habe einen heißen

Atem im Nacken gespürt. Zehn Minuten später war ich mit Manuel allein!

So geht das nun seit sieben Tagen. Eier und Früchte verschwinden, die Pferde arbeiten sich in den Ställen los, und ich muß sie im Freien lassen. Dabei leide ich unter den schlimmsten Wahnvorstellungen — Manuel ebenfalls.

Sind wir im Zimmer, auf der Veranda, im Garten, gleichviel wo, immer fühlen wir unsichtbare Wesen um uns, wir ahnen ihre Anwesenheit, sie sitzen zwischen uns, wenn wir bei Tisch sind, und wenn ich abends bei Lampenschein lese, bemerke ich oft, daß der Spiegel den Lichtschein nicht zurückwirft, daß also irgend etwas zwischen Licht und Spiegel steht! Und jeden Morgen liegen die Schalen der ausgetrunkenen Eier vor den Nestern. — —“

Alle blickten voll tiefem Mitgefühl auf den unglücklichen Mann, der ganz gebrochen in einem Schaukelstuhl lag und einer schweren Nervenzerrüttung entgegensiachte. Um so erfreuter war ich, als ich bemerkte, daß die Erzählung meines eingangs geschilderten Erlebnisses den Kranken sichtlich aufrichtete, und wenn ich ihm auch keine Aufklärung zu geben vermochte, so sah er doch ein, daß er nicht — wie er fürchtete — im Banne von Wahnvorstellungen war.

Anfangs waren meine Begleiter geneigt, meine kleine Geschichte als eine Erfindung aufzufassen, bestimmt, den armen Doktor auf andere Gedanken zu bringen — aber in derselben Nacht hatten noch fünf Herren Gelegenheit, die unerklärlichen Erscheinungen im Hause Hoppes persönlich wahrzunehmen.

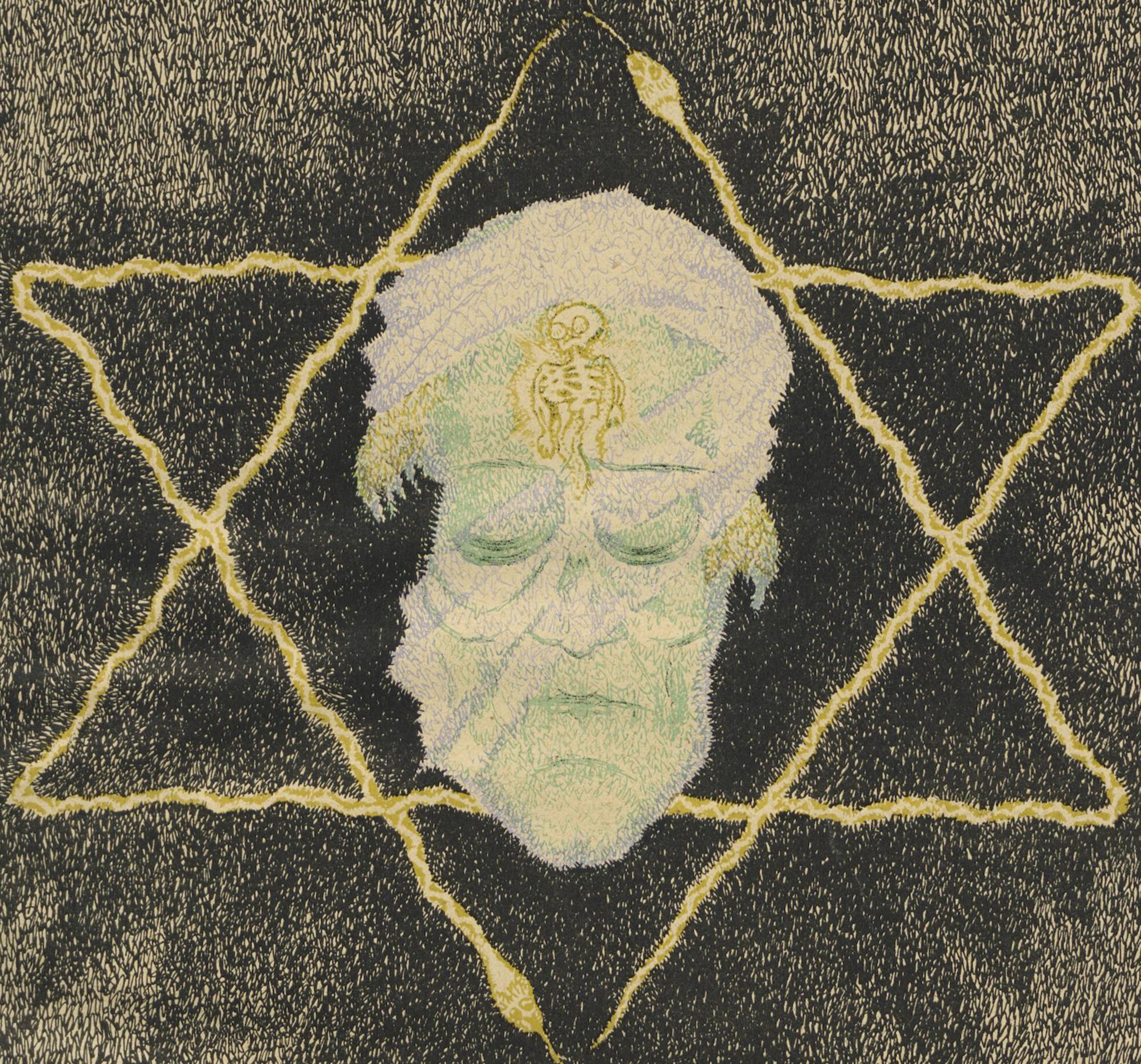
Im Innern Nordbrasiiliens waren damals noch einige weitere Fälle solcher geheimnisvoller Vorgänge bekannt — ich habe aber bis heute nicht gehört, daß man eine wissenschaftlich einwandfreie Erklärung für diese — Phantasiegebilde oder Rätselwesen — gefunden hätte.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Max Leidlein

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

№ 18 * 1920 * P R E I S 2 M



DER ORCHIDEENGARTEN

jos plank



INHALT Karl zu Eulenburg: Athreias Grab / Max Schenke: Dr. Weiners Experimente / Wilhelm Nibbeling: Das Skelett und sein Gatte / Richard Rieß: Die Forellen des Wirtes Tonio / Sterndeuter: Die Forellen des Wirtes Tonio



Europäische und exotische
Aktphotographien
Probesendung von M. 5,- an
(Nachnahme). — Standangabe erwünscht.
Postfach 2. Hamburg 31

Gemälde alter Meister

ANKAUF

VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340

EINE

GUTE

IDEE

ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt. XII, Berlin W 9.



Paula von Tanski

Das Fest auf Salamis u. a.

Geh. M. 8,— zuzügl. 50 Prozent
Geb. M. 12,— Teuerungszuschlag

Diese sieben umfangreichen
Novellen gestalten in pak-
kender und spanner Weise
unheimliche, elementare, erschüt-
ternd grauenhafte und dann
wieder herzerfreuende Bilder des
urwüchsigen Volkslebens aus dem
Balkan, Bulgarien, Griechenland
und aus Rußland. Das Fest auf
Salamis ist ein leidenschaftliches
Bekenntnis zum Leben, ein uner-
hörtes, unnachlässiges Ja-
sagen, das letzte Erbe jener un-
sterblichen Genießer und Edel-
menschen, die einst in Hellas
die Kultur der wahren Lebens-
kunst geschaffen haben. Die
Frauen, die Salamis zum Fest
und die russischen Ostern im
fernen Ural zur wahren Aufer-
stehung der Liebe machen können,
diese Frauen lassen die dem
Europäer in ihren letzten Tiefen
immer noch unerschlossene Seele
des Ostens, in der sich Leiden-
schaft und Güte einen, zu stür-
mischem Ausbruch kommen. Es
ist ein frisches, bezauberndes
Buch, das uns aus dem Einerlei
des Alltags reißt.

Verlag E. W. Bonsels & Co. Nachf.

München, Leopoldstraße 3

KLISCHEES

IN VOLLENDETER AUSFÜHRUNG



A. Gässler & Co
München
Schellingstr. 41.
Telefon: 27178

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2.— / für das Vierteljahr M. 10.— / durch jede Buchhandlung und alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 2.50 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE REDAKTIONSSTELLE: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

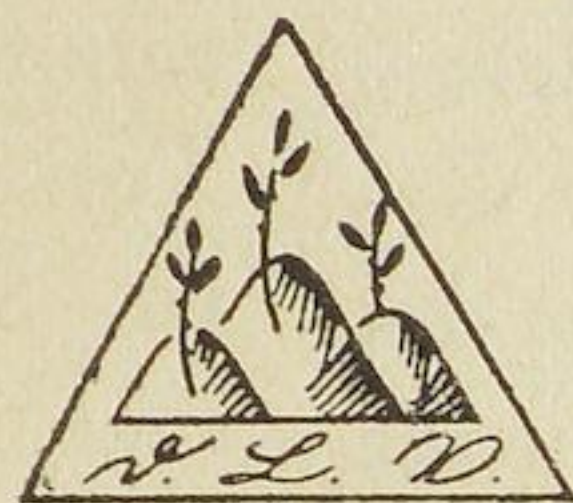
Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl

Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang



Achtzehntes Heft

A T H R E I A S G R A B

Ein mystisches Fragment von Karl zu Eulenburg.

In ehrfürchtiger Scheu, mit zitternden Knien stiegen die Brüder wieder die Treppe des Turmes hinab. Kein Wort war gesprochen worden. —

Als die letzten Schritte verhallt waren und die schwere Türe dröhnend sich schloß, rührte sich auch der Alte, der wie eine Statue neben der Bahre gestanden hatte. —

Mit sicheren Schritten ging er durch den lichtlosen Raum auf eine Säule zu. Er berührte die glatte Fläche, und langsam öffnete sich, weich ohne Geräusch, der Bauch der Säule. — Aus einem Schreine nahm er behutsam eine leuchtend schimmernde Phiole. Je einen Tropfen ließ er in die goldenen Schalen fallen, die rings in gleichen Abständen den kreisrunden Raum schmückten. — Sobald der Tropfen in die Schale fiel, stiegen blauleuchtende Wolken vom Grunde auf und erhellten in mystischem Zauber den kuppelgekrönten Saal. —

Zwölf lichttragende Pfeiler waren es, in der Mitte aber standen frei, sternengleich angeordnet, sieben starre Säulen aus kostbarem Gestein, eine jede in anderer Farbe. Im Zentrum des Sternes erhob sich ein schwarzer Sarkophag, der düster dräuend auf ehernem Blocke thronte. — Siebenmal zwölf finstere Schatten krochen die farblosen Wände empor und formten in halber Kuppelhöhe einen zitternden Kranz. Darüber aber, von allen Lichtwolken erhellt, strahlte in blauem Glanze, wie ein lauer Sommerhimmel, die Kuppelmitte.

Der Alte ging zur Bahre, nahm Rose für Rose vom Lager und ordnete sie sorgsam im gähnenden Schlund des Sarkophags. Dann, als keine Blume mehr die Bahre schmückte, faßte

er behutsam den erstarrten Leib und hob ihn mit seinen schwachen Armen empor. — Beugend wankte er mit seiner Last zum schwarzen Sarg und bettete die kostbare Bürde auf das Rosenlager.

Die starren Züge der Toten leuchteten unirdisch im blauen Widerschein der Kuppel, und eisige Kälte strömte von ihr und den Rosen aus. — Der Greis mußte sich an eine Säule stützen; auch ihn umklammerte Todesstarre, sein Herz schlug nicht mehr, sein Atem schwieg. — Dann langsam kam das Leben wieder.

Er ging von Säule zu Säule, öffnete sie und entnahm einer jeden eine Phiole. Die sieben Farben des Regenbogens leuchteten in seinen Händen.

Ein Kristallgefäß stellte er zu Häupten der Toten, ein anderes ihr zu Füßen. Von allen sieben Phiolen fiel je ein Tropfen in die beiden Gefäße, und bei jedem Tropfen strahlte der Raum in anderem Lichte. Als aber der siebente Tropfen gefallen war, blitzten die Gefäße so blendend weiß auf, als ob zwei Zwillingssonnen den Raum mit ihren Urkräften erfüllten.

Der Alte ging langsam zum Fußende des steinernen Sarges und stellte sich so, daß das Licht grell seine gelbgewandete Brust beschien. Hinter ihm war die rote Säule, sein Rücken berührte sie. Er hob die Arme empor; die weiten Ärmel glitten hinunter. Wie schimmerndes Elfenbein ragten die Arme weiß und unbeweglich in die Höhe, und aus den Fingerspitzen fluteten zitternde Lichtwellen hinauf in den Äther. Auch seine Augen waren aufwärts gerichtet, und der Blick haftete in weiten

Fernen an einem unsichtbaren Punkte. Auch seine Lippen flüsterten, aber es waren unhörbare, heilige Worte.

So stand er zeitlose Zeiten — dann aber senkten sich langsam, ganz langsam die Arme.

Die Säule hinter ihm wurde durchsichtig lebend; rötliche Ströme durchpulsten ihr Gefäße und zuckten durch Rücken und Arme des Alten. Die Fingerspitzen entluden feurige Garben; rotsprühend schossen sie in den Raum.

Tiefer sanken die Arme, heftiger wurden die Blitze. Zischend prallten sie an den Rand des Sarges. — Der ganze große Raum war jetzt mit Kräften erfüllt, die in rasenden Wirbeln pfeifend umherjagten. Die Säule aber heulte; in ein Glutmeer getaucht, bog und wand sie sich. Der Alte glich einer lodernden Flamme. Blitze umkreisten ihn, und Blitze schossen krachend aus seinen Händen. — Als diese die Lichtschalen berührten, erlosch der strahlende Glanz. Zuckend fuhren die gelösten Kräfte von allen Seiten in den Sarkophag. Ringsum wurde es finster. — Die Säule verglomm, der Äther schwieg. — Aber am Grunde des Sarkophags wogte eine rosige Flut. Ein lebenswarmer Hauch erfüllte den Raum. Die Rosen dufteten und erglühten zu neuem Leben.

In langsamen, weichen Kreisen wogten die Lichtwellen weiter um die erstarrte Tote. — Zwölfmal strömten sie von den Füßen zum Haupt und von dem Haupt zu den Füßen.

Jeder Kreis war ein Pulsschlag des Alls, und jeder Pulsschlag erwärmte den wächsernen Leib. Das Blut zuckte im Herzen und floß in Haupt und Glieder. Die Wangen röteten sich.

Als die zwölfte Woge ihren Kreislauf beendet hatte, richtete sich die Tote auf und öffnete die Augen.

„Athreia“, hallte ein erschütternder Ruf in der Stille.

Die Jungfrau, gebadet in rosigem Lichte, wandte langsam das liebliche Köpfchen. Erstaunen malte sich auf ihren Zügen, Erstaunen und Verwirrung. Sie blickte auf den Alten, blickte auf ihr Totenlager und die Rosen. Verständnislos lächelte sie. Dann nahm sie wie spielend eine Rose mit ihren zarten Fingern und sog den Duft ein.

„Athreia.“ Wieder rief der Alte, doch seine Stimme war gequält eindringlich.

Das Mädchen blickte ihn mit großen, erschrockenen Augen an.

„Was rufst du so laut?“ flüsterte sie kaum hörbar und neigte sich wieder über ihre Blumen. Wie ein Kind griff sie hinein, hob Händevoll empor und ließ sie herabrieseln auf ihr weißes Totenhemd. Der Alte schaute ihr bekümmert zu. Sein klarer Blick trübte sich, und er versank in ein tiefes Sinnen. —

Da — —. Ein Ton sang durch den Raum, ein kristallklarer Ton. — Die blaue Säule leuchtete auf und tönte.

Der Alte zuckte zusammen und blickte auf die Jungfrau, deren Arme jählings schlaff herabfielen. Ihre Augen schlossen sich. Rücken und Nacken versteifend, zog eine fahle, wächserne Blässe über Antlitz und Glieder. — Auch die Blüten sanken zusammen, und das rosige Licht erlosch. — Aber aus der blauen Säule kam ein blendender, unirdischer Glanz geschossen mitten hinein in die Jungfrau; eilte den Leib hinauf zum Antlitz, öffnete die Lider und strahlte durch die Augen, wie glühende Saphire ringsum den großen Saal erhellend.

Der bleiche, schwächliche Mädchenkörper hatte sich erhoben. Aufrecht stand er da, sich dehnend und wachsend. Einer Königin gleich, hoheitsvoll, Urweib und Gott! —

Ihre Augen bestrahlten den Alten. In demütigem Glück erschauernd, blickte auch er sie an.

„Sotas, Vater.“ Ihre Lippen sangen die Worte.

„Athreia!“

Und wieder sprach sie, und die Halle erbehte und zitterte im Edelklang der Wogen.

„Du riefest mich, Vater. Ich kam, denn deine Liebe gab dir unseligen Rat. Konntest du nicht warten!“

Ein leises Lächeln umspielte ihre bleichen Lippen.

„Mein Sotas, ewiger Freund, du Großer, Erhabener. War ich es wieder, die ungewollt dir Leiden schaffte? Was grämst du dich um Maya, meine Hülle, mein vergänglich Kleid? Weißt du doch, daß ewige Banden uns umschlingen, die irdischer Tod nicht trennen kann. Und du erwecktest Maya!“

Der Alte beugte traurig das Haupt.

„Athreia, Sternengleiche. Ich konnt' es nicht ertragen, daß du Vielleidende jetzt deinen Leib

verlassen mußtest. Den Leib, der stets in Kummer und Sorgen dein Begleiter war; der viel gelitten, wenn dein Geist, in ihm gebannt, den Haß, den Neid und Frevel grausamer Menschen dulden mußte! Jetzt starbst du an der Schwelle dieses Heiligtums, wo endlich der ersehnte Frieden wohnte. Wo dir und Maya gleich das Glück der Harmonie gelächelt hätte! — Doch ich sehe, es war umsonst. Du hast das Band zerrissen!“ —

„Sotas, Lieber. Wohl begreif' ich deinen Schmerz. Gern hätt' auch ich als irdisch Menschenkind bei dir geweilt — es war uns nicht vergönnt. Kaum schwang sich meine Seele von dem Leib empor, da griff mit eherner Hand ein Großer ein. Er sah dich leidvoll Zaubersinnen; er blickte weiter in zeitlose Urfernen und — gebot Halt. — Ja, ich zerriß das Band, ich mußte es zerreißen! Mußte Geist von Seele trennen. So schloß das zweite Tor sich, als du das erste öffnetest.

Du siehst, mein Vater, das Geschick trennt Leib von Leib, die Geister nur umschlingen feste Banden. Doch was tut's! — Wir bleiben vereint. — Laß Maya zu Staub verfallen; denke nicht an sie, wie ich nicht an sie denke.“

Hier schwieg Athreia, und in dem blauen Glanz erbeben zitternd rosige Ströme, der reinen Liebe Farbenklang. Der Alte aber stand da mit erhobenem Haupt, seine Augen leuchteten wieder. Er streckte die Arme seiner Königin entgegen und sprach:

„Wohlan, Athreia, Sternengleiche; ich beuge mich der Urweisheit; doch höre, was ich jetzt beschlossen:

Wie du vereint mit Maya auf Erden nie den Frieden finden konntest, wie Haß und Mißgunst stets dich Weihevoller trübte und Maya weinend sich in Trauer wand, so soll im Tode der geheiligte Leib das finden, was im Leben

ihm versagt war. — Ich will dir ein Grabmal errichten, wie keines je geschaffen wurde. Ein Tempel auf lichten Höhen, ein Hort der heiligsten Gedanken:

Blick' hin! Du siehst ihn, Athreia! — Den höchsten Bergesgipfel krönend, steht er in uraltem, ewigem Eis erstarrt. Wanderer kommen von Süden, von Norden, von Westen, von Osten; heilflehend, in Ehrfurcht erschauernd. Dein Leib, in Eis gebannt, von magischen Zaubern umgürtet, strahlt Allmacht und Liebe. Wer dich erschaut, umflutet von reinen Wellen, sinkt nieder in Wonne, in Leid. — Ein neuer Mensch ist geboren, urheiliger Wille schuf das Werk. — Länder versinken, Meere verdorren, Berge stürzen. Dein Tempel steht machtvoll gebietend, der heiligste Hort. — Allweise, rief ich, Urkräfte gabst du, Erhabene.“

Der Alte schwieg. Da hob Athreia zum erstenmal die Hand. Sie wandte sich langsam und streckte sie der blauen Säule entgegen. Aufjauchzende Blitze zuckten auf sie zu, ein Flammenlicht die Hand umkrönend. Dann schwieg das Licht. — Aus den verdichteten Strahlen erglänzte ein Kleinod in ihrer Hand. Athreia senkte den Arm und hielt den leuchtenden Stein an ihre Brust. Dort schwebte er frei, an einem unsichtbaren Bande haftend. — Dann sprach sie:

„Dies Kleinod gab ich dir, dein Werk zu krönen. Zaubermacht entstrahlet ihm, ewig Frieden und Freude gebärend. Maya soll ihn behalten. —

Man ruft mich, Sotas, Freund, Vater. Leb' wohl.“

„Athreia, wir sehen uns wieder!“ Der Alte rief die Worte der scheidenden Göttin zu. Ihre lichtfunkelnden Augen erloschen. Der hoheitsvolle Leib sank langsam zusammen, sank

Wir weisen nochmals darauf hin, daß Heft 19 des IV. Quartals als Sondernummer

DAS GALANTE ABENTEUER

erscheint. Trotz der bereits sehr starken Nachfrage können wir leider infolge des Papiermangels auch die Auflage dieser Nummer nicht erhöhen. Wir bitten daher, weitere Bestellungen umgehend an den Verlag gelangen zu lassen!

DIE REDAKTION

langsam auf das Rosenlager und blieb in bleicher Starre reglos liegen. Noch einmal floß ein rosiger Schimmer über den Sarkophag und strömte zitternd durch den Frauenleib. Es war Maya, die im Frühlingshauch zart erglühte. Ein leiser Seufzer — und auch sie erblich.

Dumpfe, zuckende Wellen eilten durch den Raum; leise singende Töne verhallten. — Die Farben erstarben, der Glanz erlosch. — Finsternis umgab Sotas.

Der Alte ging langsam suchend zur Türe und verließ die Halle.

DR. WEINERS EXPERIMENTE

Von Max Schenke. (Mit zwei Zeichnungen des Verfassers.)



Es tut mir leid, aber es sind bereits mehr Karten ausgegeben worden als zulässig sind“, sagte der Staatsanwalt Schrek dem kleinen zu ihm aufblickenden Alten mit den stechenden rauen Augen. „Ich muß aber dabei sein,“ erwiderte der letztere, „könnte ich vielleicht die Namen der Besitzer von Karten erfahren, irgend jemand wird mir sicher eine Eintrittskarte ablassen, unter Umständen für Geld.“ „Ich möchte“, ob Sie ein solches Vergnügen daran finden, bei dieser doch ziemlich unangenehmen Sache dabei zu sein?“ Der Staatsanwalt war ärgerlich, daß sich der Kleine nicht abweisen ließ und schon seit einer Stunde nun immer wieder bettelte um eine Einlaßkarte zu der in einigen Tagen stattfindenden Hinrichtung. „Wenden Sie sich draußen an den Aktuar Müller, und lassen Sie sich die Namen der Herren eben“, sagte nun Schrek, um ihn endlich loszuwerden. Höflich dankend, verabschiedete sich der sonderbare Herr. Der Staatsanwalt nahm ein Aktenstück von dem vor ihm liegenden Bündel und schlug es auf. Komisch, der Alte ging ihm nicht aus dem Kopf. Unwillkürlich drehte er sich um, es war ihm, als müsse der schwarzrockige Kleine noch neben ihm stehen. Er beugte sich wieder über seine Akten. „Die eigentümliche Angst, die der hatte, um bei der Hinrichtung dabei zu sein. Entweder ist der Mann geisteskrank — oder? Ja, was oder?“ Er konnte sich nicht erklären, was wohl sonst für Beweggründe den Menschen so versessen auf die Einlaßkarte machen konnten. Er kam zu keinem klaren Gedanken, die Sache beschäftigte ihn so stark, daß er seine Akten zuklappte und klingelte. Der Aktuar,

der hereinkam, erzählte strahlend, daß er dem Fremden sämtliche Adressen gegeben hatte. Offenbar hatte er ein anständiges Trinkgeld bekommen, anders konnte sich der Staatsanwalt das Benehmen seines sonst so mürrischen Untergebenen nicht deuten.

Vier Tage waren vergangen. Der Staatsanwalt stand auf dem Podium im Gefängnishof und verlas das Urteil des zum Tode Verurteilten. Sein Blick streifte die Anwesenden und blieb an den Augen des kleinen Alten hangen. „Also doch, wie mag er das angedreht haben, daß ihm jemand seine Karte gegeben hat“, dachte er. Wie mit magnetischer Gewalt wurde sein Blick festgehalten. „Der Mann hat entschieden etwas Unheimliches.“ Während der ganzen Zeremonie starrte er den Alten an, der, wie es schien, mit ungeheuerlichem Interesse den ganzen Vorgang beobachtete. Als das Beil fiel, stürzte der Kleine auf die Gehilfen des Henkers zu und sprach leise mit ihnen. Der Staatsanwalt sah an deren erstaunten Gesichtern, daß sein Anliegen sicher ein sehr merkwürdiges sein mußte. Er redete eine ganze Zeit erregt auf die Leute ein, bis sie offenbar mit seinem Verlangen einverstanden waren. Schrek hatte jetzt zu tun, sprach mit einigen Herren, und erst nach ein paar Minuten sah er den Kleinen mit einem schwarzen glänzenden Paket im Ausgang des Hofes verschwinden. Er stürzte ihm nach, und mit Mühe konnte er hinter ihm hereilen, ohne ihn aus dem Gesichte zu verlieren. Nach einer Zeit verschwand der Alte in der Torfahrt eines alten, großen Hauses. Als Schrek ankam, war das Tor bereits verschlossen. Er merkte sich Straße und Hausnummer. Zu Hause fand er im Adreßbuch „Dr. Weiner“, weiter nichts im ganzen Hause, weiter nichts. Immer erstaunlicher kam ihm die ganze Geschichte



vor. Er mußte um jeden Preis in das Haus, um zu sehen, was der Kleine allein in dem großen Gebäude trieb, und was er in dem Paket nach Hause geschleppt hatte. Eigentlich hätte er ja eine Haussuchung halten können, aber da waren andere Leute dabei, und er gab die Absicht wieder auf, allein wollte er das alte Haus durchstöbern. Auf dem Plan der Stadt entdeckte er, daß die Rückseite der Straße aus Gärten bestand.

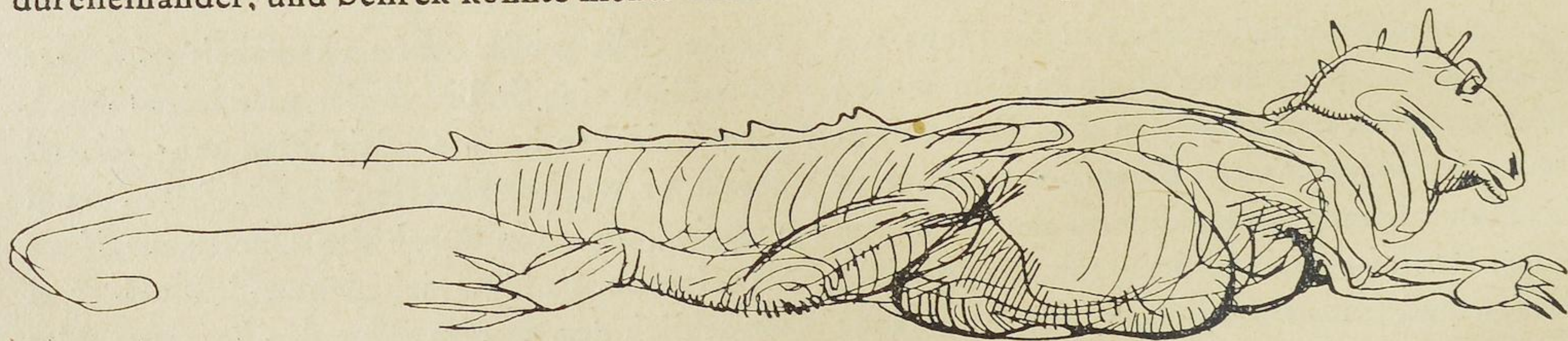
Am nächsten Tage war er dort. Ein niedriges Eisenstaket stand vor einer dichtgewachsenen

Hecke. Mit großer Aufmerksamkeit entdeckte er endlich eine Stelle, an der man leicht durch diese kriechen konnte. Sein Plan war schnell gefaßt, er wollte abwarten bis der Alte einmal wegging, um dann durch den Garten ins Haus zu gelangen. Es fügte sich glänzend. Nach zwei vergeblich gewarteten Abenden kam der Alte mit einer kleinen Reisetasche aus dem Haupttor, verschloß sorgfältig und ging in der Richtung nach dem Bahnhof. Kaum war er außer Sicht, als der Staatsanwalt nach der anderen Straßenseite eilte. Nach vorsichtigem Spähen,

damit ihn niemand entdeckte, stieg er leicht über den Zaun, kroch durch die Hecke und befand sich in einem dichtbewachsenen Garten. Er ging nach dem Hause. Die Türe nach dem Garten war verschlossen, nur ein Fenster im Erdgeschoß war angelehnt. In ein paar Augenblicken war er im Innern des Zimmers. Es war leer, außer ein paar Decken auf dem Boden wie für Hunde. Das machte Schrek vorsichtig. Leicht konnte so ein bissiges Tier im Korridor sein. An der Türe lauschte er, es war ihm, als hätte er sprechen gehört, gespannt horchte er. Totenstille herrschte jetzt. Langsam und vorsichtig öffnete er die Türe und trat auf den halbdunklen Gang. Nachdem er sich die Lage des Zimmers eingeprägt, schlich er vorwärts. Da ließ ihn ein heiseres Sprechen zusammenzucken, es kam aus einem der Zimmer. Jetzt bekam es der Staatsanwalt doch mit der Angst zu tun. Ein unbewohntes Haus und Menschen darin kam ihm doch nicht ganz geheuer vor. Wieder hörte er Stimmen, deutlich aus dem Zimmer gegenüber. Er schlich hin und legte sein Ohr an die Türe. Wie heiseres Wispern klang es jetzt und machte den Eindruck, als käme es von vielen Leuten. Immer kälter wurde ihm jetzt zumute. Ein Frostgefühl zog ihm vom Rücken über die Oberschenkel, und ein nie gekanntes Gefühl von Angst schnürte ihn am Halse. Angespant mußte er horchen. Er verstand jetzt einzelne Worte, aber alle hatten dieselbe kratzige Stimme. „Hatte der Doktor ein Sanatorium?“, aber im Adreßbuch stand ja nichts davon, und außerdem waren es doch mehr Stimmen als in diesem Raume Menschen Platz haben könnten. Jetzt hörte er deutlich wie jemand sagte „... wenn wir nicht angebunden wären...“, dann war wieder Stimmen-durcheinander, und Schrek konnte nichts mehr

verstehen. Sein erster Gedanke war: sofort Hilfe holen, hier geschieht ein Verbrechen. Er beruhigte sich aber wieder, überlegte sich, daß er aus den verstandenen Worten entnehmen konnte, daß nichts Gefährliches dabei sein könne. Wenn jemand angebunden ist, dann braucht er Hilfe und greift niemand an. Seinen ganzen Mut faßte er nun zusammen, öffnete mit einem Ruck die Türe, um gleich darauf entsetzt zurückzuprallen. Seiner Sinne kaum mehr mächtig, starrte er in das Zimmer, rund herum an den Wänden standen Tiere, Hunde, und alle mit Menschenköpfen. In der Mitte besonders, an einem Holzklotz angebunden, lag ein großer Dobermann mit dem Kopf des vor ein paar Tagen hingerichteten Raubmörders. Ein erregtes Stimmengewirr drang auf ihn ein. Immer noch starrte Schrek dem Dobermann ins Auge. Entsetzen lähmte ihn, als der Hund jetzt sprach, mit heiserer Stimme: „Herr Staatsanwalt, kommen Sie uns zu Hilfe, hier geschieht Gräßliches“. Erst nach ein paar Sekunden faßte Schrek den Sinn der Worte, so gelähmt war sein ganzes Empfinden. Er brachte kein Wort heraus.

Als der Staatsanwalt erwachte, lag er in seinem Bette. Wie er hingekommen, wußte er nicht. Seine Frau erzählte ihm, er sei vor ein paar Tagen nach Hause gestürzt gekommen, ohne Hut, habe unzusammenhängende Dinge gesprochen, dann im Fieberwahn die gräßlichsten Sachen erzählt. Jetzt fiel ihm sein Abenteuer wieder ein. Sofort ließ er Kriminalpolizei holen. Er schilderte kurz sein Erlebnis und schickte sie nach dem unheimlichen Hause. Das Haus wurde umstellt, das Tor geöffnet, und trotzdem das ganze Haus peinlichst durchsucht wurde, fand man nichts als einen toten Dobermann ohne Kopf.



H. Kley

DAS SKELETT UND SEIN GATTE

Von Wilhelm Nhil.

Der Oberingenieur der Internationalen Einbruchsgesellschaft, Cäsar Trilldreher, ließ den Strahl der Taschenlampe über die Einrichtung des fremden Zimmers gleiten, blickte auf die Planskizze und knirschte erbost mit den Zähnen. Die Baldower hatten ihm wieder einmal einen schlechten Orientierungsplan geliefert . . . oder aber — und seine Entrüstung wandelte sich in lebhaftes Unbehagen — er selbst hatte sich in der Adresse geirrt. In der letzten Zeit hatte es allerhand Zwischenfälle gegeben, die ihm zu seiner Bestürzung bewiesen, daß er sich nicht mehr so recht auf sich selbst verlassen konnte. Seine Nerven waren entschieden nicht in Ordnung, es machten sich Anzeichen von Überarbeitung geltend. Der Aufregungen waren zuviel gewesen: eine vielbesprochene Auslandtournee mit großem Apparat, ein höchst ergiebiges, von der Polizei vergeblich angefeindetes Gastspiel in der Provinz und jetzt Nacht für Nacht vier bis sechs Einbrüche — ja, der moderne Großbetrieb rieb die Nerven auf. Was waren das für behagliche Zeiten gewesen, wo man noch als selbständiger Unternehmer genießerisch vor einem Kassenschrank saß, fabelhaft viel Zeit hatte und höchstens von der Polizei gedrängt wurde! Jetzt vergrößerte jede Überschreitung der auskalkulierten Zeit bei den hohen Arbeitslöhnen des Hilfspersonals bedenklich die Regien, man begann mit Verspätung den nächsten Einbruch, blieb mit der Aufarbeitung der Aufträge im Rückstand und hatte für all dies dem Unternehmen gegenüber die Verantwortung zu tragen. Und was für Summen einem durch die Hand gingen und wie man aufpassen mußte, daß das Personal nichts veruntreute. Heutzutage waren ehrliche Menschen rar.

Trilldreher tastete noch einmal mit dem Lichtstrahl durch den Raum. Nein, ein Millionärszimmer mit einem Wunderwerk von verdecktem Tresor war das nicht. Na, vielleicht war bis morgen die Verwechslung aufgeklärt und er konnte den Fall nachholen. Wenn er morgen die Sache bei dem Juwelier um 11 Uhr 45 von seinen Assistenten anfangen ließ, konnte er inzwischen den heute versäumten Tresor ein-

bringen und immer noch zur Schlußarbeit beim Juwelier zurechtkommen. Hm ja, so ließ es sich machen. Den Millionärstresor wollte er nicht auslassen, abgesehen von dem Gewinnanteil. Das war einmal eine interessante Arbeit, ohne großen Apparat, ohne Assistenz — ein apartes künstlerisches Problem für einen wirklichen Künstler.

Der Parkettboden krachte und der Oberingenieur sah sich verstört um. Die verdammten Nerven! Es war nicht zu leugnen, daß ihn die Finsternis bedrückte. Ihm hatte kürzlich so häßlich geträumt: daß er einen Schutzmann erschlagen habe. Dergleichen hätte er niemals gemacht, er war für saubere Arbeit und außerdem nicht frei von Gespensterfurcht. Man war zwar ein moderner Geschäftsmann, aber man schleppte einen Rest von Aberglauben mit sich herum. Ein erschlagener Schutzmann wäre ihm unbedingt als Gespenst erschienen. Schon der Schutzmann im Traum, den er doch gar nicht erschlagen hatte, hatte gräßlich ausgesehen und ihn schauerlich angegrinst. Ein böses Omen, das ihn unsicher machte. Die gebrochenen Augen des Polizisten . . .

Es knackte wieder, und er fuhr zusammen. Zu dumm! Er beleuchtete das Zifferblatt der Taschenuhr. Hm, da hier nichts zu holen war, konnte man vielleicht — da zu erwarten stand, daß die zweite Unterabteilung seiner Partie ihre höchst einfache Kommission in der Eisenwarenniederlage noch vor der festgesetzten Zeit beenden werde — konnte man vielleicht die Arbeit im Kassenzimmer der Gummifabrik etwas früher beginnen. Große Sache, bei der die ganze Partie, die er führte, beschäftigt war. Sämtliche Assistenten und Mechaniker, Elektriker (zum Abschalten der Alarmvorrichtungen), Knallgasgebläse und er, wie der berühmte Chirurg bei der Operation, von einer lernbegierigen Schar umringt. Also los! Ein Glück, daß er sein Auto in der Seitengasse hatte warten lassen.

Als er den Strahl in die Gegend der Tür dirigierte, tauchte im Lichtkegel ein grinsender Totenkopf auf. Mit einem erstickten Schrei prallte Trilldreher zurück. Er lachte hysterisch, während er noch an allen Gliedern zitterte.

Zweifellos war das Skelett die ganze Zeit neben der Tür gestanden, er hatte es nur nicht bemerkt. Es war höchste Zeit, daß er einen Erholungsurlaub verlangte.

Was ist denn schon wieder? Er horchte gequält auf: eine Tür hatte gekreischt. Jemand kam herein, und die verdammten Schmiere-steher hatten kein Signal gegeben. Oder aber hatte er es überhört. Morgen mußte er unbedingt einen Nervenspezialisten aufsuchen. Hastig zwängte er sich in eine Ecke zwischen Kasten und Wand und stellte seine Lampe ab.

Licht wurde aufgedreht, ein älterer Herr schloß die Tür und lüftete vor dem Skelett angenehm überrascht den Hut: „Noch auf, liebe Amalia? Und zärtlich hinter der Tür meiner Heimkehr harrend? Die liebevolle Gattin verleugnet sich auch nicht des Nachts.“ Er warf Hut und Überrock achtlos hin und sah das Knochengerüst lauernd an. Dem Mann hinter dem Kasten schien es, als ob die Kieferknochen des Skeletts knackten.

„Sagtest du etwas, liebe Amalia?“ fragte zuvorkommend der Herr. „Nein? Deine Selbstbeherrschung ist erstaunlich. Du hast dich entschieden zu deinem Vorteil verändert.“

Das Gerippe fletschte in erdrückendem Schweigen die Zähne. „Sogar meine Pantoffeln hältst du mir entgegen, teures Weib“, stellte dankbar der Herr fest, nahm ihr die Hausschuhe aus den matt schimmernden Fingerknochen und kniff seine Amalia mit frivoler Galanterie ins Sitzbein. „Früher warst du auch nicht viel rundlicher, meine Liebe.“

Dem Eindringling hinter dem Kasten sträubten sich die Haare, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Ein Wahnsinniger! Er war allein mit einem Gerippe und einem wahnsinnigen alten Herrn. Die Schrecken des gespenstischsten Schutzmannes mit den gebrochensten Augen schwanden, wenn man Licht machte, aber ein Irrer verbreitete Grauen bei allen Beleuchtungsphasen. Krampfhaft suchte er sich die Paragraphen seiner Instruktion betreffend das „Verhalten bei unvorhergesehenen Zwischenfällen“ zu vergegenwärtigen, aber Maßregeln gegen Alterswahnsinn waren nicht vorgesehen.

Der Alte hatte die Hausschuhe an die Füße gestreift und sah das Knochengerüst zärtlich flehend an: „Erlaubst du mir noch ein Schnäpschen vor dem Niederlegen? Und dazu“ — er hatte

mit einem Male ein mächtiges Küchenmesser zur Hand — „ein Stückchen delikaten, saftigen Schinkens — nicht von deinen eigenen, du Gute, deine gotisch stilisierte Gestalt hatte nie dergleichen besessen.“ Kichernd kitzelte er sie mit der Messerspitze am Darmbeinkamm — und hielt jählings inne, denn sein Blick war in die Ecke beim Schrank gefallen.

Cäsar Trilldreher schwankte hervor, die Instrumententasche klirrte in seinen Händen, und seine Kiefer schnatterten. Den Irren um Gotteswillen nicht reizen, eingehen auf die fixe Idee! Regungslos blockierte der Alte die Tür, sein lüsternes Lächeln war erstarrt, es wurde zusehends leerer, und man mußte verhindern, daß seine Gedanken an das Mordmesser in der Hand anknüpften. Cäsar Trilldreher versuchte zu lächeln. „Keine Angst, meine Anw . . . Anwesenheit ist ganz ha . . . harmloser Natur“, lallte er und versuchte die Herrschaft über seine weichen Knie zu gewinnen. „Die Ehre Ihrer Da . . . Dame ist unverletzt.“ Aber dann packte ihn sinnlose Angst, er stürzte zum Fenster, zerschlug die Scheiben und brüllte hinaus: „Hilfe! Hil-fee!“

Es wurde an das Tor gedonnert, Fenster erhellten sich, Stimmen riefen durcheinander, dann gellte die Wohnungsglocke. Trilldreher sah noch, wie der Irrsinnige hinausstürzte, dann fiel er zusammen.

Als er zu sich kam, sah er sich zu seiner unaussprechlichen Erleichterung zwischen zwei Schutzmannern. Cäsar Trilldreher sprudelte Erklärungen hervor, aber seine Kiefer parierten noch nicht recht, und willig ließ er sich von dem einen Behelmtten aus dem Zimmer des Schreckens führen.

„Was ist denn eigentlich los?“ fragte der Herr den zweiten Polizisten. „Ich sprach gerade mit meiner Amalia, da stürzte einer hinter dem Kasten hervor und schrie um Hilfe.“

„Das war ein Einbrecher, so viel steht fest“, erklärte der Schutzmann und ließ, im übrigen selbst weiterer Aufklärungen bedürftig, seine Blicke zwischen Wohnungsinhaber und Skelett hin- und herwandern. Langsam begann es ihm zu dämmern. War das nicht der wunderliche Herr, von dem er in seinem Rayon schon einiges gehört hatte? Der sich von seiner verstorbenen Frau nicht hatte trennen wollen und die Aufstellung des Gerippes in seiner Wohnung



Gustave Doré / Das Ungetüm

durchgesetzt hatte, weil sie ja doch schon sehr ausführlich obduziert worden war. Immerhin war die Erlaubnis ein höchst ungewöhnlicher Fall gewesen. Die Behörden bewilligten tieferührt das Ansuchen des über den Tod hinaus getreuen Gatten, die Frauen weihten ihm eine Träne der Bewunderung, und die Ehemänner schüttelten den Kopf: sie verstanden die Welt nicht mehr.

Aber dem Rayonsposten, der verheiratet war, kam aus dieser Eigenschaft heraus die Erleuchtung. Wenn einem zwanzig Jahre ein langmähniges Geschöpf belehrend, mahnend, jammernd, tadelnd durchs Haus fegt, dann hört man auf, die Gabe des Sprechens zu überschätzen, dann wertet man beispielsweise die Stille nächtlicher Dienstgänge entsprechend hoch. Und warum soll ein anderer wieder

nicht entdecken, daß ein Skelett ruhiger, anspruchsloser und zweifellos gemütlicher ist als eine lebende Dame? Ein Gerippe steht zwar nicht des Morgens auf und kocht Kaffee, dagegen bleibt sein krampfhaft heiterer Gesichtsausdruck unverändert, selbst wenn man die Zigarrenasche auf den Boden streut oder einem hübschen Dienstmädchen zulächelt. Es war gar nicht so absonderlich, wenn man mit dem Knochengerüst seiner Frau auf vertrauterem Fuß stand als . . . als vorher.

Der Schutzmann drückte dem Herrn verständnisinnig die Hand. „Er hat sich vor dem Gerippe gefürchtet“, sagte er.

„Vor meiner Amalia?“ fragte der Hausherr überrascht und schüttelte verwundert den Kopf. „Wenn er die erst zu ihren Lebzeiten gekannt hätte!“



DIE FORELLEN DES WIRTES TONIO

Eine Geschichte von Richard Rieß. (Mit vier Leisten von Karl Ritter.)

Die Stadt Perunza liegt im Staate Texas unseres gesegneten Landes“, so begann James Mullsen, der seinen Freunden eine jener merkwürdigen Geschichten versprochen hatte, die er „Schwänke aus seinem Leben“ zu nennen pflegte. Und das Leben dieses tollkühnen Journalisten war reich an derlei „Schwänken“. Ob alle sie sich wirklich so begeben haben, wie Mullsen sie erzählte — wer konnte das nachprüfen. Immerhin: Spannend waren sie, und so die beste Waffe im Kampfe gegen die Abendstunden regentrüber Novembertage.

„Die Stadt Perunza liegt im Staate Texas unseres gesegneten Landes“, begann Mullsen. „Eine liebliche Stadt, man trägt sie an den Füßen

und an den Händen, denn sie ist berühmt durch ihre Textilindustrie. Sie werden mir freilich glauben, daß ich nicht als Einkäufer für Smith & Sons nach Perunza kam. Mich hatten die ‚New York Times‘ über die Schienenstränge geschickt, um Mrs. Hool, die Großtante Mr. Patsons, zu interviewen, der für die damaligen Präsidentenwahlen sehr aussichtsreich kandidierte (und dementsprechend auch durchgefallen ist).

Meine Herren, ich hatte also Mrs. Hool interviewt, sehr instruktive Einzelheiten über unseren Kandidaten erfahren und nun die Absicht, nach New York zurückzufahren, da fragte mich der Clerk meines Hotels, ob ich denn Perunza verlassen wollte, ohne . . . ja

ohne was wohl? . . . ohne die Forellen des Wirtes Tonio gekostet zu haben. Diese Forellen wären nämlich das Delikateste, was dieses fruchtbare Land zu bieten hätte . . . sie wären fett wie Karpfen, groß, fleischig und dabei so zart, daß jeder Bissen dem glücklichen Esser im Munde nur so zerflösse. Ich lachte über das Pathos des wackeren Mannes, der bereit war, sein ihm verd . . . wertvolles Leben für die Gewißheit meiner Befriedigung zu verwetten.

Nach Mrs. Hool schienen mir zarte Forellen nicht von der Hand zu weisen, zumal ich hörte, daß das Gasthaus des Wirtes Tonio am Rande der Stadt gelegen wäre, nahe dem Wald, wenige Viertelstunden vom Friedhofe entfernt. Es bestände ja der Brauch, daß die Teilnehmer an Leichenbegängnissen ihr Mahl jeweils nach der traurigen Feier bei Meister Tonio einnahmen.

Meine Herren, der Clerk hatte mir nicht zu wenig erzählt. Ich habe weder vorher noch — Gott möge es so gewollt haben! — nachher derartige Forellen gegessen.

Auf der Terrasse saß ich, der einzige Gast. Tonio, der Wirt, bediente mich selber und brachte mir den Fisch, köstlich angerichtet auf einer mit Gemüse verzierten Platte. Das leckere Mahl machte mich gesprächig, und als ich gar eine halbe Flasche weißen Bordeauxweines getrunken hatte, da wandelte mich die Lust an, nach Mrs. Hool, nun Tonio, den Wirt, den Bereiter der leckersten Forellen, zu interviewen. Der aber, ein breitschulteriger Schwarzkopf, Italiener nicht nur dem Namen nach, schien einer Zwiesprache wenig geneigt zu sein. Ich glaubte, er fürchtete die Preisgabe seines Geheimnisses der Forellenzucht. Und ein Künstler — das war er ja offensichtlich — verrät nicht gern seine Methoden. Als ich ihn fragte, wie er es denn zuwege brächte, Forellen von dieser Größe zu züchten, sah er mich forschend an und gab ganz nebenher zur Antwort: „Kann Ihnen das jetzt nicht erklären. Muß in die Küche. Hatte heute vierzig Mittagsgäste.“ In der Tat, es war am Vormittag ein Trauerzug vom Friedhofe gekommen . . .

Ich machte nach dem Essen, das meine hohen Erwartungen noch überboten hatte, einen kleinen Spaziergang und fand, am Rande des Waldes, auch den Teich, in dessen dichter Umfriedung Tonios Forellen lebten. Ich blickte

lange in den etwas trüben Weiher und erkannte die Fische. Und — Sie werden mich nun auslachen und später annehmen, die Erlebnisse der kommenden Nacht hätten, nachher, meine Erinnerungen an diese Stunde beeinflußt — und als eine der Forellen auf mich zuschwamm und mich schier ansah, da empfand ich den Blick des Fisches durchaus menschlich: ein argwöhnischer, tückischer, gemeiner Kerl gaffte aus den Fischeugen. Ich irre mich bei dieser Wahrnehmung nicht. Denn ich erinnere mich genau des Grauens, das ich in jenem Augenblicke empfunden habe.

Ich ging ins Haus zurück. Die Atmosphäre, die hier herrschte, reizte mich, sie stachelte meinen Spürsinn. Ganz deutlich fühlte ich etwas Geheimnisvolles. Diese Empfindung wurde dadurch bestärkt, daß Tonio, der Wirt, der einzige Bewohner dieses kleinen Gasthofes war, Wirt, Koch und Kellner in einer Person. Als ich ihn nun traf, schien er das Verwundern meines Gedankens erraten zu haben, denn er sagte in seiner kurzen, hackenden Sprechart: „Bin allein heut. Koch und Diener davon. Pack, das.“

Ob ich nicht im Hause übernachten könnte, fragte ich nun. Ich scheute jetzt den Heimweg. Der Abend umwölkte ja schon den Himmel, und ich wäre doch fremd. Wollte morgen beim Hahnenschrei auf und in die Stadt zurück. Dann den Frühzug nehmen . . . nach dem Osten.

Argwöhnisch musterte Tonio mich über die Wimpern. „Weither?“ fragte er.

„New York.“

Die Antwort schien ihm zu gefallen. Er sagte: „Könnt bleiben. Doch eines: Haus wird versperrt, sobald es dunkelt. Wohnen hier einsam, und die Welt sinnt auf Raub.“

Damit wandte er sich und bedeutete mir, ihm zu folgen.

Wir stiegen etliche Treppen empor. Warum ich, da das Haus doch leer war, gerade unter dem Dache wohnen mußte, blieb in dieser Stunde unerklärt. Als ich Tonio fragte, antwortete mir ein unverständliches Brummen, das argwöhnisch und drohend klang. Dann öffnete er eine Tür und ließ mich in ein kleines, sauberes Zimmer treten, dessen Fenster einen weiten Blick nach der Stadt gab. Ganz klar zeichnete sich der scharfe, spitze Turm der Kirche in den Abend.

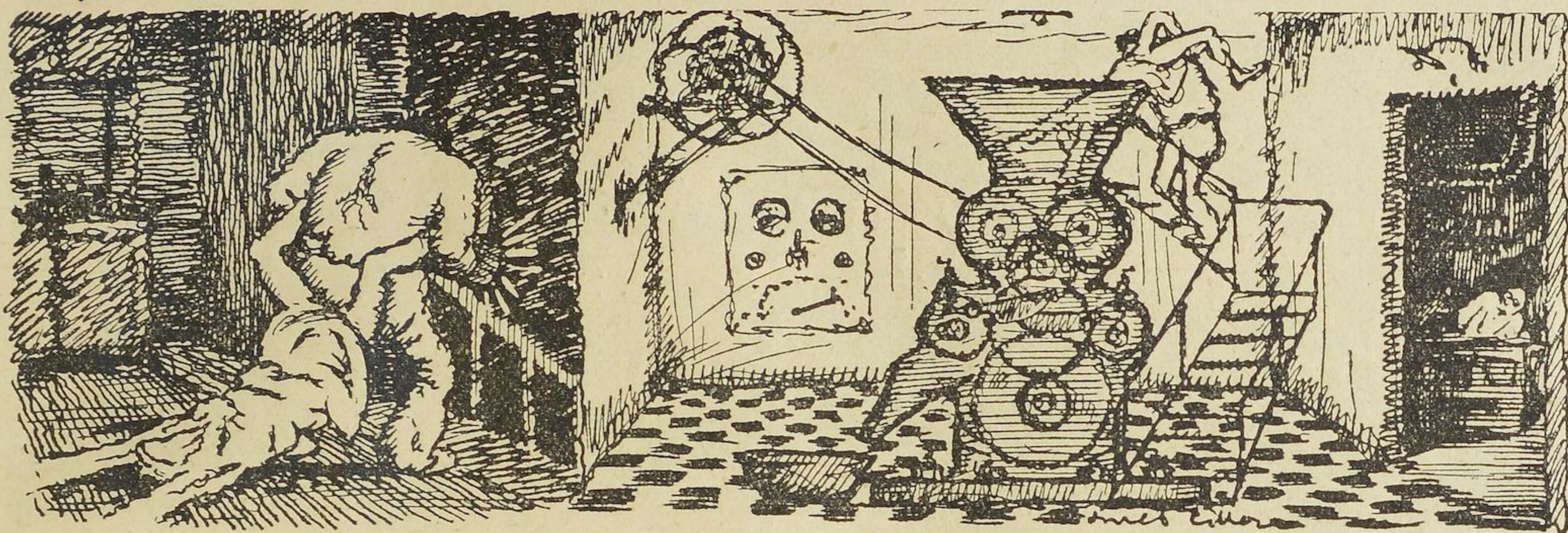


Ich hatte es mir in diesem Raume kaum bequem gemacht, da erschien Tonio von neuem und brachte mir mein Abendbrot: Wiederum einen der delikaten Fische. Den verspeiste ich mit Andacht und Ruhe, und als ich fertig war, hatte auch der Abend sein Werk vollbracht und die Luft schwarz gefärbt. Der Tag war schwül gewesen, und auch die Dunkelheit brachte keine Erlösung. Wie dumpfe Wolle lag die Luft. Ich wollte die Tür öffnen, um durch den Gegenzug Kühle zu gewinnen, ich klinkte . . . aber der Verschluß gab nicht nach: Ich war eingesperrt. Merkwürdig! Welch sonderbare Bräuche in diesem Hause herrschen! Aber nein, mein Tonio! Ich hätte nicht meines Vaters lieblicher Sohn sein müssen, wäre ich damit zufrieden gewesen, daß man so mit mir umsprang. Nun mußte ich aus diesem Kasten heraus. Das Zimmer lag im dritten Stockwerk des Hauses. Unter meinem Fenster, drei Meter tief vielleicht, schob sich das Holzdach der Veranda vor, nach unten hin abgescrägt. Vielleicht aber bot sich doch irgendwie eine Möglichkeit, die Fahrt fortzusetzen. Wir mußten sie nur zunächst einmal beginnen.

Drei Meter sind viel für einen, der kein Affe ist. Meint Ihr? Nun, Ihr kanntet Mr. Mullsen in seinen guten Tagen nicht. Er hätte es an Gewandtheit und Kraft mit jedem Preisboxer aufnehmen können und mit einem mittleren Trapezkünstler auch. — Ich schnitt das Tischtuch mitten entzwei, knotete die Teile an das Bettlaken und fand auch die Handtücher stark genug im Linnen. Ich möcht dereinst auf keinem schlechteren Seile in die Hölle rutschen. Nach wenigen Augenblicken schon fand ich mich auf dem Dache. Vorsichtig fühlte ich bis zum Rande vor, doch wenn ich ihn auch sorgfältig umkroch, so fand ich doch keine Mög-

lichkeit, meine Reise abwärts fortzusetzen. Schon wollte ich zu meinem Seile zurück, da fiel mir in der Mitte des Daches ein Viereck auf, das mit widerstrebenden Linien das Fachgedeck des Daches durchschnitt. Ich versuchte mein Heil und hob wirklich bald einen Deckel. Nun erkannte ich die Leiter, die in die Tiefe führte.

Ich fand mich jetzt auf einer Art Bodenverschlag. Aber es war nicht schwer, hier die Luke zu entdecken, durch die es sich schlüpfen ließ. Dumpfe Luft umfing mich. Staub, dem Holzmoder sich vermengte, benahm mir schier den Atem. Hätte das Abenteuer mich nicht schon völlig gefangen gehabt — ich wäre sofort umgekehrt und durch mein Schornsteinfegerloch auf das Dach zurückgeklettert. So aber schob ich mich vorwärts, und da mir glücklicherweise meine elektrische Laterne zur Hand war, gelang es mir ohne Unfall, die Bodenluke zu finden, durch die der weitere Abstieg vorgenommen werden konnte. Ich leuchtete hinunter und bemerkte an der Wand des unteren Raumes die Sprossen einer Leiter. Da kletterte ich denn bergab und war bald auf der Erde. Ich stolperte bei dieser Landung. Taue, Bürsten, Wisch- und Waschzeug füllte die kleine Kammer, in der ich mich befand. Da kam auch der Rücken einer Tür in den Strahlenkegel meiner Lampe. — Ich horchte, und da ich von außen her Verdächtiges nicht wahrnahm, klinkte ich und — war in der Veranda. Silbriges Licht lag in dem verlassenen Raume. Ich schob mich sachte zum Fenster. Der Wirt durfte um keinen Preis auf mich aufmerksam werden. Ich wollte hinter sein Geheimnis kommen: Warum er seinen einzigen Gast ins dritte Stockwerk legte und seine Stubentür abschloß. — Von meinem Beobach-



tungsposten am Fenster konnte ich die beiden Straßen, die zum Walde und zum Friedhofe führten, übersehen. Nun harrete ich aus.

Nichts regte sich vor dem Hause. Einmal nur erschien des Wirtes Gestalt, im Mondlicht als Silhouette deutlich erkennbar. Er ging ein paar Schritte auf dem zum Walde führenden Wege.

Erst eine Stunde später, als der Abend schon weit in die Nacht gegangen war, regte es sich auf der Straße. Zwei Piffe hörte ich. Dann einen Ruf, wie wenn der Wasservogel schreit. Lauter vernahm ich die Antwort, und schon trat Tonio vor die Tür. Gespannt verfolgte ich seine Bewegungen. Wen erwartete er jetzt, zur Nachtzeit? Den Atem hielt ich an, gebannt von der Atmosphäre des Geheimnisses. Da sah ich denn einen kleinen Zug, der dem Hause näherkam. Zwei Männer trugen auf einer schmalen Bahre eine verhüllte Fracht. Sie traten mit Tonio ins Haus . . . und schon erwog ich, die große Wirtsstube zu betreten, die neben der Altane lag, da hörte ich, wie nebenan die Tür geöffnet wurde. Schnell duckte ich mich, daß die Holzwand mich den Blicken verbärge. Doch konnte ich wagen, durch die Glasverkleidung zu spähen, als ich merkte, daß drinnen nicht das elektrische Licht angeknipst worden war. Eine Blendlaterne gab dem geheimnisvollen Geschäfte genügend Helle. Keine Bewegung entging mir, und auch die Worte der Männer, so behutsam sie gesprochen wurden, fanden den Weg zu meinem Lauscherposten. Es waren Worte schrecklicher Bedeutung. Und schrecklich war die Last, die die Boten vor Tonio nun entblößten: Ich erkannte die Leiche eines Menschen.

„Noch ganz frisch“, sagte meckernd der eine Dunkelbärtige. Dann beugte er sich über den

Tisch, auf den Tonio Münzen zählte. „Mühsame Arbeit“, fuhr er fort. „Laßt Eure Maulwürfe nicht hungern.“

Tonio brachte eine Weinflasche und trug auf hölzernem Teller Brot und Wurst. Jeder der Diener trank einmal, Fleisch und Flasche wurden dann in dem Tuche verwahrt, das eben noch den Leichnam bedeckt hatte. „Waren uns heute hart auf den Fersen“, erzählte der Sprecher, der das Paket an sich nahm. „Sollten sich lieber an die halten, die uns unsere War vor . . . be . . . rei . . . ten . . . Wir tun keinem etwas, der atmet . . . nehmen keinem etwas, was er entbehrt . . . Dem da (er wies auf den Leichnam) fehlt sein Haus nicht mehr . . . sein Haus aus Knochenbein und Fleischlappen . . . Addio, Tonio.“ Er erhob sich schwer von der Bank, schlug seinem Kameraden auf die Schulter und ging mit dem Begleiter zur Tür hinaus. Ich hörte ihre verklingenden Schritte . . . Ich hörte sie, weil mein Ohr in diesen Augenblicken feiner als je reagierte. Das geschieht oft, wenn unser Geist von irgend etwas so völlig benommen ist, daß die Sinne wacher werden . . . Ich hörte, aber ich sah auch . . . meine Augen hingen nur so aus ihrem Stirngehäuse . . . kaum konnte ich nun dem Munde gebieten, der rufen wollte . . . schreien . . ., als Tonio nun den Toten umfing und ihn fortzerzte . . . Was mir bei nüchternen Sinnen als Wagnis erschienen wäre, nun tat ich's wie etwas Selbstverständliches: Ich öffnete die Tür und schlich mich ins Zimmer. Der Leib des Toten schlurfte hinter dem Wirte am Boden, über der Schwelle stolperte der Kopf und schlug auf den Steinfließen des Küchenbodens auf. Tonio schien nichts zu hören . . . nicht die grausigen Geräusche, die die Leiche verursachte, nicht meinen schattenwischigen Schritt. Die Blend-



laterne trug er voran. Jetzt fiel der Herd in ihren Lichtkegel. Ein mächtiger Wasserbottich stand dort und in der Ecke ein riesiger Mülleimer, Fischunrat füllte ihn, die Überbleibsel der Mahlzeiten. Tonio setzte die Laterne nieder. Die Wand, der er sich zugekehrt, war taghell bestrahlt. Er ließ den Leichnam ... er schlurfte, tastete die Wand entlang ... er suchte ... und dann fand er den Knopf, der eine Geheimmechanik in Tätigkeit zu setzen schien. Denn in unsichtbaren Angeln drehte sich eine Tür und gab den Weg frei. Tonio holte sein Opfer und schleppte es in den Nebenraum. Ich aber hielt mich in der Küche und duckte mich unter den Anrichtetisch, der hinter dem Herde stand, als Querbalken eines T. Dort kauerte ich, dem Atem gebietend, starrte in den Raum, der sich mir im grellen Lichte von Tonios Laterne darbot und erlebte die schauzigste Begebenheit meines Lebens.

In der Mitte des Raumes stand, wie ein heidnischer Gott, eine riesige Maschine: Über einem porzellanenen Becken, durchsichtig in Glas gebettet, eine kunstvolle Vereinigung von Messern, Hämmern, Zahngefügen. Darüber hob sich, breiter werdend, ein Trichter. Dieser Apparat war eine Fleischmaschine, aber ein Ding von so riesigen Ausmaßen, daß es mehr dem Modelle, einem Ausstellungs- oder Reklamemodelle, einer solchen Maschine glich denn einer praktisch benutzbaren. Ich ahnte die schreckliche Bestimmung dieses Gerätes. Und schon hatte Tonio den Leichnam zu sich emporgehoben. Er schüttelte ihn, und ein Stöhnen entrang sich dabei seinen Lippen. An den Haaren packte er den Toten. Pfeifend umklammerte er alsdann seinen Hals, schwenkte den Leib und — und stieß ihm ein Dolchmesser in die Brust. Als er die Waffe aus dem miß-

handelten Leichnam herausgezogen hatte, schien seine Spannung, gesättigt, zu weichen. Nun aber erfaßte ihn fieberhafte Geschäftigkeit. Er packte mit großer Kraft den Leichnam, und wie er selber nun die Sprossen einer Steigeleiter hinanklomm, zerrte er den Toten nach, hob ihn und ließ ihn in den Trichter der Maschine gleiten ...

Während der Augenblicke, in denen sich das vollzog, kämpften in mir die verschiedensten Regungen. Sollte ich aufspringen, dem Verbrecher an die Gurgel? Sollte ich ihn niederschießen, um das scheußliche Werk vor der Vollendung zu verhindern? Aber schließlich siegte die Überlegung: Dem Toten war nicht mehr zu helfen. Zweck und Ziel dieses scheußlichen Tuns ganz zu erkennen, das aber war nur möglich, wenn ich es zu Ende kommen ließ. — So harrete ich denn aus. Sah, wie nach Einschaltung elektrischen Stromes das Räder- und Messerwerk zu arbeiten begann, wie der Körper im Trichter des grausigen Apparates verschwand und als feines Gemengsel von Blut, Fleisch und Knochenstaub im unteren Becken wieder zum Vorschein kam. Von Tonio her, der die Porzellanschüssel mit beiden Armen umspannt hielt, kam ein Schnauben und Schmatzen und Schnarchen, als wär' ein Raubtier bei der Mahlzeit. Er lehnte den Kopf an das Becken, das seine Arme umfassen hielten, und verharrte so noch lange, als die Maschine ihr Werk schon vollendet hatte. Plötzlich erraffte er sich, brachte den Motor zur Ruhe und ... entleerte das Becken, dessen Inhalt er in einem hastig herbeigeholten Sacke barg. —

Ich komme zum Schlusse, meine Herren. Sie werden sich schon gefragt haben, was dieses unmenschliche Gebaren des Wirtes Tonio mit den Forellen und ihrer berühmten

Leckerheit zu tun habe. Lassen Sie mich darum schnell Ihnen die letzten Deutungen geben. Und Sie werden begreifen, daß mir die vor Stunden genossene Mahlzeit einen späten Ekel in die Kehle drängte.

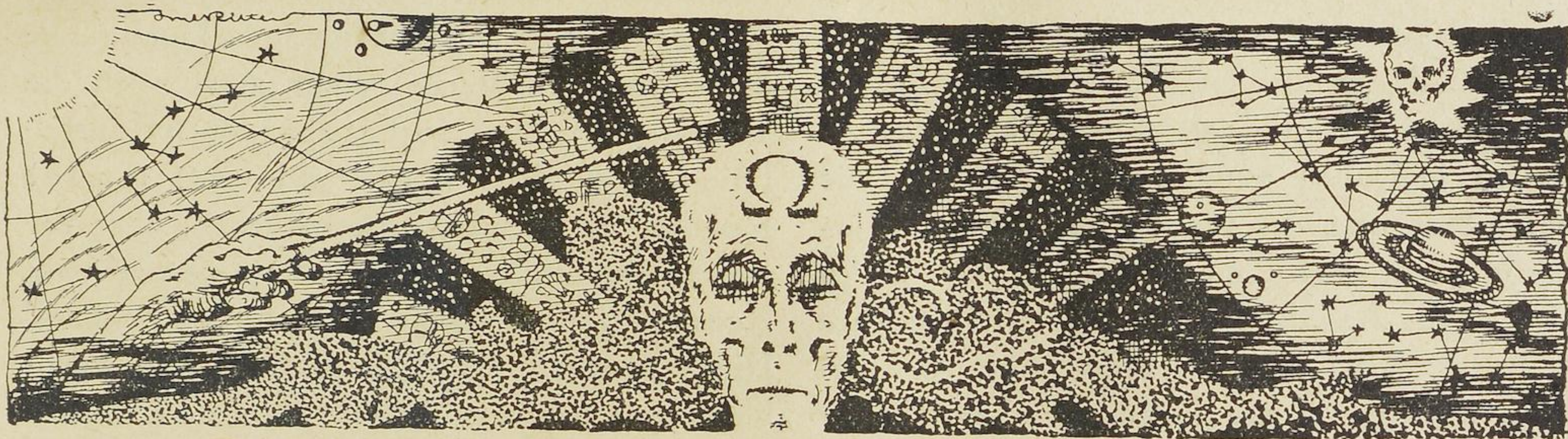
Ich erfuhr in dieser Stunde das Geheimnis der Forellen des Wirtes Tonio: daß der Wirt sie mit Leichen, mit Menschenleichen, fütterte; mit den Toten, deren Schändung seiner widerlichen Lust Opfer war . . .

Ich folgte dem Schurken, der seinen Sack

aus dem Hause schleppte . . . ich sah, wie er ihn im Forellenteiche entleerte und den Fischen die geliebte, die Leichenspeise gab . . .

Anderntags verständigte ich die Polizei. Sie verhaftete den Unmenschen. Aber erst, als die Geheimtür erbrochen und die unheimliche Fleischmaschine gefunden worden war, schenkte man meiner Erzählung Glauben . . .

Das, meine Herren, ist die Geschichte von den Forellen Tonios, des Wirtes von Perunza im Staate Texas. . . .“



STERNDEUTUNG

(In dieser Abteilung, die abwechselnd mit dem Treibhaus erscheinen wird, werden wir über astrologische Fragen berichten.)

Diesen Teil leitet Karl zu Eulenburg.

Über astrologische Vorausberechnungen körperlicher Unfälle und des Todes. Der nachstehende Aufsatz ist keine Kritik der astrologischen Theorien und Berechnungen, er nimmt im Gegenteil diese Theorien als gegeben an und will nur dem Leser ganz oberflächlich zeigen, welche Mittel dem Astrologen zur Verfügung stehen, zukünftige Ereignisse vorauszuberechnen.

Zunächst einige historisch beglaubigte Beispiele, die auch Kiese Wetter in seinen „Geheimwissenschaften“ unter vielen anderen Fällen erwähnt.

Johann Stöfler, Professor der Mathematik in Tübingen, ein berühmter Astrologe seiner Zeit, hatte seinen Tod auf Tag und Stunde genau vorausberechnet. — Um allen Gefahren aus dem Wege zu gehen, beschloß er, an diesem verhängnisvollen Tage ruhig zu Hause zu bleiben. Er lud einige Freunde zu sich, und man sprach über gelehrte Dinge. Da Meinungsverschiedenheiten entstanden, erhob sich Stöfler, um ein Buch zu Rate zu ziehen. Als er den schweren Folianten vom Büchergestell herab-

nehmen wollte, brach dieses zusammen und verletzte ihn so schwer am Kopfe, daß er in kurzer Zeit starb.

Lukas Gaurikus, ein Zeitgenosse Stöflers, berechnete genau die Zeit und Art des Todes Heinrichs II. von Frankreich voraus. Er lebte damals am Hofe des Papstes Leo X., Clemens VII. und Paul III. Einige Jahre früher hatte ihn der Herzog von Bologna, Johann Bentivoglio, mehrmals foltern lassen, weil Gaurikus die astrologische Prognose gestellt hatte, daß der Herzog noch im gleichen Jahre vom Papst Julius II. vertrieben werden würde, was auch buchstäblich eintraf.

Der Kantor Seth Calvisius hatte sich für einen gewissen Tag des Jahres 1802 einen Unglücksfall berechnet. Trotz aller Vorsicht stürzte er an jenem Tage, brach sich ein Bein und blieb lahm.

Der englische Dichter John Dryden berechnete für seinen Sohn mehrere Unglücksfälle, sowie dessen Tod durch Ertrinken. Diese Berechnung, sowie die seines eigenen Todes trafen alle richtig ein.

Es ließe sich zu jenen Beispielen noch eine ganze Anzahl weiterer Fälle hinzufügen, die ebenso verblüffend eintrafen. Über die nicht-eingetroffenen Prognosen schweigt die Geschichte! Da, wie schon erwähnt, hier nicht Kritik an der Astrologie geübt werden soll, möge die Theorie eines Zufalles (die nebenbei bemerkt der Wahrscheinlichkeitsberechnung kaum standhalten würde) ganz ausgeschaltet bleiben. — Ich möchte hier nur auf die Schwierigkeiten aufmerksam machen, denen der Astrologe bei seinen Zukunftsberechnungen des Todes oder körperlicher Unfälle gegenübersteht. Todesgefahr oder Tod geben, astrologisch gedacht, ein ziemlich gleiches Bild. In beiden Fällen bedrohen verderbliche Planeten aus bösen Aspekten den für die Persönlichkeit jeweils wichtigsten Planeten (den Hyleg). Da es eine ganze Anzahl Direktionsarten (was dies bedeutet, wird später erklärt) gibt, so kann doch irgendein guter Einfluß bestehen, der die vorhandenen verderblichen Konstellationen mehr oder weniger abschwächt. Aus dem Tode wird eine Lebensgefahr oder ein Unfall. Wenn es schon nicht leicht ist, sämtliche vorhandenen schlechten und guten Direktionen und Einflüsse gegeneinander abzuschätzen, ohne irgend etwas zu übersehen, so kann ein dennoch richtig berechneter Tod einfach deshalb nicht eintreten, weil diese Direktion nur geistig, seelisch, aber nicht physisch wirksam ist. Weiter. Eine richtig berechnete Todesgefahr kann selbst im Falle, daß sie physisch wirksam ist, uns deswegen als nicht eingetroffen erscheinen, weil wir sie als solche nicht erkannt haben. — Wir gehen übers Eis und wissen nicht, daß wir fast eingebrochen wären; in der Dunkelheit stolpern wir am Rande eines Schachtes, ohne es zu ahnen; ein Spitzbube lauert uns mit einem Mordwerkzeug auf und wird durch irgend etwas abgelenkt; der Tod drohte, wir wußten es nicht. Ein Beispiel aus der astrologischen Zeitschrift „Zodiakus“: Ein moderner Astrologe hatte berechnet, daß er an einem bestimmten Tage zum mindesten in Lebensgefahr schweben würde. Er saß auf einer Bank mit einer jungen Dame, als sich eine große Fliege auf seine Hand setzte. Er verscheuchte die Fliege. Diese stach seine Nachbarin in den Nacken. Die Dame geht bald darauf fort, bekommt wahnsinnige Schmerzen. Der Arzt wird gerufen, stellt Blut-

vergiftung fest, und sie stirbt am gleichen Tage. — Die astrologische Berechnung war also richtig gewesen. Wäre aber die junge Dame von der Fliege nicht gestochen worden, so hätte der Astrologe seine Berechnungen vielleicht für falsch gehalten, zumal sehr viele Astrologen nur an eine physische Wirkung der Direktionen glauben. Man sieht, daß durch diese verschiedenen Mißerfolgsmöglichkeiten, die gar nicht auf falschen Berechnungen zu beruhen brauchen, die Astrologie leicht in Mißkredit kommen kann und tatsächlich in Mißkredit kommt. Trent in seinem Buche „Die Seele und die Sterne“ stellt auch noch die Theorie auf: „Aus einer vorhandenen Konstellation muß nicht immer ein bestimmtes Resultat als Wirkung hervorgehen, aber für jede bestimmte Wirkung ist stets eine gewisse Konstellation als ihre Ursache erkennbar.“ Dies würde jede astrologische Berechnung problematisch machen, deshalb glaube ich obigen Satz dahin modifizieren zu müssen, daß ich für das „bestimmte Resultat“ „physisches Resultat“ einsetze, und glaube damit der Wahrheit etwas näher zu kommen.

Nun noch ein paar Worte über die Technik der Direktionen.

Ein Geburtshoroskop ist das graphische Abbild der Planetenstände (inklusive Sonne und Mond) im Augenblicke der Geburt; Zenit und der im Osten aufsteigende Punkt der Ekliptik sind unter anderem weitere wichtige Horoskopstellen, die eingezeichnet werden. —

Zur Berechnung des Todes werden meist Primardirektionen verwendet. Der wichtigste Planet wird von der Stelle, die er bei der Geburt einnahm, mit oder gegen die Folge der Tierkreiszeichen um so viele Grade und Minuten verschoben (dirigiert), bis er mit den verderblichen Strahlen (Aspekten) eines bösen Planeten zusammentrifft. Da die Direktionen auf dem Äquator gemacht werden müssen, müssen auch die in Frage kommenden Stellen auf den Himmelsäquator umgerechnet werden. Die Zeit wird dadurch ermittelt, daß man den Bogen, um den man den Planeten in Graden verschoben hat, nach dem Schema ein Grad gleich ein Jahr in Zeit umrechnet. Jetzt müssen die Strahlen (Aspekte), die die Planeten an sich sowie jene, die die berechnete Stelle empfängt, berücksichtigt werden. Außerdem sind andere

Direktionen zur Modifizierung des prognostizierten Ereignisses heranzuziehen. Solche Direktionen sind z. B. die „Transite“, das heißt die wirklichen Planetenstände zur Zeit des berechneten Ereignisses sowie die progressiven Aspekte, die auf der Analogie zwischen der Erddrehung um sich selbst und um die Sonne bestehen. Die Jahreshoroskope sowie noch weitere Direktionsmethoden, die nicht alle angeführt werden können, müßten ebenfalls berücksichtigt werden, um wirklich mit einiger Sicherheit angeben zu können, ob diese verderbliche Direktion den Tod bedeutet oder nicht. Man sieht, Todesprognosen sind ein zweischneidiges Schwert, das selbst der geübteste Astrologe in der Scheide stecken lassen sollte, bevor er damit das Leben eines Menschen

bedroht. Ähnlich verhält es sich mit allen anderen astrologischen Prophezeiungen. E.

Astrologie, ihre Technik und Ethik von C. Ag. Libra, 2. Aufl. 1919. Der Verfasser hat sich bemüht, den Leser mit dem inneren Wesen der Astrologie vertraut zu machen. Er vermeidet es, schematisch zu verfahren, er will seine Leser nicht zu Horoskopfabrikanten, sondern zu Astrologen erziehen, die nicht nur rechnen und Deutungsregeln nachschlagen, sondern die durch tiefes Eindringen in die kosmische Symbolik dieser Wissenschaft die Prognose durch unmittelbare Anschauung beherrschen. In dieser Hinsicht dürfte es das beste Buch auf dem deutschen Büchermarkte sein. — Weiter will es der Verfasser vermeiden, von vornherein mit sphärisch-trigonometrischen Formeln zu ermüden. Die einfachen tabellarischen Berechnungen genügen in den meisten praktischen Fällen, nicht aber für die Primardirektionen, die aus diesem Grunde völlig fortgelassen sind. Dafür nehmen die progressiven Direktionen einen ziemlich großen Raum ein, der Verfasser hält sie für die wichtigste Direktionsmethode, er folgt darin seinen englischen Kollegen.

Jedenfalls sei das Buch sowohl dem Anfänger als auch dem geübten Astrologen aufs wärmste empfohlen. E.

MITTEILUNGEN AUS DER GESCHÄFTSWELT

Gerade in der gegenwärtigen ernsten Zeit ist es wichtiger denn je, sich mit der nächsten Zukunft zu beschäftigen. In dieser Zukunft liegt gar viel verborgen, bedeutungsvoll wird sie für das Leben jedes einzelnen sein, — hier einschneidend und da Veränderungen der Verhältnisse mit sich bringend. — Wen drängt es da nicht, etwas Näheres über seine Zukunft — überhaupt über sein ganzes Lebensschicksal zu erfahren? — Hierzu kann nur das streng wissenschaftliche Institut für Charakter-, Schicksals- und Zukunftserforschung des Astro- und Psychologen Hugo Höller in Mühlau (Bez. Leipzig) wärmstens empfohlen werden, es leistet jedem gute und wertvolle Dienste. Mache es sich jeder zunutze. Verlangen Sie auf jeden Fall die hochwichtige nähere Information über Charakter, Schicksal und Zukunft mit Prospekten und Formularen gegen Einsendung einer Mark (für Unkosten).

Über das nach den neuen wissenschaftlichen Entdeckungen der Förderung des Haarwuchses durch Einwirkung auf die Ernährung hergestellte Comalongapräparat erscheinen jetzt die ersten Ankündigungen. Von der angebotenen Gratiszusendung der Prospekte werden gewiß zahlreiche Interessenten Gebrauch machen.

„Das neue Europa“, Zürich, Wien, Berlin. Unentwegt vorwärts schreitend, bringt das eben erschienene August-September-Heft der von Dr. Paul Cohn geleiteten Revue den „Worte eines Arztes zur Praxis der Friedensbewegung und Völkerverständigung“ betitelten Aufruf eines Wiener Arztes, Dr. Hermann Schrötter-Kristelli, für die Wiederaufnahme des internationalen Austausches wissenschaftlicher Erkenntnisse. In einer schwungvollen Polemik gegen die Anhänger der Demokratie vertritt E. Tscharschky in einem Aufsatz „A propos de la démocratie et de la dictature“ die gerade jetzt besonders interessanten Forderungen des maximalistischen Programms. Die wirtschaftspolitische Studie „Weltvalutaeinheit“ von Dr. S. Mexin (Genf) befaßt sich mit dem Neuaufbau des durch den Krieg in den Ländern der Sieger wie der Besiegten zusammengebrochenen bisherigen Währungssystems. Aus dem sonstigen reichen Inhalte des lesenswerten Doppelheftes seien noch die Mitteilungen von Lord * * über „Die letzten Amtstage Czernins“ und eine Reihe ausgezeichnete belletristische Beiträge hervorgehoben, wie „Lysaweta“ von Grete rbanitzky, usw.

Einzelhefte und Abonnements durch Verlag Karl Konegen, Wien, I., Opernring 3.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Jos. Plank, die Leiste zu Sterndeutung zeichnete Karl Ritter

Richtigstellung: Zu dem im Heft 15 erschienenen Gedicht von Siegfried von Vegesack wurde irrtümlicherweise eine nicht dazugehörende Zeichnung reproduziert

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehause M. Müller & Sohn.

Detektiv Mattulat

Berlin SW 48, Friedrichstraße 29

Telephon Moritzplatz Nr. 12972

Deutschlands erfolgreichster Detektiv. Aufklärung schwierigster Fälle. Ehesachen, Heiratsauskünfte im In- und Auslande. Erfolg garantiert. Bei Diebstahl, Einbruch Honorarzahlung nachträglich. Strengste Diskretion.

Forderungen

Erbschafts-, Hypotheken- sowie Geschäftsforderungen

im In- und Auslande kauft und übernimmt zur energischen Beitreibung

Kredit-, Privatauskünfte, Beobachtungen, Ermittlungen

Der „Sieger“

Detektiv-Auskunftei Sieg & Co.
Berlin SW 48. Besselstraße 14

Soeben erschien:

„Das Jungfernerpement“ Roman aus der Gegenwart von Godwi.

Ein bekannter moderner Autor greift unter obigem Pseudonym den Gedanken des Jungfernerpementes, das in der Magie des Mittelalters eine so große Rolle spielte, neu auf. Er schildert, wie ein in allen Verführungskünsten Erfahrener sich mit Hilfe einer unberührten Jungfrau zu verjüngen sucht. Aber die unverdorbene Jugend entwindet sich den listig aufgestellten Schlingen des Alten und triumphiert über die magischen Praktiken. Das Buch ist glänzend geschrieben und reich an reizvollen Situationen und graziösen Einfällen. Es ist eines der fesselndsten Werke der modernen Literatur. Nur noch broschiert vorrätig.
Preis M. 6.—, gegen Nachnahme M. 6.60.
BUCHVERSAND SEMPER, Ebenhausen (Oberbayern).

ZIGARREN

in allen Preislagen von M. 1000,—
pro Mille an aufwärts.

ZIGARETTEN

reiner Tabak, 1000 Stück M. 150,—, reiner Tabak
1000 Stück M. 195,—,
1000 Stück M. 245,—,
1000 Stück M. 295,—,
1000 Stück M. 345,—.

Versand per Nachnahme zuzüglich M. 2,50
für Porto und Verpackung.

FRANZ SPECK
BERLIN S 42 / PRINZENSTR. 112

„GLOBUS“ Weltauskunftei und DETEKTIV-INSTITUT G.m.b.H.

Erfolg auf Erfolg

BERLIN W 35
Potsdamer Str. 118

Erforscht alles in aller Welt
Heirats- und Familienauskünfte

Liebhhaber!

Liebhhaber!

Tagebuch eines Verliebten

Privatdruck mit Bildern.
Einn. 225 Exempl. Zweifarben-
druck auf Bütten. Künstlereinbd
in Handarbeit. Vom Autor hand-
schriftlich signiert und numeriert.
Preis M. 65,—, Nachn. od. Voreins.
Ferd. Acker, Verlag, Wolfach, Baden 1

**Ein
stahlharter,
stahlgeschmei-
diger Wille
dringt
überall
durch!**

Die Willensschule von Uve
Jens Kruse strafft den Willen
wie einen Muskel
Werbebüchlein O kostenlos

**Felsen-Verlag
Buchenbach Baden**

Volles Haar!
blend. schön.
Beliebige Steigerung
d. Haarwuchses durch
d. wissenschaftl. begründ.
Comalongo
Belehr. Prospekte
gratis u. franko d.
Comalongo-Gie
Charlottenburg 96
Lützowstr. 10

Luxus-
Zucht-
Renn-
Reit-
und Wagen-

Pferde!

**Kommissionsweiser
An- und Verkauf**
in Referenzen!

Felix Heyse, Berlin NW 23, Schleswiger Ufer 10

Spezial-Auskünfte!

Ruf, Vorleben, Charakter / Beobachtungen,
Ermittlungen, im In- und Auslande.
Höchste Diskretion / Zuverlässig.

Geldforderungen

aus- und unausgeklagt, kaufen und übernehmen
zu energischer Beitreibung

Schäfer & Sieg, Berlin SW 68
Detektive und Auskunftei. Eingetragene Handels-
gesellschaft. Neuenburger Straße Nr. 1a. Amt
Moritzplatz Nr. 5435

Gute Partien!

Inland und Schweiz, auch Einheirat,
stehen im „Glücklichen Heim“.
Neuestes Heft 2 M., Nachn. 3 M.
Heim-Verlag 5 / Radolfzell a. B.

Visitenkarten

m. Namendruck,
auf fein. weiss.
Karton, rundeckig
oder spitz. — 50 Stück Mark 2.50.
Druckerei Joseph Rothe, Dresden,
Zinzendorfstrasse 39 T.

Bestohlen!

werden Sie nicht mehr bei Anwendung
der Schlosssicherung „Kobold“,
in jedes Schloss ohne weiteres passend.
Preis 6,50 Mark. Wiederverkäufer bei
hohem Rabatt gef. Verbig & Heher,
Leipzig, Windmühlenstraße 20 f.
Postfachkonto: Leipzig Nr. 56641.

Der Vermittler

zwischen Fabrikanten, Grossisten
und Exporteuren der gesamten Mar-
ken- und Massenartikel-Industrie ist

Der Grossist
anerkannt bewährter Kundenwerber

Probenummer und Sonderangebot
unverbindlich durch den Verlag
LEIPZIG-REUDNITZ
Oststraße 40/46

Var god åberopa Eder på „Orchideengarten“ vid förfrågning.

DER ORCHIDEENGARTEN

Heft 19

Jahrg. II



Das galante Abenteuer

INHALT Matteo Bandello: Wie eine schöne Dame heimlich der Liebe pflegte / Joh. Christ. Rost: Die Nachtigall / Sergej Ausländer: Die Schiffer oder die rührende Historie von Felice und Angelika Ch. M. Wieland: Nadine / Buchbesprechungen.



Europäische und exotische
Aktphotographien
Probesendung von M. 5,- an
(Nachnahme). — Standangabe erwünscht.
Postfach 2. Hamburg 31

Gemälde alter Meister

ANKAUF

VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340

EINE

GUTE

IDEE

ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt. XII, Berlin W 9.

Dr. med. Roeckerath's Institut für
SUGGESTIV-HEILMETHODE
Behandlung bei vollem Bewußtsein
Angezeigt bei Nerven- u. Gemütsleiden.

u. a. bei Zwangs-Vorstellungen und psychosexuellen
Anomalien, Perversionen, Onanie, psych. Impotenz,
Angstzuständen, Sprachstörung, Bettlässigkeit, Hysterie,
Lähmungen, Krämpfen, Bleichsucht, Hypochondrie,
Neurasthenie, Schlaflosigkeit, nervösem Herz-, Magen-
und Darmleiden, Schmerzen jeder Art, Blutandrang,
Beschwerden der Menstruation, der Schwangerschaft
und der Wechseljahre u. s. w. u. s. w.

ENTZIEHUNGSKUREN

Individuelle persönliche Behandlung.
Sprechzeit: Montag bis Freitag 4-5 Uhr
München, Krumbacher Str. 7/0, Schwab.,
zwischen Linie 7 u. 17.

Das erste galante Gedicht der deutschen Literatur

JOH. CHRIST. ROST
Die schöne Nacht

*Diese Dichtung darf als eine der unzweifelhaft kost-
barsten bibliophilen Seltenheiten bezeichnet werden.
Rost, ein Vorläufer Wielands, hat damit seiner Zeit
Verse voll Sinnlichkeit und rauschender Frühlingskraft,
uns Heutigen aber die Perle des Rokokos geschenkt.*

Die Auflage beträgt 500 Exemplare. Die Bücher sind numeriert und signiert und auf tadellosem, holzfreiem Papier
gedruckt. Außerdem ist diese Ausgabe mit sehr schönen Vignetten geschmückt. Der Preis stellt sich auf M. 35,— und
50 % Teuerungszuschlag.

DREILÄNDER VERLAG / MÜNCHEN / LEOPOLDSTR. 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2,— / für das Vierteljahr M. 10,— / durch jede Buchhandlung und durch
alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 2.50 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe
untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTER-
REICHISCHE REDAKTIONSSTELLE: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15 / Zuschriften und
Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden
nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

1920

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl

Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang



Neunzehntes Heft

WIE EINE SCHÖNE DAME HEIMLICH DER LIEBE PFLEGTE

Von Matteo Bandello, gestorben um 1562 als Bischof von Agen. (Mit drei Abbildungen von A. Woelfle.)



Als ich durch Mailand kam, erzählte mir einer meiner Freunde eine Geschichte von einer jungen, sehr reichen und überaus schönen Witwe, die, obgleich erst zwanzig Jahre alt, das Gelübde getan hatte, sich nicht mehr zu verheiraten. Sie hatte ein Söhnlein, welches noch nicht ein Jahr alt war, als ihr Gemahl starb und sein Kind zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzte. Der Gattin waren 5000 Dukaten jährlichen Einkommens gesichert, und überdies hatte sie die unumschränkte Verwaltung über das Erbteil ihres Sohnes.

Sie wohnte in einem stolzen Palaste, dessen innere Einrichtung von dem Reichtume und dem Geschmacke der schönen Besitzerin solchermaßen zeugte, daß ihm keiner in ganz Mailand gleichkam. Ein zierlicher Wagen mit vier prächtigen Rossen stand ihr zu Gebot, und obschon ihre Dienerschaft nicht mehr so zahlreich war als zu Lebzeiten ihres Gatten, so war derselben doch noch genug. Überdies hatte sie einen alten Kanzler im Palaste, einen Verwalter auf ihren Gütern außerhalb der Stadt, einen Haushofmeister, zwei Läufer und

einige Pagen. Daß es ihr auch an weiblicher Bedienung nicht fehlte, läßt sich denken.

Sie hielt strenge darauf, daß sich alle am Abend zur geziemenden Stunde in ihre Gemächer zurückzogen, und wenn dann der Palast geschlossen war, ließ sie sich die Schlüssel bringen und behielt sie die Nacht hindurch. Und so lebte sie ruhig in großen Ehren, hatte wenig Umgang mit ihren Verwandten, noch weniger mit andern, und führte ein einsames Leben, treu das Gelübde beachtend und bewährend, nie wieder ein Eheband zu knüpfen.

Sie war von edler Herkunft, hatte selbst ein großes Vermögen und eine reiche Morgengabe, ihr Gemahl war aus einer der ersten Familien gewesen, und man wußte allgemein, daß des Goldes in Fülle in ihren Kassen sei, da man ihre reichen Einnahmen und die wenigen Ausgaben, welche sie zu bestreiten hatte, wohl kannte. Es umgab sie daher bald eine Schar von Edelleuten, um ihre Liebe zu gewinnen, manche den Reiz ihres Leibes, andere das herrliche Vermögen erstrebend; allein ihre Bemühungen waren vergebens. Arabella — so hieß die schöne Frau — erwiderte auf Anträge der Art, sie habe den edelsten und vortrefflichsten Mann zum Gatten gehabt und sei ein-



zig von ihm geliebt worden, wie er ihr noch im Tode mit den deutlichsten Beweisen seine große Zuneigung bewiesen habe, sie wolle daher das Schicksal nicht versuchen und sich der Gefahr aussetzen, das Glück und die Freiheit ihres Lebens in fremde Hände zu geben.

Sie beharrte standhaft in ihrem Entschlusse, unbekümmert um das Treiben derer, die sich um ihre Gunst bemühten und sie Tag um Tag mit neuen Anträgen belästigten. Bald erkannten sie alle, daß sie weder dem einen noch dem andern auch nur eine freundliche Miene zeigte.

So vergingen ungefähr zwei Jahre, ohne daß sie irgend jemanden die geringste Zuneigung bewiesen hätte, vielmehr schien es, als sei ihr die ganze Welt verhaßt, und es kam ihr nicht einmal in den Sinn, sich zu verlieben oder sich in das Joch der Ehe zu begeben.

Aber die Liebe, erzürnt über die Sprödigkeit dieses schönen Weibes, beschloß, ihren keuschen Vorsatz auf jede Weise zu vernichten und über sie zu triumphieren.

Es begab sich, daß Arabella mit einem ihrer Mädchen am Feste der Verkündigung Mariä in eine der Kirchen Mailands ging, wo an demselben Tage vollkommener Ablass der Sünden zu erlangen war. Hier sah sie einen Edelmann, ihr gerade gegenüberstehend, der sie die Absicht ihres Kirchengehens so gänzlich vergessen machte und ihr Herz augenblicklich mit einer so glühenden Liebe erfüllte, daß sie nur mit Mühe das Auge vor ihm niederschlug und ihn gern immer und immer angeblickt hätte, denn es war in der Tat ein äußerst zarter, frischer und schöner Jüngling, dessen Blick und Anstand den Adel der Seele und des Herzens bekundete.

Arabella glaubte in ihrem Leben keinen anmutigeren und feineren Jüngling gesehen zu

haben und hob öfter und öfter die seidenen Wimpern auf, das wunderschöne Bild recht fest in die Seele zu drücken. Doch beachtete der junge Mann, der sein Glück nicht ahnen mochte, diese Blicke nicht, und ihre unendliche Sehnsucht, daß er sich einmal zu ihr wenden möge, blieb unerfüllt zu ihrem großen Schmerze, denn ihr schien es, als erfülle sein Anblick ihre Seele mit wundersamer Lust. Indessen näherte sich ein Gewürzhändler, bei dem die schöne Frau ihre Gewürze u. dgl. zu kaufen pflegte, dem jungen Manne und begann mit ihm zu reden, und weil sich deren Gespräch in die Länge zog, winkte sie ihrem alten Diener, welcher sie in die Kirche begleitet hatte, zu ihr zu kommen. Er gehorchte ehrerbietig, und sie fragte nun mit leiser Stimme, ob er den Edelmann kenne, welcher eben mit dem Gewürzhändler spreche. Da er die Frage verneinte, trug ihm die Herrin auf, sorgfältig nach dessen Namen und Zunamen zu forschen. Bald darauf ging der Jüngling von dannen, und der Bediente folgte ihm langsam. So hinter ihm dreinschreitend, begegnete der Diener einem Packträger, mit dem er sehr bekannt war. Und weil die Packträger in alle Häuser der Stadt kommen und beinahe jeden kennen, so fragte er ihn, wer der junge Edelmann sei, welcher mit drei Dienern vor ihnen gehe, und ob er ihn kenne. Je freilich, sagte der Packträger, ich bin in seinem Hause sehr bekannt und leiste ihm die Woche hindurch tausend Dienste. Dann nannte er ihm des Jünglings Namen und Zunamen — jener war Frederico — und die Gegend, in welcher er wohnte. Darauf sagte der verschleierte Alte, damit der Packträger keinen Verdacht fassen möchte: Sieh', wie sehr ich mich getäuscht habe, ich hielt ihn für einen andern, mit dem



William Hogarth / Der Weg der Buhlerin

er auch sehr viel Ähnlichkeit hat. Er eilte nun nach Hause und hinterbrachte seiner Herrin alles, was er erfahren.

Die schöne Arabella erinnerte sich nun, daß ihr Gatte in der letzten Zeit seines Lebens des Jünglings sehr oft gedacht, ihn stets als einen edeln, feinen, gesitteten und sehr reichen, jungen Mann gepriesen hatte, und so ging sie oft an die Fenster ihres Palastes, um zu sehen, ob der Jüngling wieder einmal durch ihre Straße komme.

Darin nun war ihr das Schicksal günstig, denn der junge Edelmann konnte nicht in den Palazzo der Podesta gehen, wo er einen Prozeß hatte, ohne an dem Hause der schönen Witwe vorbeizukommen. Davon hatte sie bald Kunde und freute sich über diesen glücklichen Zufall, der ihr beinahe Tag für Tag das geliebte, ja angebetete Jünglingsbild vor Augen führte. Weil sie ihn nun so oft die Straße hin und her gehen sah, in der ihr Haus stand, wußte

sie, daß er fast nie in Begleitung war. Auch wenn er zum Vergnügen durch die Stadt ritt, war er stets allein. Ebenso sah sie ihn, wenn sie auf das Land fuhr, wie alle Edelfrauen es oft zu tun pflegen, immer unbegleitet und einsam, und nur in der Ferne folgte ihm ein Page und zwei oder drei Diener, obschon er zu Hause eine zahlreiche Dienerschaft hatte.

Wenn der Jüngling der schönen Arabella begegnete, sei es zu Wagen oder zu Fuß, zog er immer ehrerbietig seinen Federhut, und demutsvoll den Kopf neigend, machte er ihr seine Verbeugung, wie es denn ein löblicher Gebrauch ist, die Frauen als die lieblichste, Gabe des Himmels zu achten und zu ehren.

Auch Arabella grüßte nicht allein Frederico sondern jeden, mit dem sie bekannter war, mit ehrsamem Neigen des wunderschönen Hauptes, wußte sich jedoch stets so gut zu benehmen daß niemand bemerken konnte, wie sie einem vor dem andern zugetan sei.

Sie liebte den feinen Jüngling mit ganzem Herzen, aber klug und vorsichtig, wie sie war, wußte sie ihre Gefühle wohl zu bewahren, und keine Miene verriet die Veränderung, die in ihrem Herzen vorgegangen war. Die Schönheit und Anmut des Jünglings und die Bescheidenheit, die er in seinem ganzen Tun bewies, gefielen ihr unendlich, und es entzückte sie noch mehr, daß er beinahe mit niemand verkehrte.

So glühend und schmachkend und über die Maßen verlangend, von ihm geliebt zu werden, nicht wagend, ihm durch Briefe oder Botschaften ihre glühende Liebe zu entdecken, noch weniger sie durch Blicke und Mienen zu verraten, lebte Arabella einige Zeit und wußte keinen Entschluß zu fassen, wie sie sich benehmen sollte.

Die Liebe riet ihr endlich, und sie ersann eine ungewöhnliche und neue Weise, der Liebe des Jünglings zu genießen, ohne von ihm gekannt oder gesehen zu werden. Höret, schöne Frauen, wie sinnreich Arabella ihre Sache begann.

Zuerst entdeckte sie sich ihrem alten Diener und der Amme, deren Treue sie sicher war, erinnerte sie, wie sie entschlossen gewesen wäre, sich unter keiner Bedingung mehr zu verheiraten, daß sie sich aber in gewisser Hinsicht zu jung und reizbar fände, um jeder Lockung des Fleisches zu widerstehen, daß sie sich lange jedes Umganges mit Personen des andern Geschlechtes enthalten habe, nun aber endlich von ihrem Herzen besiegt und entschlossen sei, nicht länger auf diese Weise zu leben, sondern ihrer Jugend und der lebendigen Frischheit ihres Gefühls noch zu genießen. Sie habe daher im Sinne, so geheim als möglich, damit ihre Ehre und ihr Ruf nicht darunter leide, einen jungen edeln Mann zu erwählen, welcher ihr nachts Gesellschaft leisten möge. Und so unterrichtete sie die zwei Alten genau von ihrem Plan und Vorsatz. Und da sie entschlossen war, den Jüngling, von dem wir gesprochen haben, die süße Frucht der Minne pflücken zu lassen, vertraute sie dieses dem treuen Alten.

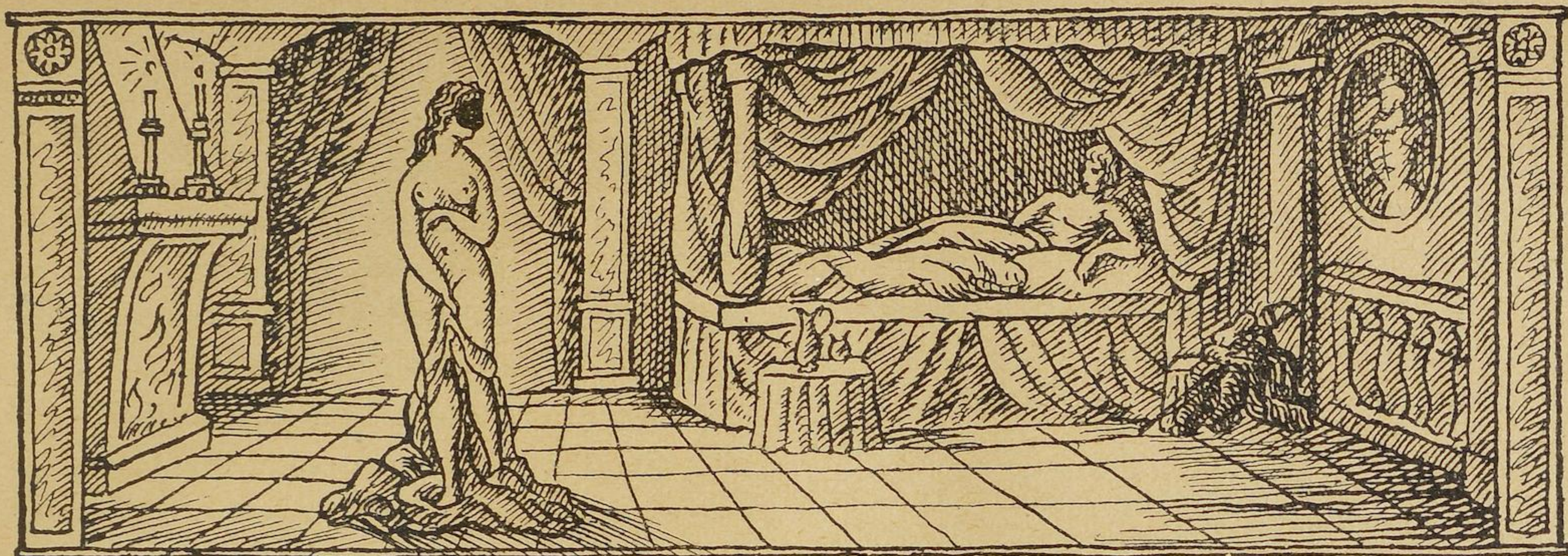
Es waren eben die schönen, freien Tage des Karnevals, an denen es, wie man weiß, jedem erlaubt ist, eine Maske zu tragen. Schon war ein Jahr vergangen, seit die schöne Witwe Frederico in der Kirche gesehen und liebe-

wonnen hatte: der Gedanke an ihn und ihre Liebe waren ihre steten, unzertrennlichen Gefährten gewesen.

Sie befahl dem alten Diener, eine Maske zu nehmen und mit dem jungen Edelmann zu sprechen. Der Alte kam dem Befehle seiner schönen Herrin nach, nahm ein Mietpferd und ritt so lange in der Stadt her und hin, bis er dem Jüngling begegnete, welcher ohne Begleitung in den Straßen spazierenritt. Der Alte näherte sich ihm und sagte nach dem geziemenden Gruße: „Mein Herr, ich möchte Euch sprechen, wenn Ihr mir es vergönnt.“ Der junge Edelmann antwortete, daß er ihn gern anhören werde, und bat ihn, ihm zu sagen, wer er wäre.

„Wer ich bin,“ fing der Alte an, „kann ich Euch, edler Herr, nicht sagen, aber höret mich an. In dieser Stadt lebt eine sehr schöne und edle Frau, reich an allen Gütern des Glücks, die eine glühende und verzehrende Liebe zu Euch gefaßt hat. Sie schätzt Euch als einen der gebildetsten, feinsten und klügsten Jünglinge der Stadt, und wenn sie nicht eine so hohe Meinung von Euch hätte, würde sie nicht um alles Gold der Welt Euern Umgang suchen. Weil aber viele Jünglinge das Gehirn über dem Hute tragen und wenig Grütze im Kopfe haben, und, sobald sie nur einen günstigen Blick, eine freundliche Miene von ihrer Geliebten erhalten, es in den Kirchen und auf den Plätzen sogleich öffentlich ausschreien, so will sie Eure Beständigkeit, Verschwiegenheit und Treue auf die Probe stellen. Sie verlangt, daß Ihr Euch in der Nacht bei ihr einfindet, aber so, daß Ihr sie weder sehen noch erkennen könnt. Ihr dürft sie nun in der folgenden Nacht besuchen, wenn es Euch so gefällt: ich finde Euch zwischen zehn und elf an dem Ecke dieser Straße, meine Maske werdet Ihr erkennen. Ihr könnt, wenn es Euch gut scheint, mit Waffen jeder Art versehen sein. Sobald ich Euch finde, ziehe ich Euch eine Kapuze um den Kopf, damit Ihr nicht seht, wohin Ihr geführt werdet. Wohl kann ich Euch versichern, daß Ihr durchaus keinen Betrug zu fürchten habt, denn ich geleite Euch zu der edelsten und schönsten Frau der ganzen Lombardei. Denkt nun über die Sache nach und entschließt Euch.“

Nach diesen Worten nahm der Alte Abschied und ging auf Nebenwegen in den Palazzo seiner Gebieterin zurück.



Der Jüngling blieb, in tausend Gedanken verloren, verwirrt und erstaunt stehen und konnte sich nicht denken, was er in diesem Falle zu beginnen hätte. Es sprach bei sich selbst:

Könnte es nicht einer meiner Feinde sein, welcher unter dieser Lockspeise sein Gift mischt, und mich wie einen einfältigen Schöps zur Schlachtbank führen will? Ich habe aber, soviel ich weiß, keinen Feind, und beleidigte nie jemand im geringsten. Ich wüßte nicht, wer nach meinem Blute verlangen sollte. Und der, welcher eben mit mir redete, sagte, ich könne, wenn ich wollte, wohl bewaffnet kommen. Aber auch mit Waffen versehen werde ich es unter der Kapuze nicht bemerken können, wenn mich einer angreift. Wer hörte je etwas so Seltsames, daß eine Dame in einen jungen Mann glühend verliebt ist und nicht von ihm gesehen werden will? Wäre es nicht möglich, daß ich, ein frisches, junges Weib, eine blühende Grazie zu umarmen denkend, an der welken Brust einer Metze läge, welche jedem lumpigen Soldaten und Packträger ihrschändlichen Leib für einige Heller preisgibt und mich eine augenblickliche Lust mit lebenslangem Leiden bezahlen ließe?

Diese und andere Gedanken über die Einladung und deren Folgen trug der junge Edelmann den ganzen Tag mit sich herum. Indessen war es Abend geworden, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, einen festen Entschluß zu fassen.

Er speiste um neun Uhr, konnte aber nichts essen, denn er dachte immer und immer, was er tun solle. Endlich entschloß er sich, das Abenteuer zu bestehen, werde daraus, was da wolle. So nahm er um zehn Uhr seine Waffen und eilte zu dem bezeichneten Platz.

Frederico harrte nicht lange, der Alte kam wie verabredet, grüßte den Jüngling, hüllte sein Haupt in die Kapuze und sagte zu ihm:

„Herr, faßt mein Kleid von hinten mit einer Hand, und folgt mir!“ Das tat der junge Mann und nun führte ihn der Alte durch verschiedene Straßen, auf und ab, hin und wieder zurück, so daß er den Weg nicht wieder hätte finden können.

Endlich führte er ihn in das Haus der Witwe in ein Gemach zu ebener Erde: Das Gelaß war auf das herrlichste und prachtvollste ausgestattet, das Bett, auf das kunstreichste geschmückt und mit den reichsten Vorhängen geziert, trug zwei schöne mit Goldfäden durchwirkte Kissen von purpurner Seide, auf denen zu ruhen der mächtigste Kaiser nicht gezögert hätte. Durch das ganze Gemach wehten die Düfte des Orients.

Als Frederico in das Gemach getreten war, nahm ihm der Alte die Kapuze ab und sagte: „Herr, es mag Euch warm geworden sein, erquickt Euch nach Belieben!“ Er reichte ihm Erfrischungen. Aber Frederico dankte und wollte weder essen noch trinken, er wollte sich bloß abkühlen und ging umher, die reiche Verzierung des Gemaches beschauend und bewundernd.

Er war außer sich vor unendlichem Erstaunen bei dem Anblicke dieser edlen und königlichen Einrichtung und schloß nicht mit Unrecht, daß die Besitzerin dieses Palazzos eine der ersten und vornehmsten Edelfrauen Mailands sein müsse.

Der Alte wärmte nun das Bett mit einem silbernen Bettwärmer, half alsbald dem Jüngling beim Entkleiden, dann verließ er ihn.

Kaum lag Frederico im Bette, als die schöne Arabella mit einer Maske vor dem reizenden Antlitz in das duftende Gemach trat.

Sie trug ein Oberkleid von schwarzbraunem Damast mit feinen Goldfäden und karmoisinroter Seide durchzogen und ein Unterkleid von Goldstoff mit einer überaus reichen Verzierung. Mit ihr trat die Amme, wie die Gebieterin maskiert, ein und half die schöne Arabella entkleiden. Indessen betrachtete der glückliche Frederico unverwandt die schlanke, üppige, wahrhaft schöne Gestalt der reizenden Frau, die glänzende weiße Schwanenbrust, die zwei runden, straffen Brüste, die eine Meisterhand gebildet zu haben schien, und das schwellende Spiel der Glieder, die von süßer Scham und Lebenslust zitterten.

Als Arabella entkleidet war, legte sie sich neben den Jüngling, ohne ihn jedoch zu berühren und ohne die Maske vom Antlitz zu nehmen. Nun bedeckte die Amme das Feuer derart, daß es keinen Schein geben konnte, löschte die Kerzen aus und ging davon, die Türe des Gemachs verschließend.

In diesem Augenblicke nahm die schöne Arabella die Maske ab, legte sie zu Häupten des Bettes und sagte freundlich zu Frederico: „Gib mir deine Hand, mein Freund!“

Frederico tat dieses ehrfurchtsvoll, und wie er die zarte Weiche der schönsten Hand und den liebevollen Druck derselben fühlte, stürmte das Blut in jeder seiner Adern glühend auf, und sein Ohr lauschte der Stimme, die einer reinen süßen Silberglocke zu vergleichen war. Arabella fuhr fort:

„Mein Freund, den ich mehr als das Licht meines Auges liebe, du wirst wohl äußerst verwundert sein über die Weise, mit der ich dich, mein süßes Leben, zu mir rufen ließ. Doch hat mein Diener dir schon alles entdeckt und deine Neugierde so weit befriedigt, als es bis jetzt möglich ist. Denn das muß ich dir sagen, daß du nicht eher erfahren wirst, wer ich bin, als bis ich deiner Beständigkeit, Verschwiegenheit und Treue versichert bin. Du darfst nie mit einem Hauche verraten, wie du zu mir geführt wurdest. Ein Wort darüber würde dich wieder auf ewig von mir und den süßen Freuden dieser meiner glühenden Liebe trennen. Das zweite, was ich von dir, mein geliebter Jüngling, verlange, ist, daß du nie zu erfahren suchst, wer

ich bin. Gelobst du mir diese zwei Dinge, so bist du ewig mein, und ich werde nie einen Mann außer dir lieben.

Der frohe, beglückte Frederico gelobte, die Wünsche der schönen Geliebten zu erfüllen, ihr und ihrer Liebe zu leben und die größten Opfer zu bringen, wenn sie ihn für würdig erachte, solche von ihm zu begehren.

Nun begann ein wunderschönes Spiel der Liebe, das reizende Paar wechselte die feurigsten Küsse, Brust an Brust, Lippe an Lippe: eine überschwengliche Wonne. Die ganze Nacht verfloß auf diese Weise, zum unendlichen Entzücken beider Teile, in wechselseitigem Geben und Empfangen. Wenn Frederico der schönen Arabella gefiel, so entzückte diese ihn nicht weniger, und es wäre schwer zu sagen, welches von beiden dem andern am liebsten gewesen wäre.

Eine gute Stunde vor dem Aufgange der Sonne kam der Alte in seiner Maske, zündete die Kerzen an und half dem Jünglinge sich ankleiden. Arabella nahm, als sie die Türe des Gemaches öffnen hörte, ihre Maske vor. Sie hatte früher zärtlichen Abschied von Frederico genommen.

Als der junge Mann angekleidet und gewaffnet war, sagte er der Geliebten noch einmal Lebewohl und ließ sich von dem Diener wieder auf vielen Nebenwegen an die Stelle führen, wo sie sich gefunden hatten. Hier nahm der Alte die Kapuze von Fredericos Haupt und kehrte auf andern Wegen nach Hause zurück.

Ungefähr sieben Jahre währte dieser schöne Bund zweier schöner Herzen, und die beiden Liebenden genossen jede Lust, die aus der innigsten Vereinigung guter, treuer Herzen entspringt. Frederico fühlte, daß er der beglückteste und seligste Liebende auf der ganzen Erde sei.

Aber das grausame Schicksal, das nicht ertragen kann, daß Liebende lange Zeit glücklich miteinander leben, trennte durch den Tod des Jünglings diesen schönen, innigen Bund: ein bösesartiges Fieber ergriff Frederico, und alle Versuche der Ärzte, ihn zu retten, waren vergeblich. Sieben Tage lag er darnieder, dann starb er zum größten und herbsten Schmerze seiner schönen Herrin, die ihn mehrere Jahre hindurch Tag und Nacht mit den bittersten Tränen beweinte.



D I E N A C H T I G A L L

Von Joh. Christ. Rost. (Gestorben 1765). Mit zwei Zeichnungen von Otto Linnekogel.



ergebens wird bei Tag und Nacht
Der Schönen güldnes Vlies bewacht;
Dies ist verlorne Müh'. Sobald von Lust gerühret
Ein Mädchen erst geheime Flammen spüret,
So glückt's dem muntern Jüngling leicht,
Der zu gefallen weiß, an Witz dem Jason gleicht,
Die Schwierigkeiten zu besiegen

Und Wach' und Drachen zu betrügen.
Zumal, wenn selbst des Mädchens List
Und der erfahrene Gott der Liebe günstig ist!

Der Zwang hat Schöne oft um Zucht und Kranz gebracht,
Sie lieben heftiger, je mehr man sie bewacht,
Ihr Herz läßt willig sich verführen
Und hat die güldne Freiheit lieb:
Der Wächter Hut und Gitter, Schloß und Türen
Sind ein zu schwacher Damm für junger Mädchen Trieb.

Im zwölften Jahr sind Schöne schon verliebt:
Was Wunder, wenn es jetzt nicht mehr Agnesen gibt?
Denn jede sucht die Störer im Vergnügen,
Die Argus ihrer Zucht, arglistig zu betrügen.
Ein wollustvoller Blick, gedeckt durch schlaue Tränen,
Ein zärtlich Wort und Seufzen, Klagen, Sehnen,
Ein schmeichelnd Lächeln und ein sanfter Druck der Hand,

Dies alles wird dann angewandt,
Sobald ein Mädchen strebt durch zärtliches Bemühen
Den Jüngling in ihr Netz zu ziehen
Genug davon. Jetzt soll der Leser hören,
Was einstens, niemand zweifelt dran,
Die junge Dorilis getan;
Und dann soll mich sein Urteil lehren:
Ob Schöne, die man zwingt, nicht heimlich Flammen fühlen.

Die Doris mag nun selbst die Rolle spielen
Und zeigen, wie der Vogel sie ergötzte,
Den sie mit List in ihren Käfig setzte.

In Welschland oder doch nicht weit davon
Liegt eine Stadt, den Namen hab' ich nie erfahren,
Vielleicht liegt diese Stadt gar in Utopia,
Doch weiß ich's nicht. Genug, es lebte da
Ein artig Kind von vierzehn Jahren.
Ihr Vater nannte sich Herr Varambon,
Wie ihre Mutter hieß, das will Bokaz nicht wissen.
Wir können auch den Namen leichtlich missen.
Die Tochter ward die junge Dorilis genannt,
Bei der man alles reichlich fand,
Was nach der Mädchenkenner Lehren
Ein junges Mädchen braucht, des Jünglings Ruh' zu stören.

Ihr Aug', ihr schöner Arm, des weißen Busens Pracht
Schien, wie ihr Mund, zur Lust gemacht.
Es blühten Lilien auf den Wangen
Und Rosen, die erst aufgegangen.
Zwar ihren größten Reiz verhüllt ein modisch Kleid,
Doch ihn verriet die äußere Trefflichkeit.

Bei so viel Reiz kann's Schönen zwar im Wählen
Doch nicht an jungen Buhlern fehlen.
Auch Doris war zwar vieler Wünsche Ziel,
Doch Richard war's allein, der ihr gefiel,
Durch Blicke, die weit mehr als Blicke sagen,
Durch Seufzen und verstellten Schmerz
Erobert' er in wenig Tagen
Der schönen Doris' junges Herz.
Sie liebten sich. Er fand in Doris' Zügen,
Und sie in ihm ihr Glück und ihr Vergnügen.
Bald aber schleicht sich ein schmachthendes Verlangen,

Ein heißer Wunsch in ihre Küsse ein,
Und beide, da sie kaum zu lieben angefangen,
Verlangen mehr als nur geküßt zu sein.
Was denn? Das brauch' ich nicht zu sagen,
Danach wird auch kein kluger Leser fragen.
Jedoch ein Umstand war den Liebenden zuwider
Und schlug fast alle Hoffnung nieder.
Die Doris ward mit Sorgfalt auferzogen,
Sie mußte stets wo ihre Mutter sein,
Die war der Tochter zu gewogen
Und ließ die Dorilis bei Tage nie allein.
Bei Nacht schlief sie stets nah an der Mutter Bette:
Die Tochter, die so gern allein geschlafen hätte,
Wünscht heimlich sich von diesem Zwange frei,
Wünscht mindere Zärtlichkeit und mütterliche Treu'.
Dergleichen Sorgfalt ist für Kinder nur,

Für Mädchen nicht von vierzehn Jahren,
Die, was die Mutter einst erfuhr,
Voll Sehnsucht wünschen zu erfahren.
Auch Doris ward es überdrüssig,
Sie brachte alle Tage müßig
Und ungeküßt und traurig zu.
Der mütterliche Ernst stört der Verliebten Ruh',
Kein Augenblick ist abzurechen,
Sich mit dem Liebling zu besprechen.
Zwar manchmal, wenn er seine Schöne fand,
Drückt im Vorübergehen er Doris' weiche Hand,
Oft wird ihr auch ein sanfter Kuß geraubt,
Doch weiter ist ihm nichts erlaubt.
Wieviel bleibt nicht bei diesem Mißgeschick
Für der Verliebten Wunsch zurück!
Doch einst, im größten Schmerz, von Doris fern zu sein,
Traf ihr vergnügter Freund die Schöne ganz allein.
Hier sprach er unbehorcht: „Was helfen meine Triebe?
Was nützt mir der Doris Gegenliebe?
Das Glück verfolgt mich zu scharf!
Was nützt es, dich zu sehn, wenn ich nicht reden darf?

Selbst wenn ich klagen will, dein Mitleid zu erwecken,
So hindert mich der Zwang, mein Herz dir zu entdecken.
Mußt du denn stets bei deiner Mutter sein?
Weißt du denn nicht von ihr dich zu befreien?
Du würdest leicht ein Mittel finden können,
Allein, du liebst mich nicht!“
„Ach, wär' ich falsch zu nennen,
So würd' ich, den Verdacht zu rächen,
Sprach Doris, härter mit dir sprechen.
Doch bin ich dir zu gut, darum vergeb' ich dir,
Entdecke mir nur erst: Was forderst du von mir?“
Er sprach: „Mir fällt kein bessres Mittel ein,
Als dies: Du mußt vor allen Dingen
Dein Bette dort in jene Laube bringen,
Da find' ich dann, wenn alles wird in Schlummer sein,
Dich, meine Doris, ganz allein.
Ich habe dir viel Wichtiges zu sagen,
Doch darf ich's nicht in andrer Beisein wagen.“
Die Schöne lächelte. Ein Seufzer und ein Blick
Gab die Bewilligung zu ihres Richards Glück.
Die Liebe, die selbst Spröde weiß zu zähmen,
Gibt auch den Schönen oft Verstand.
Durch sie glückt's Doris auch, daß sie ein Mittel fand,
Sich Richards Wunsche zu bequemen.

Es wird von ihr die nächste Nacht
Aus Schalkheit schlaflos zugebracht,
Sie seufzet, ächzet, weint, bewegt sich hin und wieder,
Klagt über Mattigkeit der Glieder.

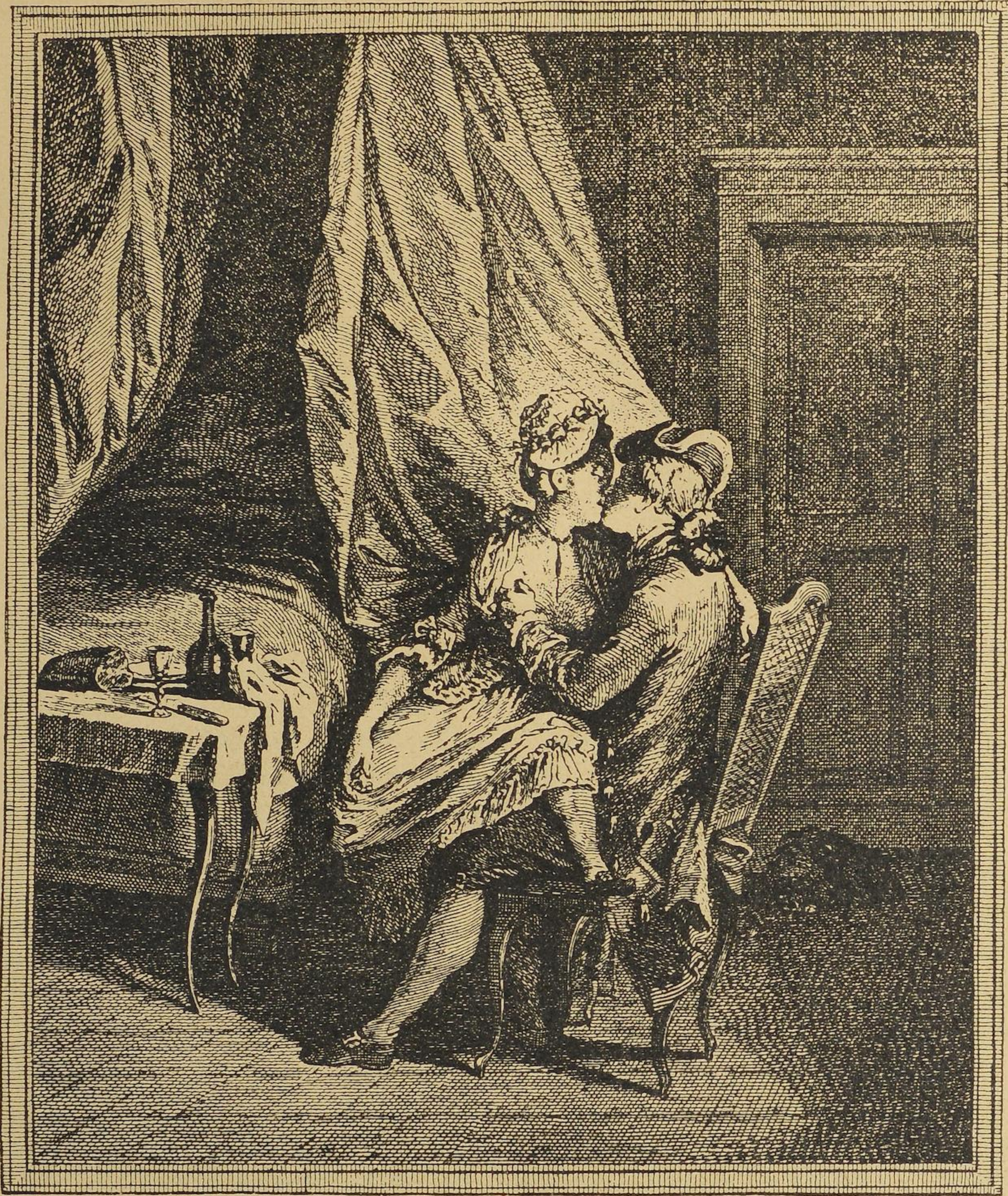
Und Varambon, der ihre Klagen hört,
Wird selbst in seinem Schlaf gestört.
Sie wacht. Ist dies wohl wunderbar zu nennen?
Ein Mädchen, das sich fühlt, wird selten schlafen können!

Sobald der Tag war angebrochen,
Klagt sie, daß Mücken sie gestochen,
Und sagt zur Mutter, die selbst nichts von Witze weiß,
Die Kammer sei ihr viel zu heiß.
„Ach, dürft' ich“, spricht sie ganz bewegt,
„Mein Bette nicht in jene Laube bringen?
Da ist es kühl, da hör' ich auch die Nacht'gall singen,
Die in der Dämmerung dort in der Hecke schlägt.“
„— — — In jene Laube?“ — „Ja, da wird es kühler sein.“
— — — „Gut, aber Varambon . . . ich will ihn erst befragen.“

Indessen, wird es dir von ihm gleich abgeschlagen,
So willige doch ich darein!“
Der Alte wird gefragt, doch Väter seinesgleichen
Sind gegen junge Töchter hart.
Auch Varambon ist nicht durch Bitten zu erweichen.
Ob Doris gleich nicht Kuß und Tränen spart.
Die Mutter selbst vergißt, aus Liebe für ihr Kind,
Daß Nacht und Freiheit oft den Schönen schädlich sind,
Und hilft, allein umsonst, durch sanftes Backenstreicheln
Zu ihrer Tochter Ruh' den harten Alten schmeicheln.
Der Männer Widerspruch erhitzt der Weiber Blut,
Auch Doris' Mutter nimmt die Zuflucht zu der Wut,
Umsonst sucht Varambon ihr noch zu widerstreben,
Die Furcht vor ihrem Zorn befiehlt ihm nachzugeben.
Zwei Worte spricht sie nur: „Ich will!“

Und schüchtern schweigt der Alte still.
Darauf folgt der Mutter Wink die Tochter willig nach
Und ändert gleich ihr Schlafgemach.
Dem Richard wird die Nachricht gleich gebracht,
Der dem Vergnügen künft'ger Nacht
Voll Hoffnung schon entgegenlacht.
Ein jeder Augenblick scheint Liebenden zu lang:
Auch Richard seufzt und wünscht der Sonnen Niedergang.
Sobald die Nacht ihm läßt den schönsten Wunsch gelingen,

Eilt er, als Nachtigall der Doris vorzusingen.
Im Bette trifft er gleich die Schöne schmachkend an . . .
Doch, was er da bei ihr getan,
Ihr Zeit und Schlummer zu vertreiben,
Das braucht dies Blatt nicht zu beschreiben.
Genug, die Doris war von vierzehn Jahren!
Die Lust, die ihn bei ihr entzückt,
Wird viel zu schwach hier ausgedrückt.
Wer sie gern wissen will, ist wert, sie zu erfahren.
Trost durch die ganze Nacht sang Nachtigall ihr vor



Nach einem alten englischen Kupferstich

Und reizte Doris' lüstern Ohr.
 Sie selbst gestand: Es sei in allen Sträuchen
 Mit dieser keine zu vergleichen.
 Doch da sein Ton zu oft erklang,
 Geschah es, daß er müd in Doris' Arme sank.
 Sie selbst, die Schöne, ward bei dem verliebten Liede
 Des Hörens zwar nicht satt, des Wachens aber müde.
 Kurz, beide schliefen ein, und Varambon erwacht.
 Sogleich wünscht er zu sehen, was seine Tochter macht,
 Er, den nicht mehr die Lust, die mich noch rührt, entzündet,

Schleicht zu der Doris hin, die er entschlummert findet.
Es trifft der alte Ehrenmann
Die Tochter unbedeckt in Richards Armen an.
Oh, hätt' ich sie an seiner Statt erblicket,
Wie hätte mich der Doris' Reiz entzücket!
Ihn rührt er auch, jedoch aus Eifer nur.
So nackend, wie man uns, im Schatten junger Bäume,
Die ersten Eltern malt, im Stande der Natur,
So lag auch Doris hier, gewiegt durch sanfte Träume.

Kaum fand der Alte sich vor Schrecken,
So eilt er gleich, die Mutter aufzuwecken,
Die Varambon noch schlafend fand.
„Kind,“ ruft er, „denke doch, der Doris ist's gelungen,
Der Sprosser ist bestrickt, der hier so oft gesungen,
Komm. Doris, die ihn fing, hält ihn noch in der Hand!“

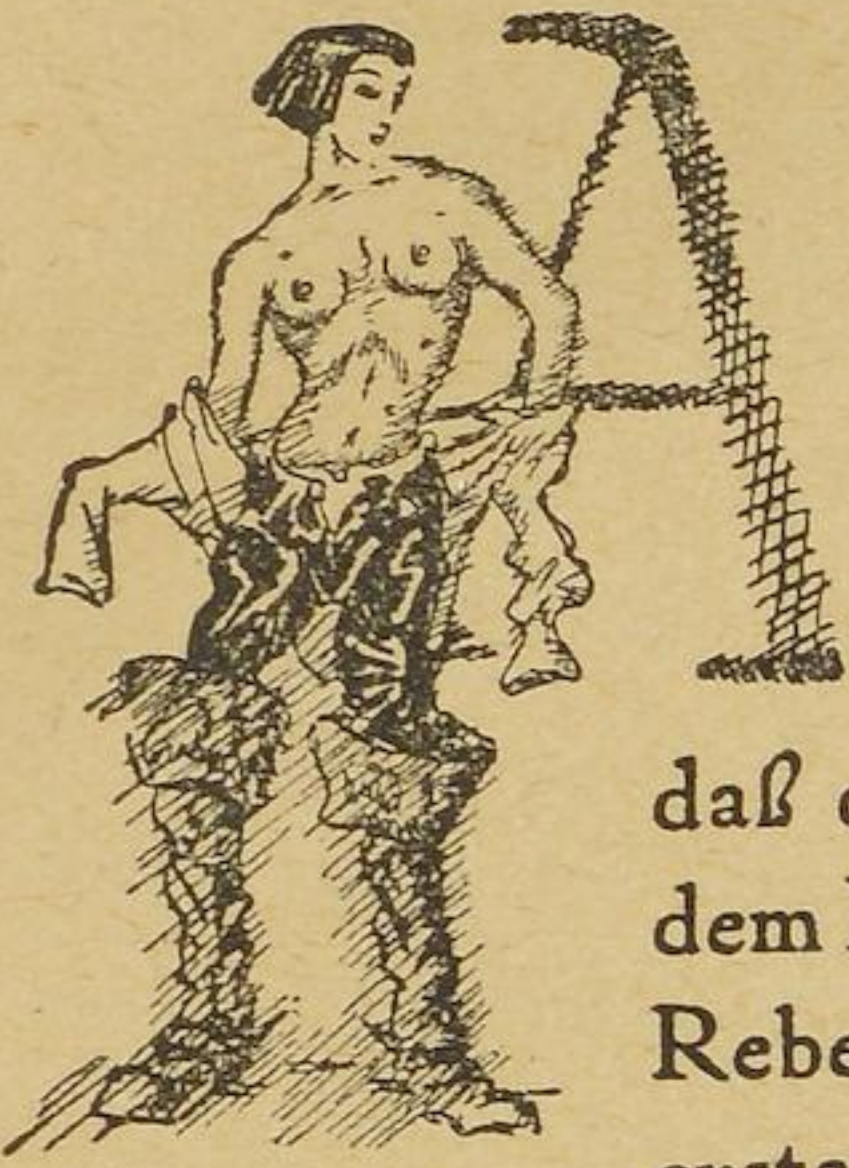
„Den Sprosser? Wie? Wer hätte das gedacht!
Wie hat das Mädchen das gemacht?
Er pflegte durch sein Lied mich oft vom Schlaf zu wecken,
Ist er denn groß, wird er auch Junge hecken?“
„Vielleicht,“ sprach Varambon, „allein, nimm dich in acht,
Damit nicht dein Geschrei den Vogel schüchtern macht!“
Voll Neugier folgt sie ihm, und sieht mit neid'schem Blick
Den Sprosser, und in ihm der schlaunen Tochter Glück.
Als Weib will sie durch Schmähn den Schimpf der Doris rächen:
„Du Schänder!“ ruft sie aus und will noch weitersprechen,

Allein, der kluge Greis verweist sie zur Geduld
Und sagt: „Was hilft dein Zorn? Du selber hast die Schuld.
Du weißt, ich wollte nicht der Tochter Wunsch gewähren,
Doch du bewilligst erst der Doris' schlaue Begehren.
Dein Eifer kommt zu spät, umsonst sind Fluch' und Drohn.
Wir sehn in Richard nun den künft'gen Schwiegersohn.
Kein Mittel weiß ich sonst, als wie ich schon befohlen,
Den Priester und Notar beizeiten herzuholen.“

Gleich kommt der Priester an, begleitet vom Notar
Und Richard ward ihr Mann, der erst ihr Buhler war.
Sobald sein Jawort ihn der Schönen zugesellt,
So weicht bei Doris' Glück der beiden Alten Trauer.
Der Alte ruft: „Nun ist die Nachtigall im Bauer,
Sie singe nun, solange es ihr gefällt.“

DIE SCHIFFER ODER DIE RÜHRENDE HISTORIE VON FELICE UND ANGELIKA

Von Sergej Ausländer. Mit einem Gedicht von Michael Kusmin. Deutsch von Johannes v. Guenther.
(Mit zwei Zeichnungen von Karl Ritter).



Als die wohledle Madonna Angelika von ihrer alten Dienerin erfuhr, daß die Verschwörung, von der schon lange gemunkelt wurde, ausgebrochen, und daß die Stadtwache am Dome dem Drucke der anstürmenden Rebellen nachgegeben, war ihr erster Gedanke Felice, dessen Vater, Paoli Lasci, wie bekannt, einer der einflußreichsten Führer der diesmal unterlegenen Partei der Guelfen war.

Und lebte Felice auch mit seinem Lehrer in einer Villa in der Nähe von Marino, so wurde doch die Gefahr hierdurch nicht etwa kleiner, im Gegenteil, sie konnte durch die völlige Einsamkeit größer werden, denn da war kein Freund, der gegebenenfalles verstanden hätte, die Großmut der Sieger zu erwecken, oder die gegen den Vater gerichtete Erbitterung, die so leicht auf den Sohn übergreifen konnte und möglicherweise zu einem tragischen Ende geführt hätte, zu beschwichtigen.

Im übrigen war die Lähmung der Furcht, die anfangs Angelika überfiel, nicht von Dauer, denn sie schrieb nicht nur Gedichte und las in den griechischen Sängern, sondern sie war ebenso mutig als entschlossen, wie es auch der Tochter eines Soldaten geziemt, der viele berühmte Feldzüge angeführt und ihnen all seinen Reichtum und Einfluß verdankte.

Angelika verbarg ihre dichten, hellen Haare unter einer runden Kappe, vertauschte ihre anmutigen Frauengewänder gegen den groben Anzug eines Knaben, sattelte selber ihre graue, schwarzgeleckte Stute und kam, nachdem sie glücklich durch die Straßen Pisas gesprengt war, wobei sie mehrere Male fast in ein Handgemenge hereingeraten wäre, auf die sandige Straße, die entlang dem Meere führte.

Es war schon völlig dunkel, als endlich aus den tiefen Gärten die spärlichen Lichter Marinos sichtbar wurden. Die Villa der Lasci

lag ein wenig abseits und dicht am Meeresufer. Kein Diener war auf dem geräumigen Hofe, kein Licht in den Fenstern, und eine jähe Angst preßte für einen Augenblick das Herz Angelikas zusammen, denn das Haus schien ihr bereits verlassen. Nachdem sie ihr Pferd an einen Ring gebunden hatte, stieg sie die Stufen herauf, öffnete die Haustüre und betrat die dunkle Vorhalle. Aber schon während sie den ersten Saal durchschritt, gewahrte sie ein schwaches Licht, das durch eine Ritze jener inneren Türe drang, die zum Zimmer Felices führte. Und als dann auf das Geräusch ihres Klopfens hin ein schlanker und schmaler Knabe, der fünfzehn Jahre alt sein konnte, die Türe öffnete und mit erstauntem Gesichte ihr ungewöhnliches Gewand betrachtete und durchaus nicht sofort darin die wohledle Madonna Angelika erkannte, da wäre sie fast in Ohnmacht gefallen, denn sie fühlte eine plötzliche Schwäche in allen ihren Gliedern, freilich war es wohl auch die freudige Beschämung, daß sie Felice gesund und heil vor sich sah.

Fattius, der alte Lehrer Felices, hob den Kopf und bemühte sich, über seine Brillengläser hinüberblinzeln, den unerwarteten Ankömmling zu erkennen, denn die beiden jungen Menschen standen einander immer noch regungslos in der Türe gegenüber, so groß war ihre Verlegenheit. Endlich verlor der Alte die Geduld und stand von seinem Platze auf, und als er dann Angelika erkannte, rief er nicht ohne Bewegung: „Heilige Mutter! Madonna, was führt um diese Zeit Deine Gnaden zu uns? Was für ein Anblick!“

Doch da er gewahrte, daß die Jungfrau vor Müdigkeit fast umfiel, ließ er seine Fragen, ergriff ihre Hand und setzte sie in den Sessel dicht am Feuer, dann befahl er Felice Wein herbeizuholen, ihr die schweren und schmutzigen Reiterstiefeln auszuziehen und die Beine mit einer besonderen Salbe einzureiben, die gleichzeitig erwärmte und dem Körper die Kraft zurückgab.

Der Jüngling kniete vor ihr nieder und berührte, da er ihre bis zu den Knien entblößten Beine einreiben mußte, mit großer Zaghaftigkeit den Körper Angelikas. Und diese leichte Berührung, die ganz wie eine erste, wenn auch ungewollte Liebkosung war, erschien der Madonna Angelika süßer als die allerkünstlichsten Küsse, und es waren mithin nicht nur die Wärme und die wenigen Tropfen Wein, die Fattius ihr zu trinken befahl, die ihre Wangen rot färbten.

Als Madonna Angelika ihre Mattigkeit und Schwäche überwunden hatte, gedachte sie des schrecklichen Grundes, der sie hergeführt. Vergebens sagte der Alte, der sie zu beruhigen suchte, daß, bevor die Feinde nach Marino kämen, die Macht dreimal von den Ghibellinen zu den Guelfen übergehen könnte und wieder zurück — es half nichts, die Jungfrau blieb starrköpfig, ja endlich erklärte sie sogar, wobei sie zu einer falschen Aussage griff, Paolo, der Vater Felices, hätte sie gebeten, den Sohn zu retten, und ihren Plan, sich auf ein vorüberfahrendes Schiff zu retten und mit ihm zu versuchen, das nächste Ufer zu erreichen, gebilligt. Fattius überlegte und fand schließlich, daß dieser Vorschlag nicht unvernünftig sei.

Fattius begleitete die Reisenden bis ans Ufer, und lange noch waren seine letzten Ermahnungen hörbar, die er ihnen nachrief, als schon das Boot mit Felice und Angelika, das der flink mit dem Unwetter fertig werdende Diener lenkte, längst ins offene Meer steuerte.

Der Diener lenkte das Boot geschickt auf die Signalf Feuer des ersten vorüberfahrenden Schiffes zu und schrie bereits von weitem: „He, haltet an! Der wohledle Felice Lasci will euch die Ehre erweisen, euer Verdeck zu betreten!“

Und da der Name der Lasci selbstverständlich allen, die irgendwelche Geschäfte in Pisa hatten, bekannt war, so unterwarfen sich die Schiffsleute, ungeachtet der Schwierigkeiten, bei so heftigem Winde anzuhalten, dem Befehle, denn sie bedachten, daß der Dienst, den sie dem Sohne erwiesen, vom Vater sicherlich vergolten werden würde. Der Kapitän, der eine gelbe Zipfelmütze und eine blaue Jacke trug, begrüßte die Neuangekommenen mit ausgesuchtem Respekt. Er sagte, daß selbstverständlich das ganze Schiff dem Herrn zu

Diensten stünde, daß aber leider alle Räume bereits mit Passagieren belegt seien, die sich außerdem schon zur Ruhe begeben hätten, und daß mithin für die erste Nacht der Herr und sein Page sich mit einer kleinen Seitenkajüte begnügen müßten, in der freilich nur ein Bett stünde, aber allerdings ein zweischläfriges Bett. Da die Laterne trübe brannte, konnte er nicht sehen, wie verlegen Herr Felice und sein schöner Page erröteten. Mit Verbeugungen geleitete er sie über die schlüpfrige Treppe, wünschte ihnen eine geruhssame Nacht und ließ sie allein.

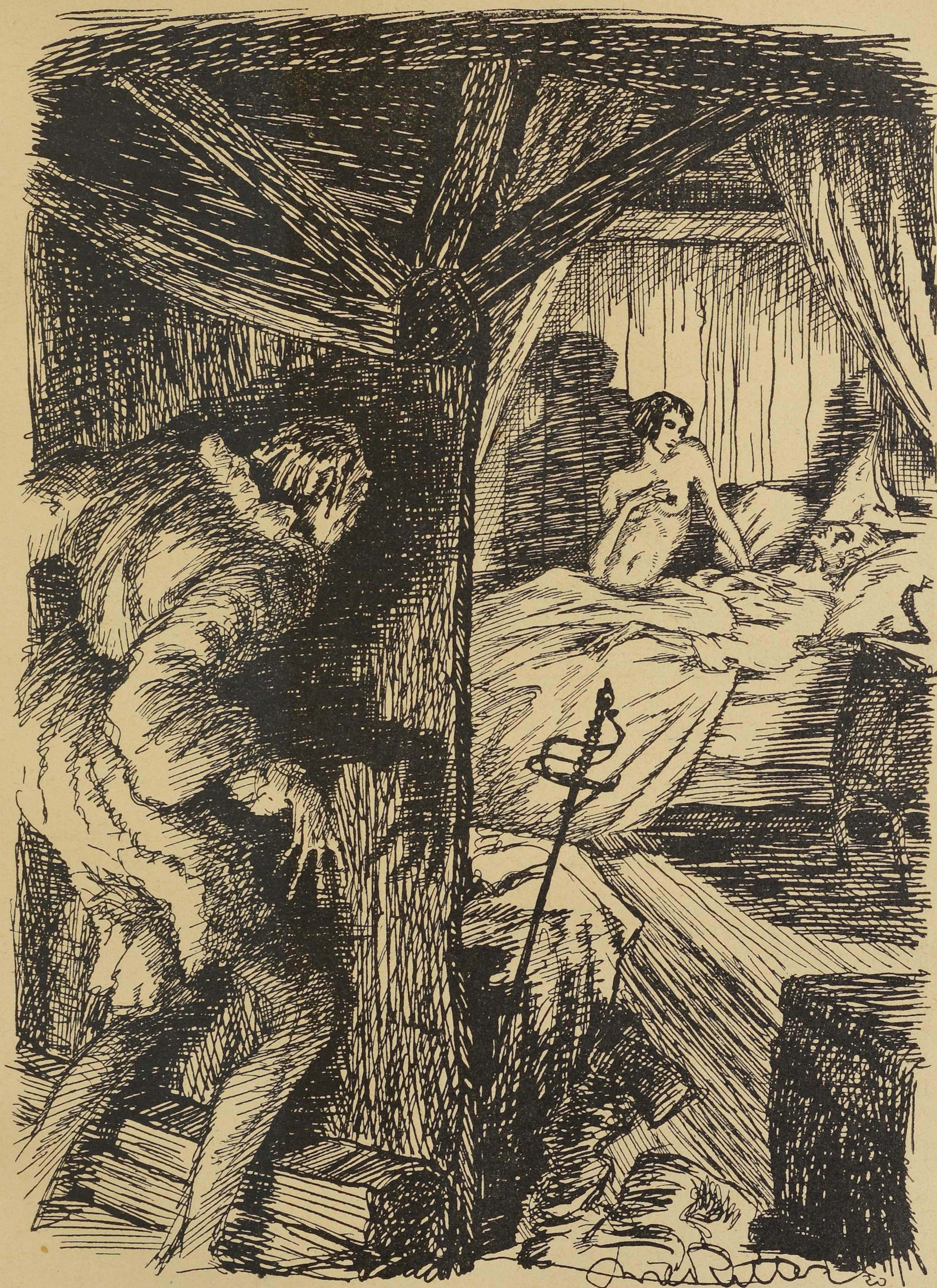
Angelika unterbrach als erste das qualvolle Schweigen. „Ich denke, es wird das Verständigste sein — sagte sie und schlug die Augen nieder —, wenn wir uns dem Schicksal unterwerfen, und wenn wir die Rollen, die es uns so unerwartet auferlegt hat, bis zu Ende durchführen . . .“

„Gewiß, und außerdem sagte er ja, es sei nur für eine Nacht“ — erwiderte Felice und wieder brach das Schweigen an.

„Vielleicht willst du dich niederlegen? Ich helfe dir, dich ausziehen. Und vergiß meinen neuen Namen nicht — ich heiße jetzt Pietro . . .“ Mit diesen Worten half sie ihm, die Füße von den schweren Stiefeln zu befreien, und nestelte mit schüchternen Fingern die Mantelschnalle auf, die anderen Gewänder wagte sie nicht zu berühren.

Und so legten sie sich schweigsam nieder, ohne mehr als ihre Oberkleider abzuwerfen, und verbrachten die ganze Nacht unter einer Decke, ohne sich zu rühren, da ein jedes Furcht hatte, das andere zu berühren.

Der Zufall und die Gefahr brachten auf diesem Schiffe die nach Stellung, Vermögen und Bildungsgang allerverschiedenartigsten Leute zusammen und machten sie für eine Weile gleich. Den Priester warf es mit der Kurtisane Ciarocca zusammen, die sich die Haare färbte und sich rühmte, eine edle Dame zu sein, obwohl böse Zungen behaupteten, sie wäre nichts weiter als eine Jüdin aus Genua. — Einige Kaufleute, die hauptsächlich mit ihrem Vermögen prahlten, eine Truppe wandernder Gaukler, ein Barbier, ein Poet aus der Zahl derer, die man für einen Lire dingt, und der junge Philosoph Corrado, dessen Gesicht hochmütig war, und dessen Finger beider Hände



sich vor Ringen nicht biegen konnten — diese alle, die dank der Enge des Raumes und der herrschenden Langeweile zu einer Gesellschaft verschmolzen waren, begrüßten mit Neugierde und mit Freude am Morgen des nächsten Tages die neugekommenen Reisegefährten.

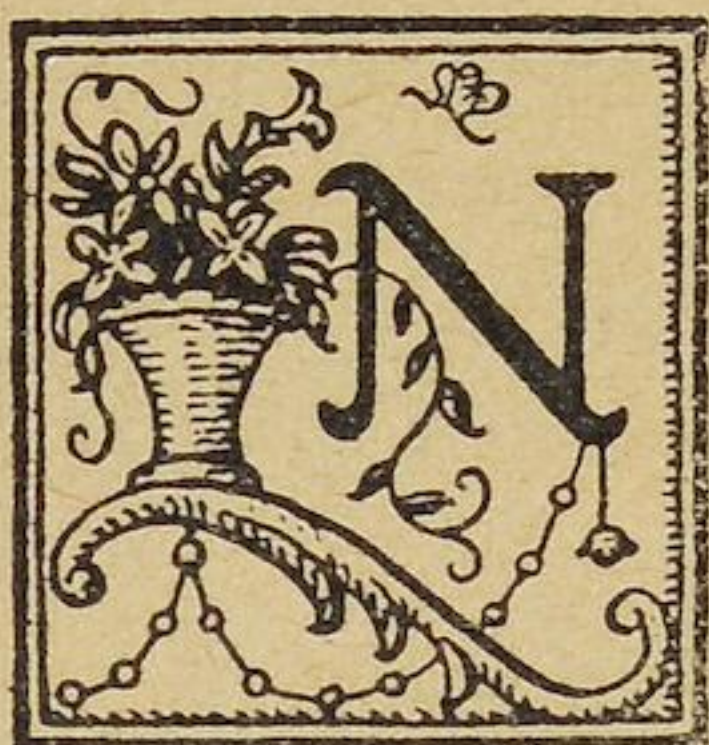
Die nicht sehr abwechslungsreichen Zerstreungen bestanden außer der Frühmesse und den geschickten Späßen der Gaukler im Geschichtenerzählen, wobei ein jeder nach der festgelegten Reihenfolge den anderen etwas erzählen mußte, und die alte Regel, nach der

eine jede Geschichte entweder belustigend oder bewegend, jedenfalls aber belehrend sein mußte, nicht außer acht gelassen werden durfte. Am ersten Abend erzählte der Mönch, wie im spanischen Lerida, wo er mehrere Jahre lang als Sekretär der Heiligen Inquisition gewirkt habe, der älteste Vorsteher, namens Don Pedro, dessen asketische Lebensweise berühmt war, lange Jahre mit dem Teufel gekämpft habe und wie er dann, obwohl er Zeit seines Lebens alle jene Versuchungen, denen häufig auch die Brüder des Heiligen Ordens erlagen, siegreich



N A D I N E

Eine Erzählung in Priors-Manier. Ch. M. Wieland 1762. (Mit drei Zeichnungen von A. Woelfle.)



Nadine, komm und misch' in deinen Kuß
Den Zauberton, der Philomelen
[gleichet,
Indes die Nacht mit unbemerktem Fuß
Den jungen Tag in Florens Arm
[beschleicht.

Ein Augenblick wird schon zu teu'r
Sie fliehn, sie fliehn mit Flügeln an den Füßen, [versäumt;
Die Stunden fliehn, die unter unsern Küssen
Ein Quincica am Quell der Lust verträumt.

Hat meinen letzten Hauch dein Mund einst aufgeküßt,
Was folget uns ins öde Reich der Schatten?
Ach! die Erinnerung, was wir genossen hatten,
Ist mehr vielleicht, als dann uns übrig ist."

So spricht Amynt und drückt, indem er's spricht,
An ihren Schwanenhals sein glühendes Gesicht
Und fühlt, vom Arm der Liebe sanft umwunden,
Den ganzen Wert der eilenden Sekunden.

Mit Augen, wo die Traurigkeit
In süße Wollust schmilzt, verschämt, doch hingerissen
Von eurer Macht, Natur und Zärtlichkeit,
Entwind't sie lässig nur sich seinen heißen Küssen.

Die schlaue Nacht zieht jüngerlich bescheiden
Ein Wölkchen, wie vom dünnsten Silberflor,
Dem Seitenblick der spröden Luna vor;
Ein Rosenbusch wächst schnell um sie empor,
Und ungesehn umflattert sie ein Chor
Von Liebesgöttern und von Freuden.

Nur einer aus der kleinen Schar,
Ein junger Scherz von dreisterem Geschlechte,
Den eine Grazie dem schönsten Faun gebar,
Setzt schalkhaft auf dem braunen Haar
An deiner Stirn, Nadine, sich zurechte.

Amynt wird ihn zuletzt gewahr
Und will den losen Gaukler fangen;
Allein der Scherz, der leicht von Füßen war,
Entschlüpft und flieht in eins der Grübchen ihrer Wangen.

Aueh hier verfolgt ihn Amynt.
Nun, denkt er, soll mir's doch in ihren Lippen glücken!
Ja! wäre nicht sein Gegner schnell besinnt,
Den kleinen Gott mit Küssen zu ersticken.

Er zappelt wie ein junger Aal
Im feuchten Netz, und schlägt und sträubt sich mit den Flügeln,
Bis zwischen sanft erhabnen Hügeln

Vom warmen Schnee ein dämmernd Rosental
Sich ihm entdeckt. — Er glitscht an einer Leiter
Von Bändern unvermerkt herab.
Umsonst! Der Mund, der keine Rast ihm gab,
Folgt ihm durch Berg und Tal und treibt ihn immer weiter.

Wohin, o Venus, soll er fliehn?
Wo kann er zu entinnen hoffen?
Wie soll er sich der Schmach, erhascht zu sein, entziehn?
Wo ist noch eine Zuflucht offen?

So wie ein Reh, vom frühen Horn erweckt,
Mit raschem Lauf, der kaum das Gras berührt,
Von Bergen flieht, dann steht, die Ohren reckt,
Dann schneller eilt, vom Nachhall fortgeschreckt,
Und sich zuletzt in einen Hain verliert,
Wo krauser Büsche Nacht ihm seinen Feind versteckt:

So eilt der schlaue Scherz, ganz atemlos vor Schrecken,
So leis er kann, in eine Freistatt sich,
Wo ihn sein Jäger sicherlich
Nicht suchen werde, zu verstecken.

Der Flüchtling glaubt in Paphos tiefstem Hain,
Wo, unentdeckt sogar bei Sonnenschein,
Sich Amor oft an Spröden schon gerochen,
Glaubt in Cytherens Heiligtum,
In Dadals Labyrinth, ja im Elysium
Nicht sicherer zu sein, als wo er sich verkrochen.

Allein der Liebesgötter Schar,
Die, Bienen gleich, doch unsichtbar,
In Trauben an Nadinens Wangen,
An ihrem Rosenmund, an ihrem Busen hängen,
Bemerkten bald die reizende Gefahr
Und schrien laut — als es zu späte war:
Ach, Brüderchen, du bist gefangen!



überstanden hätte, einmal doch unterlegen wäre und sich, von einer jungen Hexe verlockt, öffentlich vor den Augen der ganzen Stadt in die Flammen des Scheiterhaufens geworfen und dort im Feuer sich mit dem jungen Weibe gepaart hätte und so untergegangen sei, wodurch er großes Ärgernis hervorgerufen hätte.

Die Erzählung wurde mit großem Interesse angehört. Darauf jedoch erklärte der Kapitän, daß es schon längst Zeit sei, die Lichter zu löschen und sich zur Ruhe zu begeben, und somit begaben sich alle in die ihnen angewiesenen Räumlichkeiten.

Die letzten von allen waren Felice und sein Page. Endlich aber mußten auch sie die allgemeine Kajüte verlassen und waren wieder allein, was sie, wie nach einer Übereinkunft, den ganzen Tag über vermieden hatten. Der Jüngling war sehr bleich und schien im äußersten Maße erschöpft zu sein, und so sagte Angelika, einzig vom Gefühl des Mitleids hierzu bewogen: „Auch diese Nacht wird dir wieder keine Ruhe bringen, wieder keinen Schlaf, wenn du nicht, wie du es zu Hause gewohnt bist, deine Kleider ablegen wirst. Ich dagegen bin bereit, die ganze Nacht auf dem Verdeck zu ver-

bringen, um nur deine Ruhe nicht zu stören.“ Aber dieser Vorschlag versetzte Felice in Bestürzung. Vielleicht fürchtete er sich davor, allein bleiben zu müssen, und so engegnete er ihr mit größerer Entschlossenheit, als die gewöhnliche Höflichkeit erfordert hätte: „Ich werde sowieso nicht einschlafen können, wissend, daß du draußen im Sturm und Regen schauern mußt.“ Er ergriff ihre Hand, um sie nicht fortzulassen, und es schien, er würde sogleich in Tränen ausbrechen. Angelika mußte ihn beruhigen, als wäre er ein Kind, und so sprach sie: „Ich versprach deinem Vater, dich zu behüten, und ich werde alles tun, was du willst. Dennoch mußt du dich entkleiden, wie es sich gehört. Ich werde mich abwenden und nicht hinsehn.“

Felice ließ sich nicht lange bitten. Gehorsam legte er ein Kleidungsstück nach dem anderen ab. Angelika jedoch, die mit dem Rücken zu ihm saß, half ihm bald jene Schnalle lösen, bald jenen widerspenstigen Knoten aufbinden, wobei sie mit der Hand rückwärts griff und sich mit Tasten zurechtfinden mußte. Heiter und ungezwungen plaudernd, legten sie sich so nieder, obwohl sie noch immer vermieden, einander

selbst insgeheim anzublicken; Felice lag an der Wand, Angelika jedoch auf der Seite, wo die Tür war. Erst als ein langsames Atmen erraten ließ, daß der Jüngling eingeschlafen, entschloß sich Madonna Angelika ihr Versprechen zu brechen und ihn anzublicken. Sein weißes Hemd, die seidigen Haare, der schlanke Hals, die Wangen, die wie blasse rosene Blumenblätter waren, machten, daß der Anblick eher an ein Mädchen erinnerte als an einen Jüngling.

Lange konnte sich Angelika nicht von dem Anblick seines durch seltsame Schönheit erregenden Gesichtes losreißen, endlich sank sie wie geblendet, aber immer noch nicht befriedigt, auf ihr Kissen zurück. So lag sie einige Minuten, um danach von neuem, den Atem anhaltend und sich auf ihre Ellenbogen stützend, den Anblick zu genießen und dann wiederum völlig ermattet hinzusinken.

Aber es geschah, daß in dem Raum neben der Kajüte, in welcher Felice und Angelika untergebracht waren, Corrado wohnte. Aus Neugierde lauschte er, da die Zwischenwand nur dünn war, ihren Gesprächen, und so brachte er mühelos das Geheimnis der jungen Reisenden in Erfahrung. Mit dem Auge an einer Ritze beobachtete er die ganze Nacht hindurch den stummen Kampf der schönen Madonna Angelika vor dem unbeweglichen Körper ihres gleichgültigen und gefühllosen Liebsten. Ihre ungeübte Leidenschaftlichkeit, ihre Schönheit und ihre Jugend (war doch Angelika kaum siebzehn Jahre alt) rührten ihn und erregten ihn.

Den ganzen nächsten Tag über setzte er den jungen Pagen häufig in Verlegenheit, indem er sich bald mit Fragen an ihn wandte, die wohl unter zwei Männern natürlich waren, die jedoch das Mädchen, das in einer strengen und edlen Familie aufgewachsen war, fast bis zu Tränen erröten machten.

Selbst als alle sich versammelt hatten, um die gewohnte Erzählung anzuhören, konnte sich Angelika seinen Nachstellungen nicht entziehen, denn er setzte sich dicht neben sie und bat sie entweder laut, ihm die Hüfte zu kratzen, oder er preßte unbemerkt ihr Bein, oder er berührte, als geschähe es unwillkürlich, ihre Brust, und so wurde er mit jedem Augenblick leidenschaftlicher, das Mädchen aber wußte nicht, wohin vor Angst und Scham, mußte sie doch befürchten, daß die Rolle, die sie spielte, und die jetzt, nach

den zwei Nächten, die sie zusammen mit Felice, der kein Knabe mehr war, verbracht, einen recht zweideutigen Charakter bekommen hatte, aufgedeckt werden würde.

Monna Ciarocca begann, wollüstig seufzend, ihre Erzählung von den drei Jünglingen, die zu verführen sie sich einst entschlossen hatte; wie sie des Nachts ohne die geringste Bekleidung zu ihnen in ihr Zimmer, wo sie zu dritt schliefen, gekommen sei; wie alle darauf die Flucht ergriffen, der eine durchs Fenster, der andere unter den Tisch und der dritte, indem er ins Bett sprang; wie sie diesen dort überrascht; wie er sich losgerissen und nur der dabei herabstürzende Betthimmel sie vereinigt und dem Ganzen zum befriedigenden Ausgang verholfen hätte; und wie dann seine zwei Kameraden erstaunt waren, als sie ihn völlig unbeschädigt wiedersahen.

All das wurde von ihr sehr lebendig wiedergegeben, und man fand ihre Erzählung nicht nur rührend, sondern auch in genügendem Maße belehrend; nachdem dann noch ein wenig darüber gesprochen worden war, trennten sich alle.

Dieses Mal war Angelika eine der ersten, die die allgemeine Kajüte verließ, und sie tat es mit Vergnügen, ohne zu ahnen, wie wenig sie selbst in ihrer Behausung vor der Neugierde des unvermuteten Liebhabers geschützt wäre. Die beiden zogen sich heute ohne weiteres aus, halfen sich lachend, ohne einander anzusehen, und faßten mit ihren Händen nicht dorthin, wohin es sich gehört hätte.

Ungeduldig erwartete Angelika Felices Einschlafen, denn ihre Erregung ließ sich kaum mehr bändigen. Endlich ertönte sein gleichmäßiges Atmen, und sie wandte ihm ihr glühendes Antlitz zu. Und so verführerisch schön sah er mit den geschlossenen Augenlidern und dem entblößten Halse aus, daß sie es nicht mehr ertragen konnte, sich über ihn beugte und ihn schüchtern und völlig flüchtig küßte, aber es genügte, um Corrado, der ja alles sah, außer sich zu bringen; vor Eifersucht glühend und verzehrt von Leidenschaft, stieß er mit dem Fuß so stark an die dünne Zwischenwand, daß das ganze Bett erzitterte und der Jüngling, aus dem Schlaf auffahrend, die Augen öffnete und, da er Angelika so dicht über sich gewahrte, ausrief: „Was geschieht da? O mein Gott! Sinken wir?“

Vergebens bemühte sich Madonna Angelika, ihn flüsternd zu beruhigen, vergebens glättete sie seine Haare und küßte sie ihn, ganz auf ihre Scham vergessend — er bebte und preßte sich immer enger an sie und schluchzte: „Wir sinken, wir sinken! Nicht umsonst kam mir der furchtbare Traum. Sieh, schon tauchen wir ins Wasser!“ Und sie waren so süß, diese schwachen, diese ungewollten Umarmungen, daß Angelikas verliebte List schon nicht mehr darauf aus war, ihn hierin zu bestärken, sondern sie umschlang den zarten Körper immer stärker und flüsterte immer leidenschaftlicher: „Ich bin mit dir! Liebster, Liebster! Ich bin bei dir! Fürchte dich nicht!“ Und so, bald zurückfahrend, bald jedoch sich wieder eng an ihn anschmiegend, schlief sie, erschöpft von den zwei Nächten des Kampfes neben ihm ein.

Den ganzen nächsten Tag über war es trübe, und das Meer war stürmisch wie noch nie während der Fahrt. Die Reisenden blieben größtenteils in den ihnen zugeteilten Wohnräumen, und erst abends, als der Sturm sich ein wenig legte, versammelten sie sich auf kurze Zeit, wobei der Poet statt einer Erzählung eine von ihm erfundene Serenade sang, die das allgemeine Lob fand:

Weiberherz — du gleichst dem Meere,
Längst hat's ein Poet erkannt;
Denn das Meer, dem Mond zur Ehre,
Rennt zum Land, bald flieht's das Land.

Störrisch bald und bald ergeben,
Meer ist dunkel, Meer ist licht;
Kannst dem Schlaf dich drauf ergeben,
Doch vergiß die Segel nicht.

Steuermann, ist er erfahren,
Wirft die Sorgen über Bord,
Führt das Steuer, weiß zu fahren
Heute hier und morgen dort.

Was sind Launen ihm und Brise,
Wind und Sturm und stilles Meer? —
Herz der Bice, Herz der Lisa,
Ist es euch zu lenken schwer?

Corrado kam später als alle anderen, er ging schnurstracks auf Angelika zu, ergriff sie fest

an der Hand, führte sie fast gewaltsam ein wenig seitwärts und fort von Felice und sagte ihr folgendes:

„Deine Schliche helfen dir nicht mehr. Du meinst vielleicht mich betrügen zu können, wenn du darauf bestehst, daß du ein Jüngling bist? Nun gut, dann wollen wir unseren Streit von allen Anwesenden entscheiden lassen! Es ist nicht schwer, sich davon zu überzeugen! Und sollte es sein, daß ich nicht recht habe, so bin ich bereit, jede beliebige Strafe für meine Verleumdung zu erdulden. Bist du einverstanden? So höre: Heute nacht, sobald dein Herr eingeschlafen ist, kommst du zu mir, anderenfalls würde ich mich veranlaßt sehen, alle deine Schliche zu enthüllen! . . .“ Und ganz so schnell, wie er gekommen war, ging er fort, ohne die Antwort abzuwarten. Angelika floh in ihre Kajüte, warf sich auf das Bett und brach in Tränen aus. Felice folgte ihr und begann sie zu trösten, und es gelang ihm, da er sie dieses Mal selber zärtlich umarmte und küßte, gar bald, ohne jedes Wort ein Lächeln auf ihrem geliebten Gesicht hervorzuzaubern. Aber die scheue Zärtlichkeit Felices entsprach keineswegs dem leidenschaftlichen Verlangen, das in den Küssen lag, mit denen Angelika ihn überschüttete, anfangs entzog er sich ihr nur leicht, was sie in ihrer Entrücktheit nicht zu bemerken schien, als aber ihre Umschlingungen immer enger wurden, stieß er plötzlich das Mädchen von sich und lief, das Gesicht in den Händen verbergend, aus der Kajüte, in der sie, völlig verstört und nichts begreifend, zurückblieb. Corrado, der den ganzen Vorgang beobachtet hatte, hielt den Augenblick für günstig, um sich nun seinerseits in die Geschichte einzumischen.

Er benutzte die Verwirrung der Madonna Angelika, die dalag, als hätte sie den Gebrauch ihrer Sinne verloren, und umarmte sie und küßte sie, wobei er Worte der Leidenschaft flüsterte. Angelika wehrte sich anfangs nicht, denn sie kam erst nach einigen Minuten zur Besinnung. „Felice! Felice!“ — waren ihre ersten Worte, als sie jedoch einen anderen neben sich sah, nahm sie alle ihre Kraft, die der Schrecken verzehnfacht hatte, zusammen und stieß Corrado vom Bette. Und noch ehe er sich aufraffen konnte, war sie bereits an der Türe. „Felice! Wo ist Felice?“ wiederholte Madonna Angelika in kläglichem Tone und dachte gar

nicht an ihre Bekleidung, die allerdings zu sehr in Unordnung geraten war, um in diesem Aufzuge fremden Zuschauern vor die Augen kommen zu können. Corrado, dem es erst im Schiffsgang gelang, sie zu erhaschen, rief ihr zornig zu: „Er ist vor dir geflohen, dein Felice! Ist dir das noch nicht genug? Er hat sich vom Verdeck ins Meer geworfen. Lauf nur und fang ihn dort!“ Mit diesen Worten wollte er sie wieder packen, aber sie riß sich los, lief aufs Verdeck und warf sich, als sie die hohe Brüstung erreicht hatte, ohne eine Minute zu zögern, ins dunkle Wasser. Und Corrado, der, blind vor Leidenschaft, keiner Überlegung mehr fähig war, warf sich ihr folgend ins Meer, und sie verschwanden zusammen in den Wogen.

Am Morgen des nächsten Tages erzählte ein Matrose von der Erscheinung, die er des Nachts gehabt hatte. — Zweie, ein Mädchen mit offenen Haaren und ein ihr nacheilender Mann, seien lautlos, als wären es Gespenster gewesen, an der

Laterne, neben der er stand, vorübergeglitten, und nachdem hätte er nur noch ein dumpfes Plätschern des Wassers gehört, sein Kamerad aber hätte nichts bemerkt — denn das ganze sei furchtbar schnell vor sich gegangen. Und mit Ungeduld erwartete nun ein jeder das Erscheinen der anderen, denn Aufklärung schien hier geboten. Der Sturm hatte sich völlig gelegt; in kalter Klarheit wurde das ferne Ufer sichtbar, die Stadt und die vom Morgenfrost ganz weiß gefärbten Berge. Von den auf dem Verdeck befindlichen Passagieren fehlten nur Corrado, Felice und dessen Page, und somit war Ciarocca schon bereit, das ganze nächtliche Begebnis für eine Fabel zu halten.

Endlich erschien Felice in seinem himbeerfarbenen Mantel. Und als der Kapitän ihn mit aller Vorsicht fragte, wie der Herr geschlafen hätte, entgegnete er, ohne die Augen von dem Buche, in dem er las, aufzuschlagen: „Finden Sie etwa, daß ich schlecht ausschaue?“

R O M A N Z E

Aus dem Russischen des A. J. Ul'janov.

„Heda! Wer klopft so ungestüm
An meines Hauses Pforte?“

„Dein Gatte, Mascha, ist's, schließ' auf!“

„Halt! Sag' Erkennungsworte!“

„In deinem Hofe steht ein Baum,
Der Nüsse viel mag tragen.“

„Nein, Schelm! Fürwahr, das konnte dir
Der Nachbarn einer sagen.“

„In deiner Stube steht ein Bett
Von Ebenholz, dem braunen.“

„Nein, Schelm! Die Amme mochte dir
Wohl zu die Kunde raunen.“

„An deinem Busen ist ein Mal,
Inmitten beider Brüste!“

„Oh, auf die Tür! Tritt ein, Jwan,
Sei der von mir Geküßte!“

DER ORCHIDEEN- GARTEN



LEIDLEIN

DREILÄNDERVERLAG HEFT 20

INHALT Hans Reisiger: Aus der Dämonenchronik / Felix Braun: Die Ahnen / Ferd. Weinhandl: Der Alchimist / Karl Hans Strobl: Die letzte Nacht / Phantastische Bücher.



Europäische und exotische
Aktphotographien
Probesendung von M. 5,- an
(Nachnahme). — Standange erwünscht.
Postfach 2. Hamburg 31

Gemälde alter Meister

ANKAUF

VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340



Ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt XII, Berlin W 9.

Dr. med. Roeckerath's Institut für SUGGESTIV-HEILMETHODE

Behandlung bei vollem Bewußtsein
Angezeigt bei Nerven- u. Gemütsleiden

u. a. bei Zwangs-Vorstellungen und psychosexuellen
Anomalien, Perversionen, Onanie, psych. Impotenz,
Angstzuständen, Sprachstörung, Bettnässen, Hysterie,
Lähmungen, Krämpfen, Bleichsucht, Hypochondrie,
Neurasthenie, Schlaflosigkeit, nervösem Herz-, Magen-
und Darmleiden, Schmerzen jeder Art, Blutandrang,
Beschwerden der Menstruation, der Schwangerschaft
und der Wechseljahre u. s. w. u. s. w.

ENTZIEHUNGSKUREN

Individuelle persönliche Behandlung.
Sprechzeit: Montag bis Freitag 4-5 Uhr
München, Krumbacher Str. 7/0, Schwab.,
zwischen Linie 7 u. 17.

*Ein
linnen
Kunst? Ein
unvergessenes
Bild? Ein
Kunstwerk?*
So kann ein:

**DEUTSCHE KUNST
UND DEKORATION**

WOHNUNGSKUNST
MALEREI PLASTIK
ARCHITEKTUR GARTEN
KÜNSTLERISCHE FRAUEN
ARBEITEN

DARMSTADT
XXV. Jahrg. 1921 HEFT 2

Das Eröffnungs-Doppelheft 1921 zeigt in
100 Bildern u. farbigen Kunst-Beilagen
das Wichtigste der Kunst unserer
Tage. Über die höchst interessante Text-
beiträge erster Schriftsteller in anregender
Weise berichten.

Befragen Sie Ihren Buchhändler!

Gegen Einzahlung von M. 18,- (Post-Scheck-
Konto Nr. 508 Frankfurt a. M.) versenden wir
dieses imposante Heft bei Bezug auf diese
Anzeige innerhalb Deutschlands portofrei.
Prospekt mit Bildern an Jedermann unberechnet.
Für jeden Gebildeten von hohem Wert!

DARMSTADT S. O. 14
VERLAGSANSTALT ALEXANDER KÜHN

Paula von Tanski

Das Fest auf Salamis u. a.

Geh. M. 8,- zuzügl. 50 Prozent

Geb. M. 12,- Teuerungszuschlag

Diese sieben umfangreichen
Novellen gestalten in pak-
kender und spannender Weise
unheimliche, elementare, erschüt-
ternd grauenhafte und dann
wieder herzerfreuende Bilder des
urwüchsigen Volkslebens aus dem
Balkan, Bulgarien, Griechenland
und aus Rußland. Das Fest auf
Salamis ist ein leidenschaftliches
Bekenntnis zum Leben, ein un-
erhörtes, unnachlässiges Ja-
sagen, das letzte Erbe jener un-
sterblichen Genießer und Edel-
menschen, die einst in Hellas
die Kultur der wahren Lebens-
kunst geschaffen haben. Die
Frauen, die Salamis zum Fest
und die russischen Ostern im
fernen Ural zur wahren Aufer-
stehung der Liebe machen können,
diese Frauen lassen die dem
Europäer in ihren letzten Tiefen
immer noch unerschlossene Seele
des Ostens, in der sich Leiden-
schaft und Güte einen, zu stür-
mischem Ausbruch kommen. Es
ist ein frisches, bezauberndes
Buch, das uns aus dem Einerlei
des Alltags reißt.

Verlag E. W. Bonsels & Co. Nachf.
München, Leopoldstraße 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2,- / für das Vierteljahr M. 10,- / durch jede Buchhandlung und durch
alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 2.50 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe
untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTFLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTER-
REICHISCHE REDAKTIONSSTELLE: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15 / Zuschriften und
Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden
nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Zwanzigstes Heft

AUS DER DÄMONEN CHRONIK

Von Hans Reisiger. (Mit vier Zeichnungen von Otto Linnekogel.)



Im Verlaufe des bebenden Jahrhunderts, das als das 17. gezählt wird und das durch den 30jährigen Krieg bis in die Tiefen zerfressen war, brachen, wie in andere Landstriche, so auch in die Sonne des leicht erhitzten südlichen Frankreichs die Schlagschatten einer dämonischen Unterwelt mit erneuter Gewalt ein und verfinsterten die hochmütigen wie die verzagten Geister. Nicht selten suchten sich diese Mächte der Nacht ihr Einbruchstor durch die Seele entarteter Priester.

In der schönen Provence lebte der angehende Gottesdiener Louis Goffredy von Beauvezer im Hause seines alten Onkels. In der Bücherei dieses gelehrten Mannes hatte er eines Tages ein umfangreiches Werk über Magie entdeckt, über das er sich heimlich hermachte. Nachdem er viele Nächte darüber gebückt gesessen, fand er sich versucht, die Macht seiner Sprüche zu erproben. Nach einigen mißglückten Versuchen war in der Schwüle einer Sommernacht vor seinen überreizten Sinnen plötzlich in der Tat der besprochene Geist der Finsternis in noch undeutlicher Gestalt erschienen und hatte sich, halb zudringlich, halb widerstrebend, auf eine Unterredung mit ihm eingelassen. Er hatte dem Entsetztbeglückten alle Bedenklichkeiten gegen einen Bund mit ihm ausgedet und schließlich sich auf die Abmachung geeinigt, daß er gegen die dreifache Hingabe seines Leibes, seiner Seele und aller seiner Handlungen ihm auch Dreifaches gewähren wolle: er werde der Geehrteste aller Priester in der Provence

werden, er werde ein 34 Jahre dauerndes Leben ohne Krankheit noch sonstige Beschwer haben, und, endlich und vorzüglich, alle Weiber würden durch den Anhauch seines Atems in Liebe für ihn entzündet werden.

Diesen Pakt wie einen finster funkelnden Schatz in der Brust tragend, war Goffredy alsbald nach Marseille gegangen, wo er ein Benefizium an der Kirche des Accoules erhielt. Es währte nicht lange, so erfüllte sich die ganze Gegend mit dem Ruf seiner Heiligkeit. Alle Frauen, von dem Geruch solcher jungmännlichen Gnadengaben angelockt, drängten sich zu seinem Beichtstuhl, und so fand sich unverweilt die üppigste Gelegenheit zur Erfüllung des anderen, süßeren Versprechens des Dämonenfürsten, da er nun Muße hatte, den Zauber seines Atems auf die schönsten der frommen Opfer anzuwenden, mit solchem Erfolge, daß die gesamte Weiberwelt von Marseille und Umgegend nach und nach in Flammen gesetzt wurde.

Es handelte sich bei diesen unheiligen Abenteuern jedoch nicht um vergnügliche Schäferspiele, sondern vielmehr verstrickte der halb schlaue, halb selbst besessene Mystagoge in kurzer Zeit seine Opfer tief in die dämonischen Bereiche und rief in ihren Seelen und Sinnen Wahnwelten voll finsterer, wollüstiger Phantastik wach, die sie mit höhnischer Wildheit in eine höllische Sklaverei hetzten, von deren brennendem Reiz alle natürlichen Freuden dieser Welt schal wurden, und die zumeist mit der völligen Zerstörung der geistigen Gesundheit des Opfers endeten.



In der Nähe von Marseille lebte auf seinem Landgute ein Edelmann namens Mandals de la Pallus mit seinen drei Töchtern. Nach dem Tode seiner Gattin war alle mütterliche Zärtlichkeit für seine schönen Kinder in seine Brust übergegangen, und er war bemüht, den heranblühenden Mädchen in dem herrlich gelegenen Landgut eine unberührte Insel froher Natur inmitten der Leiden und Laster der Zeit zu schaffen. Gleichzeitig war er eifrig auf das Seelenheil seiner drei Lämmer bedacht, und da der Ruf der außerordentlichen Heiligkeit des jungen Benefizianten Goffredy in Marseille auch bis zu dem stillen Landgut gedrungen war, so glaubte er nichts Gottgefälligeres tun zu können, als diesen heiligen Mann zum Beichtvater für seine geliebten Töchter zu bestellen.

Goffredy ging also von da an in dem Hause de la Pallus' aus und ein, und es zeigte sich bald, daß seine innigste geistliche Fürsorge immer ausschließlicher der Jüngsten, Madeleine, einem schlanken, empfindsamen Mädchen von perlenfarbener Haut und hellblondem Haar, galt, die er zu besonders häufigen und langandauernden Beichten anhielt, da, wie er sagte, ihre Seele zu etwas Ungewöhnlichem auserwählt sei. Das zarte Alter des erst vierzehnjährigen Beichtkindes mochte dem an hundert Weibern bereits Übersättigten einen besonderen Anreiz zur Ausübung seiner dämonischen Kräfte bedeuten.

Die sinnverwirrende Mischung von religiösen Seelenfragen und körperlichen Annähe-

rungen und Erregungen, zu denen diese unheiligen Beichtstunden reichliche Gelegenheit gaben, verfehlte nicht, schon nach kurzer Zeit einen solchen Einfluß auf das Kind auszuüben, daß sich eine tiefe Melancholie in ihm entwickelte. Die unheimliche Glut, die aus dem falschen Beichtiger ihr zuströmte, versengte die zarten Keime ihrer kaum sich entfaltenden natürlichen Triebe. Der Hauch seines Atems, in den der Dämon die höllische Macht gelegt, verfehlte seine Wirkung nicht, da er ja im Grunde nichts anderes war als der Lebenshauch eines zwar innerlich verderbten, aber äußerlich schönen jungen Mannes, der mit der Glut seiner erfahrenen Lippen und mit der Elfenbeinpracht seiner Raubtierzähne, überleuchtet von der Schwärze seiner großen Augen, ihr so nahe am Ohr von Dingen flüsterte, die ganz allmählich mit einer Fülle finster funkeln-der Bilder alles jugendlich Heitere und Keusche überwucherten.

Nichts ist so geeignet, ein Mädchenherz zu betören, als wenn der Eroberer ihm in glühenden Worten von einer Sphäre zu erzählen weiß, in der er als ein Besonderer lebt, und die bisher der Unschuldigen gänzlich verschlossen war, und in die sie nun alle ihre unverbrauchte Sehnsucht und Phantasie, wenn auch in entarteter Form, ergießen kann. — Nun hieß hier diese Sphäre: Sinnelust, Freiheit von aller göttlichen und menschlichen Zucht und Furcht, Herrschaft über Dämonen, die ungeahnte Freuden zu bringen vermöchten, leiden-



schaftliche Verbrüderung aller Gleichgearteten in einer wild-süßen Nachtwelt, die dazu berufen sei, über die anmaßliche, aber im Grunde ohnmächtige Welt des „Himmels“ zu siegen und dereinst alle ihre Kinder herrlich zu krönen. Der Verführer verstand es (und wie hätte es ihm nicht glücken sollen, da er geliebt wurde), die heißen Bilder seiner Phantasie dem empfänglichen Mädchen in alle Glieder zu filtern, und es konnte nicht anders enden als damit, daß die schmerzhafteste Sehnsucht in ihr erwachte, auch mit dem Zeichen der Zugehörigkeit zu dieser Sphäre der Empörung und der Lust gebrannt zu werden.

Dieses dunkle Schöpfungswerk an der jungen Seele vollzog sich im Ablaufe von etwa zwei Jahren. Nach dieser Zeit war die Gewalt der inneren Bilder bereits so groß geworden, daß die leibliche Welt nur noch schattenhaft dagegen erschien und das im Wachschlaf Erträumte zur übermächtigen Wirklichkeit wurde. Selbst einem Dämon gleich, der Blut trinken muß, rüstete sich nun der Verführer, die jungen Glieder seines Opfers ganz in seine Macht zu ziehen.

Eines Tages traf er Madeleine allein im Hause an. Der Vater und die Schwestern hatten eine Fahrt über Land unternommen, die in letzter Zeit stets leidende Madeleine war zu Haus geblieben. Es war ein üppiger, vorzeitig heißer Frühlingstag. Die Hügel rings um das Landgut wucherten in Grün und Blüten.

Goffredy fand das nun sechzehnjährige Mädchen in ihrem kleinen Zimmer, dessen Vorhänge gegen die späte, noch glühende Sonne herabgelassen waren. Sie selbst lag in einem leichten Kleide auf einem Diwan, tief versunken in die Bilder ihrer Innenwelt. Goffredy eilte ohne Zögern zu ihr, legte den Arm um ihre Schultern, lehnte seinen Kopf an ihre blässer gewordene Wange und begann sogleich mit leidenschaftlichen Worten der Zitternden zuzuflüstern, daß heute der Tag gekommen sei, an dem sie zum erstenmal in die leibhaftige Welt des Sabbats eingeführt und unter den Weihen des Obersten aller Dämonen mit ihm vermählt werden solle. Die dämonischen Gesandten zweier Erdteile, nämlich aus Frankreich, Spanien, England, Deutschland und der Türkei, seien in der Nähe in einer Felsenhöhle

versammelt und erwarteten ihn und seine junge Braut, sobald der Tau gefallen sei.

Eng aneinandergeschmiegt saßen die beiden bis zum Untergang der Sonne, und die erwartungsvolle Gier nach dem schrankenlosen Besitze seines Opfers fraß gleichsam die hilflosen Glieder des Mädchens in Goffredy hinein. Als die Dämmerung stieg, glaubte die im Wachschlaf Schwebende einen dunklen, warmen Sturm zu fühlen, der die Wände des Zimmers erschütterte und zerriß. Die Falten des priesterlichen Gewandes ihres Meisters blähten sich zu ungeheuerlichem schwarzen Schwunge, in den geschmiegt sie durch die dämmrig gedrängte Hügelwelt getragen wurde, deren wonnigen, lauen Duft sie nur wie aus weiter Ferne spürte. Die Fahrt schien so geschwind zu gehen, daß sie sich wie in einem Ruck an den Eingang einer finstern Höhle versetzt sah. Dort fand sie sich, bebed, allein, und gewahrte auch ihren Führer erst wieder, als sie Flammen aus der Tiefe der Höhle auflodern zu sehen meinte, vermischt mit betäubenden Gerüchen. Alle Traumgewalt drängte sich heftig aus ihrer Brust heraus, daß sie sie wie einen schmerzhaften Flammenstrom empfand der sich mit jenen lebendigen Flammen zu vereinen trachtete.

Mit Entsetzen sah sie in dem zuckenden Rot und Gelb die schwarze Mißgestalt eines riesigen Bockes unversehrt stehen, dem ebenfalls Flammen aus Augen und Maul schossen, und der ein ununterbrochenes gellendes Gemecker ausstieß. Um ihn her wogten menschliche nackte Gestalten, Männer und Weiber, in tollen, gierigen Zuckungen und Verschlingungen, deren Widerspiel sie gräßlich süß im eigenen Leibe zu verspüren meinte. Hinter allem aber bauschte sich das mächtig entfaltete schwarze Gewand ihres Führers um seinen elfenbeinernen Leib, sie sah den Blitz seiner Zähne, die Kohle seiner Augen, das üppige Rot seiner Lippen, und gleichzeitig war es ihr, als könne sie nichts anderes tun, als auch ihre Kleider vom Leibe ziehen, da sie sonst in ihnen ersticken müßte. Schwerer nächtlicher Donner eines infernalischen Frühlings schien von draußen an die Höhle zu schlagen und elektrische Netze darum zu spinnen. Ein unaufhörlich sich übersteigerndes Geschrei wieherte und kreischte in allen Tonarten den Ruhm des Meisters, des großen Goffredy, des Fürsten der Synagogen zweier Erdteile, und

brandete zu noch höherem Gellen ineinander, da der Fürst der Fürsten, der Lord aller Dämonen, unter Donnerschlag und violetter Blitz aus den Eingeweiden der Höhle, an der Stelle, wo der Bock gestanden, jäh herauf fuhr; und plötzlich erkannte Madeleine in dem Geheul die Silben ihres eigenen Namens, gebellt, gemeckert, gewiehet, gekräht und von einem Feuerwerk wilden Gelächters umsprüht: „Madeläan! Madeläan!“ Sie fühlte sich an allen Gliedern gerissen, beleckt von Flammenzungen, umkost von Krallen, brennende Striche wie von Rutenschlägen fuhrn ihr über Rücken und Beine, und gleichzeitig glühten Küsse auf Mund, Hals und Brust, und so hing sie ohnmächtig vor den beiden Großen und hörte die ach so bekannte Stimme, die so oft ihr dicht am Ohr geraunt, und die nun vernehmlich den Obersten aller Dämonen bat, den Bund zwischen ihnen beiden zu segnen. Der Allgewaltige senkte leicht bejahend die roten Lider, an denen lange Goldwimpern glühten, während sich seine Mundwinkel lächelnd herabzogen. In demselben Augenblick fühlte sie sich umringt, eine Lauge von Schwefel und Salz spritzte ihr über Stirn und Scheitel, ein scharfer Schnitt ritzte ihre linke Brust überm Herzen und eine Kralle drückte ihr eine in ihr eigenes Blut getunkte Feder in die Hand und zwang sie, eine feierliche Absage an Gott und ihren Glauben zu unterschreiben. Etwas wie eine jäh, höhnische

Gleichgültigkeit und Frechheit überkam sie, sie stimmte mit gellender Kehle in das Jubelgeschrei der Umtanzenden ein, verteilte Küsse und Schläge nach allen Seiten, biß und koste und ließ sich schließlich aufjauchzend von einer undeutlichen Gewalt hintüberwerfen und in die heißesten Strudel der Lüfte hinabwirbeln; Honig und brennende Galle auf der Zunge; während die ganze Höhle zu zerplatzen und die ganze Welt sich in einen einzigen rasenden Flammenknäuel zu verwandeln schien. . . .

Eine kühle, perlmutterfarbene Morgendämmerung lag auf den Hügeln, als der Benefiziant Goffredy aus einer versteckten Höhle unter überhangendem Gestein hervortrat, mit wohlgeordnetem Priestergewande, die Lippen purpurn im bleichen schönen Gesicht, mit keiner Bewegung zurückgewandt zu dem weißen, ohnmächtig über Tiefen des Wahnsinns liegenden Mädchenleibe, der aus dem Dunkel, neben verkohlten Holzstücken, hervorglimmte. Eine andere, furchtbarere Glut, röter als das eben aufsteigende Morgenfeuer, schien sich diesen schwarzen Augen innerlich zu zeigen: Glut, geschichtet zum Berg, Glut des Scheiterhaufens, dem er, Louis Goffredy von Beauvezers, annoch Heiligster aller Beichtväter im Lande, dennoch nicht entgehen würde, dem aber, wie er nun hervortrat, seine Lippen sich zu einem Lächeln üppiger Verachtung schürzten.



D I E A H N E N

Von Felix Braun.

Nicht erst bei mitternächtigen Glocken-
schlagen —: Auf allen Häuptern lastet schwer ein Segen.
Von Geistern sind wir immerfort umschart. In allen Leibern hat sich aufgespart
Unsichtbar lagern, die in uns bewahrt. Ein Mensch das Merkmal seiner Gegenwart,
Ihr liebstes Blut, an unsern Lebenswegen. Wie Bildner gern ihr Werk zu zeichnen pflegen.

Sei, wer du bist: in einer tiefen Stunde
Blicken dich Augen an, die deinen gleichen,
Und forschen grausam dies bis ganz zum
Grunde
Und sagen dir mit deinem eignen Munde:
„Geschlecht und Blut.“ — Du wehrst dich,
willst entweichen —
Sie zeigen lächelnd ihr geheimes Zeichen.

D E R A L C H I M I S T

Von Ferdinand Weinhandl. (Mit zwei Zeichnungen von M. Leidlein.)



Die uralten Häuschen des Dorfes waren kreuz und quer, gerade und schief, über- und untereinander hingestellt, willig den kleinsten Bogen, Windungen, Stürzen und Umwegen des Baches sich fügend, mit dessen Rauschen sie sich zum unentwirrbaren Klumpen einer altersgrauen Spielzeugschachtel zusammenschlossen. Aber der enge Gemeindeweg schritt kerzengerade durch, ließ Haus neben Haus, klein, mit Blumen im Fenster und spielenden Kindern vor den Türen; er sah nichts von dem geheimnisvollen Durcheinander dahinter. Nur das Rauschen des Baches kam dann und wann, bald laut, bald leise, zwischen den engen Schließen hervor, die Haus von Haus trennten. Sonne

schien da herein, Hühner gackerten, armbreite Gärten summten von Bienen und wucherten über schiefe Zäune.

Ganz drunten in einem Bachwinkel hockte ein Häuschen, so klein, daß ein aufrechtstehender Mann die hölzernen Schindeln des Dachfirstes abheben konnte. Thür und Fenster waren verschlossen. Kein lebendes Wesen lief im Garten umher, der aussah, als hätte seit Jahrhunderten keine menschliche Hand in sein Kräuterdickicht gegriffen. Würziger Duft von Majoran, Lavendel, Nelken, Mentha und Kamillen qualmte in heißen Wellen aufblutender Sonnenstrahlen aus dieser kleinen Wildnis auf. Das Häuschen hatte keinen Oberstock, aber rückwärts senkte sich ein Bretterverschlag bis zum Bache hinunter, so daß ihn die Wellen umspülten.



Hier hauste Johann Kilian, von den Leuten im Dorfe nur der Kräuterhansei genannt. Er stand im Ruf geheimer Künste und einer großen Gelehrtheit, obwohl niemand wußte, wo er zur Schule gewesen, und was er sei. Vor vielen Jahren war er von den Almen herunter durch den „hinteren Grund“ niedergestiegen, ins Dorf gekommen und hatte sich das leerstehende Häuschen erstanden. Er selbst sprach wenig mit den Leuten, nie über Vergangenes, nie über Zukünftiges. Wenn einer ihn über die Erntehoffnungen ausholen wollte, sagte er nur, keiner könne wissen, wann die Retorte im Runkenstein sieden werde; und was die Blätter der Silberwurz sagten, das dürfe er niemand sagen. So schnitt er jedes Gespräch ab. Die Bauern waren abergläubisch und fragten nicht mehr. Aber wenn an heißen, wolkenlosen Sommertagen urplötzlich ein dünnes, weißes Nebelhäubchen auf dem Runkenstein saß, dann lugte mancher furchtsam hinauf und kam bald so von ungefähr an Kräuterhanseis Häuschen vorbei. Der aber war dann nie zu Hause. Niemand wußte, wo er sich aufhalte. Aber etliche wollten ihn lang vor Sonnenaufgang in der Richtung zum „hinteren Grund“ gesehen haben. Er werde wohl am Runkenstein droben sein.

Ein solcher Tag war auch heute gewesen. Die Neugier der Bauern war groß, und hätten sie Hansei nicht jeden Sonntag bei der Messe gesehen, so wäre vielleicht Böses über ihn gesagt worden.

Nun hatten sich schon längst einige Burschen, die Mutigsten, verabredet, dem Alten hinter sein Geheimnis zu kommen. Unter ihnen war auch der Dorfschreiber, der eben erst seine Militärzeit abgedient hatte und von allen am weitesten in der Welt herumgekommen war. Auf einer Leiter wollten sie ihn von der Bachseite her nächtens heimlich beobachten. Aber es sollte Neumond sein, damit der Alte sie nicht bemerke. Man wisse nicht, ob ihnen sonst nicht Unheil widerfahren könne. So lagen sie denn heute ihrer vier unten am Bach versteckt und warteten. Gegen Mitternacht kam der Kräuterhansei in Begleitung eines Knaben, den keiner von den vieren je gesehen. Nach einer halben Stunde, ihrem Dünken endlos lang, legten die Lauscher behutsam die Leiter an und stiegen hinauf. Man übersah ein niederes, rauchgebräuntes Gemach mit einem langen Tisch. Flaschen standen darauf umher, ein kleines Kohlenfeuer brannte in einem eisernen Becken. Hinter dem Feuer an der Wand hing ein großes, schwarzes Kreuz ohne Heiland, aber

ein frischer Kranz roter, wilder Rosen war herumgewunden. Da trat der Kräuterhansei mit dem Knaben aus dem Nebenraum, beide blieben stehen zum Kreuz gewandt, neigten das Haupt und kreuzten einige Augenblicke die Hände über der Brust. Dann schienen sie an ihr Werk zu gehen. In die Glut setzte der Alte eine flache, kupferne Schale, indes der Knabe getrocknete Kräuter leise in einem Mörser zerrieb. Jener goß Tränke aus den umherstehenden Flaschen in die Schale, dann setzten sie die zerriebenen Kräuter bei. Der Alte bewegte den Mund, als murme er etwas. Dann starrte er mit gestreckten Händen unbeweglich gerade aus. Denen auf der Leiter ward die Seele heiß; sie meinten, ihr Herzklopfen müsse sie verraten. Ein bläulicher Rauch stieg aus der Schale auf. Da entnahm der Alte einem Leinensäcklein einige Büschel eines frischen, jedoch blütenlosen Krauts.

„Die Silberwurz“, raunte der Dorfschreiber.

Drinnen tauchte der Kräuterhansei das erste Büschel in den rauchenden Trank; es geschah nichts. So ging's mehrere Male. Er tauchte wieder eins mit den Stengeln ein, und — auf einmal fing das Kraut an zu wachsen, kleine Knospen öffneten sich zu großen, weißen Blüten.

„Die Silberwurz!“ sagten die andern drei und bekreuzten sich.

Nun wurde drinnen der Wundertrank in einen Tiegel abgegossen, wie ihn der Apotheker hat. Der Knabe brachte aus einem Schrank eine Flasche herbei und setzte davon dem Gebräu zu. Nun hielt der Alte eine zwiegespaltene Gerte mit beiden Händen über das Gefäß, und sie schlug nach abwärts; das wiederholte sich, sooft er die Gerte über das Gefäß hielt. Dann lächelte er. Noch nie zuvor hatte jemand den Kräuterhansei lächeln gesehen.

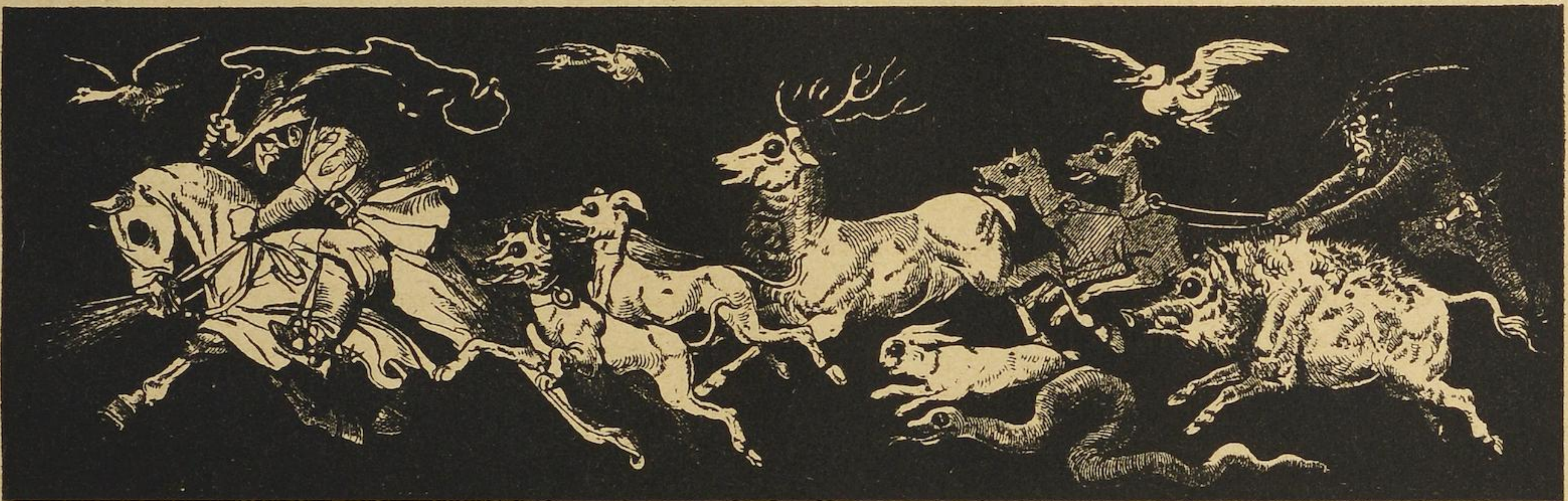
Da verlosch das Kerzenlicht, das die Stube erhellt hatte, und vor den Augen der staunenden Lauscher geschah Wunderbares. Aus dünnen, unbestimmten Rauchschwaden trat immer deutlicher das Innere einer Kapelle hervor. Kein Altar war zu sehen, nur das Kreuz mit den wilden Rosen von vorhin hing in der Mitte auf der mit schwarzem Samt bespannten Vorderwand. Rechts und links an den Wänden standen Bänke, darauf saßen ehrwürdige, stein-

alte Greise in langen, weißen Gewändern, weiß war ihr Haupthaar, weiß ihre Bärte. Durch die Mitte, dem Kreuz zu, schritt der Kräuterhansei. Aber wie war er verändert! Seine Gestalt hoch, sein Gewand weiß. Im Hintergrund kniete der Knabe. Da erhob sich einer der Greise, der älteste wohl, und die vier auf der Leiter hörten deutlich die Worte, die er sprach: „Weit war der Weg durch das Mysterium magnum der quellenden Natur und durch das Reich der Kräfte; sei begrüßt zu Sancti Spiritus.“

Mehr haben die vier nicht gesehen und gehört. Wie aus einem tiefen Traum erwacht, standen sie unten an der Leiter und griffen sich gegenseitig an ihre Nasen, ob sie auch wirklich wach wären. Aber sie blieben wie gebannt und kauerten sich in ihr Versteck am Bache. Stunde um Stunde verstrich. Das Haus des Kräuterhansei stand dunkel und unverändert wie zuvor. Da fing einer von den vieren leise und geheimnisvoll zu erzählen an. Er sei noch ein kleiner Bub gewesen, da habe seine Großmutter selig von einer Kapelle Sancti Spiritus tief im Runkenstein geredet. Kein Mensch wisse mehr, welche Bewandtnis es mit dieser Kapelle habe, und wie sie dort hineingekommen sei. Vor vielen, vielen Jahrhunderten hätten noch manchmal Viehhüter auf unerklärliche Weise den Weg dahin gefunden. Das habe die Großmutter von der Urgroßmutter gehört. Er selber habe längst darauf vergessen gehabt, denn recht geglaubt habe er die Geschichte doch nie.

Der Morgen brach an. Die vier erzählten im Dorfe herum, was sie in der Nacht erschaut und vernommen. Die Leute sammelten sich um das geheimnisvolle Haus am Bache. Tür und Fenster waren wieder verschlossen wie am gestrigen Tage. Man fing mählich an der Erzählung der vier zu zweifeln an.

Der Kräuterhansei aber ward seit jener Nacht von niemand mehr gesehen. Und als eines Tages die Türe seines Häuschens weit offenstand, da fanden die Bauernweiber, die ihrer Neugier am allerschwersten Einhalt tun konnten und nun froh waren, endlich Nachschau halten zu dürfen, nichts als ein paar Säckchen trockener Kräuter und eine zwiegespaltene Gerte.



DIE WILDE JAGD. Nach einem alten Bilderbogen.

D I E L E T Z T E N A C H T

Von Karl Hans Strobl. (Mit zwei Zeichnungen von Joseph Plank.)



zehntausend Flügel mit glimmenden Pfauenaugen regen sich in der Nacht. Es gibt Wind und Flackern, das meine Seele trifft. Ein blaues Schillern ist der Rand der Augen, und in seiner Mitte verdickt sich die Finsternis und macht einen Knoten. Oder es ist, als ob die Nacht da noch finsterer würde, in dieser Pupille, die von blauem Flimmern eingerahmt wird, als reichte von da ein Rohr mit scharfem Abstich durch den Leib der Nacht bis in ihren eigentlichsten Schoß. Man könnte glauben, innerhalb des Flimmerkranzes in den Bauch der Urmutter Nacht zu sehen, vor Entbindung des Lichtes und der Form.

So waren diese Augen.

Was soll man von dem Mondschein sagen, der daherkommt wie auf Filzpantoffeln, wie ein fahler, blasser Verwundeter auf Filzpantoffeln, der nachts, von seinen Schmerzen herumgetrieben, über die Steinfliesen der Spitalgänge schleicht. Er trifft die Uhr auf dem Nachttisch, tappt über den Rand des Wasserglases und hinterläßt auf allem eine feuchte, schleimige Haut. Schnecken hinterlassen im Herbst solche Spuren zwischen verfaultem Gras, einen bläulich und grünlich gefärbten, zähen Speichel.

Der Mondspeichel benetzt meine Seele, die Flackeraugen tasten zudringlich an ihr, an meiner armen, ausgesogenen, schwindsüchtigen Seele. Der Mond hat allen Jammer aufgepumpt, er ist grün vor Jammer der Massenmorde, der Hinrichtungen im Namen des Volkes, vor dem Stöhnen der von Weibern Verstümmelten, die auf den Vorstadtstraßen verenden, Blut und Nachttau auf den Gesichtern. An den Mauern der Kasernen kleben zerfetzte Körper von Erschossenen, der Mond schlürft Gehirn aus aufgebrochenen Schädeldecken, auf den Flüssen schwimmen stille Gesichter, mondwärts gewandt, Stirnen, Nasen, verzerrte Lippen, in den offenen Augen, in den Winkeln der glasigen Augen hockt ein kleines, geronnenes Klümpchen Mondlicht, eine kleine, klebrige, feuchte, glänzende Spinne.

Da sind auch dann die Tapetenmänner, die an den Wänden herabtanzen wie an Gummischnüren, sie sehen einer aus wie der andere; graue Röcke, die Ärmel laufen aus wie Lilien, die Köpfe sind Blumenkohl, wo das Herz sein soll, steht ein kleiner, blutroter Tupfen. Die Bohrschlangen haben sich aufgemacht und winden sich durch die Wände, daß es zwischen den Ziegeln zu rieseln beginnt. Was nützt alle Philosophie gegen die kleinen Nachthunde, die unten an den Türen winseln und kratzen, gegen die kleinen Nachthunde mit den weißen Bäuchen und den Fledermausköpfen? Manchmal geht auch der Trampelaffe durch das Haus, der ungeschlachte Gorilla mit den acht Dromedarbeinen, der die Türen und die Fenster hinter sich zuschmeißt, als hätte es der Wind getan. Wie soll man sich vor der Zinnpest retten, die man auf den Wandtellern und den Zinnkrügen auf dem Bord spinnen und sieden hört? Kleine Blasen wölben die glänzende Haut des Zinns, sie zerplatzen fauchend, und am Morgen findet man ein schwarzes, zerfressenes Loch, einen kleinen Krater, eine Narbe, die schwärend weitergreift.

Auf der Straße gehen viele Menschen vorbei, ein Gemurmel von vielen Stimmen, das traurige Gemurmel von Leidtragenden hinter einem Sarge bei Regenwetter, wenn die Leute einander mit den Schirmen stoßen und über die Lachen steigen. Wenn du ans Fenster springst — kein Mensch ist da, die Straße ist leer, eine Wolke weicht vom Mond, und die Straße grinst, fahl wie ein Knochen.

Dann setzt sich plötzlich die Messingkrätze in den Kasten der Wanduhr, und das Werk beginnt zu zittern und zu seufzen. Der Herzschlag der Zeit wird unregelmäßig, wie mit kleinen Hämmerchen klopft es gegen das Rädergewirr, da und dort, das klingt metallisch, das Ticken verlangsamt sich und rast dann wieder wie über eine Flucht von Stufen, angstvoll starrt das Zifferblatt in die Nacht. Es ist ein Anfall von Irrsinn in der Uhr, als säße eine Made in ihrem Hirn.

So bleibt dir kein anderer Weg als durch das Fenster. In dieser Kette der Ursachen und

Wirkungen ist ein Fenster die Unterbrechung durch einen Befehl zum Unmittelbaren. Es schneidet einen tüchtigen Fleck aus der Haut des Hauses, das dich feindlich umfängt.

Draußen klemmt ein Spalier Ranken an die Mauer. Die Baumkronen sind noch naß vom vorhergegangenen Regen, in dessen Nässe jetzt der Mondschein fällt. Das Fleisch der Nacht ist dunkel, feucht und weich wie die Leichen der unter den Füßen der Menge Zermalmten. Über Gesicht und Hände sprühen Tropfen aus dem geschüttelten Spalier.

Mein Gott, warum sind wir so auseinander gekommen? Warum befehlen wir uns so schrecklich, so unerbittlich, ohne Gnade und Barmherzigkeit — die Natur und wir? Wohin ist ihr Mütterliches gekommen, warum hat sie uns fortgeschleudert, ausgerissen aus ihrem Boden und in eine so fürchterliche Einsamkeit geworfen? Wir waren sehr stolz auf den Geist, und es gab viele, die sagten, sie brauchten die Natur nicht mehr, denn alles stünde in ihrem Geiste. Sie rächt sich jetzt, sie beugt uns und zwingt uns, zu bekennen, daß wir, getrennt von ihr, der Verzweiflung und dem Untergang preisgegeben sind. Aber unsere Reue, unsere Einsicht des schweren Irrtums unseres Geistes genügt ihr nicht mehr, ihr Zorn über unseren Abfall ist so groß, daß sie nichts mehr von uns wissen will, sie läßt uns im Stich, überantwortet uns einem Gefühl des Versinkens, während die Dinge um uns, diese angeblich leblosen Dinge, gehorsame Kinder der Natur, abweisende und höhnische Mienen annehmen.

Ich tappe der Nacht ins weiche, schwammige, dunkle Fleisch. Auf dem Dachfirst sitzt der Feuerkater, sein umbuschter Schweif steilt zum Mond, sein Buckel wölbt sich wie ein Grabhügel. Wer sein Fell streicheln könnte, dem knatterten unter den Händen Blitze vor, das Geprassel von Schüssen, das trostlose Rattern der Maschinengewehre.

Ich weiß nicht, wie ich ans Ende der Stadt gelangen soll, zu dem Haus im Steinbruch, wo sie auf mich warten. Werde ich alle diese Hindernisse überwinden, die man mir auf den Straßen in den Weg legt, baumdicke Schatten, vom Mondschein überspültes und ausgewaschenes Pflaster, gläsernes Gestrüpp von Strahlen, papierdünne Brücken über bodenlose Tie-

fen, in denen die Finsternis gurgelt? Die Häuser glotzen stumpfsinnig oder reißen die Mäuler auf, Schornsteine beugen sich vor, bereit, herabzustürzen . . ., mein Gott ich sehe doch, wie sie über die Dächer rutschen, vom First bis zur Regenrinne, da stehen sie, längs der Dachkanten, und neigen sich schon über die Straße.

Wenn mir jetzt ein Mensch entgegenkäme, ein Wandelnder, sei es auch ein dicker Philister oder ein Betrunkener oder eine Dame mit einem raschelnden, zerfetzten Seidenunterrock . . ., ich würde ihm meine Seele geben. Es würde mich kein Geruch nach Bier oder nach Fusel hindern, auch nicht jenes Parfüm von verfaulten Äpfeln, wie es die Dirnen lieben, ich würde meine hinströmende Angst um den Bestand des Menschlichen nicht hemmen lassen. Aber niemand kommt. Sie halten sich in ihren Häusern, hinter den geschlossenen Fenstern, schielen hinter den Laden vor. Sie schieben die Brettchen der Rolläden nur wenig voneinander, aber ich sehe diese Augen, Reihen funkelnder Augen, wie Glimmerpünktchen an den schmalen Spalten, straßauf, straßab, Reihen von Augen, deren tierisches Funkeln sich nicht verbergen läßt. Es ist in uns allen, es bricht manchmal vor, aus den Augen, an den Fingerspitzen, aus dem knisternden Haar, das durch den Kamm gezogen wird. Manche wollen es leugnen; aber indem sie es leugnen, bricht es in einem Strahl ihres Auges vor als grünes Flimmern in der Dämmerung, oder es verrät sich durch den Geruch ihrer Haut, während sie die Hände ineinander reiben.

Auf dem Teich schwimmt das Mondlicht wie zerlassenes Wachs. In Schicksalsnächten, wenn die Mauern der Zukunft gelockert scheinen, wird von neugierigen Mägden Blei und Wachs gegossen. Solche Schichten von Wachs schwimmen dann auf einem trüben Wasser wie unvollendete und dem Schöpfer mißlungene Welten, die er dem Chaos überlassen hat. Ich gehe den Damm entlang, sehr rasch, denn es könnte geschehen, daß zwischen den zerfließenden Wachsscheiben die Kinderleichen auftauchen. Alte Kastanienbäume werfen ihr Laub ins Wasser oder stopfen bisweilen ihre dicken, trägen Schatten hinein wie Pfropfen, bis auf den Grund. Aber dazwischen ziehen die Mondstrahlen, die alles aufrühren an dem Schlamm, in dem viele Kinderleichen liegen, und es könnte

sein, daß, von der Macht des Mondes angezogen, eine von ihnen an die Oberfläche kommt, den weißen Bauch, der von Gasen gefüllt ist, prall dem Licht darbietend. Alle unglücklichen und verlassenen Mütter, die Mägde und Arbeiterinnen, deren Kinder keinen Vater haben, werfen ihre Geburt in diesen Teich, der eigens dazu bestellt scheint, die kleinen Opfer der großen Natur aufzunehmen. Er liegt wie eine Schüssel im Wulst von Hügeln, sein Wasser schweigt über Sünde und Mord. Auch junge Hunde und Katzen werden in ihm ersäuft, man hört die Stimmen aller der unschuldigen Wesen an späten Sommerabenden; wie ein leichtes, leises Gewebe von Tönen, bisweilen vom Quaken der fetten, großen Frösche unterbrochen, zieht es über das Wasser hin. Gesang und Gemurmel, dünnes Gespinnst, in dem die fetten, runden Töne der dickbäuchigen Frösche wie schwere Brocken sitzen.

Im Hohlweg war es dunkler als alles, was ich bisher an Dunkelheit erlebt hatte. Die Gaslaterne am Eingang war verlöscht, ihre Strahlen, die sich sonst wie dünne, glimmende Drähte in den Hohlweg vorbogen, waren — vielleicht vom Wind — an der Wurzel abgebrochen, über den Mond war wieder eine dicke Regenwolke gekrochen. Der Boden hatte jede Spur von Licht geschluckt und hielt sie im zähen Schlamm verborgen, ich tappte mich vorwärts, von allen bösen Dämonen des Dunkels umringt, die mir Kälte in den Nacken bliesen und schnürende Fangarme in den Leib legten. Warum spie mir die Finsternis nicht plötzlich Schüsse entgegen, warum bohrte sich mir nicht ein Bajonett in die Rippen wie anderen Leidensgefährten, mit einem jähen Strahl des Schmerzes den letzten Augenblick des Lebens erhellend?

Wie ich aus dem Hohlweg in den Steinbruch gekommen bin, weiß ich nicht. Es waren plötzlich Zacken um mich da, Klippen, Sägen, Steinmänner mit dicken Köpfen und mit an den Ellenbogen angepreßten Armen, geduckt wie Ringkämpfer, das alles sichtbar im roten Gestrüpp eines Lichtes, das aus dem Grund des Steinbruches kam, wo das verlassene Haus steht. Der Himmel, zu dem kein Strahl reichte, war als schwarzer Deckel über den Kessel aus Stein geschraubt, und als hätten sich die Dämpfe an ihm angesetzt, wie man es bei

Kochtöpfen sieht, begann es jetzt aus ihm zu tröpfeln. Schmerz und Wut und Verzweiflung, Leidenschaften des Hasses, Zorn und Empörung, alles war in dem ungeheuren Topf dieser Zeit verdunstet, hatte den Himmel beschlagen und fiel nun tropfbar aus ihm nieder, zurück auf die Welt, der es entstiegen war, ein unentrinnbarer Kreislauf aus dem einen Zustand in den andern.

Im roten Gestrüpp des Lichtes sind Haufen zerschlagener Steine, ungeheure Sägen, die dazu dienen, die Blöcke zu trennen, schiefgestellte Sandsiebe zersieben die dünnen roten Strahlen, daß sie auf dem Sandhaufen, der unter dem Sieb ist, in einer Art von Verkleinerung und Gebrochenheit ankommen. Wasserlachen sind da, aus denen die Arbeiter Wasser schöpfen, um es auf die knirschenden Sägen zu träufeln, wenn sie ihre Zähne in den Stein beißen. Das Wasser ist bei Tage lehm-gelb, mit einem grünen Anhauch an den Rändern, wo Pflanzenleben zu keimen beginnt. Jetzt heben sich runde, glatte Köpfe aus ihm . . . nicht vor mir, o nein, sie hüten sich . . . aber hinter mir, breite, runde Köpfe heben sich aus den Wasserlachen, das Wasser fließt über ölige Stirnen, die Augen sind rund und feucht, wie Hundeaugen, in den Nasenlöchern steckt Finsternis, und ein struppiger Schnurrbart hängt über die Schnauzen. Ich weiß es nicht, wie Seehunde in diesen Steinbruch gekommen sein mögen. Aber sie sind da, sie tauchen auf, hinter mir strecken sie ihre Köpfe aus den Wasserlöchern, von ihrer öligen Haut rinnt das Wasser, und sie starren mir nach, mit ihrem furchtbar wehmütigen, traurigen Blick, in dem der Verzicht auf irgend etwas zu liegen scheint, die peinvolle Entsagung eines stummen Geschöpfes.

Unter diesem Blick, der schrecklicher ist als alles andere, was diese Nacht in ihren Mantelfalten hat, wird mir bang, ich beginne zu laufen, dem Haus im Grund des Steinbruches zu.

Ich schlage lang hin, über den Stiel eines Hammers, der neben einer kleinen, mit Fetzen umwundenen Sitzbank liegt, rolle mit einem Teil eines Schotterhaufens in eine Grube. Es ist ein Geräusch, als stürze eine der Knochenpyramiden ein, wie man sie in den alten Beinhäusern vergessener Dörfer findet, und wirklich, es ist ein Gewürfel von kleinen Knochen



um mich her. Kleiner, bleicher, kantiger Knochen, Rückenwirbel oder Gelenkknochen, die man hier zusammengetragen hat, um Gott weiß welche Straßen der Ewigkeit damit zu pflastern.

Das Haus im Grund des Steinbruches, das mich den ganzen langen Weg durch die Nacht herangezogen hatte, dieses fürchterliche Haus der Frevel und Erniedrigungen war jetzt eine Rettungsinsel. Ich schlug mit beiden Fäusten gegen die Türe. Ich schrie.

Jemand öffnete mir.

Es war eine Frau, nackt unter einem Samtmantel, aus dem ihre Schenkel rund und weiß hervorsahen. Sie legte mir die Hand auf die Schulter: „Mein Gott . . ., warum sind Sie so aufgeregt, Herr Konrad . . ., kommen Sie.“

Es ist notwendig zu wissen, daß dieses Haus einem Wächter gehörte, Franz Brichta, einem Slowaken. Einem Kerl wie ein Bär, einem Menschen, in dem die Unersättlichkeit eines Satyrn mit der Kraft eines Hengstes vereint war. Seine eigene Frau, seine zweite, Witwe eines Schankwirtes namens Taschl, hatte ihn der Polizei angezeigt, weil er sich an ihrer Tochter vergangen hatte, die damals zehn Jahre alt war. Worauf der gute Brichta von der Höhe des Steinbruches herabsprang und auf einem Schotterhaufen liegen blieb wie ein nasser Fetzen.

Ich kenne die kleine Helene. Sie ist fünfzehn und sitzt einem alten Herrn auf dem Schoß, der zärtlich die Haarflocken unter ihren Achseln zu spitzen Löckchen zusammendreht. Helene hat die Arme hinter dem Kopf verschränkt, lacht zu dem Spiel des guten Papa Berger und reckt die spitzen Brüstchen. Sie ist nackt wie alle hier, aber es gibt einige, die bei aller Nacktheit doch noch irgendwie von einer Hülle umgeben sind wie jene Heilige, der Gott auf ihre Bitte die Haare wie einen Mantel um ihren Leib legte. Helene aber ist unverhüllt, sie prahlt mit ihrer Nacktheit, und, indem ich hinsehe, ist es mir, als entdeckte ich an ihrem Schoß, an ihren Schultern, an ihren Schenkeln noch die Spuren der großen, haarigen, sommersprossigen, mit Hornhaut überzogenen Hände ihres Vaters.

Eine ganz alte Frau kommt auf mich zu. Ihre Nacktheit ist grauenhaft, wüst und verunzelt liegt ihre Haut in Falten, ihr Bauch hängt schlaff herab, ihre Brüste sind zwei leere

Lederbeutel. Der Hals ist in zwei Zonen geteilt: Grau und Gelb, ein scharfer Rand bezeichnet die Zone, bis zu der sie sich zu waschen pflegt. Die dünnen, weißgelblichen Haare sind von Grind zusammengeklebt. Sie kommt auf mich zu, sieht mich aus Triefaugen an und legt ihre Klauen auf meinen Arm. Ihre entzündeten Lider zwinkern, das untere ist umgestülpt und brennend rot wie bei den großen Hunden, denen das Auge durch die Schwere der Wangen bloßgelegt wird.

Sie flüstert: „Viere sind ermordet worden . . ., viere sind tot, mein Herr . . ., ich weiß nicht, wo sie liegen, in einem Massengrab mit hundert anderen. Aber der fünfte lebt noch . . ., der fünfte wird am Leben bleiben, nicht wahr, mein Herr?“

Ich bestätige, daß der fünfte am Leben bleiben wird. Ein Herr mit abfallenden Schultern und O-Beinen, die mit kurzen, schwarzen Stacheln besetzt sind, nimmt mich beiseite: „Die arme Alte . . ., ich habe ihren Sohn gesehen. Er war verurteilt, sie haben ihn aus dem Gefängnis geholt und in Stücke gerissen. Ich habe es gesehen, ich war im Haus gegenüber versteckt . . .“

Es sind einige ehrbare Frauen da . . ., eine Braut, aber die sitzt immer nur in einer Ecke und weint. Ihre zarten Schenkel sind zusammengepreßt, die leicht geröteten Knie stehen nahe beisammen, ein Zwillingsspaar, das sich nur trennt, wenn die Stunde der Verzückung gekommen ist. Sie hat die Hände vor das Gesicht geschlagen, ihre Unterarme weisen steil nach unten. Eine Notarsgattin, mit nichts bekleidet als einem Lorgnon, das sie an einer langen, goldenen Kette um den Zeigefinger dreht, wandert auf und ab, und ihr ganzer, mit Fleisch überladener Bau schwankt in der Bewegung hin und her. Aber mit dieser pompösen Schaustellung und diesem herausfordernden Schwanken und Schaukeln vorne und hinten will ihre Miene wenig übereinstimmen. Ihre kurzsichtigen, stark gewölbten Augen haben irgendein Bild erfaßt, das außerhalb dieser Räume hier liegt. Die Augenachsen stehen starr, und während sie wie betäubt zwischen den nackten Menschen, selber nackt, wandelt, sieht sie entlegene, ernsthafte, ja grauenvolle Dinge.

Diese mit Schrecken und Verzweiflung durchtränkte Nacktheit reizt hier niemanden.

Man hat ganz vergessen, daß die Haut ihre Farbe spielen läßt, daß das Fleisch blüht, die Menschen könnten ebensogut in Gesellschaftskleidern und Smoking zusammengekommen sein. Es ist ein vollständiger Zerfall der Sinne, ein Absterben der Begierden, eine Enttäuschung der Lüste.

Herren stehen hier und da in Gruppen, man sieht schwarze Bärte, die bis an die halbe Brust reichen, runde, krebsrote Glatzen beginnen dicht über fetten, gedrunghenen Nacken. Man sieht heftige Gebärden. Es ist ein trauriger Anblick, diese Schar von unschönen, alternden und schlaffen Herren, die gar nicht daran denken, daß sie nackt sind und sich ebenso gehen lassen wie unter dem wohltätigen Schutz der Kleider. Denn alles, was jung und wahrhaft war, ist in den Straßenkämpfen abgeschlachtet worden, hier hat man die Reste der Mannheit, die Überbleibsel der Nation, den Bodensatz der Kraft. Ungereizt durch den Anblick der verstörten, geistesabwesenden Frauen stehen die Gruppen der verwachsenen, kümmerlichen Herren beisammen. Wovon sprechen sie? Man hört die Namen der Anführer der Mordbanden, Gemurmel von Aufrufen an die Bestie, Bruchstücke von Beglückungsphrasen, Geschichten, die von Schrecken und Angst getränkt sind.

Eine Pause entsteht, als müßten alle frischen Atem in ihre Lungen ziehn. Sie sehen einander an, und auf jedem Gesicht steht dasselbe . . .

Nur die kleine Helene hätte vielleicht Lust, ihr Abenteuer fortzusetzen und zu vollenden. Dieser durch ein Verbrechen geweckte Körper eines Kindes ist noch nicht von Angst durchsetzt, seine Seele flattert noch frei und unbesonnen auf den Flügeln ihrer Wünsche. Aber dem guten Papa Berger sind schon die Arme herabgesunken, er starrt trübselig und gedankenvoll Löcher in die Luft, man sieht ihm an, daß er irgendein Wort aufgefangen hat, das nun seinen inneren Menschen vergiftet . . ., vielleicht ein Wort über den Verlust seiner Renten.

Ich möchte mich hinwerfen und schreien. Welche Nutzlosigkeit unseres Beginns, welche verzweifelte Aufpeitschung unserer Seelen, die uns nicht mehr vorwärts bringt! Die Menschheit gleicht einem alten, abgetrie-

benen, zum Umsinken ermatteten Gaul. Man wird ihn zu Tode peitschen, aber er wird keinen Galopp mehr anschlagen können.

Die Decke teilt sich, und in einem Korbe aus Weidenruten, der an einen Ballonkorb erinnern soll, schwebt der Veranstalter dieser Zusammenkünfte herab. Man sieht von ihm nur den Kopf, die hageren, nackten Schultern und die langen Arme, die er über den Rand des Korbes hängen läßt.

Er lächelt.

Jetzt flattern bunte Zettel herab. Blau. Rot. Grün. Gelb. Das wirbelt zwischen den nackten Körpern wie Herbstlaub. Oft klebt so ein buntes Papier an einer Schulter fest, birgt sich zwischen Brüsten, wird von müden Fingern abgelöst, und teilnahmslose Blicke gleiten über die großen Worte hin, mit denen die Zettel bedruckt sind:

Prüfung . . . Erneuerung . . . Kulturträger . . .
Rettung der Lust . . .

Die Zettel flattern, der Mensch im Ballonkorb, dieser undurchdringliche, gefährliche, keinem von uns näher bekannte Mensch lächelt. Er holt eine Sektflasche hervor, schenkt ein Spitzglas voll, der Schaum quillt über, man sieht den kristallinen Springbrunnen der Bläschen zersprühen, er trinkt uns zu, hält mit gewinkelter Arm das Glas über unseren Köpfen und trinkt uns zu. Niemand antwortet ihm, sie lesen einander die Zettel von den Leibern, die sich wie mit saugenden Kräften an die Haut heften. Sie hinterlassen gerötete Stellen auf der Haut, diese Zettel, die wie Zecken sind. Und an den Rändern der Rötung schwillt ein Wulst an, kleine, weißliche Bläschen springen auf und fressen rasch um sich.

Der Mann im Ballon wirft das Glas, aus dem er getrunken hat, zu Boden. Es zerbricht in einem hellen, dünnen Schrei, die Scherben splintern. Der Boden bildet unter den Glascherben kleine Trichter, in denen ein dunkler Wirbel ist, der die Scherben langsam verschlingt.

Der Mann im Ballonkorb lacht. Aber mit einer unerhörten Anstrengung durchdringe ich den Undurchdringlichen. Mein Geist ist wie eine stählerne Maschine, ich liege unter mir selbst und höre das Sausen der Propeller, das Eindringen des Messerkranzes, der sich als flirrender Schein um die Spitze dreht. Alle

Tiefen heulen auf, Schleier sinken zerfetzt. Trümmer des Weltgebäudes fallen mit einem schweren, dunkeln Ton ins Bodenlose, die dünnen Drähte der Begebnisse, Hunderttausende von dünnen Drähten zerspringen auf einmal . . .

Die furchtbare Einsicht dieses Augenblickes übersteigt jede Menschenkraft. Ich fühle mein Hirn als blutigen Klumpen innerhalb der Schädelwände, meine Eingeweide werden mir auf einer Haspel aus dem Leib gewunden, flüssiges Blei rinnt durch meine Luftröhre . . .

Ich stürze aus dem Haus, werfe mich in den Steinbruch, klettere irgendwo empor. Fahl und naß zieht der Morgen im Osten zwischen dünnen Ästen. Ein gutmütiger kleiner Rotgardist, mit einer Blendlaterne vor der Brust, stapft durch das Gras. Man tritt auf lauter Regenwürmer. Hunderttausende von Regenwürmern haben die Erde verlassen und ziehen Furchen durch den Sand.

„Ja . . . ja . . ., Ihr Freund, der Bankdirektor Regenbogen, hängt da irgendwo . . .“ Der kleine Rotgardist hat Verständnis für diesen leichenfahlen Morgen, er sagt den Tod meines Freundes an. „Nicht wahr, bei solchen Zeiten . . ., viele Leute überleben's halt nicht!“

Fünf Schritte weiter hängt der Bankdirektor sehr bequem, an dem starken, hakenförmigen Ast einer dünnen Robinie. Wir schneiden ihn ab, er ist schon ganz steif und kalt, die Robinie schüttelt sich und wirft uns Regentropfen auf Gesicht und Hände.

Auf dem heller werdenden Himmel zieht eine Wolke, von den Vorstädten her. Sie hat Blut aufgesogen, ist rot und prall. Ich, der ich dem Raum entwachsen bin, recke mich, ergreife sie. Ich drücke sie in meiner Hand, presse sie, Blut läuft mir über die Finger, sie wird in meiner Faust hart und fest wie ein Schneeball, und ich werfe sie über meine Schulter in den Steinbruch.

Wie ein Stein schlägt sie im Abgrund auf . . .

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Otto Rung, *Geheime Mächte*, Ein Novellenbuch, Gustav Kiepenheuer 1917. In der langen Reihe der Bücher phantastischen, unwahrscheinlichen und abenteuerhaften Inhalts eine Novellenammlung, bei der zu verweilen es sich lohnt. In der Sprache erfreulich gut, sind diese Erzählungen von einer starken Anschaulichkeit und einer völlig klaren, zum Teil unerbittlichen Plastik. Die Novelle „Der Weizenkönig“ ist trotz atemraubender Spannung und an den Film gemahnender Sensationsfülle durchaus künstlerisch wertvoll. In der phantasievollen, ausgezeichneten Erzählung „Malthusia-Land“ setzt sich Rung mit dem Kommunismus auseinander, dessen schulbubenhafte Theorien er an dem Exempel dieser Novelle zu einer Zeit ad absurdum führte, in der im wirklichen Leben das grauenhafte Experiment „Rußland“ noch nicht den Irrtum jener Theorien bewiesen hatte. Cz.

Hans Flesch: *Balthasar Tiphö*. Roman. Verlag von E. P. Tal & Co., Wien. Bald, schon in der Entfernung weniger Tage, ist dieses Buch gelesen zu haben wie ein wirrer, wüster Traum. Auf dem Umschlag fliegen Fetzen von Schwarzem und Braunem, Räder drehen sich und scheinen eine Flut von schreienden Gesichtern

mitzureißen, so ist der verbleibende Eindruck des Inhalts auch, alle Deutlichkeit rasch entwichen, ein Wirbel sehr intellektueller Unerkennbarkeit der Rückstand, Seltsam genug: denn die Phantastik dieses Romanes müht sich um eine harte und grausame Linienführung, denn auf dem Stern Karina, der Schauplatz der Handlung ist, spielt eine furchtbar harte und grausame Art von Mensch um sein Schicksal. Diese Menschheit hat die Zustände der sogenannten kapitalistischen Weltordnung bis zu ihren letzten Folgerungen fortgebildet, zur äußersten Gegensätzlichkeit von oben und unten, zur Vertierung der Massen und Genußverrücktheit der Oberschicht. Diese Menschheit verdient ihren Balthasar Tiphö, den Despoten, der den Geist der Karinaleute in seiner letzten Gipfelung vertritt. Und dennoch: in diesen Lebewesen ohne Gemüt und ohne Herz brennt eine Sehnsucht nach tieferem Erleben, als Genuß, Macht, Grausamkeit, Pracht, Geist geben können. Auch in Balthasar Tiphö. Ihm wird sie Verhängnis. Sein Vater Markus Mann, Genius dieser Menschheit vom Stern Karina, donnert ihn nieder: „Ich zeugte dich, auf daß einmal nach vielen, vielen hundert Jahren die Bewohner dieses Sternes einsehen lernten, daß ihre Maschinen es gar nicht vertragen, von einem Mann bedient zu werden, Ich setzte dich

Alter deutscher
Weinbrand

Asbach „Uralt“

Rüdesheim
am Rhein

Proben aus. Ich hob dich auf . . . Kein Reichtum warf dich aus deiner Bahn. Bis das scheußliche Glück über dich zu siegen vermochte. Bis du in Gefühlen ersticktest, die längst dienstbar gemacht zu haben du dich hättest rühmen sollen." So fordert Markus Mann Rechenschaft von seinem Sohn und vernichtet ihn. Das Buch des Hans Flesch ist kein unbedeutendes Werk. Es ist ausgezeichnet durch phantasievolle Einfälle, durch geistvolle Einzelheiten, durch sprachliche Sauberkeit und Kraft. Es wäre einer ästhetischen Untersuchung würdig, warum von ihm jener Eindruck bleibt: eines leeren, kahlen, unsäglich frostigen Raumes, in dem ein kaum unterscheidbarer Wirbel tobt.

Ist es darum, weil es erkünstelt, übergesiegt, bei aller Aufgepeitschtheit blutlos ist? Weil seine Konstruktion selbst die nüchterne Monströsität von Maschinen hat? Weil uns die Menschheit vom Stern Karina, bei allen gewollten Beziehungen auf die unsere, bei aller Symbolik so gänzlich fremd bleibt, weil wir keinen Anteil an ihren Erlebnissen nehmen können? Bleiben wir darum so maßlos gleichgültig, entschwinden uns darum seine Züge so rasch ins Nichts, weil die Phantastik schließlich auch in ihren kühnsten Schöpfungen keine Angelegenheit des Hirnes allein, sondern auch eine des Herzens sein muß, wenn sie uns ergreifen soll?

K. H. S.

Bemerkungen der Schriftleitung Das Titelblatt zeichnete M. Leidlein

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

MITTEILUNGEN AUS DER GESCHÄFTSWELT

Gerade in der gegenwärtigen ernsten Zeit ist es wichtiger denn je, sich mit der nächsten Zukunft zu beschäftigen. In dieser Zukunft liegt gar viel verborgen, bedeutungsvoll wird sie für das Leben jedes einzelnen sein, — hier einschneidend und da Veränderungen der Verhältnisse mit sich bringend. — Wen drängt es da nicht, etwas Näheres über seine Zukunft — überhaupt über sein ganzes Lebensschicksal zu erfahren? — Hierzu kann nur das streng wissenschaftliche Institut für Charakter-, Schicksals- und Zukunftserforschung des Astro- und Psychologen Hugo Höller in Mühlau (Bez. Leipzig) wärmstens empfohlen werden, es leistet jedem gute und wertvolle Dienste. Mache

es sich jeder zunutze. Verlangen Sie auf jeden Fall die hochwichtige nähere Information über Charakter, Schicksal und Zukunft mit Prospekten und Formularen gegen Einsendung einer Mark (für Unkosten).

Frauenstolz heißt ein seit Jahren erprobtes Mittel zur Pflege einer schönen Büste, das auf wissenschaftlicher Grundlage hergestellt ist und selbst die weichste und verkümmerteste Büste noch zur vollen Entwicklung bringt. Zu beziehen ist das Mittel allein echt vom Sanitätshaus Kosmetika, Leipzig, Arndtstraße 37. (Man beachte beigeheftiges Inserat.)

Forderungen

Erbschafts-, Hypotheken- sowie Geschäftsforderungen

Im In- und Auslande kauft und übernimmt zur energischen Beitreibung **Kredit-, Privatauskünfte, Beobachtungen, Ermittlungen**

Der „Sieger“

Detektiv-Auskunft Sieg & Co.
Berlin SW 48, Besselstraße 14

„DIE BÜCHERPOST“

unterrichtet wöchentlich über Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels aus allen Wissensgebieten und der Unterhaltungsliteratur. Einzelnummer 25 Pf., vierteljährlich Mark 2.50. Abonnements nimmt jede Poststelle, auch der Briefträger entgegen. Probenummern sendet die Geschäftsstelle der „Bücherpost“, Frankfurt a. M., Niddastraße 74, postfrei und umsonst.

Liebhaver! Liebhaver!

Tagebuch eines Verliebten

Privatdruck mit Bildern. Einn. 225 Exempl. Zweifarben-druck auf Bütten. Künstlereinbd. Ia Handarbeit. Vom Autor handschriftlich signiert und numeriert. Preis M. 65,—, Nachn. od. Voreins. Ferd. Acker, Verlag, Wolfach, Baden 1

**Ein
stahlharter,
stahlgeschmei-
diger Wille
dringt
überall
durch!**

Die Willensschule von Uve Jens Kruse strafft den Willen wie einen Muskel
Werbebüchlein O kostenlos

**Felsen-Verlag
Buchenbach Baden**

Luxus-
Zucht-
Renn-
Reit-
und Wagen-

Pferde!

**Kommissionsweiser
An- und Verkauf
Ia Referenzen!**

Felix Heyse, Berlin NW 23, Schleswiger Ufer 10



Schöne Formen
Frauen-Schönheit

Durch die eigenartige (nur äußerl.) Anwendg. mein Mitt. „Frauenstolz“ erzielt Damen bei unentwick. oder schlaffgeword. Büsten in kurzer Zeit ideale volle Körperformen. Garantiert d. Erfolg u. Unschädlichk. lägl. Dankschr., auch ist d. Erfolg ein bleibend. Versand erfolgt streng diskret. Preis komplett M. 24.— franko Leipzig, A. i. K. Arndtstr. 37.

Sanitätshaus Kosmetika

**Jeder
Waidmann**



muß eine jagd.-lynologische Zeitschrift haben. Abbonnie: an Sie sofort bei Ihrem Postamt auf die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger“, München, 42. Nabranng, reich illustriert, mit der ständigen Beilage „Der Gebrauchshund“, jeden Monat: „Der Deutsche Wald“, Beilage f. Waldinteressen, Forstwirtschaft u. Holzwesen, ferner wertvolle Kunstbeilagen. Interessanter wichtiger Infertentent, ständiger Wildfellbericht usw. / Kreuzbandbezug ist direkt b. d. Verlag anzumelden. Für fachliche und allgemeine Anzeigen ein anerkannt vorzügliches Anzeigenblatt.

**Für den
Naturfreund und
Jäger:**

Frau Nadab Pelz u. a. Jagdgeschichten u. Abenteuer aus dem nahen Orient von Dr. Benzoldt, brosch. M. 9,—, geb. M. 12,—. Grüne Brüche, Geschichten und Gestalten aus Berg und Wald vom Mitarbeiterkreis des „Deutschen Jägers“, brosch. M. 9,—, geb. M. 12,—. Almräuf, Jagd- und Beigler-Erzählungen v. M. Merk-Buchberg, brosch. M. 9,—, geb. M. 12,—. Fritz Trudseis: Baumgäste am Herrgottsarten, brosch. M. 12,—, geb. M. 15,—. Auf alle Preise der übliche Sortimentszuschlag. M. von Scanzoni: Die Aufschreibungen des Schachtel Pfefferberger, R. B. Hofjagdgehilfe, reich illustriert von Prof. Ludwig Hohlwein, M. 20,— ohne Zuschlag. — Zu beziehen durch Buchhandlungen oder direkt durch die

Verlagsbuchhandlung

F. C. Mayer & Co. m. b. H.

Fernsprecher 55351

München, Brienner Straße 9

**Not-Krankheit
Seelenkummer**

sind die Folgen falscher Erziehung, falscher Berufs-, Gatten- und Mitarbeiterwahl aus Mangel an richtig. Selbst- u. Menschenkenntnis. Auf Grund neuester Forschungsergebnisse anerkannter Wissenschaftler und langjähriger Erfahrung erteilt sachliche Charakterbeurteilung aus Körperform und Gesichtsausdruck (nach gutem Bild oder nach d. Leben). Keine Massenabfertigung. Zahlreiche Anerkennungen. Preis einer wissenschaftlichen Beratung M. 20,—. **CHR. DANKER // DRESDEN 24** Schnorrstr. 3

Warnung!!!

Ich warne jed. Dame u. Herrn vor dem Ausreißen der grauen Haare. Mein Balsam, keine Farbe, gibt dem Haar garant. die frühere Fülle, Glanz u. die Farbe wieder. 1 Org.-Flasche 10 M. gegen Nachnahme nur allein durch **Gunderlach, Frankfurt a. M. O.** Neue Kräme 14.

Gute Partien!

Inland und Schweiz, auch Einheirat, stehen im „Glücklichen Heim“. Neuestes Heft 2 M., Nachn. 3 M. Heim-Verlag 5 / Radolfzell a. B.

**Visiten-
Karten**

m. Namendruck auf feinen weißen Karton, rundeckig oder spitz. — 50 Stück Mark 2.50 **Druckerei Joseph Rothe, Dresden, Zinzendorfstrasse 39 T.**

**Interessante
Bücher und Bilder**

Wünsche angeben!

Dr. Rabinowitz, Verlag, Leipzig

Mit und ohne Schminke

Memoiren einer Schauspielerin (Lucie Vierna). Preis, in schön. Pappband, reich illustriert, gebunden M. 7.50. Ein fesselndes Buch, das die intimsten Reize des Schauspielerslebens enthüllt und das große Interesse an den Geheimnissen hinter den Kulissen mit prächtigen Bildern erfüllt. Zu beziehen durch Verlag **E. W. Bonsels & Co. Nachfolger, München, Leopoldstraße 3.**

**Gummiwaren-Versandhaus
Otto Helmsolt**

in Braunschweig 164

sendet Preisl. über hyg. Neuheiten frei!

Es gibt ein Mittel

gegen frühes

**Ergrauen,
Schuppen und
Haarausfall**

Beweis:

„Vor 15 Jahren ergraute ich und verlor mein Haar, heut, mit 52, habe ich volles, dunkles Haar. Und dies nur durch **Maienzauber**.“ Pr. M. 25,—, dazu das Werk „Reform“ gratis. **Stab's Reformhaus, Dresden, Klotzsche 0.**



**Die literarische
Feinkost**

Spezialverzeichnis von über 200 anerkannt besten und interessantesten Büchern d. Neuzeit liefert kostenlos Verlag u. Versand f. deutsche Literatur, Berlin SW 19, Grunstr. 25/26, Abt. K.

Bestohlen!

werden Sie nicht mehr bei Anwendung der Schlosssicherung „**Kobold**“, in jedes Schloß ohne weiteres passend. Preis 6.50 Mark. Wiederverkäufer bei hohem Rabatt gef. **Derbig & Heher, Leipzig, Windmühlenstraße 20 f.** Postfachkonto: Leipzig Nr. 56641.

**Bernd Isemann:
Im Zwielficht
der Liebe**

Nur noch broschiert zum Preis von M. 4,—, zuzügl. 50% Teuerungszuschlag, zu haben. Wie gaukelnde Schmetterlinge, wie spielverlorene Kinder gehen hier zwei Menschen an tiefsten Abgründen entlang. Zu beziehen durch Verlag **E. W. Bonsels & Co. Nachfolger, München, Leopoldstraße 3.**

DETEKTEI BEUGEL

Berlin SO 16, Neanderstr. 31, Fernspr.: Moritzplatz 3769

Beobachtungen,

Ermittelungen, Heiratsauskünfte allerorts.

Seltenes Angebot!

Erotische Werke

für Bibliophilen und
Sammler von Wert

Neueste Prospekte versende
gegen 2 Mark in Brief

Kommissionsverl. F. Schwalbe
Berlin SW. 68

Heleute!

Verlobte!

erhalten meine neue Broschüre über hyg. Frauenartikel, Gummiwaren, sow. Artikel für Gesundheits-, Kranken- u. Wochenpflege kostenlos.

Sanitätshaus

H. Jlgner, Bremen, 69

**Die Geißelmanie oder
der Flagellantismus
in den Mönchs- und
Nonnenklöstern.** Von den alttest. Völkern bis zu den neuzeitl. Christen . . . M. 6.25.

**Amerik. Freimaurer-
logen und deren Ge-
heimnisse.** Interess. Enthüllungen M. 6.25
Delasor & Seidel, Hamburg 68,
Königstr. 36

Die Beichte einer Verlorenen

Ein großart. Buch voller Spannung und furchtbarer Lebenswahrheit. Das Schicksal eines jungen Mädchens, das auf Abwege geraten. Eine Mahnung an alle jungen Mädchen, ein Sündenspiegel für die Männerwelt! M. 4,—. Nachnahme M. 5.40. Bücherkatalog gratis. **Max Fischers Verlag**
Dresden-A. 16, 1.

**Welche Bedeutung
haben Züge, Blick,
Form und Ausdruck
des Gesichts!**

Wissenschaftliche, physiognomische Charakterbeurteilung auf Grund vieljähriger Studien und Erfahrungen nach Bild sowie Schriftprobe (Geburtstag und Alter angeben) 20 Mark. Besondere Wünsche, besonders Lebens- und Jahres-Horoskope auf Anfrage. Vorzügliche Anerkennungen aus allen Kreisen.

**Graph.-physiogn. Institut
M. Rose, Bremen**
Wegesende 16

JONOL

Beste Einreibung für:

**Gicht, Rheuma, Hexen-
schuß, Reißen, Glieder-
und Gelenkschmerzen**

Chemische Fabrik Hamburg a.E.

Inh. Chem. R. Jones, Dehnhaide 105/7

+ Kluge +

Damen wenden bei Störungen d. Periode n. Drogist Thiemes unfehlbar wirkenden Tee und Tropfen an. Garn. I M. 6,—, Garn. II M. 20,—, „extra stark“ M. 25,—. Auskunft gegen Rückporto. Versand diskret gegen Voreinsendung oder Nachnahme durch W. Willsenach, Leipzig-Gautzsch 19, Spinnereistr. 3—5.

Der nackte Mensch

in der Kunst. Von Dr. W. Hausenstein. Mit 150 Abbildungen. Preis M. 10,— gegen Nachn. Die höchste Aufgabe d. Kunst ist die Darstellung d. nackten Menschen. Das Buch zeigt den Wandel des Schönheitsideales bei allen Völkern und Zeiten.

**Buchversand
Elsner, Stuttgart 20**
Schloßstraße 57 B

Charakter / Schicksal / Zukunft?

Verlangen Sie sofort nähere Auskunft. 1 Mark beifüg. Astro-Psychologe **Hugo Höpfer, Mühlau, Bez. Leipzig Nr. 735.**

Leberflecke und Sommersprossen

verschwinden vollständig durch m. Medizinal-Einreibemittel. 5 Mark. **F. Klaus, Leipzig, Kolonnadenstr. 27.**

Wiederverkäufer. erhält. hohen Rabatt



FRAUEN

bei Störungen wirk. uns. Margonal tropfen mit Erfolg. Garantieschein. — Stärke I M. 7.50, Stärke II M. 12,—, extra stark M. 17.—

Margonal - Comp. 169, Berlin SW 29.

Vi preghiamo di riferirvi sempre alla „Orchideengarten“



HEFT 21

II. JAHRG.

INHALT Valerij Brjussow: Der Beschützer / Lord Byron: Finsternis / Peter Scher: Die Totengräber
Frank Heller: Die weiße Maus / Wolf Benndorf: Traumland / Das Treibhaus / Phantast. Bücher

Antiquare, Sammler!

Suche zu kaufen:

Dr. Benno Diederich:
Von Gespenstergeschichten (b. Schmidt & Spring, Leipzig 1903)
Magicon, herausgegeben von Justinus Kerner (vollständig oder in Einzelbänden)

Angebote: Unter „Ingenieur V“
a. d. Exped. d. „Orchideengarten“

Gemälde alter Meister
ANKAUF / VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340



ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt. XII, Berlin W 9.

**Dr. med. Roeckerath's Institut für
SUGGESTIV-HEILMETHODE**
Behandlung bei vollem Bewußtsein
Angezeigt bei Nerven- u. Gemütsleiden

u. a. bei Zwangs-Vorstellungen und psychosexueller
Anomalien, Perversionen, Onanie, psych. Impotenz
Angstzuständen, Sprachstörung, Bettnässen, Hysterie,
Lähmungen, Krämpfen, Bleichsucht, Hypochondrie,
Neurasthenie, Schlaflosigkeit, nervösem Herz-, Magen
und Darmleiden, Schmerzen jeder Art, Blutandrang
Beschwerden der Menstruation, der Schwangerschaft
und der Wechseljahre u. s. w. u. s. w.

ENTZIEHUNGSKUREN

Individuelle persönliche Behandlung.
Sprechzeit: Montag bis Freitag 4-5 Uhr
München, Krumbacher Str. 7/0, Schwab.,
zwischen Linie 7 u. 17.

H. DE BALZAC VERHÜLLTE LIEBE

Geh. M. 6,-

zuzügl. 50 Prozent Teuerungszuschlag

R o m a n

Geb. M. 10,-

zuzügl. 50 Prozent Teuerungszuschlag

Ein neuer, d. h. bisher noch nicht ins Deutsche übertragener Balzac. Eine tolle Jagd von galanten Abenteuern und Verwicklungen, in der sich die Dame um den Geliebten beinahe selbst betrügt. Ihm noch unbekannt, weiß sie auf sein Schicksal Einfluß zu nehmen, die entzückende Liebesgeschichte entwickelt sich mit immer leidenschaftlicherer Stoßkraft der Erzählung. Es ist ein Buch, das man immer und immer wieder

vornehmen wird, elegant und fließend in der Sprache, in ebenbürtiger Übersetzung. Ein bretonisches Landmädchen möchte wohl so natürlich, schalkhaft und ernst den kleinen Roman seiner eigenen Liebe erzählen können. Dabei ist das Buch reich an Lebens- und Menschenkenntnis, ein Brevier der Dame, die geheime Liebe der Männer, die darin den Schlüssel zu den Geheimnissen des Herzens finden.

DREILÄNDERVERLAG

MÜNCHEN, LEOPOLDSTR. 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft M. 2,- / vierteljährlich M. 10,- / durch jede Buchhandlung u. durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 2,50 / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt
VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich, Tel. 33831 / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstr. 3 / ÖSTERREICHISCHE REDAKTIONSSTELLE: Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Einundzwanzigstes Heft

D E R B E S C H Ü T Z E R

Von Valerij Brjussow, deutsch von Alexander Eliasberg.

(Mit zwei Zeichnungen von Otto Linnekogel.)

Diese Geschichte erzählte mir Oberst R., als wir beide auf dem Gute unserer gemeinsamen Verwandten zu Besuch waren. Es war in der Christwoche, und die Gespräche, die man abends im Salon führte, handelten, wie es so üblich ist, von Gespenstern. Der Oberst nahm an der Unterhaltung nicht teil; als wir aber abends allein geblieben waren (wir schliefen in einem gemeinsamen Zimmer), zündete er sich eine Zigarre an und erzählte mir folgendes:

Dies erlebte ich vor fünfundzwanzig Jahren, vielleicht ist es auch länger her, — so um die Mitte der siebziger Jahre. Ich war soeben zum Offizier befördert worden. Unser Regiment stand im kleinen Städtchen. Wir vertrieben uns die Zeit, wie es unter Offizieren eben üblich ist: wir tranken, spielten Karten und liefen den Weibern nach.

Unter den Damen ragte ganz besonders eine Frau Jelena Grigorjewna S. hervor. Eigentlich gehörte sie garnicht zu der Gesellschaft des Städtchens, da sie vorher ständig in Petersburg gelebt hatte. Als sie aber vor einem Jahre Witwe geworden war, zog sie sich ganz auf ihr Gut, etwa zehn Werst von unserem Städtchen entfernt, zurück. Sie war etwas über dreißig, aber in ihren ungewöhnlich großen Augen lag etwas Kindliches, was ihr einen unsagbaren Reiz verlieh. Alle unsere Offiziere schwärmten sie an, doch ich verliebte mich in sie so, wie man sich nur mit zwanzig Jahren verlieben kann.

Unser Kompaniechef war mit Jelena Grigorjewna verwandt und führte uns bei ihr ein. Sie spielte durchaus keine Einsiedlerin und empfing gerne und ungezwungen die jungen Leute, obwohl sie ganz allein lebte. Wir aßen bei ihr manchmal zu Mittag und verbrachten auch ganze Abende bei ihr. Sie benahm sich aber mit solchem Takt und solcher Würde, daß niemand behaupten durfte, mit ihr irgendwie intim zu sein. Selbst die spitzen Provinzungen vermochten ihr gar keine Klatschgeschichten anzuhängen.

Ich verging förmlich vor Liebe. Am meisten quälte mich die Unmöglichkeit, sie ihr offen gestehen zu können. Ich wäre zu allem bereit, wenn ich vor Jelena Grigorjewna nur niederknien und ihr laut sagen könnte: „Ich liebe Sie.“ Die Jugend gleicht ein wenig dem Rausche. Um eine halbe Stunde mit der, die ich liebte, allein sein zu können, entschloß ich mich zu einem verzweifelten Schritte. Der Winter war in jenem Jahre besonders schneereich. In der Christwoche stürmte es jeden Tag. Ich wählte einen Abend, an dem der Schneesturm besonders wütete, ließ mir mein Pferd satteln und ritt hinaus.

Ich weiß nicht, warum ich damals nicht umgekommen bin. Zwei Schritte vor mir schien sich von allen Seiten eine graue Mauer zu erheben. Zwanzig Mal verlor ich den Weg. Zwanzig Mal weigerte sich mein Pferd, weiter-

zugehen. Ich hatte eine Flasche Kognak mit und fror nur aus diesem Grunde nicht ein. Für die zehn Werst brauchte ich, wenn ich nicht irre, drei Stunden.

Wie durch ein Wunder erreichte ich das Gut. Es war schon spät, und ich mußte lange klopfen, ehe man mich einließ. Der Hausknecht schrie beinahe auf, als er mich sah. Ich war ganz vom Schnee verweht und mit einer Eiskruste überzogen. Natürlich hatte ich schon eine Geschichte bereit, um mein plötzliches Erscheinen zu erklären. Meine Berechnungen stimmten. Jelena Grigorjewna konnte nichts anderes tun, als mich empfangen, und ließ mir ein Zimmer für die Nacht anweisen.

Nach einer halben Stunde saß ich schon mit Jelena Grigorjewna im Speisezimmer. Sie gab mir ein Abendbrot, Wein und Tee. Im Kamin knisterten die Holzscheite, und das Licht der Hängelampe schloß uns in seinen Kreis ein, der mir wie ein Zauberkreis vorkam. Ich spürte keinerlei Ermüdung, ich war verliebt wie noch nie.

Ich war hübsch, jung und wirklich gar nicht dumm. Ich hatte volles Anrecht, von den Frauen Beachtung zu erwarten. Jelena Grigorjewna wich aber mit wunderbarem Geschick allen Gesprächen über die Liebe aus. Sie zwang mich, mit ihr ebenso zu sprechen, wie wenn wir in großer Gesellschaft wären. Sie lachte über meine Scherze, tat aber so, als verstünde sie meine Andeutungen nicht.

Und trotzdem entstand zwischen uns allmählich eine eigentümliche Intimität, die uns gestattete, aufrichtiger als sonst zu sprechen. Und als ich den Augenblick der Trennung nahe fühlte, entschloß ich mich zum Äußersten. Das Bewußtsein, daß eine ähnliche Gelegenheit nie wiederkehren würde, trieb mich gleichsam an. — Wenn du den heutigen Abend versäumst, — sagte ich mir —, wirst du es dir nie verzeihen können. — Mit der Anspannung meines ganzen Willens brach ich das Gespräch mitten in einem Satze ab und sprach auf einmal, zusammenhanglos und dumm alles aus, was ich auf dem Herzen hatte:

„Warum sollen wir uns verstellen, Jelena Grigorjewna? Sie wissen ja sehr gut, wozu ich heute hergekommen bin. Ich bin hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe. Und

nun sage ich es Ihnen. Ich muß Sie lieben, ich kann nicht anders, und ich will, daß auch Sie mich lieben. Jagen Sie mich fort, und ich werde gehorsam gehen. Wenn Sie mich aber nicht fortjagen, werde ich es für ein Zeichen dafür halten, daß auch Sie mich lieben. Ich will keinen Mittelweg. Ich will entweder Ihre Liebe oder Ihren Zorn.“

Die Kinderaugen Jelena Grigorjewnas wurden kalt wie Kristall. Ich las in ihrem Gesicht eine so unzweideutige Antwort, daß ich mich schweigend erhob und fortgehen wollte. Sie hielt mich aber zurück.

„Was fällt Ihnen ein! Wo wollen Sie hin? Seien Sie kein Kind, setzen Sie sich.“

Sie setzte mich an ihre Seite und begann mit mir zu sprechen, wie eine ältere Schwester mit einem launischen Kinde spricht.

„Sie sind noch zu jung, und die Liebe ist für Sie etwas Neues. Wäre an meiner Stelle irgendeine andere Frau, so hätten Sie sich in sie genau so verliebt. In einem Monat verlieben Sie sich in eine dritte. Es gibt aber auch eine andere Liebe, die die Seele bis auf den Grund erschöpft. So war meine Liebe zu Ssergej, meinem verstorbenen Mann. Ihm habe ich alle meine Gefühle hingegeben. Soviel Sie mir auch von Ihrer Liebe sprechen, ich werde Ihnen wie eine Leiche zuhören. Begreifen Sie doch, daß ich nicht mehr fähig bin, solche Reden zu verstehen. Sie können ebensogut zu einer Tauben sprechen. Finden Sie sich damit ab. Das kann doch für Sie nicht kränkend sein, daß Sie eine Tote mit Ihrer Liebe nicht zu entzünden vermögen.“

Jelena Grigorjewna sagte das mit einem leisen Lächeln. Das kam mir beinahe beleidigend vor. Ich glaubte, daß sie mich mit ihrer Liebe zu ihrem verstorbenen Mann verhöhnen wollte. Ich wurde ganz blaß. Ich glaube sogar, daß mir Tränen in die Augen traten.

Meine Erregung blieb vor Jelena Grigorjewna nicht verborgen. Ich sah, daß der Ausdruck ihrer kalten Augen sich veränderte. Sie hatte begriffen, daß ich litt. Als ich mich wieder erheben wollte, hielt sie mich mit der Hand zurück und rückte ihren Sessel näher zu mir heran. Ich spürte auf meinem Gesicht ihren



Atem. Und sie sprach, obwohl wir allein im Zimmer waren, mit gedämpfter Stimme, mit echter Aufrichtigkeit und zarter Herzlichkeit:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie gekränkt habe. Vielleicht täusche ich mich in ihrem Gefühl, vielleicht ist es ernsthafter, als ich glaubte. Darum will ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen. Hören Sie zu. Meine Liebe zu Ssergej ist nicht tot, sondern lebendig. Ich liebe Ssergej nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart. Wir sind voneinander gar nicht getrennt. Ich lache nicht über Ihr Geständnis, also lachen Sie auch nicht über das meinige. Ssergej begann gleich nach seinem Tode mir unsichtbar, aber fühlbar, zu erscheinen. Ich spüre seine Nähe, ich fühle seinen Atem, ich höre sein zärtliches Flüstern. Ich antworte ihm, und wir führen leise Zwiegespräche. Zuweilen küßt er mir kaum wahrnehmbar das Haar, die Wange, die Hand. Zuweilen glaube ich, ganz dunkel sein Bild im Spiegel zu sehen. Sobald ich allein bin, ist er sofort in meiner Nähe. Ich bin an dieses Leben mit dem Schatten gewöhnt. Ich liebe meinen Ssergej in seiner neuen Gestalt ebenso leidenschaftlich und zärtlich, wie ich ihn früher geliebt habe. Eine andere Liebe brauche ich nicht. Und ich werde nicht dem Menschen, der mich auch jenseits der Grenze dieses Lebens nicht verlassen hat, die Treue brechen. Und wenn Sie mir darauf sagen, daß ich phantasiiere, daß es eine Halluzination ist, so werde ich Ihnen antworten: Das ist mir ganz gleich! Ich bin mit meiner Liebe glücklich, warum soll ich mich von meinem Glücke los-sagen? Lassen Sie mir mein Glück!“

Jelena Grigorjewna sagte dies alles sehr sanft, ohne die Stimme zu erheben, doch mit tiefster Überzeugung. Der ernste Ton erschütterte mich so sehr, daß ich gar nicht wußte, was ihr darauf zu antworten. Ich blickte sie voller Angst und Mitleid wie eine Verrückte an. Sie nahm aber ihre Rolle als Hausfrau wieder auf und sagte mit ganz anderer Stimme, als wollte sie alles früher Gesagte zu einem Scherze machen:

„Es ist aber Zeit, schlafen zu gehen. Matwej wird Ihnen Ihr Zimmer zeigen.“

Matwej war der alte Diener des Hauses. Ich küßte mechanisch die mir dargebotene Hand. Im nächsten Augenblicke kam schon Matwej und forderte mich mürrisch auf, ihm zu folgen. Nachdem er mich durch das ganze Haus geführt hatte, zeigte er mir das für mich gemachte Bett, wünschte mir gute Nacht und ließ mich allein.

Jetzt erst kam ich ein wenig zur Besinnung. Und, wie seltsam es auch ist, meine erste Empfindung war Scham. Ich schämte mich, daß ich eine so klägliche Rolle gespielt hatte. Ich schämte mich, daß ich, nachdem ich mit einer jungen Frau ganze zwei Stunden in einem fast leeren Hause gewesen war, mich nicht einmal erkühnt hatte, sie auf den Mund zu küssen. In diesen Augenblicken empfand ich statt Liebe einen Haß gegen Jelena Grigorjewna und den Wunsch, an ihr Rache zu nehmen. Ich dachte nicht mehr daran, daß sie verrückt sei; ich glaubte, sie habe sich über mich einfach lustig machen wollen.

Ich setzte mich aufs Bett und sah mich um. Ich kannte das Haus und wußte, daß ich mich

im Kabinette des verstorbenen Ssergej Dmitrijewitsch befand. Daneben lag sein Schlafzimmer, in dem man alles so gelassen hatte, wie es bei seinen Lebzeiten war. An der Wand mir gegenüber hing sein in Öl gemaltes Bildnis. Es stellte ihn im schwarzen Gehrock, mit dem Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloche, dar, das er, ich weiß nicht wofür, unter dem Zweiten Kaiserreiche bekommen hatte. Dieses Bändchen brachte mich durch irgendeine seltsame Ideenverbindung auf einen tollen Plan.

Ich hatte mit dem verstorbenen Ssergej Dmitrijewitsch eine gewisse äußere Ähnlichkeit. Natürlich war er älter als ich gewesen. Aber wir beide trugen den gleichen Schnurrbart und die gleiche Frisur. Seine Haare waren allerdings graumeliert. Ich ging in sein Schlafzimmer. Der Schrank war nicht versperrt. Ich fand einen ähnlichen Rock, wie er ihn auf dem Bilde anhatte, und zog ihn an. Ich fand auch das Ordensband. Ich puderte mir Haar und Schnurrbart. Mit einem Wort ich verwandelte mich in den Verstorbenen.

Wenn mein Plan mir gelungen wäre, hätte ich mich wohl geschämt, Ihnen das alles zu erzählen. Ich gestehe, daß mein Beginnen viel schlimmer war als ein gewöhnlicher Streich. Es wäre wohl unverzeihlich zu nennen, wenn ich nicht so jung gewesen wäre. Aber ich entging meiner Strafe nicht.

Nachdem ich mich umgekleidet hatte, machte ich mich auf den Weg zum Zimmer Jelena Grigorjewnas. Sind Sie schon einmal nachts durch ein schlafendes Haus geschlichen? Wie durchdringend erscheint da das geringste Geräusch, und wie laut knarren die Dielenbretter! Einigemal kam es mir vor, daß ich die ganze Dienerschaft wecken würde.

Endlich erreichte ich die ersehnte Türe. Mein Herz klopfte heftig. Ich drückte die Klinke nieder. Die Türe ging lautlos auf. Ich trat ein. Das Zimmer war von einem Lämpchen erhellt. Jelena Grigorjewna hatte sich noch nicht gelegt. Sie saß in einem Hauskleide in einem breiten Sessel vor ihrem Tische und schien in Erinnerungen versunken. Sie hatte nicht gehört, wie ich eingetreten war.

Einige Minuten stand ich im Halbdunkel und wagte nicht, noch einen Schritt näher zu

kommen. Jelena Grigorjewna fühlte plötzlich meine Nähe, oder hörte irgendein Geräusch, und wandte sich um. Als sie mich erblickte, erzitterte sie. Mein Streich war mir so gut gelungen, wie ich es gar nicht erwartet hatte. Sie hielt mich für ihren verstorbenen Mann. Sie erhob sich mit einem leisen Aufschrei vom Sessel und streckte mir beide Hände entgegen. Ich hörte sie freudig rufen:

„Ssergej! Du! Endlich!“

Und dann fiel sie, von der Erregung erschüttert, offenbar bewußtlos, in den Sessel nieder.

Ohne recht zu wissen, was ich tun wollte stürzte ich zu ihr hin. Aber in dem Augenblicke, als ich bei ihrem Sessel war, erblickte ich vor mir einen anderen Mann. Es war so unerwartet, daß mich eine Art Starrkrampf überkam. Es war mir, als ob vor mir ein großer Spiegel stünde. Jener andere Mann war eine genaue Wiederholung meines Ich. Auch er hatte einen schwarzen Gehrock an und ein Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloche. Im nächsten Augenblick begriff ich aber schon, daß er es war, dessen Bild ich gestohlen hatte, und der aus dem Jenseits gekommen war, um seine Frau zu schützen. Ein stechendes Grauen lief mir durch alle Glieder.

Einige Sekunden standen wir uns gegenüber vor dem Sessel, in dem die von uns umstrittene Frau lag. Ich konnte mich nicht rühren. Nun hob er, dieser Schatten, die Hand und drohte mir.

Ich nahm später am Türkenkriege teil. Ich sah den Tod und alles, was man für schrecklich hält. Aber das Grauen, das ich damals empfand, erfuhr ich nie wieder. Die Drohung jenes Gastes aus der anderen Welt ließ mein Herz stillstehen und das Blut in meinen Adern erkalten. Einen Augenblick lang war ich selbst tot. Dann stürzte ich, ohne mich umzusehen, zur Türe.

Mich längs der Wände tastend, wankend, und ohne mich darum zu kümmern, wie laut meine Schritte hallten, erreichte ich mein Zimmer. Ich hatte nicht den Mut, das Bild an der Wand anzusehen. Ich warf mich auf mein Lager, und eine eigentümliche schwarze Erstarrung nagelte mich an das Bett fest.



Ich erwachte beim Morgengrauen. Ich hatte immer noch die fremden Kleider an. Von qualvoller Scham gepackt, zog ich sie aus und hing sie wieder in den Schrank. Nachdem ich meine Uniform angezogen hatte, suchte ich Matwej auf und sagte ihm, daß ich sofort heimreite. Er schien gar nicht erstaunt. Ich fragte das Dienstmädchen Glascha, ob Jelena Grigorjewna noch schlafe, und sie antwortete mir: „Ja, die Gnädige schlafen noch.“ Dies gab

mir einige Beruhigung. Ich ließ mich bei ihr entschuldigen, daß ich ohne Abschied das Haus verlasse, und sprengte davon.

Nach einigen Tagen war ich mit mehreren Kameraden wieder bei Jelena Grigorjewna. Sie empfing uns mit ihrer gewohnten Freundlichkeit, und gedachte mit keiner einzigen Andeutung jener Nacht. Es ist mir auch heute noch ein Geheimnis, ob sie begriffen hat, was damals geschehen war.“

F I N S T E R N I S

Von Lord Byron. (Übertragen von Magda Janssen.)

Mir träumte ein Traum, der nicht ganz
ein Traum war . . .

Die helle Sonne war erloschen, und die Sterne irrten als schwarze Körper ohne Strahlen und pfadlos durch den ewigen Raum. Blind war der Schwung der eisigen Erde; er dunkelte die Luft, in der kein Mond mehr stand. Der Morgen kam und ging — und kam und brachte keinen Tag. Die Menschen all vergaßen ihrer Leidenschaft. Ihnen graute vor der Wirrnis ohne Trost, und so erkühlten alle Herzen in dem selbstischen Gebet um Licht. An Wachtfeuern lebten sie; und Throne, der Palast gekrönter Könige, die Wohnungen und Hütten aller Wohnenden, verbrannten als Fanale. Städte schwanden, und die Menschen scharten sich um auflodernde Heime, wo der eine noch dem andern ein letztes Mal ins Antlitz sah. Glückliche, die in Blickesweite feuerspeiender Berge und Fackeln weilten. Furchterfüllt war alles Hoffen, das die Welt noch barg.

Wälder brannten auf und fielen Stund um Stunde bleicher hin. Stümpfe loschen knisternd unter Krachen, alles wurde schwarz. Im Lichte der Verzweiflung trug der Menschen Braue einen erdentrückten Ausdruck, wenn die Blitze sie in Stößen streiften. Einige lagen ganz darnieder, hüllten ihre Augen ein und weinten. Einige verharrten ruhig, trugen nur das Kinn auf den geballten Händen, lächelten. Andere eilten hin und her und reichten ihren eigenen Scheiterhaufen Brennstoff. Irrer Unruh voll, stierten sie den blöden Himmel an, wie das Leichentuch einer vergangenen Welt, und sanken dann, von Flüchen wild, wieder in den Staub, mit Zähneknirschen und Heulen. Wilde Vögel schrillten; schreckhaft flogen sie zu Boden und zerschlugen dann die Luft mit ihren Flügeln sinnlos. Und das wildeste Getier kam zahm und voller Zittern ganz hervor. Es krochen Vipern, wanden sich mit Zischen, ohne Giftzahn durch die Menge, bis man sie um Nahrung schlachtete. Der Große Krieg — er hatte eine kurze Frist gefeiert — sättigte sich von neuem, und ein Blutmahl wurde aufgetragen, wo ein jeder trotzig abseits saß und sich

im Dunkel mästete. Keine Liebe blieb mehr übrig. Ein Gedanke war die ganze Erde, der hieß Tod, ein jäher unrühmlicher Tod. An allen Eingeweiden fraß die Pein des Hungers. Menschen starben, deren Knochen grablos wurden wie ihr Fleisch. Magere verzehrten Magere. Auch die Hunde fielen ihre Herren an. Alle, bis auf einen, der dem Leichnam treu blieb und den Vögeln, Raubtierzeug und ausgezehrten Menschen trotzte, bis der Hunger ihnen anhing, oder Tote, wenn sie fielen, ihre schlaffen Kiefer stärker reizten. Nur er suchte nirgends Speise, sondern starb und klagte unaufhörlich, immerwährend mit Gewinsel. Und nach einem jähen, trostberaubten Aufschrei leckte er im Tode noch die Hand, die ihm mit keiner Liebkosung erwiderte.

Mählich ward die Menge ausgehungert; nur in einer ungeheuren Stadt gab es zwei Überlebende. Sie waren Feinde. Und sie trafen sich an einem Platz, wo Aschenglimmer auf dem Altar starb und eine Masse heilige Dinge zu unheiligem Gebrauch geschichtet lag. Dasselbst scharrten sie und schabten mit den kalten Knochenhänden den geschwelten Staub zusammen und erschauerten vor Kälte. Ihr verzehrter Odem blies ihm noch ein wenig Leben ein. Eine Flamme wurde wach, die nichts mehr als ein Gespött war. Da es heller wurde, hoben sie den Blick, nahmen sich im Lichte wahr, sahn einander an, schrien auf und waren tot. Starben einer an dem andern, an dem grauenhaften Anblick ihrer Scheußlichkeit. Ohne Wissen, wer er war, auf dessen Stirn die Hungersnot das Zeichen „Feind“ gegraben hatte.

Leer war nun die Welt: die einst bevölkerte und mächtige war nur ein Klumpen ohne Jahreszeiten, graslos, baumlos, menschenlos, ein Erdkloß unlebendigen Tods, ein Chaos harten Lehms, Seen, Flüsse, Ozeane standen still. Nichts regte sich mehr drinnen in den Tiefen, die in Schweigen ganz versunken waren. Schiffe lagen ohne Mannschaft auf der hohen See und faulten, und das Mastwerk fiel dort ab; eins nach dem andern. Nach dem Fall entschliefen sie ganz ohne Brandung auf dem bodenlosen Abgrund. Tot die Wellen. In den

Gräbern schlummerten die Fluten, und der Mond, ihr Herrscher, hatte seinen Geist noch früher ausgehaucht als sie. In der starren Luft erstickten alle Winde. Und auch alle Wolken

waren nun verschwunden. Denn die Finsternis entbehrte sie nicht mehr, noch tat die Hilfe, die sie sonst geleistet, ihr jetzt not. — Sie war das Weltall.



D I E T O T E N G R Ä B E R

Von Peter Scher. (Mit einem Scherenschnitt von J. Rauch.)

Die Totengräber hielten auf dem Friedhof eine Beratung ab, denn sie wollten statt monatlich tausend lieber fünfzehnhundert haben, im andern Falle fänden sie keine rechte Freude am Begraben, und ohnehin gruben sie bereits in einem unwürdigen Trab.

Die Toten da unten hörten — man kann wohl sagen beglückt und mit skeptischer Fröhlichkeit in ihren erhabenen Mienen — die ergiebigen Diskussionen über das Thema: mehr verdienen und fühlten sich einerseits zwar der Sache ein wenig entrückt . . .

Doch lauschten sie andererseits begierig dem Rednerton und kargten fürwahr auch nicht mit Beifallszeichen, denn schließlich waren sie, wenn auch in Frieden ruhende Leichen, immerhin intelligent und begriffen den Vorteil der Organisation.

D I E W E I S S E M A U S

Von Frank Heller. (Mit zwei Zeichnungen von Flora Pályi.)

Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.



Schon mit neun, zehn Jahren zeigte John Hager deutliche Anlagen in naturwissenschaftlicher Richtung. Er sammelte Vogeleier, die er mit Etiketten in einem kleinen Glaschrank ordnete; er lernte die Tiere ausstopfen, die er mit seinem Salongewehre schoß; er bekam nach und nach ein ganzes Museum von Schlangen, Igeln und Froschlaich zusammen, den er in Spiritus konservierte; und er zerlegte nach besten Kräften Maulwürfe und Mäuse mit seinem Federmesser und anderen Instrumenten. John Hagers Vater, der Mittelschulprofessor in Latein war, sah diesem linnéanischen Eifer nicht mit besonderer Freude zu; aber da es sich im Laufe der Jahre deutlich zeigte, daß dem Sohne jener sechste Sinn abging, der für die Anwendung der lateinischen Konjunktivlehre erforderlich ist, fügte er sich in das Unvermeidliche und ließ John Hager in das Realgymnasium übertreten. Und als John Hager nach der Matura mit fünfundsiebzig von hundert anderen schwedischen Studenten an die Universität kam, war es schon ausgemacht, daß er Mediziner wurde.

John hatte das beste Zeugnis seiner Klasse in naturwissenschaftlichen Gegenständen; er erschien also an der Universität mit der Haltung eines Triumphators, der seinen Einzug in sein getreues Rom hält; und wenn die Universität ein wenig zögerte, sich von ihm als besiegt anzuerkennen, kam dies daher, daß die Universität den Glorienschein so vieler anderer Vorzugsschüler hatte verbleichen sehen. Es zeigte sich jedoch, daß Johns Glorienschein haltbarer war als bei den meisten anderen; schon nach Verlauf eines Jahres hatte er seinen *med phis.cand.* in der Tasche und war als außerordentlicher Assistent am physiologischen Institut angestellt.

Nun ist die Vivisektion eine Wissenschaft, die der Gegenstand von mehr Debatten war, als irgend etwas mit Ausnahme von Darwins

Lehrsätzen von ihren Anhängern sowohl als etwas Gutes an und für sich wie als ein notwendiges Übel verteidigt; und von ihren Feinden angegriffen als eine Ausgeburt des leibhaftigen Teufels. In wie hohem Grade sie in Schweden praktiziert wird, ist ziemlich unbekannt und hat übrigens mit dieser Geschichte von John Hager nichts zu tun. Sicher ist jedoch, daß der Assistent John Hager an seiner Universität bald als der Vivisektor schlechthin bekannt war.

Der Eifer, mit dem er sich seiner Kunst hingab — denn er bildete seine für Außenstehende etwas gruselige Wissenschaft bald zu einer Kunst aus — war der größten Männer der Wissenschaft würdig, und hätte seine Mutter ohne Zweifel dahin gebracht, ihn als einen Torquemada der Tiere zu betrachten, wenn sie eine Ahnung von den Verhältnissen gehabt hätte. Aber das hatte sie nicht. Nur selten sah sie ihren Sohn; fast nur zu Weihnachten und ein paar Tage im Sommer; das einzige, was sie eigentlich von ihm wußte, war, daß er schon nach drei Jahren der Studien sein medizinisches Kandidatenexamen mit glänzendem Erfolg ablegte. Es dauerte noch ein Jahr, bis sie und die übrige Welt eine andere Sache zu ahnen begann: Daß John Hager ausgesprochenen Geschmack für Mac Darnbys Whisky gefaßt hatte.

Ohne die Generalagentur dieser großen und geachteten Firma im geringsten gegen uns aufreizen zu wollen, wagen wir zu behaupten, daß ihre Ware keinen guten Einfluß auf *med. cand.* John Hager hatte. Während kürzere und kürzere Zeiträume zwischen seinen Groggs verstrichen, die immer stärker und stärker wurden, vergingen längere und längere Zeiträume zwischen seinen Prüfungen, die immer schwächer und schwächer wurden. Die Kameraden wackelten nach einiger Zeit ein wenig mit dem Kopfe, wenn sie von John Hager sprachen; und John Hager selbst wackelte nach einiger Zeit des Morgens ein wenig die Hand, aber kaum mehr als ein veralteter Kinofilm. Es gab jedoch ein Feld, auf dem seine Hand



Heinrich Kley

ihre untrügliche Sicherheit bewahrte, sein Lieblingsfeld, die Vivisektion.

Aber es kam eine Augustnacht. John Hager war im Hotel mit seiner gewöhnlichen Gesellschaft gesessen und hatte vielleicht ein wenig mehr als sein gewöhnliches Quantum seines Lieblingsgetränkes getrunken. Dabei fiel ihm eine Sache auf, die er schon als allgemeine Tatsache erwähnen gehört, aber bisher für eine infame Verleumdung gehalten hatte. Der Whisky machte ihn melancholisch. Er trank Grog auf Grog und wurde immer verstimmt. Er fühlte einen dumpfen, beklemmenden Druck im Hinterkopfe und im Herzen. Was zum

Teufel war los? Er suchte sich auf die Aufforderung der Kameraden aufzurappeln, aber mit so wenig Erfolg, daß sie kaum Einsprache erhoben, als das Hotel geschlossen wurde, und er ablehnte, ins Café mitzukommen, und erklärte, er wolle nach Hause gehen. Ihr Mangel an Courtoisie ärgerte ihn und machte ihn noch melancholischer; und als er in seine Wohnung im Institut heimkam, stürzte er sich mit einer Art erbittertem Eifer auf sein derzeitiges Experimentaltier, eine ungewöhnlich große, weiße Maus.

Das Tier war in eine stahl- und nickelglänzende Maschine des letzten Modells der

großen Firma in Leipzig eingeschraubt. Es handelte sich um ein Experiment im Kopfe selbst, ein Versuch zur Lokalisierung der verschiedenen Zentren. Allerdings gab es darüber schon hundert und etliche Theorien und Lehrsätze; aber John Hager hatte den Verdacht, der ihm genial erschien, daß es mit diesen Lehrsätzen nicht so ganz richtig war. Humbug! Er würde ihn entlarven.

Eigentlich hätte er das Tier, als er es am Nachmittage verließ, aus dem Gestell befreien und es in den Rekonvaleszentenkäfig stecken sollen; aber aus irgendeinem Grunde — ob es der Abenddurst war oder etwas anderes — hatte er keine Zeit dazu gefunden. Das Tierchen war infolgedessen äußerst mitgenommen, als er gegen halb zwei Uhr nachts nach Hause kam; und hätte er nicht gewußt, daß er nie anästhetisierende Mittel anwendete, hätte er geglaubt, es getan zu haben, so leblos und betäubt erschien das weiße Ding in der Maschine. Er nahm noch einen Abendtrunk von seiner Lieblingsmarke und faßte die Pinzette.

Vielleicht hatte er diesen Abendtrunk zu stark gemacht; vielleicht waren schon die Groggs, die er im Laufe des Abends zu sich genommen, zu stark und zu zahlreich gewesen; vielleicht hatte er in der Zerstreutheit die Schrauben der Stahlmaschine gelockert, die das Tier festhielten; oder war die Beleuchtung schuld — im selben Augenblick, in dem er die elektrisch geladene feine Pinzette, mit der er seine Versuche machte, in das bloßgelegte Hirn der weißen Maus einführte, zuckte sie zusammen, drehte den Kopf nach rechts und schnappte schräg mit ihren spitzigen Nagezähnen nach John Hagers Hand. Ihre roten Augen brannten wie die Kohlenspitzen einer ungeschützten elektrischen Lampe. Dann war alles ebenso rasch vorbei, als es gekommen war, und John Hager, der zurückgeprallt war, konstatierte nach einem Augenblick, daß die weiße Maus einer Nachfolgerin Platz machen mußte; sie reagierte nicht mehr auf den elektrischen Strom, sie war tot.

Er warf das weiße Ding mit einem verdrossenen Knurren beiseite, und ging nach noch einem Abendtrunke zu Bette.

Diese Nacht hatte er einen unbehaglichen Traum. Er ging durch ein Dschungel von schwammähnlichen Bäumen mit schimmig

weißen Stämmen und großen Parapluiekronen, die entweder wirkliche Schwammköpfe waren oder so undurchsichtig, daß kein Schimmer des Himmels durchdrang. Der Boden war feucht, man ging schwer darauf, und er atmete mühsam. Aus irgendeinem Grunde hatte er Eile; er mußte sich sputen, aber wußte nicht warum. Er ging durch eine unendliche Allee von Schwammbäumen. Plötzlich tauchte etwas in ihrem Schatten auf, zwei rote Punkte, die wie die Kohlenspitzen einer ungeschützten elektrischen Lampe glühten. Hinter den roten Punkten schimmerte ein lauernder, gewölbter, weißgrauer Rücken im Schatten der Schwammbäume. Plötzlich wußte John Hager, warum er es so eilig hatte, und er fluchte sich selbst im Traume; er war in der falschen Richtung gegangen! Das hatte er ja eben vermeiden wollen; die weiße Maus!

Jetzt galt es zu laufen! Er begann aus Leibeskräften zu rennen, aber der Boden wurde immer schwerer und klebriger, und die Allee immer länger und länger. Er hörte leise, weiche Sprünge hinter sich, und obwohl es eine anatomische Unmöglichkeit war, sah er, ohne sich umzudrehen, zwei rote brennende Augen, die immer größer und größer wurden, und zwei Reihen spitzige Nagezähne, die sich trennten, um zuzubeißen. Jetzt — eine letzte Anstrengung — er mußte aus ihrem Bereiche kommen — jetzt waren sie über ihm — jetzt —

Er erwachte, naß vom Nacken bis zu den Fersen, sein Herz hämmerte wie nach einem anstrengenden Laufmarsch. Das Zimmer war kohlschwarz, aber schien voll von roten Punkten, die glühten, wie die ungeschützten Kohlenspitzen einer elektrischen Lampe.

Am folgenden Tage trank John Hager schon am frühen Morgen Grog. Es mag dahingestellt sein, ob dies als Medizin wirkte, aber von Träumen blieb er auf jeden Fall in den folgenden Nächten verschont.

Nach elfjährigem Aufenthalt an der Universität legte John Hager das medizinische Doktorat ab und ließ sich als Arzt auf einer größeren Insel in den Schären nieder, deren Name nichts zur Sache tut. Sie hatte bisher keinen Arzt gehabt, und die Befriedigung, einen richtigen Doktor an Stelle des bisherigen Quacksalbers zu bekommen, war allgemein. Namentlich, daß der neue Doktor den Ge-



schmack der Einheimischen zum mindesten in einer Beziehung teilte — in der Ansicht, daß Mac Darnbys Whisky mit Sodawasser besser sei als jedes andere Getränk. Der Doktor ging sogar noch weiter als die übrigen Inselbewohner, indem er Mac Darnbys Fabrikat für so gut erachtete, daß Sodawasser eigentlich überflüssig war. Er wurde bald populär, und es dauerte gut fünf Jahre, bis die Gefühle der Inselbewohner ihren Charakter zu ändern begannen. Es wurde hier und dort gemunkelt, daß der Doktor ein bißchen wunderlich sei, daß der Whiskykonsum auf der Insel nicht im Verhältnis zur Einwohnerzahl stehe und daß dies seinen Grund in Doktors John Hagers Aufenthalt daselbst habe.

Man schüttelte den Kopf, aber dabei mußte man zugeben, daß nichts gegen die Art einzuwenden war, wie der Doktor seine Praxis ausübte. Seine Rezepte waren immer in Ordnung und seine Diagnosen richtig. Folglich erzählte man sich nur Anekdoten über ihn, bis der Fall Andersson kam.

Großhändler Andersson war ein solider, geachteter Mann auf der Insel, und er und der Doktor waren alte Trinkkumpane. Eines Morgens im November nach einer kameradschaftlich durchzechten Nacht fühlte der Großhändler ein solches Unbehagen im Halse, daß er beschloß, bei dem Heilung zu suchen, der ihm geholfen hatte, das Übel hervorzurufen.

Doktor Hager schien die Gesundheit selbst zu sein, obwohl die Augen in seinem mageren, glattrasierten Gesicht irgendwo tief in der Pupille eine unsichere Glut ausstrahlten. Er

empfing seinen alten Freund mit herzlichem Gruße, und der Großhändler brachte sein Anliegen vor.

„Nimm Platz, lieber Freund, damit ich dir in den Rachen schauen kann.“

Der Großhändler nahm Platz auf dem Liegesessel, schloß die Augen und öffnete den Mund so breit er konnte. Eigentlich ist es doch greulich zu einem Arzt zu gehen, dachte er; zum Beispiel hier auf diesem Liegestuhl, man liegt ja auf dem Rücken wie ein besiegtter Ringer, und

„Es ist gar nichts“, hörte er plötzlich eine Stimme über sich, während die Hand des Doktors sich mit einem Schraubstockgriff um seine Schulter schloß.

War das Doktor Hagers Stimme? Sie war krächzend, erregt und beinahe unverständlich.

„Gar nichts“, sagte die Stimme. „Nur daß dir eine große weiße Maus im Halse sitzt, lieber Freund, mit roten Augen! Warte, ich werde Sie erschießen!“

Er ließ die Schulter des Großhändlers einen Augenblick los und streckte sich nach einem Revolver, der über seinem Schreibtische an der Wand hing, von der noch andere Waffen und Tiertrophäen herabblickten.

Wie der Großhändler aus dem Stuhle heraus auf die Straße des Städtchens kam, wußte er selbst nicht. Aber plötzlich fand er sich, die Straße hinunterlaufend wie ein gejagtes Tier, und hörte den Knall von sechs Revolverschüssen hinter sich.

Am Tage darauf wurde Doktor Hager als Patient in einer privaten Irrenanstalt interniert,

die ein jüngerer, wie es hieß, etwas exzentrischer Kollege von ihm leitete. Der neue Patient war zusammengesunken und geistesabwesend und beschäftigte sich hauptsächlich damit, imaginäre Mauslöcher an den Fußbodenrändern des Zimmers mit imaginärem Zement zu verstopfen. Hie und da lief er mit einer Art hüpfender Bewegung im Kreis um das Zimmer, während er unverwandt rechts von sich starrte und die rechte Hand zurückriß, so als fürchte er gebissen zu werden.

Eines Morgens in aller Frühe, als die Wärterin durch das kleine Beobachtungsfenster hineinsah, hatte er seinen Lauf nicht nur in der Zelle, sondern auf der irdischen Bahn beschlossen. Sie benachrichtigte sofort den Anstaltsdokter, und dieser eilte herbei und konstatierte, daß der Tod vor kaum zehn Minuten ganz unvermutet eingetreten war. Doktor Hager lag auf dem Rücken, die Glieder nach allen vier Seiten ausgespreizt, so starr, als wären sie in irgendein imaginäres Torturinstrument festgeschraubt. Seine Pupillen waren in wahn sinniger Angst aufgerissen.

Der Doktor der Heilanstalt starrte in die glasartigen Augenbälle.

„Schwester,“ sagte er nach einem Augen-

blick, „gehen Sie in mein Zimmer und holen Sie die schwarze Miniaturkamera, die im Glasschranke steht.“

„Die Kamera?“

„Ja, die Weiner-Borchmann-Kamera mit der Dekuplierungslinse. Der Mann ist tot. Ich habe Lust zu einem verrückten Experiment.“

Eine Stunde später wurde die Krankenschwester durch ein Klingeln in das Zimmer des Doktors gerufen. Der exzentrische Arzt der Heilanstalt stand mit gedankenvoller Miene am Fenster und starrte auf eine kleine Glasplatte.

„Schwester,“ sagte er, „Sie haben meine Phantasien schon manchmal angehört, ohne zu lachen. Hätten Sie Lust, sich diese Platte anzusehen? Vielleicht gibt es doch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit Oder vielleicht war irgendein Fehler in der Platte. Aber wollen Sie mir sagen, wie finden Sie, sieht das aus?“

Die Schwester nahm die Platte mit etwas unsicherer Hand und hielt sie gegen das graue Dezemberlicht.

„Was meinen Sie, Herr Doktor“, sagte sie endlich. „Wo haben Sie denn das her? Ich sehe nichts anderes als eine große, weiße Maus!“

An unsere Leser!

Wir haben das nächste Heft unserer Zeitschrift der

„Sibirienhilfe“ und „Nansenhilfe“

zur Verfügung gestellt. Unter Aufrufen und Briefen, die über die grauenhafte Lage unserer Kriegsgefangenen in Sibirien berichten, bringen wir einen Brief Fridtjof Nansens, der als Fremder seine gewaltige Persönlichkeit für die Rettung Deutscher, Österreicher und Ungarn einsetzt, auf deren unsägliche Not nur noch wenige ihrer eigenen Völker sich besinnen. — Der 2. Teil des Heftes enthält literarische Beiträge.

Da die Zeit drängt, der sibirische Winter einzusetzen beginnt, den kein einziger Gefangener überleben kann, wenn nicht Kleider, Gebrauchsgegenstände und Geld in letzter Stunde Hilfe bringen, so wollen schon jetzt reichliche Spenden (es sind Millionen nötig) mit Zahlkarte auf das Konto der Mitteldeutschen Creditbank Filiale München, Konto: Sibirienhilfe München Nr. 28061 oder an die Sammelstelle der Sibirienhilfe, Dreiländerverlag, München, Leopoldstraße 3, überwiesen werden.

Der Verlag.

T R A U M L A N D

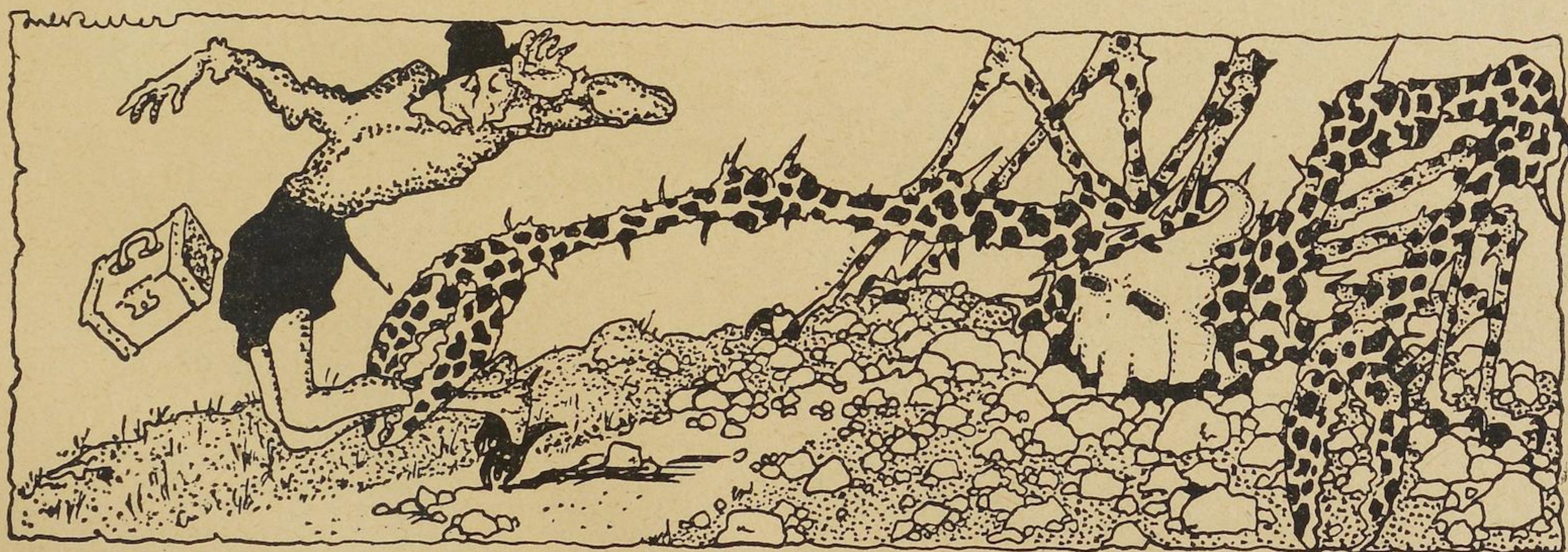
Von Wolf Benndorf.

Ufer der Sehnsucht! In nächtlicher Ruh'
Breitet sich dein Gefild; und es weht
Übers Wasser ein Hauch deiner Majestät,
Selig vergessenes Traumland du!

Wie dich die Wellen kosend umgleiten
Und dich bespülen mit lüsterne[m] Kuß,
Als wollte zu seligem Bad dich verleiten
In seinem Bette der glitzernde Fluß!

Doch deine schweigenden Formen sind
Wuchtiger, strenger und härter;
Und zum Trotze den Wogen, dem Wind
Eherner Schicksale Wärter.

Seliges Traumland! Auf höchstem Grate
Des Himmelgebäus die Wolkenenthüllung
Des Mondes. Er sieht dich und leuchtet Erfüllung
Und heiligt den Sterblichen, der sich dir nahte.



D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

Kuriose Begebenheit. Folgende Historie soll sich in einer gewissen Stadt in Frankreich, und zwar bei einem angestellten Privatkarneval zugetragen haben: „Eine gewisse artige Dame /

deren Mann vor einigen Jahren zu Schiff gegangen / und von dem man seit der Zeit keine Nachricht erhalten / daher jedermann geglaubt / er sey verunglückt / gabe wegen des

Carnevals in ihrem Hauß einen prächtigen Ball / bey welchem ein jedes sich in der Masque einfinden muste / wobey ziemlich starck gespielt wurde. Unter anderen fand sich auch eine sehr fürchterliche Masque ein / welche sich an die Dame adressierte / und mit derselben zu spielen verlangte / auch eine grosse Summe Gelder verlohre. Als man sich nun darüber verwunderte / ließ er sich vernehmen: Er sey Herr über grosse Schätze / welche alle der Dame zu eigen werden sollten. Hierauf zeigte er einige Säcke hervor / welche gantz mit Gold gefüllet waren / und wolte solche auf einmahl aufs Spiel setzen. Indem man nun diese (abentäuerliche) abscheuliche Masque immer besser betrachtete / kamen einige auf den Gedanken / es müste dieses der böse Geist seyn. Einer sagte solches dem anderen / und es entstande daher ein grosser Lermen in der gantzen Gesellschaft / man fieng an auch schon von Beschwörungen zu reden. Als die Masque solches hörte / fieng sie an / viele unbekannte Sprachen zu reden und sagte: Ich habe bloß deßwegen die Hölle verlassen / um eine allhier gegenwärtige Person zu begehren / welche sich mir auf ewig ergeben hat. Bey diesen Worten näherte sich der Masquierte der Dame / worüber alle entsetzlich anfiengen zu schreyen. Endlich zog derselbe die Masque vom Gesicht / da man den befand / daß es der Mann dieser Dame sey / welcher vor einigen Jahren aus Spanien nach Peru geseegelt war / und von dannen einen sehr grossen Reichthum mitgebracht hatte. Hier verwandelte sich der vorige Schrecken in eine unbeschreibliche Freude / und die gantze Gesellschaft mußte bekennen / daß er eine rechtmäßige Anforderung an die Dame habe.“

Ligaturen. Unter dieser Bezeichnung versteht man den Zauber, der Liebende hindern soll, ihrer Liebe froh zu werden. Die Ligatur bezweckt entweder Sympathie in Antipathie zu verwandeln, oder den Liebhaber physisch zu schwächen. Schon den alten Griechen waren diese Ligaturen wohlbekannt. „Wer sich einer solchen Zauberei“, sagt Pluto, „oder eines anderen derartigen Verbrechens schuldig macht, um seinen Mitmenschen zu schaden, der ist, wenn er ein Wahrsager und in der Kunst

der Wunder geübt ist, des Todes schuldig“. Im Mittelalter nahm dieser Unfug einen ungeheuren Umfang an. In den Kirchen las man öffentliche Gebete gegen die Ligaturen, und Delancre meldet, daß aus Furcht vor dem Zauber kaum mehr jemand zu heiraten wagte. Bodinus unterscheidet fünfzig verschiedene Arten der Ausübung der Ligatur. Cäsar Baudi Ritter von Vesme berichtet in seiner Geschichte des Spiritismus u. a. folgende Einzelfälle: Die Eltern Gilbert von Nogents waren sieben Jahre hindurch die Opfer einer Ligatur, bis endlich ein altes Weib den Zauber heben konnte. 1582 wurde zu Coulomniers in Frankreich Abel de la Rue, mit dem Beinamen Le Casseur, öffentlich verurteilt wegen Ligatur gegenüber seiner früheren Geliebten, die ihm untreu geworden war.

Die letzten Spuren dieses abergläubischen und verbrecherischen Brauches findet man in dem heute noch vielerorts üblichen „Nestelknüpfen“.

(Paris.) Der Beweis der Unschuld. Man erzählt hier folgende lächerliche Historie, welche sich in diesem Königreiche an einem gewissen Orte soll zugetragen haben:

„Einem alten Junggesellen / der schon biß in sein 60. Jahr unverheyrathet geblieben / kame noch eine Lust an / sich in Ehstand zu begeben / und einen Erben zu hinterlassen / weßwegen er sich eine schöne / aber auch verbuhlte Weibs - Person von 18 Jahren [nahm] / wobey sich nebst der Liebe bey ihm auch zugleich die Eyffersucht mit einschliche / zumalen da diese junge sich gegen einen gewissen Cavallier nicht unempfindlich erzeugte / und ihm alles entdeckte / was sie wegen der Eyffersucht ihres Mannes ausstehen müsse / welcher sie selten 2 Tage nach einander in einem Zimmer lasse / und oft selber die gantze Nacht vor ihrem Bette Schildwacht halte. Zu dem Ende müsse sie zu einer alten und verschwiegenen Magd ihre Zuflucht nehmen. Als nun der Alte sich einsmals mit seiner Frauen auf dem Lande befande / und wegen einer wichtigen Sache wieder in die Stadt zurück eilen muste / thate die Magd solches dem Cavallier zu wissen / da sich indessen die Frau auf das

beste heraus putzte / und also ihren Galan erwartete. Allein der Alte merckte den Possen / weißwegen er wieder auf das Land eilte / und als er seine Frau in einem so ungewöhnlichen Zustande und schon so späten Zeit / da man sich auskleiden und zu Bette gehen sollte / fand / wurde er in seinem Argwohn noch mehr gestärcket / weißwegen er aus Rache seine Frau nunter in Hof führte / und an einen Baum band / in welchem Zustande sie zur Straffe die gantze Nacht bleiben sollte. Allein sie bedachte sich geschwind einer List / indem sie / als ihre alte Vertraute zu ihr kam / und sie beklagte / dieselbe beredete / sich auf eine Zeitlang an ihre Statt von ihr an Baum binden zu lassen / da sie indessen ihre Zeit mit dem im Hause versteckten Cavallier zubringen wolte. Indem nun diese beyde gantz vergnügt beysammen waren / brachte die Eyffersucht den Alten auf den Vorsatz / seiner Frauen ein Ohre abzuschneiden / weißwegen er sich geschwind zum Baume begabe / und der Magd / welche er im Duncklen nicht kante / ein Ohr abschnitte. Bald hernach came die Frau / und löste die Magd wieder ab / die ihr alles mit grossen Wehklagen erzählte / was vorgegangen / von dem Cavallier aber den Verlust des Ohres wohl bezahlt bekame. Hierauf fiel der Frau abermal eine List ein. Denn sie finge an mit lauter Stimme / wobey sie ihre Augen gen Himmel gerichtet hatte / zu schreyen: Herr / der du meine Unschuld kennest / bringe solche an Tag. Du weist / wozu meinen Mann seine rasende Eyffer-Sucht gebracht / ersetze den Verlust meines Ohres / wodurch mich mein Mann vor der Welt hat zu Schanden machen wollen. Bald hernach fuhr sie also fort: Ach Herr / was vor Danck bin ich dir schuldig / daß du mich erhöret hast. Auf diese Worte lief der Alte geschwinde hinunter / und als er bey seiner Frauen beyde Ohren fand / hielt er sie vor unschuldig und tugendhaft / daher er sie um Verzeihung bate / und hernach aufhörte zu eyffern / wiewohl er bald hernach gestorben / da dann seine Frau den Cavallier geheyrathet hat / und von diesem ist diese Begebenheit mit dem Ohr public gemacht worden.“

„Europäischer Postilion,“ Augspurg 1726, 2. Teil, Nr. 7.

Buchner.

Das Wahrsagen aus Bechern, Tassen usw. ist bekannt. Das hohe Alter dieses Aberglaubens erhellt aus 1. Moses XLIV. 5., wo Joseph sagt: er weissage aus dem Becher. Daß diese Art von Wahrsagerei aber auch noch heutigestags in demselben Lande gebräuchlich ist, erhellt aus folgendem. Als Norden und seine Gesellschaft zu Derri in Oberägypten waren, wo sie aus einer gefährlichen Lage sich nichts anders als durch eine große Gegenwart des Geistes retten konnten, sendeten sie ein Mitglied von ihrem Gefolge an den feindselig gesinnten Araber, um ihm Drohungen sagen zu lassen. „Ich weiß,“ antwortete der Araber, „was für Leute ihr seyd. Ich habe meinen Becher gefragt und in demselben gefunden, daß ihr von demjenigen Volke seyd, von welchem einer unserer Propheten gesagt hat: Unter allerlei Vorwand werden die Franken kommen, um das Land auszukundschaften. Hierauf werden sie zurückkehren, eine große Menge ihrer Landsleute mit sich bringen, das Land erobern und unser Volk ausrotten.“ Daß in der Stelle 1. Moses XLIV. 5. von der sogenannten Becherwahrsagerei die Rede ist, haben bereits mehrere ältere, unbefangene Ausleger bemerkt, und ist von dem verewigten Lorsbach in einem schätzbaren Aufsätze über die Sache, vor mehreren Jahren in den theologischen Annalen von neuem bewiesen worden. Der selige Faber dagegen, der die sogenannten „natürlichen Erklärungen“ zuerst recht in Gang bringen half, macht in seinen Beobachtungen über den Orient Th. II. S. 482 folgende Bemerkung darüber: „Es ist ganz gewiß, daß der Patriarch niemand glauben machen wollte, daß der Becher wirklich ein Werkzeug wäre, woraus man weissagen oder wahrsagen könne. Sollte er nicht dadurch haben zu verstehen geben wollen, daß er seine Einsicht und die Aufklärung einer dunklen Sache jedesmal einer gewissen Quantität Wein zu verdanken habe?“ — !!! —

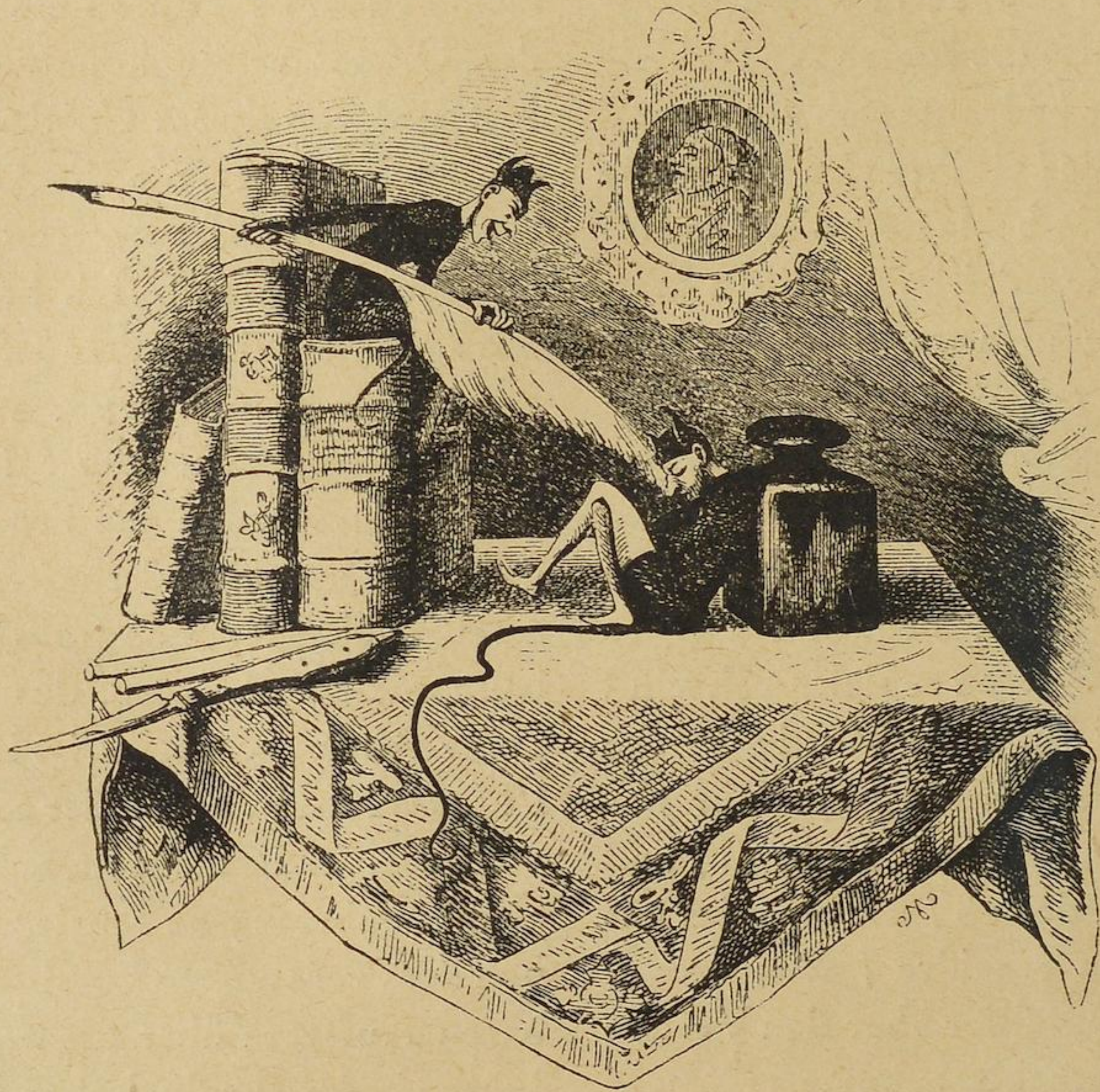
In der Tat eine feine natürliche Erklärung! — Um den Altvater von dem Vorwurf der Wahrsagungskünste zu retten, macht ihn diese natürliche Erklärung mehr oder weniger zu einem — Trunkenbold, der dann erst Kopf und Divinationskraft zeigt, wann er eine (ohne Zweifel namhafte) Quantität Wein zu sich genommen hat.

(Nach G. C. Horst.)

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

A. M. Frey: *Solneman, der Unsichtbare*. Roman, Delphin-Verlag, München 1920. Beim Lesen dieses Romans überkam mich mit jeder Seite immer mehr das behagliche Gefühl, daß mir Frey sozusagen einen Bären aufbinden möchte. Man könnte nach der letzten Seite dieses Buches etwa wie nach dem Anhören einer Münchhausiade sagen: „Ich glaube ihm kein Wort, aber er erzählt entzückend.“ Und in der Tat: die herzerquickend unwahrscheinliche Fabel, die Buntheit der Handlung, die von Bosheiten, Sarkasmen und Satiren wimmelt, ist in einem guten Deutsch so vorzüglich erzählt, daß dies allein genügt, das Buch zu einem der lesenswertesten der letzten Jahre zu machen. Aber dieser Roman ist zugleich ein Schulbeispiel dafür, daß entgegen der Meinung grün schnäbeliger Literaturadepten — ein Buch, durchaus Bewegtheit und Spannung der Handlung mit künstlerischem Wert verbinden kann. Von Otto Nückel freilich sah ich besser gelungene Holzschnitte als diese, die Freys Buch begleiten. Cz.



auch — dahinter gekommen ist, daß es doch eigentlich zum Aufhängen langweilig ist, Bilder immer und ewig mit Farben zu malen, und daher seine „Gemälde“ aus Ofenröhren, Drahtgittern, alten Zahnbürsten und diskretesten Gefäßen bildet. Davon könnte man sich bei der Kunstausstellung, die der „Sturm“ veranstaltete, überzeugen, für die

er ein Gemälde „Franz Müllers Drahtfrühling“ zusammenhängte. Diese Merz-Malerei, also nennt sich dieses neueste Produkt des augenblicklichen Weltwahrnsinn, hat etwas unendlich

Anziehendes: man braucht Bilder gar nicht mehr zu malen, man hängt sie aus altem Gerümpel einfach an die Wand. Also bequemer kann man es doch nicht mehr haben!

Was man da machen soll! Tja, das ist schwer zu sagen. Sich vor allem über nichts wundern. Denn geschieht denn im ganzen heutigen Leben etwas anderes als „ich Faden Sonne Glimmerglanz“ und Merz-Malerei?

Cz.

Eingesandte Bücher.

E. Sychowa: *Praktischer Okkultismus für das Alltagsleben und Die Entwicklung des Willens zur höchsten Macht*. Max Altmann, Leipzig 1920.

E. Kurtzahn: *Die Rosenkreuzer*, Karl Rohm, Lorch (Wtbg.), 1920.

S. W. Fischer: *Die den Fluch Liliths tragen*. Anzengruber-Verlag, Wien, 1912.

El Ha: *Schatten* (Saturnbücher Nr. 44.) Hermann Meister, Heidelberg.

E. Fries: *Die Glutrose*. Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla, 1920.

S. W. Fischer: *Pierrots Kriegs-Masken und -Geschichte*. Anzengruber-Verlag, Wien, 1916.

Hans Musch: *Die Heimkehr des Veränderten*. Adolf Saal Verlag, Hamburg, 1920.

Eugen Hoeflich: *Feuer im Osten*. E. P. Tal & Co., Wien, 1920.

Rudolf Voigt: *Der Tanz um die Liebe*. Ed. Focke, Chemnitz, 1919.

Kurt Martin: *Die Liebe der Christine Klawonn*. Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla, 1920.

Bemerkungen der Schriftleitung:

Das Titelblatt zeichnete Flora Pályi, die Leiste zum Treibhaus Karl Ritter.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien, XIII., Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehause M. Müller & Sohn.

Spino Grindelberg 45.

DER ORCHIDEENGARTEN

HEFT 22

JAHRG. II



DER SIBIRIENHILFE GEWIDMET

INHALT An das Weltkomitee des Internationalen Roten Kreuzes / Ein Brief Fritjof Nansens an die Sibirienhilfe
Sehnsucht (Gedicht von einem Kriegsgefangenen) / W. von H.: Sibirien / Gedanken eines Austauschverwundeten / Egon Simundt: Unsern Gefangenen / Tomsk (Gedicht von einem Gefangenen)
Mich. Kusmin: Ein neues Gedicht / Alexander Puschkin: Der Sargmacher.

Antiquare, Sammler!

Suche zu kaufen:

Dr. Benno Diederich:
Von Gespenstergeschichten (b. Schmidt & Spring, Leipzig 1903)
Magicon, herausgegeben von Justinus Kerner (vollständig oder in Einzelbänden)

Angebote: Unter „Ingenieur V“
a. d. Expedit. d. „Orchideengarten“

Gemälde alter Meister

ANKAUF

VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340



ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt. XII, Berlin W 9.

**Dr. med. Roeckerath's Institut für
SUGGESTIV-HEILMETHODE**
Behandlung bei vollem Bewußtsein
Angezeigt bei Nerven- u. Gemütsleiden

u. a. bei Zwangs-Vorstellungen und psychosexuellen
Anomalien, Perversionen, Onanie, psych. Impotenz,
Angstzuständen, Sprachstörung, Bettmäßen, Hysterie,
Lähmungen, Krämpfen, Bleichsucht, Hypochondrie,
Neurasthenie, Schlaflosigkeit, nervösem Herz-, Magen-
und Darmleiden, Schmerzen jeder Art, Blutandrang,
Beschwerden der Menstruation, der Schwangerschaft
und der Wechseljahre u. s. w. u. s. w.

ENTZIEHUNGSKUREN

Individuelle persönliche Behandlung.
Sprechzeit: Montag bis Freitag 4-5 Uhr
München, Krumbacher Str. 7/0, Schwab.,
zwischen Linie 7 u. 17.

DIE DEUTSCHE PHILOSOPHISCHE GESELLSCHAFT

sammelt geistig rege Menschen, die eine tiefere Verwurzelung ihrer
Interessen suchen.

Neue Veröffentlichungen:
(Verlag: Keyzersche Buchhandlung, Erfurt)

MAX WUNDT:

Die deutsche Philosophie und ihr Schicksal

HANS PICHLER:

Volk und Menschheit

HEINZ HEIMSOETH:

Hegel. Ein Wort der Erinnerung

WILHELM WUNDT:

Die Weltkatastrophe und die deutsche Philosophie

LEONORE RIPKE-KÜHN:

Kant contra Einstein

Man wendet sich an:

Artur Hoffmann, Erfurt, Nordhäuser Str. 21 (für Deutschland
und die Schweiz)

Joseph Kremer, Liebenau 160 bei Graz (für Deutschösterreich)

Agamemnon des Äschylos

Übertragung von Gertrud Fauth

Gebunden in schönem Pappband M. 6,—

zuzüglich 50 % Teuerungszuschlag

Ganz aus dem Geist erschütterndster Tragik heraus
wird hier in knappen Sätzen hart und unwider-
leglich das heroische Griechentum neu belebt, Geist
einer versunkenen Epoche in gewaltiger Ekstase
heraufbeschworen. Diese Dichtung ist mehr als eine
nicht maniert anmutende, vollgekonnene Leistung,
aus dem Experiment des Expressionismus erwachsen.
Das Werk Gertrud Fauths ist in einem Guß und aus
innerster Not geschaffen. Man merkt ihm Zeile für
Zeile das innere Erlebnis, die ungeheure Aktualität
und Spannweite von Problemen unserer eigenen Tage
an. Ob der hinreißenden Gestaltungskraft vergißt man,
daß es sich um Nachdichtung und Neugestaltung
handelt, denn man meint, in einem erstgeborenen
Werk einer noch nie dagewesenen Zeit zu leben.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung
oder direkt vom

Dreiländerverlag, München, Leopoldstr. 3

Jährlich erscheinen 24 Hefte / **BEZUGSPREIS:** Einzelheft M. 2,— / vierteljährlich M. 10,— / durch jede Buchhandlung u. durch alle Post-
anstalten / **ANZEIGENPREIS:** Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 2,50 / **NACHDRUCK** auch mit Quellenangabe untersagt
VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich, Tel. 33831 / **SCHRIFTLEITUNG:** München, Leopoldstr. 3 / **ÖSTER-
REICHISCHE REDAKTIONSSTELLE:** Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15 / **Zuschriften und
Einsendungen** sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden
nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

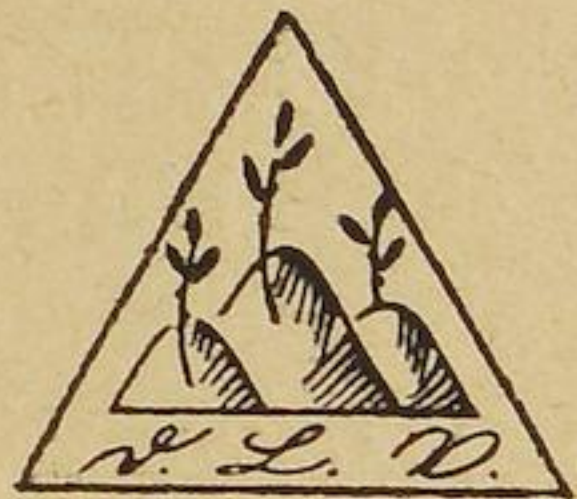
Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl

Schriftleiter Alf von Czubulka

Zweiter Jahrgang



Zweiundzwanzigstes Heft

An unsere Leser!

Menschenpflicht erfüllend, auf die in unseren Tagen sich nur wenige besinnen, beschlossen wir das vorliegende Heft jenen zu widmen, die in der Hölle Sibiriens dem sicheren Tode entgehen, wenn Deutschland, Österreich und Ungarn sich nicht in letzter Stunde an die Unglücklichsten von allen erinnern, die ihre Treue zum Vaterland mit der Qual russischer Gefangenschaft bezahlten.

Der Sadismus bolschewistischer Machthaber nahm den Armen ihre letzten Zufluchtsorte und jagte sie mit dem Schlagwort: „Freiheit“ aus den armseligen Hütten der Gefangenenlager in die trostlose Weite des unendlichen Sibiriens. Ob sie verhungern, erfrieren oder dem Wahnsinn verfallen, ist den moskowitzischen Befreiern gleich.

Unsere Gefangenen zu retten, stellten wir — von unserem Programme abweichend — dieses Heft der „Sibirienhilfe“ zur Verfügung. Im ersten Teile bringen wir Beiträge von zurückgekehrten Gefangenen und vor allem Aufrufe und Briefe, die bisher nicht nur im Lager unserer Feinde ohne Widerhall blieben, sondern auch in unseren eigenen Ländern so wenig ihren Zweck erfüllten, daß einen der Ekel vor der Menschheit überkommen könnte. — Im zweiten Teile dieses Heftes veröffentlichen wir Arbeiten berühmter russischer Dichter, zu denen jenes Chaos in grauenvollem Gegensatz steht, das unter Trotzki und Lenin aus dem großen, heiligen Rußland geworden ist.

Noch hoffen wir, daß wir uns nicht vergebens an Deutsche und an die Menschenpflicht gewendet haben.

Der Verlag und die Schriftleitung.

Elsa Brandström an das Weltkomitee des Internationalen Roten Kreuzes in Genf

Aus Sibirien zurückkehrend, wo ich seit 1915 unter den Kriegsgefangenen als Delegierte des Schwedischen Roten Kreuzes gearbeitet habe, halte ich es für meine Pflicht, die Verhältnisse unter den Kriegsgefangenen zu schildern, speziell wie sie heute sind. Jeder Mensch in Europa und Amerika muß sich erinnern, daß Tausende von den unglücklichsten der unglücklichen Opfer des Krieges noch unter dem Joch der Gefangenschaft schmachten. In Rußland und Sibirien sind noch etwa 200000 Kriegs- und Zivilgefangene, für die keine Hoffnung besteht, ihre Heimat und ihre Lieben je wiederzusehen, wenn nicht mehr Möglichkeiten für einen beschleunigten Heimtransport zur Verfügung gestellt werden — Schiffe, Schiffe und nochmals Schiffe müssen gestellt werden, wenn nicht im kommenden Winter diese 200 000 Menschenleben in bodenlosem Elend zugrunde gehen sollen. Die unglaubliche Not unter der russischen Bevölkerung steigert das Elend der noch in Rußland befindlichen Gefangenen zur vollsten Höhe. Daß jedes Volk in erster Linie für die Seinigen sorgt, ist natürlich und menschlich, deshalb müssen andere dafür kämpfen, daß die Tausenden von Kriegsgefangenen, die unverschuldet noch in Sibirien und Rußland schmachten, aus ihrem Elend befreit werden, bevor sie den Todesweg beschreiten müssen, den Hunderttausende ihrer Kameraden während der Gefangenschaft gegangen sind.

Die Statistiken der Ärzte werden einmal beweisen, wie viele Hunderttausende unnötig durch Mangel an Pflege, Medikamenten, Kost und Kleidern zugrunde gegangen sind, aber dann wird es zu spät sein, die zu retten, die noch zu retten sind, wenn die Menschheit nicht heute ihre Pflicht tut und die noch lebenden Kriegsgefangenen herausholt. Der Kriegsgefangene in Rußland ist vogelfrei, er hat keine Rechte, keinen Schutz, nur Pflichten. Er ist von der Sowjetregierung zum freien Bürger erklärt, aber damit hat er nur den Schutz als Kriegsgefangener verloren, und er steht noch rechtloser da als in den Zeiten der strengsten Gefangenschaft.

Die Psyche des Kriegsgefangenen kann nur der verstehen, der ihn gesehen, der mit ihm gelebt hat. Für jeden Fremden ist sein verbittertes, zerschlagenes Inneres, sein hartes, verrohtes Äußeres ein Rätsel. Wer ihn aber kennt, weiß, daß er heute, nach fünf- oder sechsjähriger Gefangenschaft, in tiefster Seele nur den einen Wunsch hat, seine Heimat und seine Lieben noch einmal wiederzusehen. In den meisten Fällen ist er sich bewußt, daß er ein gebrochener Mann ist. Die heldenhaften Bemühungen, sich durch geistige Beschäftigung auf einer menschenwürdigen Stufe zu halten, sind oft da fruchtlos geblieben, wo er ohne Bücher, ohne Zeitungen, ohne Verbindung mit der Familie jahrelang allein dastand, während er rechts und links Kameraden langsam dem Hungertode erliegen sah, obwohl das Land voll Nahrungsmittel war. Die den Kriegsgefangenen zukommenden Gebühren wanderten indessen in Offiziers- oder Kommissars-taschen. Epidemien wüteten in den kalten, dunklen Stallungen oder Erdhütten, in denen die Kranken ohne Decke, ohne Medikamente auf der bloßen Erde liegen mußten. Die sibirische Winterkälte brachte in den Hospitälern wöchentlich Hunderte von Opfern, die nach jahrelanger Gefangenschaft durch Amputationen ihrer abgefrorenen Gliedmaßen zu Krüppeln wurden. Tausende von Werst entfernt von jeder Zivilisation wurden die Gefangenen in Horden in die Wüste hinausgetrieben, um Eisenbahnen zu bauen. Infolge der dort begangenen namenlosen Grausamkeiten kamen nur wenige zurück. Die Murman- und Sibirische Eisenbahn sind Denkmäler über Tausende von Gräbern, die das Fundament für Zivilisations- und Kulturmittel des zwanzigsten Jahrhunderts bilden.

Wie viele blühende Jünglinge, ihrer Väter Stolz und Hoffnung, starben in einer elenden Stallung, mit dem Gedanken an das glückliche Heim und mit den letzten Worten: „Erzähle nie meiner Mutter, wie ich starb.“ — Wie viele alte Familienväter, die auf ein nützliches, arbeitsvolles Leben zurückblicken können, haben durch die täglich quälenden

Gedanken an die verlassene Familie, an die Zukunft der vaterlosen Kinder langsam den Verstand verloren und verbringen jetzt ihr umnachtetes Dasein in einer sibirischen Irrenanstalt. — Einmal traf ich die 5 Überlebenden von einem Arbeitskommando, das vor kurzem noch aus 600 Mann bestanden hatte, ein anderes Mal 5000 Überlebende aus einem Lager von 17 000 — die übrigen 12 000 gingen in einigen Wintermonaten durch eine Flecktyphusepidemie zugrunde. So könnte ich Beispiele in unendlicher Menge anführen, aber wozu? — Die in der Erde Ruhenden weckt man nicht auf, den Kindern gibt man nicht ihre Väter, den Frauen nicht ihre Männer zurück. — Wenn nicht die Zahl dieser Opfer noch um Tausende vergrößert werden soll, muß sofortige Abhilfe geschaffen werden. Wenn die Evakuierung so weitergeht wie bisher, wird es mehr als 2 Jahre dauern, bis alle Kriegsgefangenen aus Sibirien und Rußland herausgeholt sind. Doch während des kommenden Winters hat der große Befreier der Unglücklichen, der Tod, dafür gesorgt, daß Tonnage für sie nicht mehr geopfert werden braucht, denn kein Kriegsgefangener wird noch einen Winter in Sibirien überleben können. Jeder von ihnen ist in diesem Frühjahr, als die Rote Armee Sibirien eroberte, so überzeugt gewesen, daß endlich die Erlösung kommen muß, und er hat die Zeit voll Entbehrungen und Epidemien, die darauf folgte, mit Gleichmut und Geduld ertragen in der Hoffnung, daß seine eigene Regierung, ja die ganze Menschheit um der in der Welt so gepredigten Humanität willen ihn aus der Gefangenschaft befreien wird. Um leben zu können, hat er zuerst seine Winterkleider, dann jeden anderen noch verkaufbaren Gegenstand veräußert. Als kein offizieller Abtransport erfolgte, hat er mit seinen letzten Kräften, seinem letzten Gelde eine verbotene Flucht versucht. Den Starken und vom Glück Begünstigten gelingt es, Petersburg oder Moskau zu erreichen. Nur da erhalten die meisten Schutz und Hilfe zur Weiterfahrt von den Zentralräten revolutionärer deutscher und österreichisch-ungarischer Arbeiter und Soldaten, ebenso wie von dem vor kurzem angekommenen offiziellen Reichsregierungsvertreter Deutschlands, die alle in völligem Einverständnis mit den russischen Zentral-

behörden in Moskau arbeiten können. Ganz im Gegensatz dazu halten die sibirischen Behörden die Befehle des Zentrums zurück oder geben eigenmächtig entgegengesetzte heraus. So wurden Ende Juni alle in Sibirien befindlichen Kriegsgefangenen ohne Unterschied der Nationalität zur Aufrechterhaltung der sibirischen Industrie in die Arbeitsarmee Sowjetrußlands mobilisiert, wodurch jeder Abtransport aus Sibirien illusorisch wird. Seit Monaten werden an der Sibirischen Eisenbahn Tausende, die auf eine illegale Weise das europäische Rußland zu erreichen suchen, von der Miliz arretiert und auf Strafarbeiten geschickt. Viele, die zum zweiten, dritten und vierten Male das Verbrechen begehen, den Weg in die Heimat zu suchen, teilen für ihre alle Schranken brechende Sehnsucht, die Ihren wiederzufinden, jetzt in Gefängnissen das Los von Mördern und Verbrechern.

In Rußland, dem Lande der größten Gegensätze, sind auch den Kriegsgefangenen unglaublich verschiedene Lose zugefallen. Um die Verhältnisse gerecht zu beurteilen, muß immer in Betracht gezogen werden, daß die Kriegsgefangenen, die ihre Heimat erreicht haben, meistens zu denen gehören, die sich durch Glück oder Schiebung Lebensverhältnisse schaffen konnten, die in mancher Hinsicht die Gefangenschaft in jedem anderen Lande übertrafen, und ihre Berichte haben den Behörden, die für die Gefangenen zu sorgen haben, ein ungenaues und oft nicht zutreffendes Bild der wirklichen Verhältnisse gegeben.

Den Schrei der schon verunglückten oder jetzt zugrunde gehenden Kriegsgefangenen hat nie und wird nie die Außenwelt hören, denn ihre Gebeine ruhen seit Jahren in dem heißen Sande Turkestans oder unter der eisigen Schneedecke Sibiriens. Durch die Wände der Erdbaracken und Kasernen dringen nicht die Hilferufe der noch Lebenden, die nur noch ein morsches Dasein führen. Diese Armen haben, nachdem sie auf ihrem harten Strohlager 4 bis 6 Jahre auf den Erlöser „Invalidentransport“ vergeblich gewartet, nur den einzigen Wunsch, die einzige Hoffnung, der Tod möge sie befreien, wenn Menschen es nicht wollen.

Auf Grund obiger Darlegungen appelliere ich im Namen aller Kriegsgefangenen an das Internationale Rote Kreuz, an das Völker-

bündnis, die die Grausamkeiten, Ungerechtigkeiten und Wunden des Krieges zu heilen bestrebt sind: durch sofortige Zurverfügungstellung von Schiffen, durch Beschaffung von Geldern, Kleidern und Lebensmitteln und eventuell durch Entsendung von solchen Delegationen, die ohne jedes politische Nebeninteresse in ehrlichstem Einverständnis mit den Sowjetbehörden und den ausländischen Sektionen der Kommunistischen Partei Ruß-

lands (deutsche und österreichisch-ungarische Soldaten- und Arbeiterräte) zu arbeiten gewillt sind, die vollständige Evakuierung der Kriegsgefangenen aus Sibirien und Rußland vor Beginn des Winters durchzuführen. Dampfer „Lisboa“ auf der Reise nach Rußland,

den 8. Juli 1920

gez.: Elsa Brandström,

Delegierte des Schwedischen Roten Kreuzes.

Den schwedischen Schwestern Elsa Brandström und Frau von Heidenstam gaben die Gefangenen ebenso wie dem erst vor wenigen Tagen heimgekehrten österreichischen Arzte Breitner, dem die Gefangenen beim Abschiede in Wien weinend die Hände küßten, den rührenden Beinamen „Die Engel Sibiriens“.

Ein Brief Fritjof Nansens an die Sibirienhilfe

Lysaker (Norwegen), den 18. Sept. 1920.

Nach mehr als sechsjähriger Gefangenschaft mit ihren unsagbaren Leiden und bittersten Enttäuschungen ist es bisher nicht möglich gewesen, allen Kriegsgefangenen vor Eintreten des Winters das Wiedersehen mit den Angehörigen zu ermöglichen. Diese Tatsache, die eine Verantwortlichkeit der ganzen Welt in sich schließt, ist um so grauenhafter und um so unfaßbarer, als der Weltkrieg seit mehr als zwei Jahren beendet ist. Wer will die Verantwortung übernehmen, wenn diesen Bedauernswürdigsten aller Kriegsteilnehmer keine Möglichkeit gegeben wird, dem sicheren Tode zu entgehen. Ein Wille muß die Welt vereinen: Hilfe um jeden Preis, schleunigste und umfassende Hilfe für alle Kriegsgefangenen, damit sie bis zum Augenblick des Abtransportes am Leben erhalten bleiben.

Mit aller Macht wird daher ununterbrochen an dem möglichst vollständigen Abtransport, besonders der in Sibirien befindlichen Kriegsgefangenen aller Nationalitäten, gearbeitet. 50 000 Mann sind bereits aus Sowjetrußland und Sibirien und ebensoviel Russen aus Deutschland in diesem Sommer heimbefördert worden; aber noch befinden sich Hunderttausende in diesen Ländern und Tausende in Polen, Bulgarien usw.

Wohl haben in entgegenkommendster Weise die Regierungen Englands, der skandinavischen Staaten, Hollands, der Schweiz sowie das Amerikanische Reparation-Komitee mit erhebliche Summen zur Bestreitung der noch

entstehenden Transportkosten zur Verfügung gestellt. Dieses Geld, das jedoch noch nicht zum Heimtransport aller Kriegsgefangenen ausreicht, kann nicht für Hilfeleistungen vor dem Abtransport verwendet werden. Die Pflicht der sofortigen Versorgung dieser Kriegsgefangenen wird daher immer dringlicher, und keine Zeit darf mehr verloren werden.

Im vollsten Bewußtsein der Verantwortlichkeit haben die bereits seit Jahren bestehenden Hilfsorganisationen zugunsten der Kriegsgefangenen sich bereit gezeigt, ihre Anstrengungen für diese Unglücklichen zu verdoppeln, und immer weiter bilden sich neue Organisationen, um der bittersten Not der Kriegsgefangenen abzuhelpen. Die klare Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse zwingt nun zu einer Zusammenfassung aller Kräfte, die diesem Liebeswerk dienen wollen. Die besonderen Verhältnisse in Sowjetrußland, die ich bei meiner Anwesenheit in Moskau festgestellt habe, lassen allein eine Arbeitsgemeinschaft geeignet erscheinen, um der Not erfolgreich begegnen zu können. Auf Vorschlag verschiedener Organisationen und im Einverständnis mit der Sowjetregierung ist ein Zentralverband unter dem Namen „Nansenhilfe“ begründet, er bezweckt, sämtliche Hilfsbestrebungen für die Kriegsgefangenen aller Nationen zusammenzufassen.

Der Arbeitsausschuß dieses Zentralverbandes, dem die Vertreter sämtlicher an dieser Arbeit beteiligten Organisationen angehören

werden und in den das Rote Kreuz der russischen Sowjetregierung bereits einen Vertreter entsandt hat, ist unter meinem Vorsitz in Berlin zusammengetreten.

Indem ich Ihnen die vorstehenden Mitteilungen ergebenst zur Kenntnis bringe, verbinde ich damit die dringende Bitte, in gemeinschaftlicher Arbeit im Zentralverband zu versuchen, das ersehnte Ziel noch zu erreichen.

Die von dem Arbeitsausschuß bereits in Angriff genommene Arbeit ist die sofortige Entsendung eines ersten, von Reval nach Irkutsk durchgehenden Zuges, der, mit Ausrüstung und Lebensmitteln für 5000 Mann versehen, die Hauptsammelpunkte an der sibirischen Eisen-

bahn versorgen wird. Die Sowjetregierung hat für diese Expedition die Transportmittel zur Verfügung gestellt und sich einverstanden erklärt, daß die Verteilung in Gegenwart von Vertretern des Arbeitsausschusses der zur Nansenhilfe gehörenden Organisationen erfolgt.

Ich wäre infolgedessen zu außerordentlichem Danke verpflichtet, wenn Ihre Organisation mir umgehenden telegraphischen Bescheid geben wollte, ob sie geneigt ist, dem neugegründeten Zentralverband beizutreten, und wer zu Ihrem Vertreter im Arbeitsausschuß in Berlin ernannt ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung!

gez. Fritjof Nansen.

S E H N S U C H T

von Graf Arthur Montgelas.

Nun blühn in deinem Garten schon die Rosen,
Und duftend stehn die Büsche von Jasmin.
Ich seh' in all der Pracht dich träumend sitzen
Und über dir die Abendwolken ziehn.

Bald wird dich kühle Dämmerung umschatten,
Der Abendstern wird bald am Himmel stehn —
Dann wirst du still noch einmal durch den
Garten,

Zu all den Blumen, die du lieb hast, gehn.
Schon spielt ein lauer Wind um deine Schläfen,
Auf deinem Schoße blättert leis das Buch,
Und deine schmalen, weißen Hände tasten
In weichem Spiel nach deinem Schultertuch.

Dein Köpfchen neigst du tiefer jetzt nach vorne
Und ziehst die schlanken Schultern fröstelnd ein,
Auf deinem Scheitel ruht, ein blonder Schimmer,
Der Abendröte letzter Widerschein.

Nun schreitest du dem Hause zu. Es dunkelt.
Nur weilst du sinnend noch beim Rosenstrauch
Und greifst liebkosend nach den jungen
Knospen —

Ich weiß: du denkst an mich — und sehnst
dich auch.

Doch wenn dann deine jugendwarmen Glieder
Auf kühlen Kissen ruhen, schlank und fein,
Sich deine klaren Augen müde schließen:
In deinen Träumen werd' ich bei dir sein. —

Ardatoff, Rußland, Juni 1916.

S I B I R I E N

Von W. v. H.¹

Sibirien ist, wie jedes andere, ein Land, das man nur dann verstehen kann, wenn man dort gewesen ist. Wenn das europäische Rußland schon zur Zeit der Zarenherrschaft das „Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten“ war, wie ich es auf Grund meiner Erfahrungen nannte, so galt und gilt das in erhöhtem Maße von Sibirien.

Der selbständig denkende Russe hat den Ausdruck „das ist eben echt russisch“ fast stets als Ironie gebraucht, und das Wort „sibirisch“ erregte in diesem Sinne immer ein leichtes Grauen. Wir alle wissen, was „russische Zustände“ bedeuten und können daraus auf die „sibirischen“ schließen. Natürlich ist in Sibirien nicht alles schlecht — sehr viel Gutes hat die durch seine Größe bedingte Freiheit für jene Menschen, die sie zu nutzen verstehen — sicher aber kann man nichts Gutes von der Gefangenenfürsorge berichten.

Ich war vom Dezember 1914 an bis Mai 1917 in sibirischer Gefangenschaft und kenne dieses Gebiet aus eigener Anschauung. Es war nicht durchaus schlecht von Anfang an, denn hier und da haben sich brave Menschen bemüht, die oft ganz menschlichen Vorschriften der alten russischen Regierung durchzuführen. Aber selbst bei vorhandenem besten Willen war das Ergebnis schlecht. Denn wie konnten es die Kriegsgefangenen besser haben als die eigenen Soldaten, die für das Vaterland kämpften! — So sagte man russischerseits oft, wenn ich für meine Mannschaft sprach: „Wir können für Ihre Leute nicht mehr tun als für die unsern“, und ein Russe erzählte gelegentlich, daß in einer Kaserne für russische Soldaten in Krasnojarsk über der Mannschaftsküche der Abtritt liege. Da dessen Fußboden schadhaft sei, könne es niemand verhindern, daß das Essen der Leute durch den durchsickernden Urin verdorben werde.

In der Gefangenenfürsorge äußerte sich das ungefähr so:

¹ Der Verfasser dieser Zeilen — ein österreichischer Rittmeister — kam nach einer abenteuerreichen, gefährvollen Flucht durch Rußland über Schweden in seine Heimat zurück. Die Schriftleitung.

Ein Waggon mit ruhrkranken Türken kam in Omsk an. Man hatte für sie keinen Platz — die russische Mannschaft war zu faul, diesen Waggon zu versorgen und zu bewachen — er wurde abgesperrt und vergessen. Ein Mann lebte noch, als man sich der Kranken erinnerte. — (Zeuge: Stabsarzt Dr. Erich Rösler.)

Oder: Ein Flecktyphusspital — auf einer Anhöhe —, ich glaube in Stretensk. Draußen 40° R. unter Null. Drinnen im Saal ohne Betten, ohne Stroh, ohne Decken, im eigenen Unrat liegend, die Kranken, die sich das nötige Wasser selbst vom Flusse herauf holen mußten. Der tägliche Erfolg an Toten wurde in Form von Holzstößen im Hofe registriert. (Zeugen: Fräulein Elsa Brandström und Frau Ethel von Heidenstam vom schwedischen Roten Kreuz, die beide in bewunderungswürdiger Aufopferung dieses „Lazarett“, alle Widerstände russischerseits überwindend, menschlich gestalteten. Fräulein Brandström erkrankte hierbei lebensgefährlich und mußte mit 40° Fieber mehrere hundert Kilometer bis Irkutsk reisen, da sich für eine typhuskranke Schwester, die nur für Kriegsgefangene sorgte, keine Unterkunft fand.)

So war es im Jahre 1915 in Sibirien, zu einer Zeit, wo nach dortigen Begriffen noch Ordnung herrschte, wo für die vielen Tausende von Gefangenen doch noch nach einem — wenn auch sehr häufig durchbrochenen — System gesorgt wurde. Wie es jetzt dort aussehen mag — ohne einheitliche Regierung, ohne „Ordnung“, ohne Eisenbahn, die damals noch hilfsbereite Menschen von Ort zu Ort führen konnte?

Ich will noch etwas erzählen, wovon ich nicht gerne spreche, weil es mein erschütterndstes Erlebnis ist — warum ich nicht mehr Weihnachten feiere:

Am 24. Dezember 1914 war ich in Saïrkutny Gorodók bei Irkutsk gefangen. Mein selbstgewähltes Amt als Berater unserer Mannschaft brachte mich oft in deren Unterkünfte. In jeder Baracke, schlechte Holzhäuser mit schadhaften Wänden, waren ungefähr 500 Mann untergebracht. Im Tag bekamen 250 Mann bei 40 bis

50 Grad minus Außentemperatur für zwei Öfen je zwei Scheite Holz, so daß oft des Morgens in den Baracken im Schlaf Erfrorene gefunden wurden. Das Essen war fast ungenießbar, manche Leute, von Wunden kaum genesen, hatten keine Kleider, kurz, es fehlte an allem. So dürftig sie lebten, hatten sie doch an Weihnachten gedacht. Mich drängte es, in jeden Mannschaftsraum zu gehen und mit unseren Leuten das Christfest zu feiern. In einer der Baracken hatten sich die besten Leute um den Lichterbaum zusammengefunden, kampfbewährte Männer, die fast alle mit schweren Wunden gefangen und trotz Krankheit nach Sibirien verschickt worden waren. Nachdem sie das Weihnachtslied gesungen, trat ein Mann vor und sprach zu seinen Kameraden. Seiner Worte kann ich mich nicht mehr erinnern — sie waren schlicht und tief empfunden, und ihre Wirkung werde ich nie vergessen. — Hat irgendeiner von euch schon jemals ernste, tapfere Männer in tiefstem Herzeleid weinen sehen — haben euch jemals unzählige Männeraugen in heißem Flehen nach Hilfe aus gramdurchfurchten Gesichtern angeblickt — und ihr in eurer eignen Armut konntet nicht helfen, kaum trösten? —

Menschen, Deutsche — bedenkt, das war zu jener Zeit, als dort noch Ordnung herrschte, als die Revolution noch nicht alles „neu ge-

ordnet“ — das wenige Gute umgestoßen hatte —. Wie mag es jetzt dort sein?

Bedenket doch, daß Blut von eurem Blute in tiefstem Elend umkommt, daß deutsche Männer, die ihre schwere Pflicht fürs Vaterland getan, fast ohne jede Hoffnung sind. Wer hat das Herz, da nicht zu helfen? Ihr in der Heimat habt jetzt fast alles, was ihr braucht. Eure Brüder in Sibirien — sie haben keine Heimat, keine Familie, keine warmen Kleider, keine geheizten Stuben, kein Essen, keine Hoffnung mehr als den Tod.

Im späteren Verlaufe des Krieges, im Jahre 1918, sah ich im Kaukasus deutsche Soldaten, die aus der Gefangenschaft von der Insel Narghin bei Baku kamen — sie waren nur noch Haut und Knochen. Um zu essen, hatten sie verfaultes Aas aus dem Kehricht gegraben.

Muß das ein wundersames Christfest werden für jene, die so weit von uns sind, daß wir ihre Klagen nicht mehr hören wollen. — Mit welcher Dankbarkeit werden sie unsrer gedenken, die wir sie nicht einmal daheim bei ihren Lieben sterben lassen.

Deutsche! Ihr habt noch stets euren Helden Denksteine gesetzt, um sie zu ehren — fürchtet ihr nicht, daß die im fernen Osten bleichenden Gebeine jener Helden euch zum Schandmal werden?

GEDANKEN EINES AUSTAUSCHVERWUNDETEN

Mai 1916. Moskau.

Weißt du denn noch, was Frühling ist?

Mädchenlachen? Fliederblüte?

Wanderzug im Sonnenlicht?

Frauenhand und Muttergüte?

Wirst du einmal noch genesen?

Einmal noch ein Streiter sein,

Wie du es so gern gewesen?

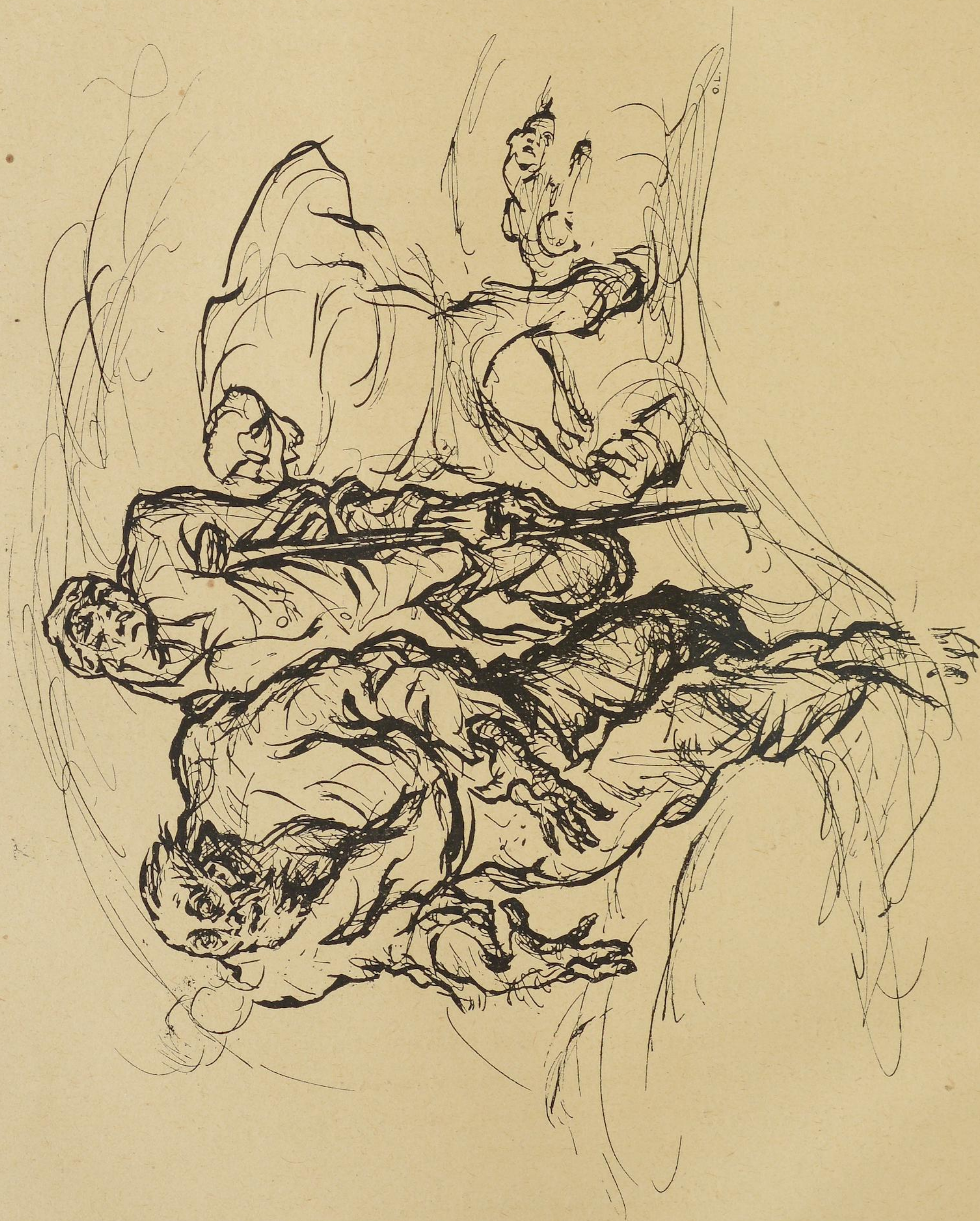
Einmal noch ein Reiter sein?

Muß ich langsam hier verderben,

Unter Feinden ohne Tat?

Könnst' ich kämpfen, siegen, sterben

Frei im Felde als Soldat!



Otto Linnekogel / Sibirien

U N S E R N G E F A N G E N E N

Von Egon Simundt.

Das war des Schicksals dunkler Grund,
Auf dem wir dumpfe Tage hockten —
Und böse Mächte über uns frohlockten,
Die zogen manchen in den ew'gen Schlund. —

Das Licht schien uns für immer fortgezogen;
Wir glaubten nicht an Sonne und an Stern —
Und Elend, Zweifel, Schande, unsre Herrn,
Die unsre Stirnen in den Staub gebogen! —

Doch langsam, langsam das Erwachen
Der alten Kräfte aus der andern Zeit,
Zu einem Ringen mit der Ewigkeit,
Zu neuen Menschen uns zu machen!

Wer aus der Hölle so heraufgestiegen
In übermenschlich schaudervollem Sieg,
Stets Tod und Leben stahlhart Blick in Blick,
Darf unserm Schicksal nimmer unterliegen! —

T O M S K

KRIEGSGEFANGENE 1915

Von einem Gefangenen.

Dünne Suppe, trocken Brot,
Schlechter Kascha — — große Not.
Hundert Seelen — ein einz'ger Gedanke:
„Nach Hause, nach dem Vaterlande!“

Unter erdüberworfnen Dächern
Wälzt sich mancher nachts hin und her;
Seine Gedanken sind die Heimat,
An frühere Zeiten denket er.

Und sie harren der Friedensglocken,
Und sie denken mit bitterem Weh:
„Vielleicht bleichen auch unsere Knochen
Noch im sibirischen Schnee!“

AUFRUF!

Mehr als 100000 Gefangene

gehen im asiatischen Rußland dem Winter entgegen. Die 100000 Kriegs- und Zivilgefangenen, Männer, Frauen und Kinder,

können nach Aussagen der Delegierten des Internationalen Roten Kreuzes

diesen Winter nicht überstehen,

denn sie sind zwar aus den Gefangenenlagern entlassen, dadurch aber schutzlos dem Elend preisgegeben.

Sie haben in der Hoffnung auf Heimbeförderung ihre Kleider verkauft, um ihren Hunger zu stillen, und müssen nun

erfrieren.

Sie haben keine Mittel, um sich Nahrung zu verschaffen und müssen

verhungern.

Sie sind durch jahrelange Gefangenschaft körperlich und geistig zerrüttet und der Verzweiflung nahe. Ihr Vorwurf:

„Das Vaterland hat uns vergessen“,

soll nicht Wahrheit werden.

Es ist zu spät,

um sie über Wladiwostok mit Schiffen heimzubefördern, da Ende November die nördlichen Häfen gefrieren.

Was kann geschehen?

Die Gefangenen müßten Kleidung erhalten, um vor dem Erfrieren bewahrt zu werden. Sie müßten Nahrung erwerben können, was nur durch Tauschgegenstände möglich ist. Die Kranken, die zum Teil bereits in Spitalbaracken untergebracht sind, müßten Bettwäsche, Medikamente, Heiz- und Nahrungsmittel erhalten, um nicht zugrunde zu gehen!

Tausende könnten gerettet werden!

Dazu fehlen die Mittel. Wir wollen sie schaffen!

Sammelt also!

Geld zum Chartern der Schiffe und zum Ankauf von Arzneimitteln — Stiefel — Fußlappen — Wintersachen — Decken; Nägel — Bleistifte — Nadeln — Hämmer, diese Gegenstände können von den Gefangenen für hohe Preise verkauft werden oder als Tauschobjekt für Nahrung dienen.

Fritjof Nansen ist es nunmehr gelungen, eine große, praktisch organisierte und nach menschlichem Ermessen auch an Ort und Stelle gesicherte Hilfe zu schaffen. Dieser Nansenhilfe wollen wir uns anschließen, um unsere Sammlungen gesichert in die Hände der Gefangenen kommen zu lassen, denn

solange wir leben, sollen sie nicht sterben!

★

SIBIRIENHILFE MÜNCHEN, SAMMELSTELLE:
DREILÄNDERVERLAG, LEOPOLDSTRASSE 3

E I N N E U E S G E D I C H T

Von Michael Kusmin. (Deutsch von Johannes von Guenther.)

Noch bin ich nicht würdig, o Herr, ich weiß es,
Zwar glaubt mein Herz, und der Glaube hält stand:
Einst würd' ich ein Krieger Deines Geheißes —
Doch ist noch allzu schwach meine Hand.

Zwar glüht im Aug' Deines Aufgangs Geflimmer,
Dein Atem erfrischt meine Lippen genug,
Jedoch so süß ist Dein sanfter Schimmer,
Daß ich noch zaudre im Vorwärtsflug.

Noch will ich genießen Feld und Gehege,
Den Pfad, der, im Schatten ein Bach, verrinnt,
Den fernen Wanderer, den Schlagbaum am Wege
Und den Duft des Roggens, getragen vom Wind.

Noch kommen mir Tränen, mir Kraftlosem, Armem,
Schlägt man ein Kindchen ins Gesicht,
Und wird dem Hungernden ohne Erbarmen
Die harte Antwort: „Ich gebe nicht!“

Noch wollen mich glühende Seufzer verstören,
— O diese Seufzer, Herr, tilge sie! —
Muß ich die zärtlichen Lockungen hören
Von Mozart oder Debussy.

Noch kann ich vergessen Kummer und Schweres,
Noch flackert mir auf der Hoffnung Gruß,
Atme ich wieder den Duft des Meeres
Und träum' ich von dir, o Bosporus!

Noch beb' ich und quäl' ich mich allerorten
— Mein Glück, behüt' es, o Herr, ich bitt'! —
Ach, und noch wag' ich nicht leicht zu sein dorten,
Wo flügelschnell sein müßte der Schritt.

Noch glaub' ich zu sehr des Frühlings Frohlocken,
Und lieb' die Levkoi'n und das Kupfer hellrot,
Noch ist mir gerecht zu sein allzu trocken —
Der Wunsch nach Großmut mich durchloht!

D E R S A R G M A C H E R

Von Alexander Puschkin. (Deutsch von Johannes von Guenther. Mit vier Zeichnungen von Karl Ritter.)

„Sehn wir nicht Särge jedes Jahr
Wie welken Weltalls graue Haare?“
Dershawin.



Des Sargmachers, Adrian Prochorow, letztes Hab und Gut wurde auf den Leichenwagen gestapelt, und die zwei dünnen Klepper schleppten sich zum viertenmal von der Basmannaja nach der Nikitskaja, denn dorthin zog der Sargmacher mitsamt seinem ganzen Hause. Er schloß den Laden und begab sich, nachdem er zuvor an das Tor eine Bekanntmachung genagelt hatte, das Haus wäre zu verkaufen oder zu mieten, zu Fuß nach seiner neuen Behausung. Aber als er sich dem gelben kleinen Hause, das schon solange seine Einbildung verlockt und das er schließlich für eine anständige Summe erworben hatte, näherte, da fühlte der alte Sargmacher plötzlich nicht ohne Verwunderung, daß in seinem Herzen keine Freude war. Und als er gar die noch ungewohnte Schwelle überschritt und in seiner neuen Wohnung nichts als Wirrwarr vorfand, da seufzte er fast seinem verwitterten Hüttchen nach, denn im Laufe von achtzehn Jahren hatte dort die allerstrengste Ordnung geherrscht; er begann auf seine zwei Töchter und die Bedienerin ihrer Saumseligkeit wegen zu schelten und legte selber mit Hand an. Die Ordnung war bald hergestellt; das Schränkchen mit den Heiligenbildern, der Geschirrschrank, Tisch, Sofa und Bett standen in den gehörigen Ecken des hinteren Zimmers; Küche aber und Wohnzimmer wurden von den Erzeugnissen des Hausherrn gefüllt: Särge in den mannigfaltigsten Farben und in jeder Größe, ebenso aber Schränke, voll von Trauerhüten, Trauergewändern und Fackeln. Über dem Haustor prangte ein Schild, auf dem ein Amor dargestellt war, in der Hand eine zur Erde gesenkte Fackel, die Unterschrift aber lautete: „Särge, einfache und angestrichene, werden hier verkauft und tapeziert, auch verliehen, und alte werden wieder hergerichtet.“ Die Mädchen gingen in ihr Zimmer, Adrian aber schritt durch seine ganze Behausung, endlich nahm er am Fenster Platz und befahl, den Samowar aufzustellen.

Der aufgeklärte Leser weiß, daß sowohl Shakespeare wie auch Walter Scott ihre Grabgräber als lustige und schelmische Menschen schilderten, um unsere Phantasie durch diesen Kontrast um so heftiger zu treffen. Wir jedoch können aus Respekt vor der Wahrheit ihrem Beispiel nicht folgen und sind gezwungen, zu bekennen, daß die Lebensart unseres Sargmachers seinem düsteren Gewerbe völlig entsprach. Adrian Prochorow war meistens finster und nachdenklich. Und sein Schweigen unterbrach er eigentlich nur, um auf seine Töchter zu pochen, wenn er sah, daß sie untätig durchs Fenster auf die Vorübergehenden guckten, oder um für seine Erzeugnisse jenen, die das Unglück (oder auch zuweilen das Vergnügen) hatten, ihrer zu benötigen, gesalzene Preise abzufordern. Und so saß denn Adrian am Fenster und trank, wie es seine Gewohnheit war, die siebente Tasse Tee, ganz versunken in seine traurigen Gedanken. Er dachte an den Platzregen, der, eine Woche war es her, alle Personen, die zur Beerdigung des verabschiedeten Brigadiers gekommen waren, gerade am Schlagbaum überrascht hatte. Viele Gewänder waren nachher eingeschrumpft, und viele Hüte hatten Krümmungen bekommen. Und er sah unvermeidbare Ausgaben bevor, denn sein uralter Vorrat an Gewändern zu Leichenbegängnissen geriet allmählich in einen kläglichen Zustand. Freilich hoffte er, diesen Verlust durch die alte Kaufmannsfrau Trjuchina wieder hereinzubringen, denn diese lag bereits seit Jahresfrist im Sterben. Aber es war ein entferntes Stadtviertel, in dem die Trjuchina ihrem Ableben entgegensah, und Prochorow befürchtete, daß die Erben, entgegen ihrem Versprechen, zu lässig sein würden, ihn aus einer solchen Entfernung erst holen zu lassen und am Ende mit einem näher gelegenen Lieferanten handelseins werden könnten.

Diese Gedanken wurden jedoch unversehens durch ein dreimaliges freimaurerisches Klopfen an die Tür unterbrochen. „Wer da?“ fragte der Sargmacher. Die Tür ging auf, und mit fröhlicher Miene trat ein Mann, dem man bereits mit dem ersten Blick den deutschen Handwerker ansah, ins Zimmer und näherte sich dem Sargmacher. „Um Vergebung, mein



werter Herr Nachbar“, sagte er mit einer Aussprache des Russischen, die wir auch heute noch nicht, ohne zu lachen, hören können: „Um Vergebung, daß ich Sie störe . . . ich beehrte mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich bin ein Schuster meines Gewerbes und heiße Gottlieb Schulz, und ich wohne auf der andern Seite der Straße in jenem Häuschen, das Ihren Fenstern gerade gegenüberliegt. Und morgen, da feiere ich meine Silberhochzeit, und ich wollte Sie und Ihre Töchter gebeten haben, bei mir Ihre Mittagsmahlzeit einzunehmen.“ Diese Einladung wurde wohlwollend angenommen. Der Sargmacher forderte den Schuster auf, Platz zu nehmen und eine Tasse Tee zu trinken, und schon bald darauf war, dank Gottlieb Schulzens offenerzigem Wesen, ein freundschaftliches Gespräch im Gange. „Wie steht es mit dem Handel von Euer Liebden?“ fragte Adrian. — „Hm“, entgegnete Schulz: „So so, ich kann nicht klagen. Allerdings hält meine Ware keinen Vergleich mit der Ihrigen aus: der Lebende kann auf Stiefel verzichten, der Tote aber kann nicht ohne Sarg ableben.“ — „Wahr, wahr,“ warf Adrian ein, „doch wenn der Lebende kein Geld hat, um sich Stiefel zu kaufen, dann ist das nicht zu ändern, dann geht er eben barfuß, der Tote aber, der nichts hat, der nimmt sich eben seinen Sarg ohne Bezahlung.“ Und auf diese Weise setzte sich das Gespräch noch einige Zeit hindurch fort, bis endlich der Schuster aufstand und vom Sargmacher Abschied nahm, wobei er nicht versäumte, seine Einladung zu wiederholen.

Pünktlich um die zwölfte Stunde des anderen Tages schritten der Sargmacher und seine Töchter durch das Pfortchen des neu erworbenen Hauses und begaben sich zum

Nachbarn. Aber weder gedenke ich Adrian Prochorows russischen Kaftan noch Akulinas und Darjas europäisierte Kleider zu beschreiben und weiche in diesem Falle von den zur Gewohnheit gewordenen Gepflogenheiten der gegenwärtigen Erzähler ab. Dennoch halte ich es nicht für überflüssig hinzuzufügen, daß die beiden Mädchen gelbe Hüte trugen und rote Schuhe angezogen hatten, was von ihnen nur bei besonders feierlichem Anlaß getan wurde.

Die enge Wohnung des Schusters war voller Gäste, es waren zum größten Teile deutsche Handwerker, die ihre Frauen und ihre Gesellen mitgebracht hatten. Die russische Beamtenschaft war nur durch einen Polizeiwächter vertreten, den Finnländer Jurko, der, ungeachtet seiner bescheidenen Stellung, es dennoch verstanden hatte, das besondere Wohlwollen des Hausherrn zu erringen. Mit Treu und Glauben wie jener Postillon des Pogorjelskij füllte er schon fünfundzwanzig Jahre lang seinen Posten aus. Als die Feuersbrunst des Jahres 1812 die Hauptstadt vernichtete, ging auch sein erbärmliches Hüttchen mit drauf. Aber als der Feind vertrieben worden war, erstand auf der gleichen Stelle ein neues Häuschen, grau mit weißen Kolonnen im dorischen Stile, und ausgerüstet mit seiner „Hellebarde“ und dem „Panzer aus Bauerntuch“ schritt Jurko wiederum davor auf und ab. Die meisten Deutschen, die in der Nähe des Nikitadores wohnten, kannten ihn: denn manch einem von ihnen war es bereits zugestoßen, die Nacht vom Sonntag auf Montag bei Jurko verbringen zu müssen. Adrian schloß mit ihm, als mit einem Manne, den man früher oder später doch nötig haben würde, sogleich nähere Bekanntschaft, und als die Gäste darauf zu Tisch gebeten wurden, setzte er sich



neben ihn. Herr und Frau Schulz und ihre Tochter, das siebzehnjährige Lottchen, speisten mit ihren Gästen am gleichen Tische, bewirteten sie eifrig und halfen gleichzeitig der Köchin auftragen. Bier floß in Strömen. Jurko aß für vier, und Adrian stand ihm in nichts nach, seine Töchter jedoch zierten sich; das in der Hauptsache deutsch geführte Gespräch wurde von Stunde zu Stunde geräuschvoller. Plötzlich aber bat der Hausherr um Aufmerksamkeit und rief, einer gut versiegelten Flasche den Hals brechend, laut und in russischer Sprache: „Auf die Gesundheit meiner guten Luise!“ Der Halbhampagner schäumte. Zärtlich drückte der Hausherr einen Kuß auf das frische Gesicht seiner vierzigjährigen Freundin, und geräuschvoll tranken die Gäste auf die Gesundheit der guten Luise. „Auf die Gesundheit meiner lieben Gäste!“ rief der Hausherr und öffnete die zweite Flasche — und die Gäste bedankten sich, indem sie aufs neue ihre Becher leerten. Und nun folgte eine Gesundheit der anderen; man trank auf das Wohl eines jeden einzelnen der Gäste, man trank auf das Wohl Moskaus und eines ganzen Dutzends deutscher Städtchen, man trank auf das Wohl sämtlicher Innungen im allgemeinen und einer jeden einzelnen im besonderen, und man trank auf die Meister und auf ihre Gesellen. Adrian trank mit großem Eifer und war schließlich so lustig geworden, daß er selber einen scherzhaften Trinkspruch ausbrachte. Zuguterletzt schwenkte einer der Gäste, ein dicker Bäcker, seinen Becher und schrie: „Auf die Gesundheit derer, für die wir arbeiten, auf unsere Kundschaft!“ Freudig und einmütig, wie alle zuvor, wurde auch dieser Vorschlag aufgenommen. Die Gäste verbeugten sich gegeneinander, der Schneider vor dem Schuster, der Schuster vor dem

Schneider, der Bäcker vor beiden und alle anderen vor dem Bäcker, und so ging es weiter. Und durch den Wirbel dieser allgemeinen Verbeugungen schrie Jurko, sich zu seinem Nachbarn wendend: „Nun, und du? Trink', Väterchen, auf die Gesundheit deiner Toten!“ Die anderen brachen in ein Gelächter aus, der Sargmacher aber, der sich für gekränkt hielt, runzelte die Brauen. Doch niemand bemerkte es, die Gäste fuhren fort zu zechen, und erst als die Abendglocken zu läuten begannen, erhob man sich vom Tisch.

Es war schon spät, als die Gäste gingen, und die meisten von ihnen waren angeheitert. Jurko wurde von dem dicken Bäcker und einem Buchbinder, dessen Antlitz rötlich wie ein Saffianeinband glühte, unter den Armen gefaßt und zu seinem Häuschen geschleppt, wobei sie in diesem Falle der Lehre des russischen Sprichwortes folgten: Schulden werden durch Bezahlung schön. Betrunknen und ärgerlich kam der Sargmacher nach Hause. „Was soll das, wahrhaftig?“ sprach er laut. „Worin ist mein Gewerbe weniger ehrenhaft als das der anderen? Oder ist der Sargmacher etwa ein Bruder des Henkers? Worüber lachen die Heiden? Es war meine Absicht, sie zur Einweihung der neuen Wohnung einzuladen und ein großes Gelage zu veranstalten, aber nichts dergleichen jetzt: Ich will die einladen, für die ich arbeite: die rechtgläubigen Toten will ich einladen.“ — „Was soll das, Väterchen?“ unterbrach ihn die Bedienerin, die ihm derweilen die Stiefel auszog: „Was schwatzest du da? Bekreuzige dich! Tote zur Einweihung der neuen Wohnung zu laden! Hat man so was gehört!“ — „So wahr mir Gott helfe, ich will sie einladen,“ fuhr Adrian fort, „und zwar schon auf morgen. Erweist mir die Ehre, meine



Wohltäter, und kommt morgen mich besuchen; ich will euch vorsetzen, was Gott gegeben hat.“ Und nachdem er diese Worte gesprochen, warf sich der Sargmacher auf sein Bett und schnarchte bald darauf.

Draußen war es noch stockdunkel, da wurde Adrian bereits wieder aufgeweckt. Die Kaufmannsfrau Trjuchina war in der Nacht gestorben, und ein Eilbote ihres Verwalters überbrachte Adrian diese Nachricht. Der Sargmacher gab ihm ein Zehnkopekenstück als Trinkgeld, zog sich in aller Eile an, nahm eine Droschke und begab sich dorthin. Vor dem Tore hielt bereits die Polizei Wache, und wie Krähen, die einen Leichnam spüren, schritten Händler auf und ab. Gelb wie Wachs, wenn auch noch nicht von der Verwesung verunstaltet, war der Körper der Verstorbenen auf einem Tisch aufgebahrt. Die Verwandten, die Nachbarn und das Gesinde scharten sich im Kreise. Alle Fenster waren geöffnet, Kerzen flackerten, und Priester sprachen ihre Gebete. Adrian näherte sich dem Neffen der Trjuchina, einem jungen Kaufmann in einem eleganten Gehrock nach der Mode, und benachrichtigte ihn, daß der Sarg, die Kerzen, der Überzug und all die anderen zum Leichenbegängnis notwendigen Gegenstände von ihm sogleich, und zwar mit der peinlichsten Genauigkeit, herbeigeschafft werden würden. Der Erbe dankte ihm ein wenig zerstreut und warf hin, daß er über den Preis nicht feilschen wolle, sondern daß er sich in allem auf seine Rechtsschaffenheit verlasse. Der Sargmacher rief daraufhin, wie er dies immer tat, Gott zum Zeugen an, daß er nichts Überflüssiges berechnen würde, tauschte aber gleichzeitig einen bedeutungsvollen Blick mit dem Verwalter und eilte dann fort, alles zu besorgen. Der

ganze Tag verging, indem er rastlos von jenem Stadtteil zur Nikitapforte hin und her fuhr, gegen Abend aber war endlich alles erledigt, und er begab sich, nachdem er seinen Kutscher bezahlt, zu Fuß nach Hause. Die Nacht war mondhell. Ungefährdet erreichte der Sargmacher das Nikitator. An der Himmelfahrtskirche rief ihn der uns bereits bekannte Jurko an, aber als er den Sargmacher erkannte, wünschte er ihm nur eine geruhssame Nacht. Es war schon ziemlich spät. Der Sargmacher näherte sich bereits seinem Hause, da war ihm plötzlich, als sähe er jemand sich seinem Tore nähern, die Türe öffnen und im Innern verschwinden. „Was soll denn das nun wieder?“ überlegte Adrian. „Hat schon wieder jemand etwas von mir nötig? Oder schlich sich ein Dieb ein? Oder am Ende Galane, die sich zu meinen Närrinnen stehlen? Jedenfalls nichts Gutes!“ Und schon wollte der Sargmacher seinen Freund Jurko zu Hilfe rufen. Aber in dem Augenblick näherte sich wieder einer dem Tor und schickte sich an, hereinzugehen, blieb jedoch, als er den herbeieilenden Hausherrn wahrnahm, stehen und lüftete seinen Dreispitz. Das Gesicht kam Adrian bekannt vor, obwohl er in seiner Hast es unterließ, die Züge genauer anzusehen. „Sie geruhten, mich aufzusuchen,“ stieß Adrian noch atemlos hervor, „erweisen Sie mir doch die Ehre, und treten sie näher.“ — „Keine Umstände, mein Väterchen“, erwiderte jener dumpf. „Geh nur voran und zeige den Gästen den Weg!“ Adrian konnte auch gar keine Umstände machen. Die Tür stand offen, er schritt die paar Stufen hinauf, und jener folgte ihm. Adrian schien es dabei, als höre er Menschen in seiner Wohnung auf und ab gehen. „Was für ein Teufelsspuk!“ dachte er und beeilte sich einzutreten ... Aber da ver-

sagten ihm die Beine den Dienst. Das Zimmer war voll von Toten. Der Mond schien durchs Fenster auf ihre gelben und bläulichen Gesichter, er zeigte die klaffenden Münder, die gebrochenen Augen und die spitzigen Nasen... und mit Entsetzen erkannte Adrian eben jene in ihnen, die vermittels seiner Bemühungen beerdigt worden waren, der Gast aber, der mit ihm gleichzeitig eintrat, war der Brigadier, der während des Platzregens bestattet worden war. Und mit Verbeugungen und Begrüßungen umringten sie alle, Frauen sowohl wie Männer, den Sargmacher, und nur ein allerärmster, der kürzlich umsonst beerdigt worden war, stand zerknirscht und sich seines Hemdes schämend, demütig in einer Ecke und näherte sich nicht. Die andern alle waren mit großem Anstand gekleidet: die Frauenleichname trugen Häubchen und Bänder, die verstorbenen Beamten — ihre Uniform, freilich waren ihre Bärte ungepflegt, die toten Kaufleute aber wandelten in ihren Feiertagskaftanen. „Siehst du, Prochorow,“ redete ihn der Brigadier im Namen der ganzen respektablen Gesellschaft an, „auf deine Einladung hin sind wir alle gekommen, und nur die sind zu Hause geblieben, die schon gar nicht mehr konnten, die schon ganz und gar zerfallen sind und jene, die nur noch aus Gerippe ohne Haut bestehen, aber auch von diesen wollte einer nicht still halten — so sehr verlangte es ihn danach, bei dir zu sein...“ Und in diesem Augenblick drängte sich ein kleines Skelett durch die Schar und näherte sich Adrian. Sein Schädel grinste den Sargmacher lebenswürdig an. Fetzen hellgrünen und roten Tuches und morscher Leinwand baumelten an ihm wie an einem Gerüst, und die Beinknochen schlotterten in den viel zu weiten Stulpenstiefeln wie die Keule im Mörser. „Du erkennst mich nicht mehr, Prochorow“, sagte das Skelett. „Aber erinnerst du dich nicht an den verabschiedeten Gardesergeanten Pjotr Petrowitsch Kurilkin, an jenen, dem du noch im 1799er Jahre deinen ersten Sarg verkauftest — und dazu noch einen aus Fichtenholz statt aus Eiche?“ Und mit diesen Worten wollte ihn der Tote in seine knöcherne Umarmung schließen, aber da nahm Adrian all seine Kraft zusammen und schrie auf und stieß ihn fort. Pjotr Petrowitsch taumelte, fiel und war auf einmal ganz und gar zerbröckelt. Ein unwilliges Gemurr

erhob sich unter den Toten; allesamt traten sie für die Ehre ihres Kameraden ein, und sie rückten Adrian mit Scheltworten und Drohungen zu Leibe, der arme Hausherr aber, betäubt von ihrem Schreien und fast zerquetscht, war wie von Sinnen und fiel über die Knochen des verabschiedeten Gardesergeanten und verlor das Bewußtsein...

Die Sonne schien schon lange auf das Bett, in dem unser Sargmacher lag. Endlich öffnete er die Augen und erblickte die Bedienerin vor sich, die damit beschäftigt war, den Samowar anzufachen. Voller Grauen gedachte Adrian der gestrigen Erlebnisse. Dunkel kam ihm die Erinnerung an die Trjuchina, an den Brigadier und an Kurilkin, den Sergeanten. Und schweigend wartete er darauf, daß die Bedienerin zu sprechen anfangte und ihm von den Folgen der nächtlichen Abenteuer erzähle.

„Väterchen Adrian Prochorowitsch, du hast dich aber verschlafen“, sagte Axinja und reichte ihm seinen Schlafrock. „Der Nachbar, der Schneider, kam vorüber und der Polizeiwächter kam mit der Nachricht, daß heute der Namenstag des Revieraufsehers sei, aber du schiefst in einem fort, und wir wollten dich nicht wecken.“

„Und von der verstorbenen Trjuchina, ist da jemand gekommen?“

„Von der verstorbenen? Ja, ist sie denn gestorben?“

„Närrin! Als ob nicht du mir gestern geholfen hättest, alles zu ihrer Beerdigung vorzubereiten?“

„Was soll denn das, Väterchen, du hast wohl gar den Verstand verloren, oder ist der gestrige Rausch immer noch nicht vorüber! Was denn für eine Beerdigung war gestern? Den ganzen Tag über zechtest du bei dem Deutschen und kamst betrunken nach Hause und fielst geradezu ins Bett und hast bis zu dieser Stunde durchgeschlafen, wo doch schon die Glocken das Ende des Mittagsgottesdienstes geläutet haben.“

„Was du nicht sagst!“ meinte erfreut der Sargmacher.

„Freilich, freilich“, entgegnete die Bedienerin.

„Nun, wenn das so ist, dann schneller her mit dem Tee und ruf meine Töchter.“

DER ORCHIDEENGARTEN



ELEKTRODÄMONEN
HEFT 23
DREILÄNDERVERLAG · MÜNCHEN

INHALT H. G. Wells: Der Herr der Dynamos / Hans Reisiger: Elektrischer Sabbat / Alf von Czibulka:
Das Wiehern in den Transformatoren / Karl zu Eulenburg: Latuk.

Antiquare, Sammler!

Suche zu kaufen:

Dr. Benno Diederich:
Von Gespenstergeschichten (b. Schmidt & Spring, Leipzig 1903)

Magicon, herausgegeben von Justinus Kerner (vollständig oder in Einzelbänden)

Angebote: Unter „Ingenieur V“
a. d. Expedit. d. „Orchideengarten“

Gemälde alter Meister

ANKAUF

VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340

EINE

GUTE

IDEE

ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt. XII, Berlin W. 9.

Dr. med. Roeckerath's Institut für SUGGESTIV-HEILMETHODE

Behandlung bei vollem Bewußtsein
Angezeigt bei Nerven- u. Gemütsleiden

u. a. bei Zwangs-Vorstellungen und psychosexuellen Anomalien, Perversionen, Onanie, psych. Impotenz, Angszuständen, Sprachstörung, Bettlässigen, Hysterie, Lähmungen, Krämpfen, Bleichsucht, Hypochondrie, Neurasthenie, Schlaflosigkeit, nervösem Herz-, Magen- und Darmleiden, Schmerzen jeder Art, Blufandrang, Beschwerden der Menstruation, der Schwangerschaft und der Wechseljahre u. s. w. u. s. w.

ENTZIEHUNGSKUREN

Individuelle persönliche Behandlung.
Sprechzeit: Montag bis Freitag 4-5 Uhr
München, Krumbacher Str. 7/0, Schwab.,
zwischen Linie 7 u. 17.

Otto Muck Maschinen

Eine Mappe mit zehn Steinzeichnungen
in einer einmaligen Auflage von 300 nummerierten Exemplaren

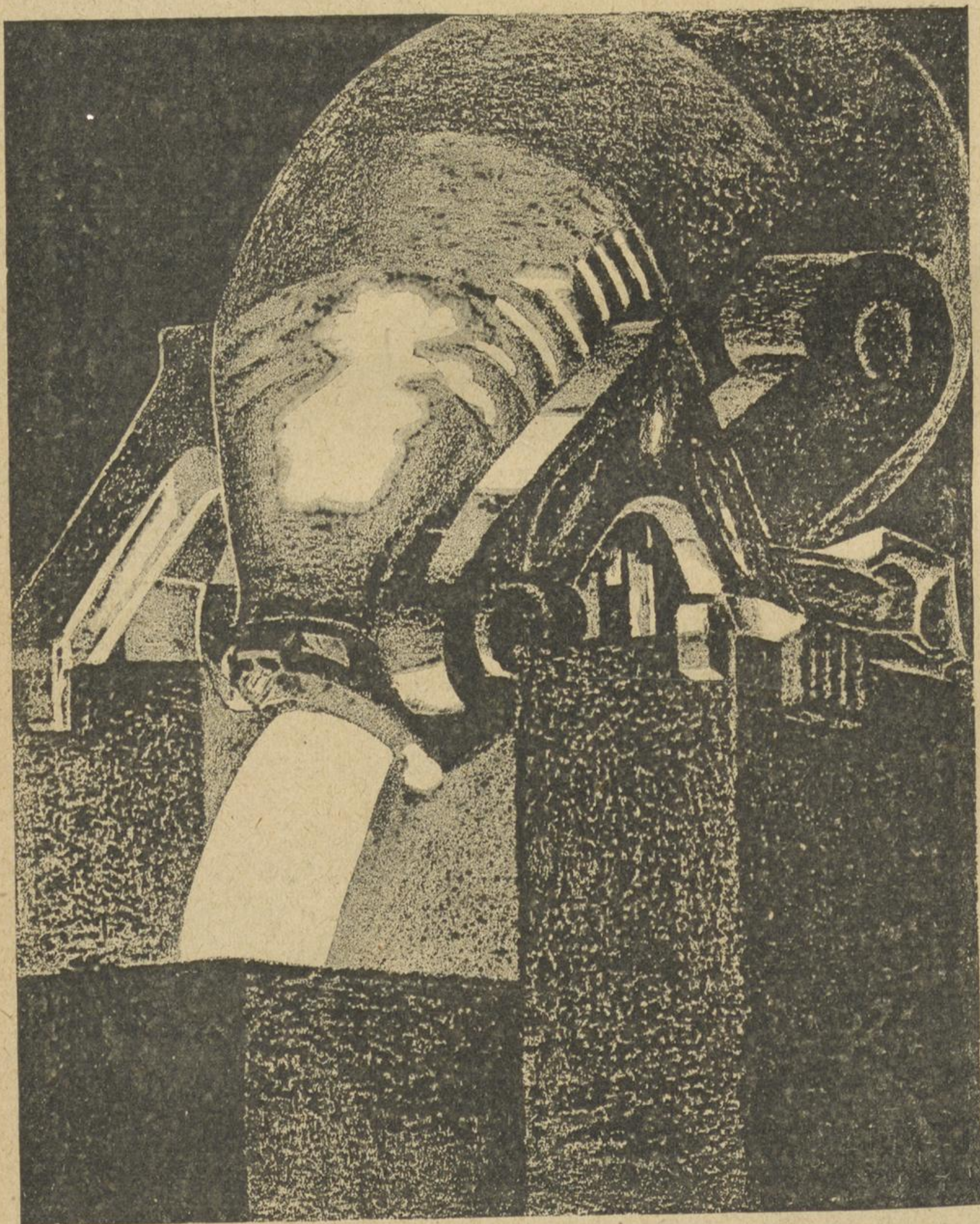
AUSGABE A: Nr. 1—50, Handpressendruck auf schwerem Karton, jeder Druck vom Künstler signiert, in Halbledermappe . . M. 350.—

AUSGABE B: Nr. 51—300, auf bestem Papiergedruckt, jedes Exemplar vom Künstler signiert, in vorn. ausgestatteter Mappe M. 200.—

Mucks Mappe ist ein Hymnus an die Technik. Jedes dieser monumental komponierten Blätter lebt aus dem Geist der Maschinen und deckt ihren symbolhaften Sinn im willensfreien, jedoch demütig dienenden Wesen unerschütterlicher Stete und Gelassenheit auf. Gezirkelt und gefügt sind diese Dimensionen, in denen alles zum echohaften Widerhall von Licht und Schatten wird.

Dreiländerverlag / München

Leopoldstraße 3



Stark verkleinerte Abbildung des Blattes „Bessemer-Birne“

Jährlich erscheinen 24 Hefte / **BEZUGSPREIS:** Einzelheft M. 2.— / vierteljährlich M. 10.— / durch jede Buchhandlung u. durch alle Postanstalten / **ANZEIGENPREIS:** Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 2,50 / **NACHDRUCK** auch mit Quellenangabe untersagt / **VERLAG:** Dreiländerverlag München-Wien-Zürich, Tel. 33831 / **SCHRIFTFLEITUNG:** München, Leopoldstr. 3 / **ÖSTERREICHISCHE REDAKTIONSSTELLE:** Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung

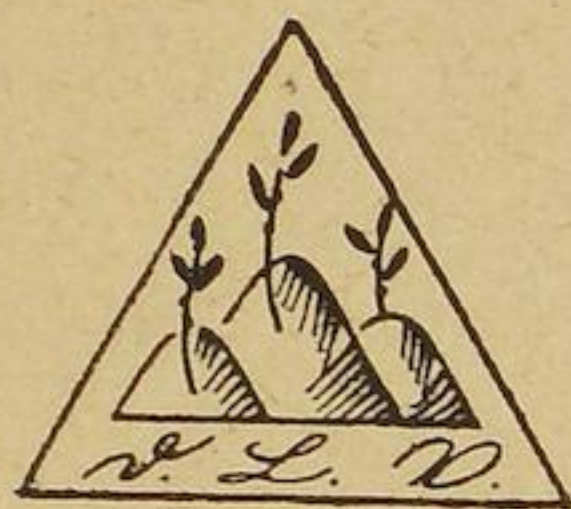
Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl

Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang



Dreiundzwanzigstes Heft

W I D M U N G



Dem Weltruf der elektrotechnischen Industrie Deutschlands widmen wir diese Sondernummer unserer Zeitschrift als einen Versuch, der unermesslichen Leistung deutschen technischen Denkens künstlerisch gerecht zu werden. Denn noch hat gerade dieses Gebiet der Technik den Verkünder seiner symboltiefen und ausdrucksstarken Formwelt nicht gefunden. Noch spricht der Gang der Maschinen allein und ruft nach dem Deuter in Rhythmik und Epos.

DER VERLAG UND DIE SCHRIFTFLEITUNG.

DER HERR DER DYNAMOS

Von H. G. Wells, übersetzt von Gertrud J. Klett. (Mit zwei Zeichnungen von Otto Linnekogel.)

Der Oberaufseher der drei Dynamomaschinen, die in Camberwell dröhnten und ratterten und die elektrische Bahn in Gang hielten, stammte aus Yorkshire; sein Name war James Holroyd. Er war ein tüchtiger Techniker, liebte aber den Whisky — ein schwerer, rothaariger, roher Kerl mit unregelmäßigem Gebiß. Er zweifelte an dem Vorhandensein der Gottheit, bekannte sich zum Carnotschen Zirkel und hatte Shakespeare zwar gelesen, ihn aber in der Chemie recht schwach befunden. Sein Heizer stammte aus dem geheimnisvollen Osten und hieß Azuma-zi. Holroyd jedoch nannte ihn Pooh-bah. Holroyd hatte immer gerne schwarze Heizer, weil sie sich Fußtritte gefallen ließen — Fußtritte gehörten zu Holroyds Gewohnheiten — und nicht an den Maschinen herumspionierten, um ihnen ihre Geheimnisse abzulauschen. Gewisse seltsame Möglichkeiten einer in plötzliche Berührung mit der Krone unserer Zivilisation gebrachten Negerseele machte Holroyd sich nicht so ganz klar; obgleich ihm zum Schluß noch eine Ahnung davon aufdämmern mochte . . .

Azuma-zi zu definieren liegt außerhalb des Bereichs der Ethnologie. Er war vielleicht mehr Neger als irgend sonst etwas, obgleich sein Haar eher wellig als kraus war und seine Nase einen Sattel hatte. Dazu war seine Haut mehr braun als schwarz, und das Weiße seiner Augen war gelb. Seine breiten Backenknochen und das schmale Kinn gaben seinem Gesicht eine etwas viperartige Form. Auch war sein Kopf hinten breit und an der Stirn niedrig und schmal, als ob sein Gehirn just umgekehrt wie das eines Europäers hineingedrechselt wäre. Seine Figur war minderwertig, sein Englisch noch minderwertiger. Im Gespräch gab er zahlreiche eigentümliche Geräusche von nicht feststellbarem Marktwert von sich, und seine spärlichen Worte waren zu einer heraldischen Groteskheit zurechtgehauen und -gegossen. Holroyd versuchte, ihn in religiöser Beziehung aufzuklären und hielt ihm — besonders wenn er getrunken hatte — lange Vorlesungen gegen Aberglauben und Missionare. Azuma-zi je-

doch wich jeglicher Unterhaltung über seine Götter aus, obgleich ihm das Fußtritte eintrug.

Azuma-zi war, in ein weißes, aber recht unzulängliches Gewand gekleidet, aus dem Maschinenraum des „Lord Olive“ von den Straits Settlements und noch weiterher nach London gekommen. Schon als Kind hatte er von der Größe und den Reichtümern Londons erzählen hören, wo alle Frauen weiß und blond, ja, wo selbst die Straßenbettler weiß wären; und so war er denn, die Taschen voll frisch verdienster Goldstücke, gekommen, um den Schrein der Zivilisation anzubeten. Der Tag seiner Landung war ein trüber; der Himmel war grau, und ein windgejagter Regen sickerte auf die schmutzigen Straßen herab. Aber Azuma-zi stürzte sich kühn in die Freuden von Shadwell, das ihn bald darauf wieder ausspie — halbgebrochen an Gesundheit, in zivilisierter Kleidung, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche und — außer, wo es sich um das allernotwendigste handelte —, stumm wie ein Tier, auf daß er in dem Maschinenhaus in Camberwell für James Holroyd arbeite und sich von ihm mißhandeln lasse. Und für James Holroyd war Mißhandeln die reine Liebesmüh.

Drei Dynamos mit ihren Motoren waren in Camberwell. Die beiden, die ursprünglich da waren, waren kleine Maschinen; die größere war neu. Die kleineren Maschinen machten einen vorschriftsmäßigen Lärm; ihre Riemen surrten über die Trommeln, ab und zu schleiften und zischten die Bürsten und zwischen den Polen heulte „hu!-hu!-hu!“ unablässig die Luft. Die eine war nicht ganz fest in die Erde eingelassen, und die ganze Maschinenhalle erzitterte unter ihr. Aber all diese kleineren Geräusche übertönte die große Maschine vollständig mit dem Pochen ihres ehernen Herzschlages, unter dem die ganze Eisenkonstruktion erdröhnte. Jedem, der in die Halle trat, wirbelte der Kopf vor dem Pochpoch-poch der Maschine, der Rotation der ungeheuren Räder, den sausenden Zylindern, vor dem fortwährend auszischenden Dampf und dem unablässigen donnernden Getöse der großen Maschine, die alles übertäubte. Dies



letztere Geräusch war — vom Standpunkt der Maschinenkunde aus betrachtet — ein Fehler; aber Azuma-zi nahm es als eine Offenbarung der Macht und Größe des Ungetüms . . .

Wir wünschten, es wäre möglich den Leser, während er liest, mitten in die Geräusche der Maschinenhalle hinein zu versetzen und unsere Geschichte zu dieser Begleitung zu erzählen. Ein ununterbrochener brausender Strom war es, aus dem das Ohr bald die eine Note, bald die andere heraushörte: das wechselnde Fauchen, Keuchen und Zischen der Dampfkessel, das Stöhnen und Heulen der Pistons, das dumpfe Aufpochen der Luft, wenn die Speichen der großen Triebräder gewirbelt kamen, ein Geräusch, das die ledernen Riemen von sich gaben,

je nachdem sie straffer oder loser gespannt waren — ein Durcheinandertumult der Dynamos —, und über all dem — manchmal, wenn das Ohr an all dem Lärm ermüdete, unhörbar, und dann doch langsam wieder sich den Sinnen fühlbar machend — der Posaunenton der großen Maschine. Nie fühlte man den Boden unter sich sicher, ruhig, fest; fortwährend bebte und schwankte er. Es war ein betäubender, unsicherer Ort, an dem einem die Gedanken in seltsamen Zickzackblitzen umherfuhren. Und drei Monate — volle drei Monate, so lang der Streik der Maschinenarbeiter dauerte — kamen Holroyd, der unter seinen Genossen am schwarzen Brett stand, und Azuma-zi, der selber ein Schwarzer war, nicht eine Minute

lang aus dem Tosen und Lärm heraus, sondern aßen und schliefen in dem kleinen hölzernen Werkzeugschuppen zwischen dem Maschinenhaus und dem großen Portal . . .

Bald nach Azuma-zis Ankunft hielt Holroyd ihm eine theologische Vorlesung über das Thema: die große Maschine. Er mußte brüllen, um sich in dem Getöse überhaupt verständlich zu machen, „Da schau her,“ sagte Holroyd, „wo ist der heidnische Götze, der dem das Wasser reicht?“

Und Azuma-zi schaute. Einen Augenblick ging Holroyds Stimme unter; dann hörte Azuma-zi: „Hundert Menschen umbringen. Zwölf Prozent der allgemeinen Sterblichkeit!“ sagte Holroyd. „Das nenn' ich mir noch so was wie einen Gott!“

Holroyd war stolz auf seine große Maschine und erging sich Azuma-zi gegenüber so lange über ihre Größe und Kraft, bis seine Reden und das immerwährende Tosen und Wirbeln Gott weiß was für seltsame Gedankenströme unter der lockigen schwarzen Hirnschale entfesselten. Er pflegte auf die deutlichste und ausführlichste Weise die Dutzend oder mehr Arten zu beschreiben, wie ein Mensch durch sie getötet werden könne; einmal ließ er Azuma-zi auch einen Stoß von ihr verspüren — als Beispiel ihrer Leistungsfähigkeit. Von da ab konnte Azuma-zi in den Pausen zwischen seiner Arbeit — und es war schwere Arbeit, denn er besorgte nicht nur seine eigene, sondern auch die Holroyds fast ganz — oft dasitzen und die große Maschine beobachten. Manchmal sprühten die Bürsten auf und spien blaue Funken und Blitze; und Holroyd fluchte. Aber im allgemeinen ging alles so glatt und rhythmisch wie der Atem eines Menschen. Das Band zischte kreisend über die Spule, und hinter einem ertönte, während man dasaß und beobachtete, unablässig das satte Bum-bum des Pistons. Und so lebte sie da — tagaus — tagein — in der großen, luftigen Maschinenhalle, mit Azuma-zi und Holroyd als Dienern . . . Nicht eingesperrt und Sklavenarbeit verrichtend, um ein Schiff zu treiben wie andere Maschinen, die Azuma-zi kannte, sondern eine Herrschermaschine. Die beiden kleinen Dynamos verachtete Azuma-zi — selbstverständlich — schon im Vergleich zu ihr; die große taufte er bei sich den Herrn der

Dynamos. Die kleinen waren launisch und unregelmäßig. Die große war zuverlässig. Wie groß sie war! Wie gelassen und leicht sie arbeitete! Größer noch und ruhiger als die Buddhas, die er in Rangoon gesehen hatte. Und dabei doch nicht unbewegt — sondern lebendig! Die großen, schwarzen Drahttaue kreisten, kreisten, kreisten — die Ringe unter den Bürsten liefen rund und rund und rund — und der tiefe Klang des Herzschlags trug das Ganze . . . Ganz seltsam regte es Azuma-zi auf . . .

Azuma-zi liebte die Arbeit nicht. Sobald Holroyd wegging, um etwa den Torwächter zu überreden ihm Whisky zu holen, hockte er herum und besah sich den Herrn der Dynamos, obgleich sein Platz gar nicht vorn in der Maschinenhalle, sondern hinter den Kesseln war, und er obendrein, wenn Holroyd ihn bei solchem Herumlungern erwischte, noch mit einem dicken Kupferdrahttau Prügel dafür kriegte. Oft stellte er sich ganz dicht neben den Koloß hin und schaute zu dem großen Lederriemen empor, der über ihm dahinsauzte. Es war da eine schwarze Stelle auf dem Riemen, die immer wiederkehrte, und es machte Azuma-zi Spaß, in all dem Gedröhne immer aufs neue auf ihr Erscheinen zu warten. Seltsame Gedanken kreisten in ihm mit ihrem Wirbellauf . . . Gelehrte berichten uns, daß die Wilden den Steinen und Bäumen eine Seele zusprechen . . . und wieviel tausendmal lebendiger als ein Stein oder ein Baum ist eine Maschine! Und Azuma-zi war im Grunde noch ein Wilder. Der Firniß der Zivilisation ging bei ihm nicht tiefer als sein Heizeranzug, die Risse in seiner Haut und der Kohlenstaub auf seinem Gesicht und seinen Händen. Sein Vater hatte dereinst einen Meteorstein angebetet; mag sein, daß das verwandte Blut die breiten Räder des ewigen Kreislaufs besprengt hatte . . .

Er ergriff jede Gelegenheit, die Holroyd ihm ließ, die große Maschine, die ihn in Bann hielt, zu berühren, zu betasten. Er polierte und putzte an ihr herum, bis ihre Metallteile die Sonne blendeten. Er hatte ein geheimnisvolles Gefühl von Priesterschaft, während er das tat. Manchmal ging er hin zu ihr und rührte leise an den sausenden Drähten, Die Götter, zu denen er gebetet hatte, waren fern. Und

die Menschen in London versteckten ihre Götter.

Schließlich wurden seine unklaren Gefühle deutlicher und nahmen Formen an — erst in Gedanken — zuletzt in Taten. Eines morgens, als er in das dröhnende Maschinenhaus kam, machte er einen Salaam vor dem Herrn der Dynamos. Und später, als Holroyd weg war, ging er zu der donnernden Maschine hin und flüsterte ihr zu: er sei ihr Diener, er bete zu ihr, sie möchte sich seiner erbarmen und ihn von Holroyd erlösen. Ein einzelner Lichtstrahl drang durch den offenen Torweg des pochenden Maschinenhauses, während er das tat, und der Herr der Dynamos erstrahlte, während er wirbelte und donnerte, in blassem Gold. Und da wußte Azuma-zi, daß seine Gebete seinem Herrn angenehm waren. Von da ab fühlte er sich nicht mehr so verlassen wie bisher, und er war sehr, sehr einsam gewesen in London. Noch wenn seine Arbeitszeit vorüber war — was selten genug vorkam — trieb er sich um das Maschinenhaus herum.

Nächstes Mal, als Holroyd ihn mißhandelte, ging Azuma-zi nachher zum Herrn der Dynamos und flüsterte: „Du siehst es, o Herr!“ Und das zornige Schwirren der Maschine schien zu antworten. Dann kam es ihm so vor, als ob, so oft Holroyd ins Maschinenhaus kam, in die verschiedenen Geräusche der Maschine eine neue Note käme. „Mein Herr und Gott harret seiner Zeit!“ sagte sich Azuma-zi. „Noch ist die Missetat des Toren nicht reif!“ Und er harrete und hoffte auf den Tag der Abrechnung. Eines Tages drohte ein Kurzschluß — es war am Nachmittag — und die Maschine versetzte Holroyd, als er sie ziemlich unvorsichtig untersuchte, einen bösen Schlag. Azuma-zi, der hinten stand, sah ihn abspringen und auf den heimtückischen Draht fluchen.

„Er ist gewarnt!“ sagte sich Azuma-zi. „In Wahrheit — mein Herr und Gott ist sehr langmütig!“

Holroyd hatte seinen „Nigger“ anfänglich insoweit in die Elementarbegriffe der Konstruktion seiner Dynamos eingeweiht, daß er ihm während seiner, Holroyds, zeitweiligen Abwesenheit das Maschinenhaus anvertrauen konnte. Als er aber bemerkte, in welcher Weise Azuma-zi das Ungeheuer umschlich,

wurde er argwöhnisch. Es ging ihm die undeutliche Vorstellung auf, daß sein Heizer irgend etwas im Schilde führte, und indem er ihm vorwarf, die Drähte mit einem Öl eingeschmiert zu haben, das an einer Stelle den Lack zerfressen hätte, erließ er sofort ein Edikt, das er ihm über das Getöse der Maschinerie weg zubrüllte: „Komm' du mir nicht mehr der großen Maschine zu nah' Pooh-bah, oder ich zieh dir die Haut über die Ohren!“ Und überhaupt — wenn es Azuma-zi Spaß machte, sich in der Nähe der großen Dynamo herumzutreiben, so war es einfach Anstandspflicht, ihn daran zu verhindern!

Azuma-zi gehorchte für den Augenblick; aber später erwischte ihn Holroyd, wie er vor dem Herrn der Dynamos seinen Salaam machte. Holroyd drehte ihm den Arm herum und gab ihm, als er abging, noch ein paar Fußtritte. Als Azuma-zi gleich darauf hinter dem Kessel stand und den Rücken des verhaßten Holroyd anstarrte, erklangen die Geräusche der Maschine in einem neuen Rhythmus und lauteten wie vier Worte seiner heimatlichen Sprache...

Es ist schwer, genau zu sagen, was Verrücktheit ist. Ich denke mir, Azuma-zi war verrückt. Das unablässige Dröhnen und Wirbeln des Maschinenhauses mag seinen kleinen Vorrat an Wissen und seinen großen Schatz an abergläubischen Vorstellungen nach und nach zu einer Art Wahnwitz durcheinander gerüttelt haben. Jedenfalls — als der Gedanke, Holroyd dem Dynamofetisch zu opfern, ihm wie eine Eingebung kam, erfüllte er ihn mit einem ganz seltsamen Aufruhr froher Erregung. In dieser Nacht waren die zwei Männer und ihre schwarzen Schatten allein miteinander im Maschinenhaus. Es war durch eine große Bogenlampe erleuchtet, die purpurn flammte und flackerte. Schwarz lagen die Schatten hinter den Dynamos, die Anker der Motore wirbelten zwischen Licht und Dunkel hin und her, die Pistons pochten laut und regelmäßig. Die Welt, die man draußen durch das offene Ende des Maschinenschuppens sah, erschien unglaublich undeutlich und fern. Auch völlig stumm erschien sie, weil das Toben der Maschinen jeglichen Laut von draußen übertäubte. Ganz hinten stand das schwarze Gitter des Hofes, mit grauen, schattenhaften

Häusern jenseits; und darüber waren der tiefe, blaue Himmel und die bleichen, kleinen Sterne. Azuma-zi schritt plötzlich durch die Mitte des Schuppens, unter der die Lederriemen liefen, und verschwand im Schatten der großen Dynamo. Holroyd vernahm ein Schnappen, und das Sausen der Armatur wechselte.

„Was hast du da an dem Hebel zu schaffen?“ brüllte er voller Erstaunen. „Hab' ich dir nicht gesagt — —“

Dann — als der Asiate aus dem Schatten auf ihn zukam, sah er den entschlossenen Ausdruck in Azuma-zis Augen . . .

Im nächsten Moment rangen die beiden Männer wütend vor der großen Dynamo.

„Du kaffee-köpfiger Esel!“ keuchte Holroyd mit einer braunen Hand an seiner Gurgel, — „weg von den Kontaktrollen!“

Im nächsten Augenblick fühlte er sich zurückgeworfen und taumelte gegen den Gott der Dynamos. Instinktiv ließ er seinen Gegner los, um sich vor der Maschine zu retten . . .

Der Bote, der in wilder Hast von der Station ausgesandt wurde, um nachzusehen, was in der Maschinenhalle geschehen war, begegnete Azuma-zi beim Wächterhaus am Tor. Azuma-zi versuchte, etwas zu erklären; aber der Bote konnte nicht klug werden aus dem zusammenhanglosen Englisch des Schwarzen und hastete weiter nach dem Maschinen-schuppen. Die Maschinen waren alle lärmend bei der Arbeit, nichts schien in Unordnung. Bloß ein sonderbarer Geruch von versengten Haaren machte sich bemerkbar. Dann sah er eine merkwürdig aussehende klumpige Masse vorn an der großen Maschine hängen, und als er näher trat, erkannte er die verzerrten Überreste Holroyds.

Der Mann riß die Augen auf und zögerte eine Sekunde. Dann sah er das Gesicht und schloß die Augen wieder krampfhaft. Er drehte sich um, ehe er sie wieder öffnete, damit er Holroyd nicht

noch einmal sehen mußte, und verließ das Maschinenhaus, um Hilfe herbeizuschaffen und sich seine Anweisungen zu holen.

Als Azuma-zi Holroyd in den Krallen der großen Dynamo umkommen sah, befahl ihn doch so etwas wie Schreck vor den Folgen seiner Tat. Trotzdem hatte er ein seltsam erhebendes Gefühl; er wußte, die Gnade des Dynamo-Gottes war über ihm. Als er dem Mann, der von der Station kam, begegnete, war sein Plan schon gemacht, und der Oberingenieur, der gleich darauf auf dem Schauplatz erschien, schloß ohne Zögern auf Selbstmord. Dieser Sachverständige beachtete überhaupt Azuma-zi kaum, außer um ein paar Fragen an ihn zu stellen. Ob er gesehen hätte, wie Holroyd sich umbrachte? Azuma-zi erklärte, er sei am Kohlenbehälter der Maschine gewesen, bis er eine Veränderung im Geräusch, das sie machte, gehört hätte. Es war kein schwieriges Verhör, weil ein Verdacht überhaupt nicht existierte.

Die zermalmtten Überreste Holroyds, die ein Mechaniker von der Maschine löste, wurden vom Wächter so rasch wie möglich mit einem Tischtuch voll Kaffeeplecken zugedeckt. Irgend jemand hatte die glückliche Eingebung, einen Arzt zu holen. Dem Ingenieur lag hauptsächlich daran, die Maschine wieder in Gang zu bringen; denn schon waren sieben oder acht Züge mitten in den dumpfen Tunnels der elektrischen Bahn steckengeblieben. Azuma-zi, der die Fragen der Leute, die entweder auf Aufforderung hin oder aus Naseweisheit ins Maschinenhaus gekommen waren, teils beantwortete, teils mißverstand, wurde vom Oberingenieur wieder in den Heizraum geschickt. Natürlich sammelte sich draußen, vor den Toren des Hofes, eine Menschenmenge an — immer lungert — Gott weiß, weshalb! — in London eine Menschenmenge ein oder zwei Tage lang um den Schauplatz eines plötz-



lichen Todesfalls herum! Zwei oder drei Reporter drangen bis in das Maschinenhaus, einer sogar bis zu Azuma-zi; aber der Oberingenieur, der selber in Journalistik machte, trieb sie schleunigst wieder hinaus.

Bald darauf wurde die Leiche fortgeschafft, und mit ihr verzog sich auch das öffentliche Interesse. Azuma-zi blieb ganz still in seinem Heizraum; er sah immer und immer wieder in den Kohlen eine Gestalt, die sich heftig wand und krümmte und schließlich still ward... Eine Stunde nach dem Mord mußte das Maschinenhaus für jeden, der hereinkam, genau so aussehen, als wäre überhaupt nie etwas Besonderes geschehen. Als der Schwarze nach einer Weile aus dem Maschinenraum guckte, sah er den Dynamo-Gott neben seinen kleinen Brüdern kreisen und wirbeln; die Triebräder sausten, der Dampf der Pistons pochte — genau so wie früher am Abend. Schließlich — vom mechanischen Gesichtspunkt aus — war es ein sehr unbedeutendes Vorkommnis gewesen — die bloße zeitweilige Abweichung eines Stromes! Bloß daß jetzt die schlanke Gestalt und der schlanke Schatten des Oberingenieurs an Stelle der massiven Umrisse Holroyds in dem Lichtpfad auf dem vibrierenden Boden unter den Riemen zwischen den Maschinen und Motoren auf und ab ging.

„Hab' ich nicht meinem Herrn gedient?“ sagte Azuma-zi unhörbar aus seinem Schatten heraus; und der Klang der großen Dynamo ertönte voll und klar. Und während er den riesigen, wirbelnden Mechanismus betrachtete, gewann der seltsame Zauber, der seit Holroyds Tod ein bißchen zurückgedrängt gewesen war, wieder seine alte Herrschaft.

Nie hatte Azuma-zi einen Mann so rasch und erbarmungslos töten sehen. Die riesige, dröhnende Maschine hatte ihr Opfer erschlagen, ohne auch nur eine Sekunde lang in ihrem gleichmäßigen Pulsieren zu stocken. Wahrlich, es war ein gewaltiger Gott!

Der ahnungslose Oberingenieur stand, den Rücken ihm zugewandt, und kritzelte etwas auf ein Stück Papier. Sein Schatten lag am Fuß des Ungeheuers.

Ob der Herr noch immer hungrig war? Sein Diener war bereit!

Azuma-zi tat einen verstohlenen Schritt vorwärts. Dann hielt er inne. Der Oberinge-

nieur hörte plötzlich auf zu schreiben, ging durch die Halle bis zur hintersten Maschine und fing an, ihre Bürsten zu untersuchen.

Azuma-zi zauderte; dann schlüpfte er geräuschlos in den Schatten neben dem Hebel. Da wartete er. Gleich darauf hörte er die Schritte des Oberingenieurs zurückkommen. Dieser blieb auf seinem vorigen Platze stehen, ahnungslos, daß der Heizer zehn Meter weit von ihm kauerte. Dann — plötzlich — zischte die große Dynamo auf, und im nächsten Augenblick hatte ihn Azuma-zi aus der Dunkelheit angesprungen.

Erst fühlte sich der Oberingenieur um den Leib gepackt und nach der großen Dynamo hingezerrt; dann — mit dem Knie ausstoßend und den Kopf seines Gegners niederdrückend, machte er sich frei und sprang von der Maschine zurück. Wieder packte ihn der Schwarze, indem er ihm seinen lockigen Kopf gegen die Brust stemmte, und sie schwankten und keuchten — fast jahrhundertlang schien es ihm! Endlich kam dem Oberingenieur die Eingebung, mit den Zähnen eines der schwarzen Ohren zu packen und wütend zuzubeißen. Der Schwarze stieß ein fürchterliches Geheul aus.

Sie rollten miteinander über den Fußboden, und der Schwarze, der augenscheinlich sich von den blutdürstigen Zähnen befreit oder auch vielleicht ein Stück seines Ohrs darin zurückgelassen hatte, — der Oberingenieur überlegte sich das noch mitten im Kampf — versuchte ihn zu erwürgen. Der Oberingenieur machte ein paar hilflose Anstrengungen, sich mit den Händen irgendwo festzukrallen und mit den Füßen auszuschlagen, als plötzlich der willkommene Klang von Schritten auf dem Boden ertönte. Im nächsten Augenblick war Azuma-zi aufgesprungen und hatte sich auf die große Maschine gestürzt. Ein Zischen erklang mitten durch das Getöse.

Der Beamte der Gesellschaft, der eben eingetreten war, stand still und sah starren Blickes, wie Azuma-zi die nackten Stangen mit den Händen packte, sich in einem einzigen, scheußlichen Krampf zusammenzog und dann mit schrecklich verzerrtem Gesicht regungslos von der Maschine herabhing.

„Ich bin verdammt froh, daß Sie gerade dazu gekommen sind“, sagte der Oberingenieur, der noch auf der Erde hockte.

Er sah nach der noch zuckenden Gestalt hinüber. „Ein schöner Tod ist's augenscheinlich nicht. Aber ein rascher.“ Der Beamte starrte noch immer den Leichnam an. Er war ein Mensch von langsamem Begriffsvermögen.

Es entstand eine Pause.

Der Oberingenieur stand ein bißchen mühselig auf. Er fuhr sich gedankenvoll mit den Fingern unter dem Kragen um den Hals und bewegte seinen Kopf wiederholt hin und her. „Armer Holroyd! Jetzt begreif ich . . .“ Dann

ging er fast mechanisch zu dem Hebel im Schatten und leitete den Strom wieder in die Bahnverbindung. Während er das tat, löste sich der versengte Leichnam von der Maschine und fiel vornüber aufs Gesicht. Der Herzschlag der Dynamo dröhnte laut und klar, und die Armatur schlug durch die Luft.

So endete — vorzeitig — der Kult der Dynamogottheit — wohl der kurzlebigsten Religion aller Religionen. Immerhin kann sie sich eines Martyriums und eines Menschenopfers rühmen.

E L E K T R I S C H E R S A B B A T

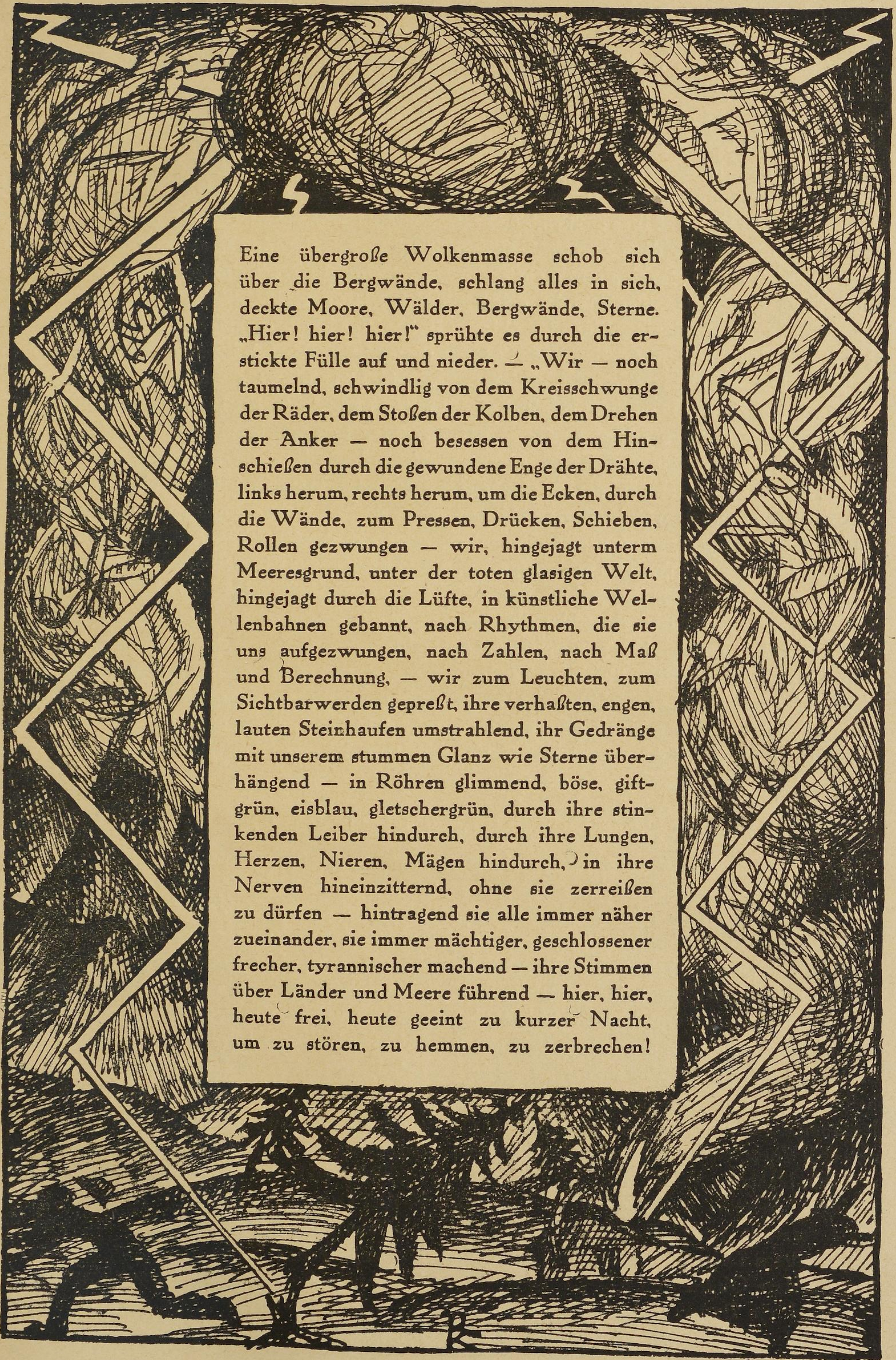
Von Hans Reisiger. (Mit einer Zeichnung von Richard Klein.)

Die Hochmoore goren schwarz und giftig unter dem Drucke der schwülenFrühlingsnacht. Ab und zu gloste ein verschwommener Stern aus dem riesigen Gedränge schwerer Wolken und blinkerte in saurer Lache.

Die Berge keuchten starr und nah hinter dem Dunst. Irgend etwas Unsichtbares, Lebendiges ballte sich in der belasteten Finsternis. Kein Hauch, kein Laut. Nur dumpfes, keuchendes Brausen und ein immer dichteres Aneinanderdrängen. Immer neues Gewölk kam im Dunkeln zwischen den Bergen hindurch und aus der Tiefe gewandert, kaum die eigene Last erschleppend: und ein stummes Begegnen, ein wollüstiges Sichineinanderschmiegen, ein Ineinanderaufgehen, Verquellen, ein wesenloser Zeugungsdrang wogte tief über dem weichen Grund. Eigene, schnell sich wandelnde Bergweltengebaren sich aus dem Gedränge, Wolken-schluchten, Wolkenwände, Wolkengrate, jäh sich spaltend und ebenso schnell, alle in allen, zu riesiger, formlos kompakter Einheit geschlossen.

Da sprühte, bläulich knisternd, an einem Spitzchen tief in der Finsternis — wo? oben? unten? — ein zartestes Strahlenbüschel auf wie lebendiges Eisgefieder, Geäder, glimmend, hastig, wieder verschwindend. Und etwas wie ein elfenhaft tausendstimmiges, kinderdünnes Gelächter schien diesem Zittern zu antworten, wie einem Zeichen: „Hier — hier — hier sind wir! — Hier in die Wolken geschmiegt, hier zwischen die noch ungeballten Millionen Tropfenstäubchen gedrängt! Hier, wir Geheimnis-

vollen, die sie unten, die unwissend Gescheiten, die Festgestalteten, die Tyrannen mit Kreuzchen bezeichnen, die sie ‚plus‘ nennen —“ das lautlose Gelächter schwoll an — „plus, plus, plus — wo sind unsere anderen, unsere Widersacher und Geliebten, unser Gegenspiel, zu denen es uns zieht, mit denen wir uns vereinen wollen, mit denen wir zeugen wollen das Unbändige, Leuchtende, Blitzende, Zerschmetternde — wo seid ihr, die sie mit Strichen behängen, ihr Minusfreunde, ihr durch Urgewalt von uns Geschiedenen, doch eines Wesens mit uns —?“ Abertausendfaches Beben und Lachen zitterte aus anderen finstern Schichten herauf, vorüber, empor, hinab: — „Hier — hier — hier! Hier sind wir! Durch Schwüle endloser Räume hingeschlichen, an nassen Waldwänden geschleift, über Moore geschleppt — zu euch hierher gekommen, gelockt, gesogen von euch, ihr andern und doch gleichen, frei von den Tyrannen, um heute in der Mainacht mit euch das Große, Blitzende zu zeugen, um — eins mit euch — den großen Zackenflug zu fliegen, vor dem ihre Herzen da drunten erschrecken, die furchtbare Glanzbahn von Wolke zu Wolke, von Wolke zu Erde, hinter der das herrlichste Getöse dreinrollt, von dem ihre Dächer und Fensterscheiben zittern und klirren, vor dem sie früher — ja früher, früher! — im Finstern auf ihre Bäuche und Angesichter fielen und Gebete stammelten, ehe sie uns noch mit ihren kaltfunkelnden Apparaten, mit ihrem Gespinnst widerlicher Drähte und Scheibchen und Plättchen in Dienste zwangen. Hier! hier! hier!“



Eine übergroße Wolkenmasse schob sich über die Bergwände, schlang alles in sich, deckte Moore, Wälder, Bergwände, Sterne. „Hier! hier! hier!“ sprühte es durch die erstickte Fülle auf und nieder. — „Wir — noch taumelnd, schwindlig von dem Kreisschwunge der Räder, dem Stoßen der Kolben, dem Drehen der Anker — noch besessen von dem Hinschießen durch die gewundene Enge der Drähte, links herum, rechts herum, um die Ecken, durch die Wände, zum Pressen, Drücken, Schieben, Rollen gezwungen — wir, hingejagt unterm Meeresgrund, unter der toten glasigen Welt, hingejagt durch die Lüfte, in künstliche Wellenbahnen gebannt, nach Rhythmen, die sie uns aufgezwungen, nach Zahlen, nach Maß und Berechnung, — wir zum Leuchten, zum Sichtbarwerden gepreßt, ihre verhaßten, engen, lauten Steinhaufen umstrahlend, ihr Gedränge mit unserem stummen Glanz wie Sterne überhängend — in Röhren glimmend, böse, giftgrün, eisblau, gletschergrün, durch ihre stinkenden Leiber hindurch, durch ihre Lungen, Herzen, Nieren, Mägen hindurch, in ihre Nerven hineinzitternd, ohne sie zerreißen zu dürfen — hintragend sie alle immer näher zueinander, sie immer mächtiger, geschlossener frecher, tyrannischer machend — ihre Stimmen über Länder und Meere führend — hier, hier, heute frei, heute geeint zu kurzer Nacht, um zu stören, zu hemmen, zu zerbrechen!

Auf! heran! drängt euch zusammen! Ihr von drüben — wir von hier — wagt den Sprung — treffen wir uns, so flammt die Bahn auf, die uns geeint trägt, die furchtbare Zackenbahn, die über ihre Machwerke hereinbricht, die ihre Drahtgeschlinge zerreißt, verstopft, daß ihre Lichtgirlanden erlöschen, ihre kreischenden Wagen innehalten — wenn auch nur eine kurze Nacht —, daß ihre quäkenden Riesenstimmen hilflos, wie die von ohnmächtigen Zwergen, sich heiser schreien und nicht mehr durch Wände und Räume zueinander dringen können, daß ihr wahnsinniges Einanderzuklappern stockt, daß ihre Kunstwellen in den Lüften zerstieben, wenn wir Freien daherfahren — daß wir vielleicht — Dämonen! Herrliche! — den einen oder anderen selber zu fassen bekommen, ihm dicht vor den Augen niederfahren, ihm das Herz lähmen, die Glieder lähmen, von den künstlichen Goldspitzen auf ihren Dächern, mit denen sie uns fangen wollen, abspringen, ihnen zum Hohn, und nach unserem Willen umherzucken in ihren Häusern, wo sie's am wenigsten gedacht, ihnen die Tür versperren, uns, zu furchtbaren, schwebenden Geisterkugeln geballt, mitten über ihren Tischen, über der Suppe wiegen, zart schillernd, grauenvoll, um mit höllischem Knall zu zerplatzen, während er, der uns folgt, mit seinem Getöse

über sie stürzt! — Auf! zum Sprung! zum Liebessprung ineinander! Wir von hier — ihr von drüben — von Wolke zu Wolke — von Wolke zu Erde — von Luft zu Stahl, zu Holz, zu lebendigem Fleisch!"

Mit letzter Gewalt schob sich gequetschtes, unteres Gewölk in die Höhe — die Falten und Wülste bebten wie Lungen — aufgelüftet eine Sekunde — durchglimmt bis ins innerste Geäder — zerreißend, zerschmelzend in dünner Weißglut, die erst hinaufschloß, steil, grellgrün und wieder weiß, dann röter, in zackigem Riesenflug hinab, rechts, links, mitreißend alles tausendstimmige Jubelgelächter, Liebesgelächter in Urweltlicht gelöst, in Licht der Gestirne, Licht des Sirius, Licht aller Milchstraßen — hier in schmaler Windung gefaßt, wild suchend, gierig, dann einstürzend mit nachpolterndem Donnerschlage — einmal, zweimal — in dürres Gestränge und zerreißendes Drahtgewirr in der jäh erreichten Tiefe, angrinsend sekundenlang bleiches Menschengesicht, entsetzte, verkrampfte Hände — hintenüber stürzende Brust; — dann erlöschend unter aufschlagenden, aufschwelenden, dumpfen Flammen, die leise sausen und knistern über Zerstörung und Gestöhn, während die erwachten Berge in weiter Ferne zurückgeworfenen Donnerlaut sich zuspielden wie Bälle.

DAS WIEHERN IN DEN TRANSFORMATOREN

Von Alf von Czibulka. (Mit einer Zeichnung von Heinrich Kley.)

Der Chefingenieur der Überlandzentrale „Süd“ der Staatsbahnen saß noch zu später Nachtstunde im Betriebsbureau des Werkes. Er klopfte seine schon längst geleerte Pfeife über dem Papierkorb aus, welche Beschäftigung bei ihm immer das Zeichen eines unausgeglichenen Seelenzustandes war. Vor ihm stand ein Arbeiter in schwarzem Lederzeug, spielte verlegen mit der Mütze und hob die Schultern, als sich sein Vorgesetzter plötzlich gegen ihn neigte und ihm lachend zurief:

„Weidmoser — — Mensch — — Sie sind wohl verrückt, was?“ Der Werkmeister ließ die Schultern fallen und sagte: „Kann's nicht ändern, Herr Obergeringenieur.“

„Wird ein Bauerngaul gewesen sein, der sich auf den Stall freute, Weidmoser!“

„Um diese Zeit fahren keine Wagen mehr am Werk vorüber. Es war ja halb eins. Und das war auch nicht wie von einem Gaul, das war wie das Wiehern von hundert Rössern.“

Der Chefingenieur stand auf, ging auf den Werkmeister zu, legte die Hände auf dessen Schultern und sagte leise: „Ja, zum Teufel, Weidmoser, so ein alter Kerl wie Sie — — sagen Sie, Sie haben Ihren Dienst um neun Uhr angetreten — — haben Sie vorher getrunken?“

„Nicht mehr wie gewöhnlich — — zwei Krügel Lager.“

„Dann sind Sie überreizt, mein Lieber, überanstrengt, gehen Sie morgen zum Werkarzt, ich werde ihn anrufen, von mir aus können Sie ruhig ein paar Wochen ausspannen. Gehen Sie jetzt nach Hause, ich übernehme Ihren



Dienst. — — Na, nur nicht den Kopf hängen lassen, Weidmoser, so etwas kann vorkommen.“

Der Oberingenieur gab dem Werkmeister die Hand, sah ihm kopfschüttelnd nach und brummte: „Jetzt wiehern bei dem schon die Transformatoren!“ Dann zog er langsam seinen Lederkittel an, ordnete die Mappen auf dem Schreibtisch, steckte seine Taschenuhr zu sich, sperrte sorgfältig das Betriebsbureau ab und kletterte die steile eiserne Wendeltreppe zum Maschinensaal hinunter.

Die Transformatoren heulten ihr eintöniges Lied durch den Raum, dessen grelles Leuchten riesenhafte Rechtecke durch die hohen Fenster auf das jenseitige nachtdunkle Ufer der Wildache warf. Der Ingenieur trat in die Türe, die auf die schmale Betonterrasse führte, die über die Felsschlucht vorsprang und sah in die sternklare, mondlose Nacht. In der Ferne wand sich die glitzernde Perlenschnur eines Motorzuges in die Berge hinauf. Das Brüllen der Fälle heulte durch die Stille und übertönte das Singen der Maschinen. Plötzlich drehte sich der Ingenieur mit einem Ruck in den Saal. Deutlich hatte er ein Wiehern gehört. Aufmerksam lauschte er in das Klirren und Brausen des Saales. Da wieder, ganz deutlich wieherte es beim Transformator 5, und von der Maschine 2 klang es wie höhnische Antwort. Der Ingenieur griff sich an den Kopf und fühlte nach seinem Puls. Der schlug gleichmäßig und ruhig. Atemlos lehnte er an der Türe. Es blieb eine Weile still, und schon glaubte er einer Gehörtäuschung unterlegen zu sein, als aus dem Nebensaale, gerade als das Zischen der Dynamos am lautesten erklang, ein Wiehern durch den Raum dröhnte, als schrien hundert Pferde in fröhlicher Laune.

Nun war er überzeugt, durch die Meldung des Werkmeisters selbst das Opfer einer Suggestion geworden zu sein und stürzte an den Wandapparat, um seinen Vertreter herbeizurufen, der im Beamtenhaus jenseits der Ache wohnte. Dann taumelte er zum Hauptschalter und legte die Hand auf den Hebel, um das Werk in demselben Augenblick auszuschalten, in dem er fühlen sollte, daß ihn sein Bewußtsein verlasse. — — Aber das seltsame Phänomen wiederholte sich nicht wieder.

Als der zweite Ingenieur eintrat, traf er seinen Chef auf der Stufe vor dem Schaltbrett sitzend, damit beschäftigt, seine Kniesehnen mit einem Schraubenschlüssel abzuklopfen. Als er ihn erstaunt ansprach, schnellte sein Vorgesetzter empor, stürzte auf ihn los und jammernte: „Mensch, tun Sie mir den einzigen Gefallen und sehen Sie sich meine Augen an, ob ich Puppillenstarre habe.“ Dabei hielt er ein Auge an eine Glühbirne, die er ununterbrochen ein- und ausschaltete. „Denn ich habe bestimmt Paralyse“, fügte er nach einer Weile hinzu.

Der zweite Ingenieur sah ihn kopfschüttelnd an und fragte dann: „Haben Sie am Ende auch wiehern gehört?“ Und als ihn der andere verständnislos anstarrte, meinte er: „Es muß nämlich so eine Art Nervengrippe ausgebrochen sein, denn vor drei Stunden erzählte mir der Stationschef, daß er den Führer des Nachtschnellzuges Nr. 257 habe ablösen müssen, weil der Mann ihm gemeldet habe, daß es ab Kilometer 453 im Motorwagen gewiehert hätte als wenn fünfzig Fohlen vor dem Zuge einhergaloppiert wären.“ — — —

In derselben Nacht aber und zur gleichen Stunde hatten sich ähnliche unerklärliche Fälle

im ganzen Lande überall dort ereignet, wo Maschinen irgendwelcher Art in Betrieb waren. Überall hatten sich am Morgen Ingenieure, Arbeiter, Monteure und Maschinisten in Massen zum Arzt gemeldet. Die Fälle häuften sich in den kommenden Tagen immer mehr, und am vierten Tage, um zehn Uhr vormittags, standen mit einem Ruck alle Maschinen, Motoren, Trambahnen, Kräne, Züge, Elektrizitätswerke, Schiffe, Automobile still, und die Flugzeuge mußten im Gleitflug niedergehen. Wenige Stunden später hörte man da und dort in den Straßen der Städte lautes Wiehern, das sich auf großen Plätzen, namentlich in der Nähe von Fabriken, in einem Maße verstärkte, daß man sich diesen neuen Spuk durchaus nicht erklären konnte.

Da auch in den Nachmittagstunden trotz eines Heeres von Ingenieuren und Monteuren keine einzige Maschine im ganzen Lande auch nur die leiseste Andeutung einer Bewegung machte, das unheimliche Gewieher in den Straßen und in der Luft zunahm, so wurde schließlich die am Morgen aufgetauchte Vermutung zur Gewißheit, daß ein Streik der Pferdekkräfte ausgebrochen sei und die P. S., die das Joch der Kolben, Elektromagneten, Schwungräder, Treibriemen und Pleuelstangen abgeworfen hatten, nun in revolutionierten Massen durch die Lüfte rasten.

Da die vorhandenen lebenden Pferde aus Fleisch und Knochen bei weitem nicht genügten, um auch nur die wichtigste Lebensmittelzufuhr aufrechtzuerhalten, so schien eine Katastrophe unvermeidlich, und der Ministertrat trat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Es war dies um so dringender, als man fürchten mußte, daß es nicht beim Streik der irrealen Pferde bleiben würde, sondern daß auch die lebendigen Gäule von der Bewegung fortgerissen werden könnten. Glücklicherweise trat dies aber nicht ein. Die lebendigen Pferde, die warmen Stall, Hafer und Heu hatten, mochten sich irgendwie als Pferdebourgeois fühlen und gingen weiter ihrem Tagewerk nach. Diese Ruhe wurde nur hin und wieder gestört, wenn etwa ein Hengst, der unter seinem Reiter dahertrabte, plötzlich aus den Lüften das verlockende Gewieher einer Gespensterstute vernahm und sich gegen die unsichtbare Pferdeschöne aufzubäumen begann,

oder eine alte Einspannerstute das Liebeslied eines Geisterhengstes hörte und sich noch stundenlang wehmütig umsah, ob nicht noch einmal Frühling werden könnte.

Da sich aber andererseits die Anzeichen mehrten, daß es beim Streik der Geisterpferde nicht sein Bewenden haben könnte und andere merkwürdige Dinge geschahen — wie etwa dieses, daß in einer Stadt ein Rudel Rüden stundenlang mit in die Luft gestreckten Köpfen, hängenden Zungen und gesträubten Haaren anscheinend hinter einer Geisterhündin herjagte — so begannen sich die Okkultisten mit der Sache zu beschäftigen und wurden bei der Regierung mit allerlei Ratschlägen vorstellig. Die Regierung selbst stand natürlich bei dieser ganzen P. S.-Angelegenheit vor etwas durchaus Neuem. Man war ja wohl an Streiks gewöhnt, denn in den letzten zehn Jahren hatten, angefangen bei den Assistentinnen der städtischen Bedürfnisanstalten — diesen Titel führten sie seit drei Jahren — bis zu den Präsidenten der europäischen Staaten, so ziemlich alle hin und wieder gestreikt, und die letzte Sensation war der Streik der Paralytiker gewesen, die die Forderung stellten, daß ein Drittel der öffentlichen Ämter mit Geisteskranken besetzt werden müsse. Aber der Ausstand der P. S. war immerhin eine durchaus neue Erscheinung auf dem Gebiete der Streiks.

Die Okkultisten entwickelten eine fieberhafte propagandistische Tätigkeit, denn sie fürchteten — da sich schon das Gespenst einer Hündin gezeigt hatte — allen Ernstes einen allgemeinen Geisterstreik. Es erschreckte sie keineswegs die Gefahr, daß ein solcher Gespensterausstand terroristische Formen annehmen könnte, denn gegen klappernde Gebeine und grinsende Tierfratzen, schwarze Ritter, die ihren Kopf unter dem Arm tragen, und blutdürstige Vampire, kurz gegen die ganze übliche Regie unguter Geister hatte man ja schließlich so bewährte Mittel wie Knoblauchblüten, Rosenkränze, geweihte Dolche, beschwörende Vierzeiler, magische Zahlen usw. Was sie befürchteten, war vielmehr die Möglichkeit, daß die Geister einfach streiken, sich den Teufel mehr um Beschwörungen, Zitierungen und Materialisationen kümmern und sie auf diese Weise um ihr Brot bringen könnten. Um dieser grauenvollen Möglichkeit vorzu-

beugen, verstärkten sie ihre Propagandatätigkeit derart, daß die Regierung, die zähneklappernd in ununterbrochenem Ministerrat tagte, schon in kurzer Zeit einsah, daß hier nur noch die so lange verlachte Magie helfen könne.

Und in einer dunklen Nacht, in der die Wolkenfetzen nach allen Regeln einer Beschwörungsnacht über die fahle Mondscheibe jagten, die schwarzen Fichten sich im Sturme neigten und blaue Flämmchen über die Erde tanzten, setzte sich das Gesamtministerium in feierlicher Amtstracht um einen großen Tisch herum, den man ins Freie getragen hatte. Denn man konnte einem Pferdegespens doch nicht zumuten, daß es zum Fenster hereinsteigen muß.

Unter dem Vorsitz eines berühmten Okkultisten begann die Sitzung. Vor Angst schlotternd, legten die Minister und Staatsräte die Hände auf den Tisch und schlossen die magische Kette.

Schon nach wenigen Minuten hörte man im Tisch ein Klopfen, das ein wenig wie das Scharren eines Hufes klang. Auf die Frage des Vorsitzenden, wer sich melde, klopfte der Tisch deutlich und verständlich: „Der Führer der Pferdekkräfte.“ — Als nun der Okkultist die Frage tat: „Warum streikt Ihr?“ klopfte der Tisch mehrere Stunden hindurch, allerdings

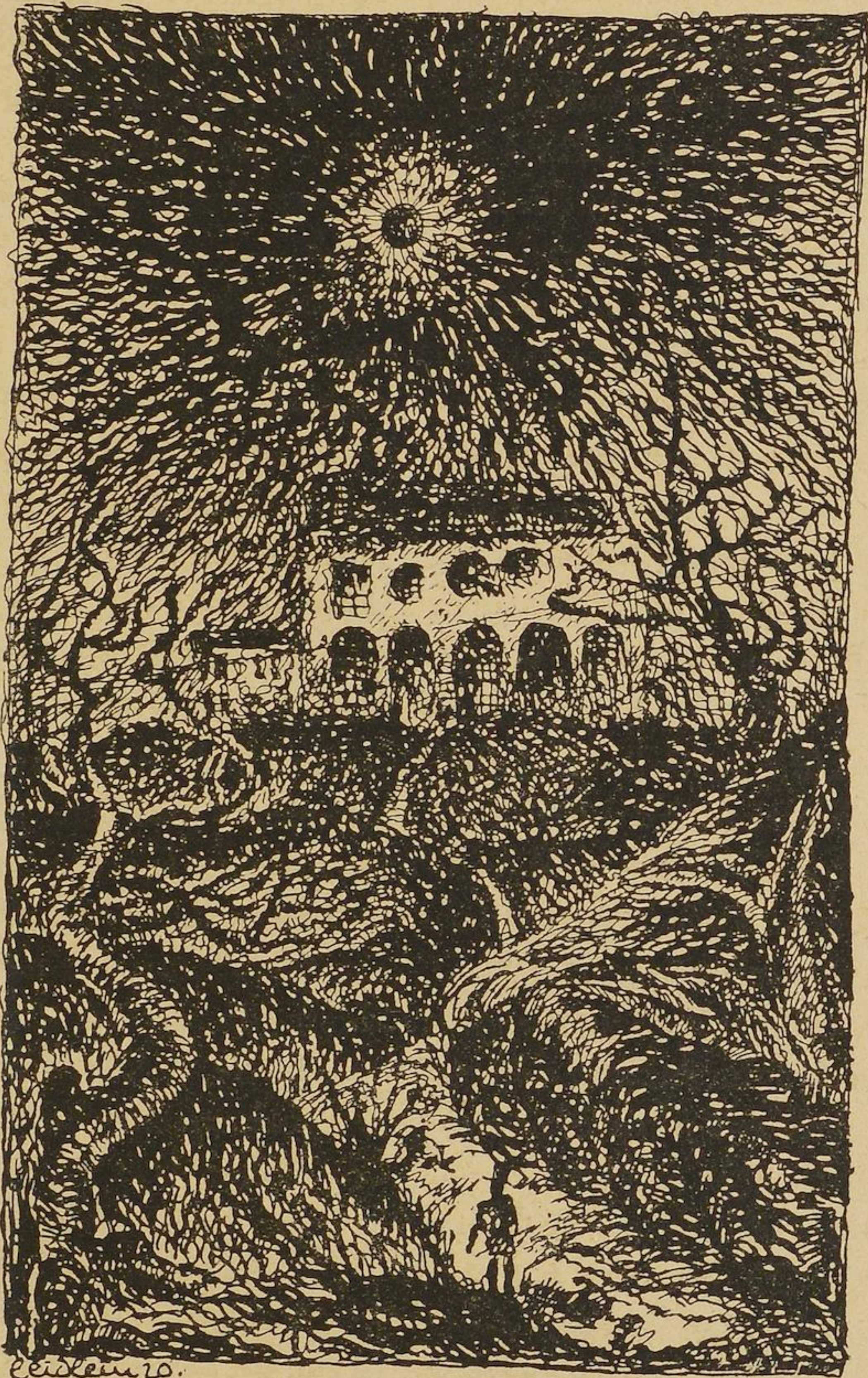
so unklar und wenig verständlich, daß die Anwesenden sofort annahmen, daß es sich hier um eine Parteireden handle. Immerhin konnte man aber mehrmals die Wörter „Hafer“ und „Heu“ entziffern.

Da man die Zwecklosigkeit weiterer Fragen

einsah, wurde die spiritistische Sitzung beendet, und noch in der gleichen Nacht wurden Meldereiter an die Fabriken und Werke mit dem Befehl der Regierung ausgesandt, sofort, wenn auch vorerst provisorisch, an allen Maschinen Futternischen anzubringen und sie mit Hafer und Heu zu füllen.

Der Erfolg war verblüffend. Überall meldeten sich die arbeitswilligen Pferdestärken in Scharen, und wenige Stunden später donnerten im ganzen Lande wieder die Maschinen. Am nächsten Morgen aber erschien nachstehender Erlaß: „Um für die Zukunft ähnliche Ereignisse, die zu einer wirt-

schaftlichen Katastrophe führen könnten, zu verhindern, wird angeordnet: In jedem Betriebe, der mit mehr als 50 P. S. arbeitet, ist der Betriebsrat in der Weise zu verstärken, daß für je 100 P. S. Kraft ein mit der okkulten Wissenschaft gründlich vertrauter Ingenieur gemeinsam mit einem Vertreter der P. S. in den Betriebsrat eintritt. — Die Gesamtregierung.“



M. Leidlein / Laboratorium

Latuk hing seit mehreren Stunden zwischen den Polen seines großen Funkeninduktors. Die Hände um zwei grünlichschillernde Drähte verkrampft, den Körper zusammengezogen, mit den Knien an der Stirn, so schwebte er frei in der Luft. Dies groteske Menschenbündel, das in pendelhaftem Rhythmus langsam auf und ab wippte, war der große Physiker Latuk, der die ersten Früchte seiner Erfindung erntete. — Dies Resultat hatte er zwar nicht erwartet, aber es war immerhin ein Resultat, das sich sehen lassen konnte. Wenn schon die knäuelartige Verrenkungslage, die durch die Aufhebung der Schwerkraft und durch die elektrische Hochspannung hervorgerufen wurde, keineswegs erfreulich war, so war die geistige Verfassung Latuks eine geradezu katastrophale. Durch die grünlichen Drähte aus dem unbekannten Metall (die große Entdeckung Latuks) fluteten unaufhaltsam die Millionen Volt starken elektrischen Wellen und von dort in krausen Zuckungen, bedingt durch das neue Metall, in die hysterisch hüpfenden Gehirnzellen Latuks. Seine anfänglich erwartungsfreudige Einstellung wich sofort einem trüben Entsetzen, als er entdeckte, daß seine Menschlichkeit zwar abwehrend, aber unaufhaltsam von ihm Abschied nahm und einem Elektro-dämonen Platz machte. Ob er zum Dämon geworden war, oder ob es sich um eine ganz gewöhnliche Besessenheit handelte, konnte er nicht feststellen, das war ihm auch völlig gleichgültig. Wesentlich beunruhigender wirkte auf ihn die Tatsache, daß seine dämonischen Denkfähigkeiten ihm mit erschreckender Klarheit die Minderwertigkeit der menschlichen Rasse im allgemeinen und die seiner zeitweilig abhanden gekommenen Persönlichkeit im besonderen vor Augen führte. Nicht genug damit, daß er feststellen mußte, daß es Dämonen gab, die ihr elektroindividuelles Leben lebten, nein, er mußte auch erkennen, daß diese Dämonen die Menschenrasse als Werkzeuge ihrer Launen benutzten und in unbeschränkter Kraft deren Gedanken und Handlungen beherrschten. Wer hatte all die herrlichen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte gemacht? Die Menschen? Weit gefehlt! Die Dämonen einzig

und allein! Wer hatte die großen Elektrizitätswerke geschaffen, die den Erdball mit Licht und Kraft speisten? Die Menschen — ja! aber nur als Werkzeuge.

Nicht die Elektrizität ist eine Naturkraft, die von den Menschen erkannt und ausgenützt wird, die Menschen sind eine Naturkraft, die von den Dämonen beherrscht und geleitet wird. —

Das erkannte Latuk, und mit Grauen blieb sein umherjagender Elektroblick an einem stadtversorgenden Elektrizitätswerk haften, in dem Dynamos rasten. Er sah, wie vergnüglich wollüstig die Dämonen umherwirbelten, wie sie lachten und scherzten, und er hörte, wie eine übermütige Dämonin sich rühmte, alle Senatoren des hohen Elektrorates an der Nase herumzuführen. Mochten diese immerhin bestimmte Polizeistunden festgesetzt haben, sie kümmerte sich nicht darum. Gleichsam als Bestätigung ihrer herrischen Laune und durch Widerspruch gereizt, drückte sie behende auf die Gehirntaste eines Arbeiters und schon klebte dieser am Dynamo, der Kurzschluß war fertig. — Ein Naturgesetz versagt ja nie! —

Latuk stromraste vereckelt fort und beschloß, den hohen Rat aufzusuchen. Kaum gedacht, war er dort. Was wurde dort beschlossen?

„Aus sanitären Gründen ist Werk 1213 auf drei Tage zu schließen.“ Ein Druck auf einige Tasten — Streik der Arbeiter — nichts läuft mehr. —

„Im 437. Bezirk ist eine erfreuliche Zunahme junger Dämonen zu konstatieren. Um einer möglicherweise eintretenden Wohnungsnot vorzubeugen, sind 100 km Telegraphendraht zu legen.“ Ein Druck auf einige Gehirntasten — die Automaten arbeiten!

Es folgten weitere Beschlüsse, die Gehirntasten knatterten. Latuk wurde es zu bunt. Das waren also die Ursachen aller Streiks und Kriege, alles Glücks und Unglücks auf Erden!

Er blitzte zurück in sein Laboratorium, er wollte Schluß machen. Mit übermenschlicher Anstrengung löste er sein Bein vom Kopf und schlug mit dem Stiefel nach dem grünen Draht. Der Draht zersprang und Latuk fiel dumpf polternd auf den Fußboden; gleichzeitig sah er



H. Kley / Elektrodämonen

aber blitzartig, daß nicht er diese Unterbrechung verursacht hatte, sondern der Dämonenprofessor Piliom, der soeben zu diesem Zwecke Latuks Gehirntaste berührt hatte. Ja noch mehr, er erkannte, daß seine ganzen Laboratoriumsarbeiten und Erfindungen nicht sein ureigenstes Werk waren, sondern lediglich auf die Gehirnbetastungen Pilioms zurückzuführen waren. Piliom hatte hier sein physikalisches Laboratorium eingerichtet, um das Naturgesetz „Mensch“ zu erforschen.

Latuk, der mit vieler Mühe und Stöhnen seine ausgerenkten Gliedmaßen wieder gerade streckte, wurde von wilder Wut erfaßt.

„Ihr verfluchten Dämonen, nun gerade nicht!“

Er packte einen schweren Kupfermörser am Henkel und schlug wie ein Tobsüchtiger auf seine physikalischen Apparate ein.

Nun lag er schweratmend, aber freudig grinsend auf einem Trümmerhaufen. Aber noch einer grinste schadenfroh von der Deckenlampe herab. Es war Professor Luklax, der sich riesig freute, seinem Kollegen Piliom eine langjährige Arbeit vernichtet zu haben. —

Latuk, dessen dämoniakische Infektion langsam in ein chronisches Stadium überzugehen begann, mußte bei einem Blick auf die Lampe auch noch diese traurige Tatsache in sein Bewußtsein einsaugen.

Da hatte er aber genug, und er beschloß, unverzüglich auszuwandern.

Ein großer Dampfer führte ihn nach Ozeanien und von dort ein Negerschiff nach der schönen Insel Jürümöl. Als er das Bast- und Borkenschiff betrat, atmete er erleichtert auf. Hier war die Zivilisation zu Ende, hier wurde man nicht von elektrischen, magnetischen, Dampf- und anderen Dämonen beherrscht. Hier war Frieden.

Jürümöl nahm den weißen Häuptling mit Freuden auf. Er bekam eine schöne, geräumige Strohhütte und sechs Weiber zum persönlichen Bedarf. Kleine fette Beuteltiere, in Kokosnüssen geschmort, befriedigten seine kulinarischen Genüsse. Alles war sehr schön!

Ein volles Jahr führte Latuk dieses beschauliche Dasein, und er hätte es noch weiter geführt, wenn nicht eines Tages eine allzuzärtliche Gattin ihn von seinem Häuptlingsitz hinuntergepufft hätte. Er fiel unsanft in Bodensitzlage, und von seinem untersten Wirbelknochen jagte die dämoniakische Infektion ins Gehirn.

„Warum mußte ich fallen und blieb nicht in der Luft schweben?“ dachte er stirnrunzelnd. Da blieb er am Boden sitzen und rührte sich nicht mehr. Er saß sich zu Tode, aber er starb mit dem verklärten Blick des Siegers. —

Hier starb Latuk. Sitze sanft!

Vielfachen Wünschen entsprechend, haben wir uns entschlossen, von der Luxusausgabe ab III. Jahrgang zwei verschiedene Ausführungen anfertigen zu lassen, und zwar:

Ausgabe A: Bestes Büttenpapier, Jahresabonnement 400 M.

Ausgabe B: Feinstes, holzfreies, starkes Papier, Jahresabonnement 150 M.

Gleichzeitig bemerken wir, daß die Inserate auf der Umschlagseite und im Text wegfallen. Die gewonnenen freien Seiten werden mit Inhaltsangabe, Druckvermerk und hübschen Vignetten geschmückt. Außerdem erhalten die Hefte beider Luxusausgaben als Sonderbeilage eine ganzseitige Graphik. Vom II. Jahrgang der Luxusausgabe sind noch wenige Exemplare zum Preise von 120 M. für den Jahrgang in Heften zu haben.

DER VERLAG

DER ORCHIDEENGARTEN



LEID
LEIN

DREILÄNDER VERLAG
MÜNCHEN HEFT 24 2 MK

INHALT Voltaire: Bababec und die Fakire / Heinrich Zschokke: Das Bein / M. Valerius Martialis: Der gute Astrolog / Ossian Elgström: Die Mastgans / Walt Whitman: Gras / Jules Lemaitre: Die weiße Kapelle / Phantastische Bücher.

Antiquare, Sammler!

Suche zu kaufen:

Dr. Benno Diederich:
Von Gespenstergeschichten (b. Schmidt & Spring, Leipzig 1903)
Magicon, herausgegeben von Justinus Kerner (vollständig oder in Einzelbänden)

Angebote: Unter „Ingenieur V“
a. d. Expedit. d. „Orchideengarten“

Gemälde alter Meister

ANKAUF

VERKAUF

Oskar Goldmann, Kunsthandlung
MÜNCHEN

Briennerstraße 53 gegenüber Café Luitpold Tel. 27340

EINE GUTE IDEE

ist ein Vermögen!

Anregung zu guten Ideen gibt
unser Gratis-Prospekt Nr. 41.
Inventa, Abt. XII, Berlin W 9.

Dr. med. Roeckerath's Institut für SUGGESTIV-HEILMETHODE

Behandlung bei vollem Bewußtsein
Angezeigt bei Nerven- u. Gemütsleiden

u. a. bei Zwangs-Vorstellungen und psychosexuellen
Anomalien, Perversionen, Onanie, psych. Impotenz,
Angstzuständen, Sprachstörung, Bettnässen, Hysterie,
Lähmungen, Krämpfen, Bleichsucht, Hypochondrie,
Neurasthenie, Schlaflosigkeit, nervösem Herz-, Magen-
und Darmleiden, Schmerzen jeder Art, Blufandrang,
Beschwerden der Menstruation, der Schwangerschaft
und der Wechseljahre u. s. w. u. s. w.

ENTZIEHUNGSKUREN

Individuelle persönliche Behandlung.
Sprechzeit: Montag bis Freitag 4-5 Uhr
München, Krumbacher Str. 7/0, Schwab.,
zwischen Linie 7 u. 17.

Otto Muck Maschinen

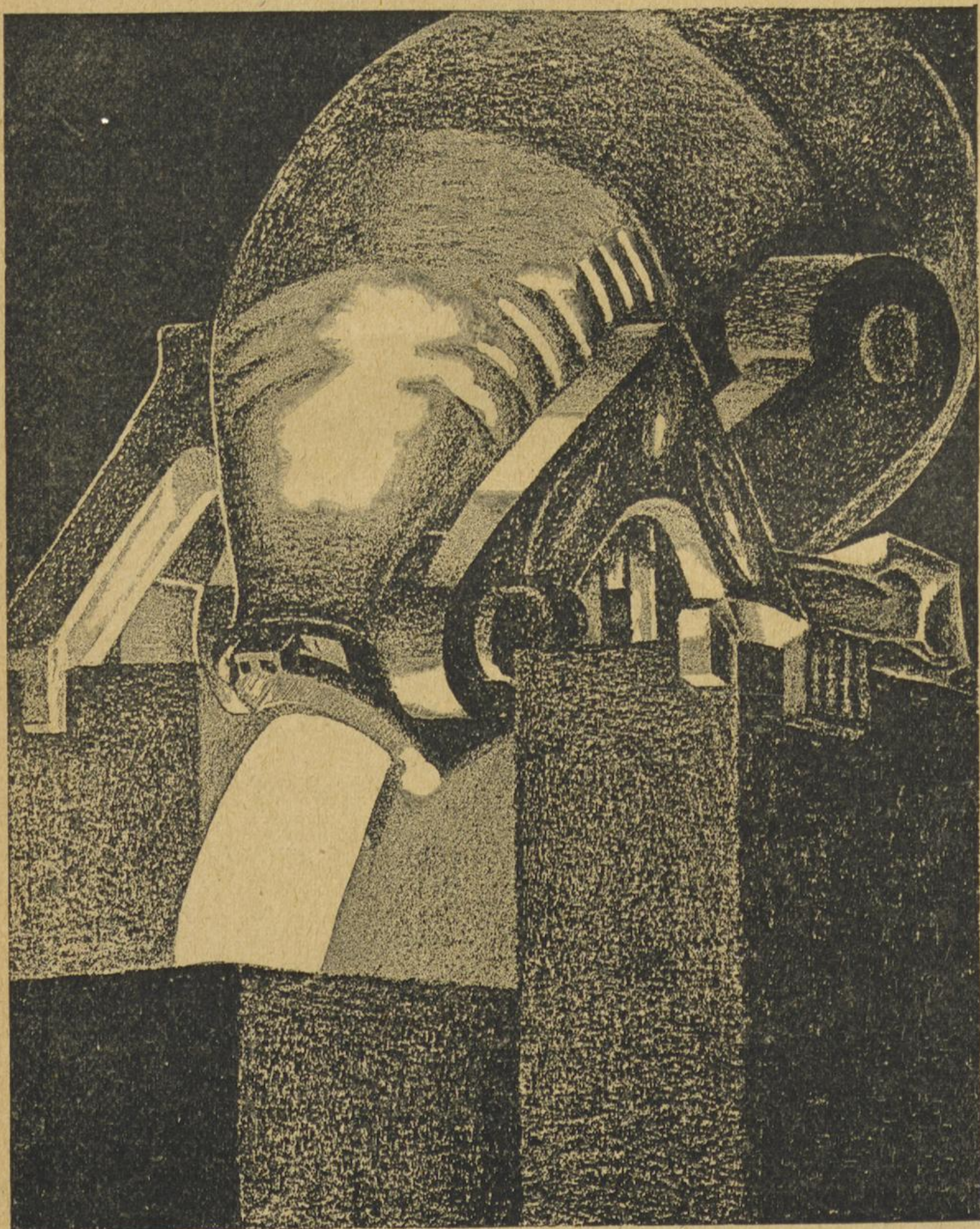
Eine Mappe mit zehn Steinzeichnungen
in einer einmaligen Auflage von 300 nummerierten Exemplaren

AUSGABE A: Nr. 1—50, Hand-
pressendruck auf schwerem Karton,
jeder Druck vom Künstler signiert,
in Halbledermappe . . M. 350.—

AUSGABE B: Nr. 51—300, auf
bestem Papier gedruckt, jedes Exem-
plar vom Künstler signiert, in vorn.
ausgestatteter Mappe M. 200.—

Mucks Mappe ist ein Hymnus an die Technik. Jedes
dieser monumental komponierten Blätter lebt aus dem Geist
der Maschinen und deckt ihren symbolhaften Sinn im willens-
freien, jedoch demütig dienenden Wesen unerschütterlicher
Stete und Gelassenheit auf. Gezirkelt und gefügt sind diese
Dimensionen, in denen alles zum echohaften Widerhall von
Licht und Schatten wird.

Dreiländerverlag / München
Leopoldstraße 3



Stark verkleinerte Abbildung des Blattes „Bessemer-Birne“

Jährlich erscheinen 24 Hefte / **BEZUGSPREIS:** Einzelheft M. 2,— / vierteljährlich M. 10,— / durch jede Buchhandlung u. durch alle Post-
anstalten / **ANZEIGENPREIS:** Die fünfgespaltene Millimeterzeile M. 2,50 / **NACHDRUCK** auch mit Quellenangabe untersagt /
VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich, Tel. 33831 / **SCHRIFTLEITUNG:** München, Leopoldstr. 3 / **ÖSTER-
REICHISCHE REDAKTIONSSTELLE:** Hans Hofmann-Montanus, Wien XIII, Hietzinger Hauptstr. 15 / Zuschriften und
Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden
nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Für unaufgefordert eingesandte Beiträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

1920

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl



Schriftleiter Alf von Czibulka

Zweiter Jahrgang

Vierundzwanzigstes Heft

B A B A B E C U N D D I E F A K I R E

Von Voltaire. Übertragen von Alf von Czibulka. (Mit zwei Zeichnungen von Otto Linnekogel.)

Als ich in Benares, in der alten Heimat der Brahmanen, an den Ufern des Ganges weilte, war ich bemüht, neue Erfahrungen zu sammeln. Ich verstand das Indische leidlich, spitzte die Ohren und sah alles. Ich wohnte bei meinem Geschäftsfreunde Omri, der der rechtschaffenste Mann war, den ich jemals kannte. Er war seines Glaubens Brahmane; ich selbst habe die Ehre Moslim zu sein. Wir stritten uns niemals, wenn wir über Mohammed oder Brahma sprachen. Wir vollzogen jeder nach seiner Weise unsere Waschungen, tranken von der gleichen Limonade und aßen wie zwei Brüder den gleichen Reis.

Eines Tages wanderten wir zusammen zur Pagode von Gavani. Wir trafen mehrere Gruppen von Fakiren, von denen die einen Dschangi waren, was soviel besagen will wie beschauliche Fakire, die anderen Schüler der alten Gymnosophisten, die ein Leben der Taten führten. Wie man weiß, besitzen sie eine gelehrte Sprache, die schon jene der ältesten Brahmanen war und in dieser Sprache überdies ein Buch, das sie die Veden nennen. Das ist sicherlich trotz des Zenda-Avesta das älteste Buch ganz Asiens.

Ich kam zu einem Fakir, der gerade eben dieses Buch las. „Ha, elender Ungläubiger,“ rief er aus, „du bist schuld, daß ich nun die Zahl der Vokale, die ich zählte, vergessen habe. Infolgedessen wird meine Seele nunmehr in den Leib eines Hasen wandern, statt, wie ich bisher hoffte, in den eines Papageis.“ Da gab ich ihm eine Rupie, um ihn zu trösten.

Nun mußte ich unglücklicherweise nießen. Und der Lärm, den ich dabei verursachte, störte wiederum wenige Schritte weiter einen Fakir, der sich gerade in Ekstase befand.

„Wo bin ich?“ fragte er. „Welch entsetzlicher Sturz! Ich sehe meine Nasenspitze nicht mehr und das himmlische Licht ist erloschen.“ (Wenn nämlich die Fakire das Licht des Himmels sehen wollen, was bei ihnen etwas durchaus Gewöhnliches ist, so schielen sie einfach auf ihre Nasenspitze.)

Ich erwiderte: „Wenn ich etwa schuld daran bin, daß du endlich weiter als deine Nasenspitze siehst, so nimm hier diese Rupie, um das Übel zu tilgen, das ich verursacht habe, und nimm nur getrost deine Beschäftigung mit dem himmlischen Lichte wieder auf.“

Nachdem ich mich auf diese Weise sehr taktvoll aus der Affaire gezogen hatte, ging ich zu den anderen Fakiren, zu den Gymnosophisten. Da waren einige, die mir kleine, äußerst nette Nägel brachten, damit ich sie mir zur Ehre Brahmas in die Arme oder Schenkel stechen könne. Ich kaufte die Nägel und ließ später meine Teppiche damit festheften. Andere tanzten auf den Händen, andere übten das Seilspringen und wieder andere hüpfen ununterbrochen auf einem Bein. Es gab auch solche, die Ketten oder ein Gewicht schleppten. Etliche hatten sogar ihren Kopf in einem Scheffel stecken. Im übrigen aber waren sie die umgänglichsten Leute der Welt.

Mein Freund Omri führte mich dann in die Zelle eines der berühmtesten dieser Fakire. Der



hieß Bababec, war nackt wie ein Affe und trug eine dicke Kette um den Hals, die mehr als sechzig Pfund wog. Er saß auf einem Holz-schemel, der sorgfältig mit kleinen Nagel-spitzen bespickt war, die ihm in sein Sitzfleisch drangen. Dennoch hätte man glauben mögen, daß er auf einem Atlasbette ruhe. Es kamen viele Frauen zu ihm, um ihn um Rat zu fragen. Er war nämlich so eine Art Familienorakel und man kann sagen, daß er sich eines sehr großen Ansehens erfreute. Ich wurde Zeuge der langen Unterredung, die Omri mit ihm hatte.

„Glaubt Ihr, mein Vater,“ fragte er ihn, „daß ich in Brahmas Reich Einlaß finden kann, wenn ich durch die Prüfung der siebenfachen Seelenwanderung gegangen bin?“

„Das kommt darauf an,“ antwortete der Fakir. „Was für ein Leben führt Ihr denn?“ Und Omri antwortete: „Ich bemühe mich, ein guter Staatsbürger, ein guter Gatte, Vater und Freund zu sein. Ich leihe gelegentlich mein Geld zinsenlos den Reichen, beschenke die Armen und lebe in Frieden mit meinen Nachbarn.“

„Steckt Ihr Euch denn auch manchmal Nägel ins Gesäß?“ fragte der Brahmane.

„Niemals, ehrwürdiger Vater.“

„Das bedaure ich aber sehr,“ sagte der Fakir, „denn Ihr werdet ganz gewiß nur in den neunzehnten Himmel kommen, und das ist sehr schade.“

„Warum nicht gar,“ antwortete Omri, „das ist doch äußerst ehrenvoll. Ich bin mit meinem Schicksal vollständig zufrieden. Was liegt mir

denn daran, ob es der neunzehnte oder der zwanzigste Himmel ist? Wenn ich auf meiner Wanderung nur meine Pflicht erfülle und auf einen anständigen Empfang in meinem letzten Quartier rechnen kann. Genügt es denn nicht, ein ehrlicher Mann in diesem Lande zu sein und späterhin im Reiche Brahmas ein glücklicher? In den wievielten Himmel gedenkt Ihr denn zu kommen mit Euren Nägeln und Euren Ketten, mein werter Herr Bababec?“

„In den fünfunddreißigsten!“ sagte Bababec.

„Das finde ich köstlich,“ entgegnete Omri, „daß Ihr Euch vornehmt, höher zu wohnen als ich. Das ist sicherlich nur die Folge eines außergewöhnlichen Ehrgeizes. Ihr verurteilt doch jene, die in dieser Welt nach Ehren suchen. Warum begehrt Ihr denn so außerordentliche für die andere? Und was habt Ihr im übrigen für einen Grund, besser behandelt zu werden als ich? Wisset, daß ich in zehn Tagen mehr an Almosen gebe, als Euch in zehn Jahren alle Eure Nägel kosten, die Ihr Euch in Euer Sitzfleisch bohrt. Was kann es denn Brahma helfen, daß Ihr den lieben langen Tag mit einer Kette um den Hals nackend zubringt? Ihr erweist wahrlich dadurch Eurem Vaterlande einen unbezahlbaren Dienst. Ich für meinen Teil halte viel mehr von einem Menschen, der Gemüse baut oder Bäume pflanzt, als von allen Euren Kollegen, die ihre Nasenspitze betrachten und als Ausdruck ihrer schönen Seele ein Wasserschaff spazieren tragen.“

Nachdem Omri so gesprochen hatte, beruhigte er sich wieder, umschmeichelte den Fakir, überredete ihn und brachte ihn endlich



dahin, daß er seine Nägel und seine Kette aufgab und zu ihm kam, um ein anständiges Leben zu führen.

Man reinigte ihn, rieb ihn mit wohlriechenden Essenzen ein und kleidete ihn dezent. Er lebte vierzehn Tage lang ganz vernünftig und

gab zu, hundertmal glücklicher zu sein als vorher. Aber er verlor seinen Ruf bei der Bevölkerung und die Frauen fragten ihn nicht mehr um Rat. Und so verließ er Omri und wandte sich wieder seinen Nägeln zu, um neuerdings wieder zu einigem Ansehen zu gelangen.

D A S B E I N

Von Heinrich Zschokke (1771—1848). (Mit drei Zeichnungen von G. Königer.)

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgenden Tages auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben und alles zu einer Amputation nötige Gerät mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient, hatte etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mußte man ihn wegen seiner natürlichen Gutmütigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billett. Zeit und Stunde und Ort waren mit der größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwarte, aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermutlich einer unserer Gecken in die blaue Luft hinaus schicken!“ dachte er und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige, es werde morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der Tat, mit dem Glockenschlage neun Uhr des folgenden Morgens erschien ein zierlicher offener Wagen. Thevenet machte keine Umstände weiter und setzte sich hinein.

Vor dem Tore fragte er den Kutscher: „Zu wem führt Ihr mich?“

Dieser antwortete: „Things unknown to me, I am not concerned for“; was ungefähr so viel heißen soll, als: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“

Also ein Engländer. — „Ihr seid ein Flegel!“ erwiderte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhause still.

„Zu wem soll ich? Wer wohnt hier? Wer ist hier krank?“ fragte Thevenet den Kutscher, ehe er ausstieg. Dieser gab die vorige Antwort, und der Arzt dankte auf die vorige Art.

An der Haustür empfing ihn ein schöner, junger Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verriet's, der junge Mann war ein Brite. Thevenet redete ihn also englisch an und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen lassen!“ fragte der Wundarzt.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe, mich zu besuchen,“ antwortete der Brite, „wollen Sie sich niederlassen? Hier stehen Schokolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas genießen wollen.“

„Zeigen Sie mir erst den Kranken, Sir. Ich muß den Schaden untersuchen, ob Amputation nötig sei.“

„Sie ist nötig, Herr Thevenet, setzen Sie sich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier ist eine Börse mit hundert Guineen; ich bestimme Sie Ihnen als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen sollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie sie glücklich beendigen. — Widrigenfalls, oder wenn Sie sich weigern, meine Dienste zu erfüllen, sehen Sie hier das scharf geladene Pistol. — Sie sind in meiner Gewalt — ich schieße Sie, Gott verdamme mich, nieder.“

„Sir, vor Ihrem Pistol fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! Was soll ich hier?“

„Sie müssen mir das rechte Bein abschneiden.“



„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie sprangen die Treppe vor mir hinauf wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?“

„Nichts. Ich wünsche, daß es mir fehle.“

„Sir, Sie sind ein Narr.“

„Das kümmert Sie nicht, Herr Thevenet.“

„Was hat das schöne Bein gesündigt?“

„Nichts! Aber sind Sie entschlossen, mir es wegzunehmen?“

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst heilen und gesunden Verstandes.“

„Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?“

„Sir, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verstümmelung angeben.“

„Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber ich wette, Herr, Sie selbst sollen nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren, von diesem Bein befreit zu sein.“

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart.“

„Das alles erfahren Sie künftig. Jetzt nichts. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.“

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzt nicht mit Pistolen. Ich habe Pflichten, selbst gegen Sie als Unbekannten. Ich verstümmele Sie nicht ohne Not. Haben Sie Lust, Meuchelmörder eines schuldlosen Hausvaters zu werden, so schießen Sie.“

„Gut, Herr Thevenet,“ sagte der Brite und nahm das Pistol, „ich erschieße Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit

für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel tun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.“

„Und wie das, Sir?“

„Ich zerschmettre mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.“

Der Brite setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Brite, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf eine einzige Frage: Wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag tot am Boden. Der Brite rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte, dankte mit Freudentränen für den Verlust des Beines und segelte nach England zurück mit dem hölzernen Stelzfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thevenet einen Brief aus England ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit eine Anweisung von zweihundertfünfzig Guineen auf Herrn Panchaud, Bankier in Paris. Sie haben mich zum glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich



eines Gliedes beraubten, welches das Hindernis meiner irdischen Glückseligkeit war.

Braver Mann! Mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung wie der meinigen geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran getan, sie nicht anzunehmen.

Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein, mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüt. Ich mischte mich in die Schar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männern mich — verhehlte es nicht und — verstieß mich eben deswegen. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Eltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verriet mir endlich das Geheimnis. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen, meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen gering achten.

Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich ward es!

Ich kam mit dem täuschendsten Holzfuße

nach London zurück. Mein erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben, ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erstemal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimnis, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilien dahingeben.

Solange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London, besuchen Sie uns, lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „Ich sei ein Narr!“

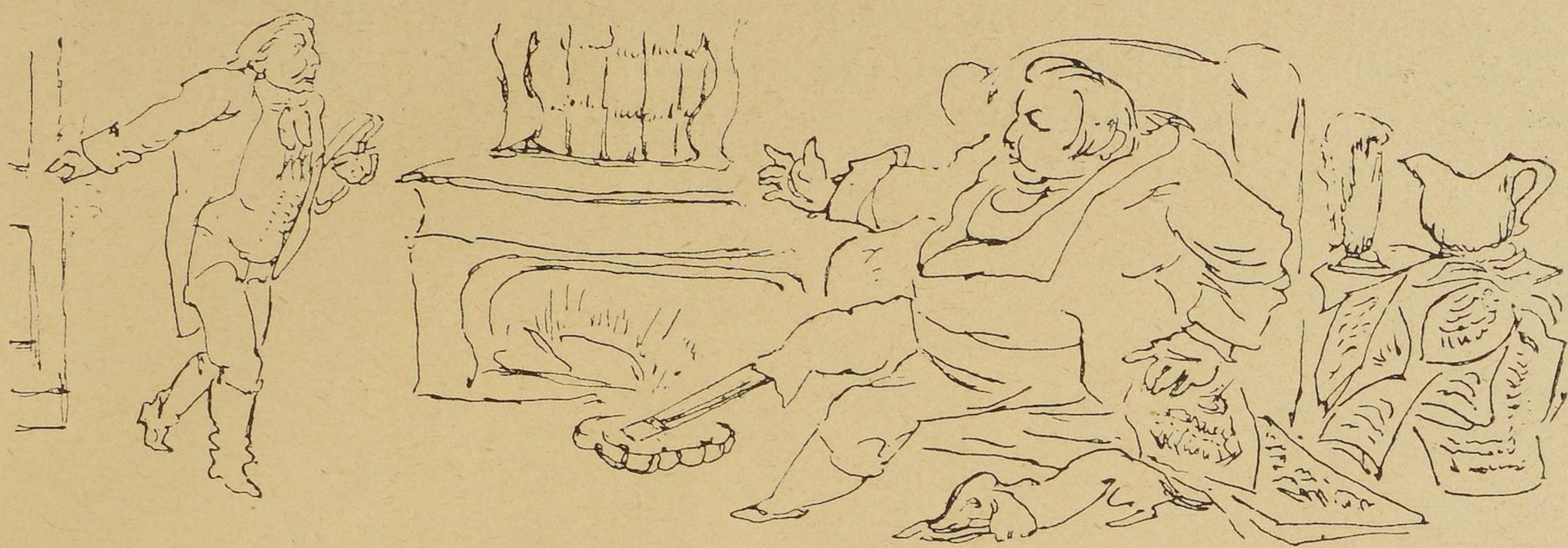
Charles Temple.“

Herr Thevenet teilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.“

Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Britin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zu viel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen, auch anderen



Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

Bei dem allen erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings.

Aber auch ich habe recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert anzunehmen.

Sir, geben Sie acht! Ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Aufopferung der großen Zehe, und nach fünf Jahren die Amputation der kleinen Zehe sei zu viel. Nach sechs Jahren werden Sie mir eingestehen, es wäre am Bescheiden der Nägel genug gewesen.

Alles das sage ich unbeschadet der Verdienste Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren als Männer ihre Urteile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein Bein hingegeben; jenes würde mich nie, dies zeit lebens gereut haben. Denn hätte ich's getan, ich würde noch heute sagen: Thevenet, du warst ein Narr! Womit ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamster Diener

G. Thevenet."

Im Jahre 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den

ein jüngerer Wundarzt in Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der alles gleichmachenden Guillotine zu retten.

Aus Langerweile, oder um Bekanntschaften anzuspinnen, fragte er dem Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm dessen Palast. Er ließ sich melden und ward angenommen. In einem Lehnstuhl beim schäumenden Porter am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Ei, willkommen, Herr Thevenet!“ rief der dicke Herr, der wirklich kein anderer als Sir Temple war. „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an allem. — Freund, Sie kommen vermutlich, um nachzusehen, ob Ihr Recht reif geworden sei?“

„Ich komme als Flüchtling und suche Schutz bei Ihnen.“

„Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen mich trösten. Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!“

„Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen als ich.“

„Nichts davon. Ihr Stelzfuß hinderte sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Medisance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Übrigens ein braves Weib.“

„Wie, so hätte ich doch damals recht gehabt?“
„Oh, vollkommen, lieber Thevenet, aber
schweigen wir davon. Ich habe einen dummen
Streich gemacht. Hätte ich mein Bein

wieder, ich gäbe jetzt nicht den Ab-
schnittel eines Nagels davon! Unter
uns gesagt: Ich war ein Narr — aber behalten
Sie diese Wahrheit für sich.“

D E R G U T E A S T R O L O G

Von M. Valerius Martialis. (Übersetzt von Alfred von Rottauscher.)

Ein Astrolog hat Munna prophezeit,
Er geh' zugrund, und nächstens sei's so weit.
Oh, wirklich guter Astrolog,
Der seinen Kunden nicht belog!
Denn Munna, daß er, eh er sterbe,
Noch schnell genieße, hat sein Erbe
Sofort vergeudet, ist am Hund
Und ging somit im Handumdrehn zugrund.

D I E M A S T G A N S

Eine Phantasie von Ossian Elgström. Deutsch von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.

(Mit einer Zeichnung von Karl Ritter.)

„Wir müssen uns einen Diener anschaffen,
einen männlichen Diener, eine treue Seele, am
liebsten einen Niggerjungen, ach Ossian, wie
entzückend wäre das! Ach, sage ja, sage ja!“
Und meine Frau, die wie alle Frauen etwas
impulsiv veranlagt ist, tanzte um mich herum
in atemlosen Jubel über den männlichen Diener,
von dem ihre lebhafteste Phantasie ihr vorgegau-
kelt hatte, daß ich versprochen hätte, ihn ihr
anzuschaffen.

Nun, es wurde denn auch ein männlicher
Diener, denn ich möchte den Mann sehen, der
es lange genug aushält, „nein“ zu sagen.

Der Name des Dieners war Elof. Er war ja
nicht gerade ein Ideal, davon war sogar meine
Frau überzeugt, aber er war willig und ein
bißchen stumpfsinnig, hatte treue, blanke Hun-
deaugen und seine Hauptbeschäftigung bei mir
schien zu sein, in der Küche zu sitzen und ge-

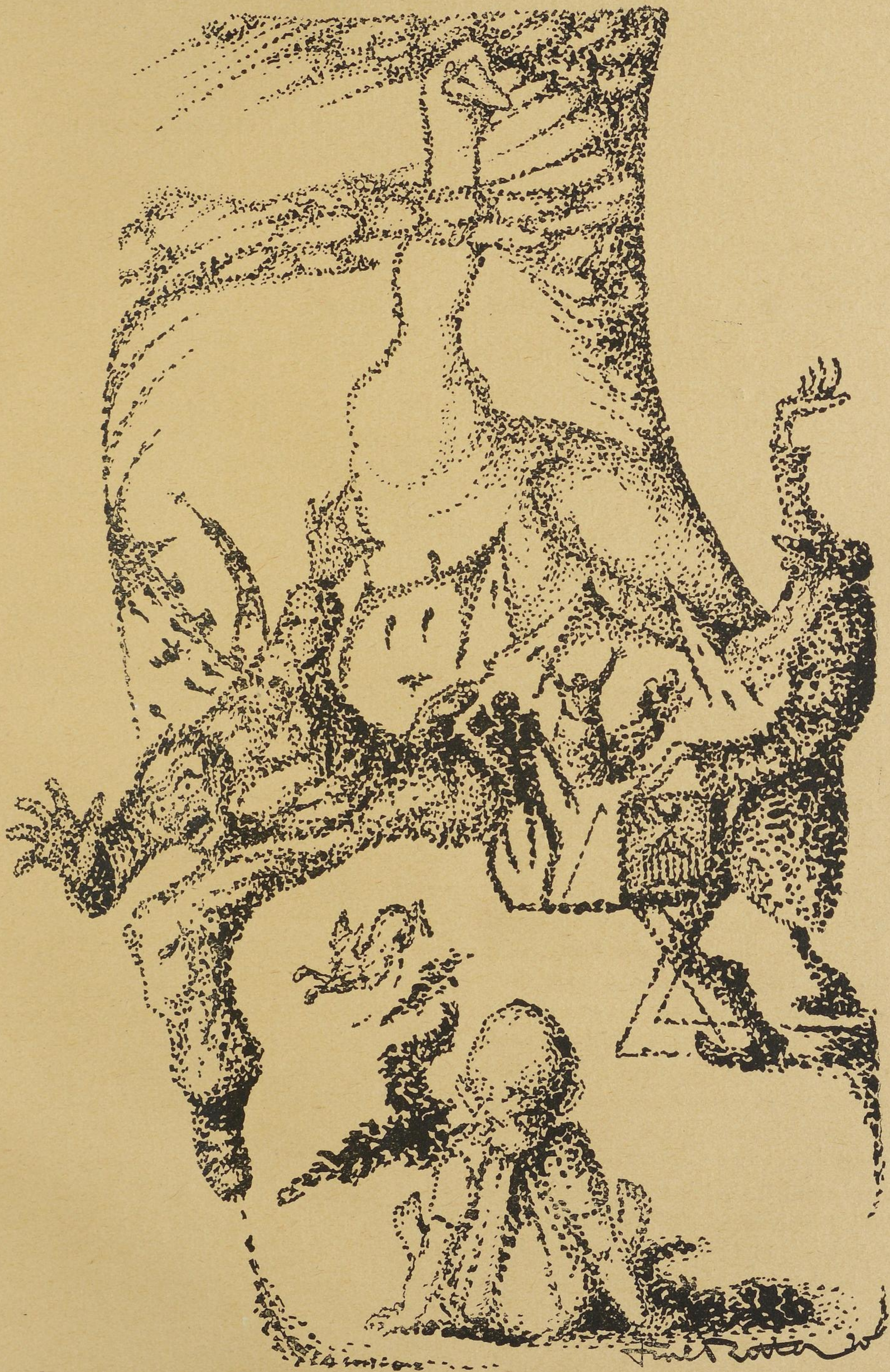
duldig abzuwarten, bis wieder eine Mahlzeit
dran war.

Er liebte unser Dienstmädchen — aber das
gehört nicht zur Sache.

Voriges Jahr habe ich mir eine Gans ange-
schafft, eine feine, echt schwedische aus
Deutschland, und die sollte gemästet werden.
Um Zeit zu sparen, habe ich mir einen soge-
nannten „Gänsemäster“, Sminke & Netzdorfs
Patent Nr. 1109, Preis netto 15,20 gekauft.

Der Apparat ist besonders einfach: eine
Kiste, ein Schlauch und ein Schwengel. Man
koppelt den Kopf der Gans an den Schlauch,
leiert das Futter in sie hinein, bis sie „genug!“
schreit und läßt sie dann ihren Mittagsschlaf
halten.

Im vorigen Jahre war das Mästen Elof anver-
traut worden. Aber als ich einmal nachsehen
wollte, saß der Kerl da und schlief, und der



Schwengel leierte trotzdem, denn den hatte er nicht losgelassen. Aber die Gans Es war keine Gans mehr da. Zwischen dem Gänsefutter in der Kiste aber fand ich eine unheimliche Menge Federn und Eingeweide Elof hatte die Maschine rückwärts geleierte! Nämlich!

Auch in diesem Jahre hatte ich eine prächtige, magere Gans, die gefüllt werden sollte. Der Patentmäster wurde hervorgeholt, und ich säuberte ihn mit Sorgfalt. Elof guckte interessiert zu, rührte aber keine Flosse. Dann wurde die Gans angekoppelt, und mit saurer Miene begann Elof seine Arbeit. Ich zeichnete diesmal einen Pfeil auf die Erde, der „die richtige Richtung“ anzeigte, aber Elof beteuerte, „daß das doch ganz überflüssig sei, er würde schon richtig drehen usw.“

Dann verließ ich Elof, während er immer noch beteuerte und fluchte, daß er die Arbeit schon richtig machen würde, und ging aus. Der Filou fand es durchaus angenehm, zu Hause zu sitzen und zu leiern.

Auf dem Nachhauseweg sah ich Elof angestürzt kommen. Es war das erste Mal, das ich ihn das tun sah, und das letzte auch. Also, er kam angerannt, die Hände vor dem Gesicht. Ich schrie mit scharfer Stimme:

„Elof — stehen bleiben!“

Und er blieb stehen; er fiel sogar in die Kniee, so daß der Lehm nur so spritzte, umfaßte meine Beine und machte verzweifelte Anstrengungen, seinen Kopf zwischen sie zu drängen. Er war scheinbar ganz von Sinnen!

Ich ließ meinen Stock auf der Fortsetzung seines Rückens tanzen und fragte ihn gleichzeitig, was in aller Welt denn los sei; aber er blökte nur leise und bohrte seinen Kopf noch tiefer hinein. Ich verlor das Gleichgewicht und fiel über ihn — Schwerenot — mitten in den Dreck.

„Was ist denn los, du Schuft?!“ schrie ich und sprang auf, um meinen verrückten Knecht durchzubläuen, aber er war schon in vollem Galopp den Weg hinuntergesaust und verschwand bald aus dem Gesichtskreis.

Ich setzte den Nachhauseweg fort, beschmiert und trübselig und von allerlei Gedanken über Elofs tollhausmäßiges Betragen erfüllt.

Nun war ich bald zu Hause; ich ging an einem hohen Zaun entlang, um die Ecke und . . .

setzte mich vor Verdutztheit in den Straßenkot. Es war auch zu ungeheuerlich! . . . Da ging die Gans — aber was für eine Gans —, eine übergänsehafte Gans — mindestens 3 Meter lang — und Füße wie zehn Baumstämme —, Elof hatte ersichtlich zu gut gemästet.

Der Gänsekoloß watschelte träge über den Hof und machte bei jedem Schritt große, dreieckige Löcher in den Erdboden.

Juchhe! Da ging der Abtritt flöten, und die Gans watschelte weiter mit einem Armband um den einen Fuß.

Ich setzte mich vorsichtig in Bewegung, schlich mich hinter das Haus und schlüpfte durch ein offenes Fenster hinein.

Ich riß meine Flinte von der Wand und lief in die Küche. Die Gans steckte gerade den Kopf zum Fenster herein, und mit großem Gerassel fiel unser Dienstmädchen, starr vor Bestürzung, gegen ein Tellerregal.

Jetzt schoß ich — der Rauch erfüllte den Raum und zwang mich zum Husten, die Gans aber fauchte nur, und ihr Kopf wackelte hin und her, als wenn er etwas suchte.

„Pang, pang,“ und nochmals „pang“! Die Patronenhülsen fielen klappernd zu Boden, aber ihr Kopf war immer noch so verflixt da, und wie es schien, genau so unverletzt wie vorher. Das war mir denn doch zu stark; ich floh wieder in mein Zimmer und klingelte in meiner Verwirrung bei dem Gendarmen an, aber der war fort.

„Kling, klang,“ ertönte es aus der Küche. Die Gans hatte den Kopf zurückgezogen und wanderte nun über den Acker.

Dann erhob sie sich in die Luft. Flog sie? Nein, die Flügel lagen dicht am Rumpf, und die langen Beine hingen gerade herunter. Ein bißchen schief hing sie allerdings in der Luft, aber daran war der Abtritt schuld; er mag sie beschwert haben.

Ich folgte ihr apathisch den Weg entlang, sah nichts, hörte nichts, fühlte, daß ich gegen etwas Hartes stieß, zwang mich hinzusehen, und hielt eine alte Weib in den Armen. Das alte Weib fiel gelenkig um, sagte aber keinen Ton; ihre unnatürlich aufgerissenen Augen waren auf die Gans geheftet, mit dem gespannten Ausdruck, mit dem ein neugeborenes Kind einen Aeroplan anstaunt.



Aus Thomas Ingoldsby's Legenden (1840).

Ich ließ das Weib liegen und schritt weiter. Leute standen hier und da und starrten schweigend zu der merkwürdigen Erscheinung hinauf. Ein hundertjähriger Greis begann mit zittriger Stimme einen Psalm zu singen. Ich glaube wahrhaftig, sie dachten alle, daß es der Leibhaftige wäre.

Die Gans wurde immer undeutlicher, und bald verschwand sie ganz im Regennebel.

Ein paar hundert Meter von mir entfernt waren ein paar Männer dabei, Elof aus einem Busch herauszuzerren, in den er seinen Kopf wie ein Vogel Strauß versteckt hatte. Es war schwer, ihn herauszukriegen und noch schwerer, seine von Schluchzen und Flüstern

unterbrochene Erzählung zu verstehen. Er war natürlich eingeschlafen, hatte den Schwengel im Schlaf weitergedreht und war dann zwischen den gewaltigen Füßen der Gans aufgewacht.

„Und ich rannte und rannte, denn ich hatte eine Himmelangst“, schloß er.

Am nächsten Tage zertrümmerte ich den „Patentmäster“ und ließ ihn von Elof hinter den Ruinen des Abtritts begraben. Ich entdeckte später, daß er einen ungeheuer großen Haufen Steine dahin geschleppt hatte. Ein richtiger Grabhügel bedeckte das Grab. Er glaubte jedenfalls, daß man nie vorsichtig genug sein könne.

G R A S

Von Walt Whitman. (Übertragen von Max Hayek.)

Ein Kind sagte: „Was ist das Gras?“ und brachte es mir mit vollen Händen;
Wie konnte ich dem Kinde antworten? Ich weiß es ebensowenig!

Ich meine, es müsse die Flagge meines Wesens sein, aus hoffnungsvoll grünem
Stoff gewoben!

Oder ich meine, es sei das Taschentuch des Herrn,
Duftige Gabe und Andenken, absichtlich fallen gelassen
Und in den Ecken irgendwie des Eigners Namen tragend, auf daß wir sehen und
merken und sagen mögen: Wessen!

Oder ich meine, das Gras sei selbst ein Kind, erschaffenes Kindlein der Vegetation!

Oder ich meine, es sei ein gleichförmiger Hieroglyph
Und er bedeute: In breiten Zonen sprieß' ich wie in schmalen,
Wachs' unter schwarzen Völkern und weißen —
Kanuck, Tuckahoe, Kongreßmann und Boxer — ich geb' ihnen das gleiche, ich
empfang' sie aufs gleiche!

Und nun scheint es mir das schöne, unverschnittene Haar von Gräbern!

Zärtlich will ich mit dir sein, gekräuseltas Gras!
Vielleicht sondern Brüste junger Männer dich aus!
Vielleicht — hätte ich sie gekannt — würde ich sie geliebt haben!
Vielleicht kommst du von alten Leuten oder von Kindchen, die zu bald von ihrer
Mütter Schoß genommen wurden!

Dieses Gras ist sehr dunkel, wenn es weißen Häuption alter Mütter entsprießt —
Dunkler als die farblosen Bärte alter Männer,
Dunkel, wenn es unter mattroten Gaumen hervorkommt!

Oh, ich erkenne nach allem so viele redende Zungen,
Und ich erkenne, daß sie nicht um nichts aus den Gaumen hervorkommen!

Ich wünschte, ich könnte die Hinweise auf die toten jungen Männer und Frauen
ausdeuten
Und die Hinweise auf die alten Männer und Mütter und auf die Kindchen, zu
bald von ihrem Schoß genommen!

Was, meinst du, ist aus den jungen und alten Männern geworden?
Und, was meinst du, ist aus den Weibern und Kindern geworden?

Sie sind irgendwo am Leben und wohlauf —
Der geringste Sproß zeigt, daß es in Wirklichkeit keinen Tod gibt,
Und wenn es je einen gäbe — daß er das Leben weiterführen und nicht am Ende
warten würde, um ihm Einhalt zu tun
Und aufzuhören im Momente, wo Leben erscheint!

Alles geht weiter und nach außen, nichts bricht zusammen,
Und sterben ist etwas anderes, als was einer gedacht hat — und glücklicher!

D I E W E I S S E K A P E L L E

Eine Weihnachtsgeschichte von Jules Lemaître. Frei übertragen von Helmut Tauber.

(Mit zwei Zeichnungen von Elisabeth Wrede.)

„Erzähl's noch mal, Susi, wie's schön ist in der Christmetten! — Bitte! Erzähl's noch mal!“

Heiliger Abend war's. Peters Eltern kamen gerade heim vom Feld; die Frau molk die Kühe, der Mann brachte seine Werkzeuge in die Scheuer. In der Ecke am großen Küchenherde saß Peterchen in Erwartung des Nachtessens. Ihm gegenüber seine Schwester Susanne.

Fröstelnd streckte er seine Händchen nach der hellen Flamme aus. Das Gesichtchen und die kleinen Hände waren ganz mit Rot überzogen, sein Haar glänzte wie Gold. Susannchen strickte an einem blauen Strumpf. Sie machte dabei ein wichtiges Gesicht, wie sie das immer bei den Alten gesehen hatte.

Ssssss . . . machte der Topf auf dem Herde. Der Deckel ließ ein wenig Dampf entweichen, der einen faden, süßlichen Geruch verbreitete — Kohlsuppe.

„Erzähl's noch mal, Susi, wie schön's ist!“

„Oh!“ sagte Suschen, „oh! da sind so viele Kerzen! ach, soviel . . .! so wie im Paradies . . . Ach, und da singt man, so schön! Lauter Kirchenlieder . . . ach, wie schön . . . Und dann ist dort das Christkindchen . . . mit Kleidchen an . . . ach, wie schön! . . . und es liegt auf Stroh . . . Und die heilige Maria . . . oh! und sie hat ein blaues Kleid an . . . so hübsch! und der heilige Joseph! und der hat einen Hobel, und ist ganz rot angezogen . . . und dann Hirten mit vielen Hammeln . . . und dann . . . der Esel und die Kuh, und die heiligen drei Könige mit ganz langen Bärten . . . die bringen dem Christkindchen Geschenke . . . ach! was für Geschenke . . .! Und die Hirten, die bringen auch welche . . . und dann . . . und dann bitten die Hirten und die heiligen drei Könige und der Herr Pfarrer und der Esel und die Kuh und die Chorknaben und die Hämmel das Christkind um seinen Segen . . . Und Engel sind da, . . . die bringen dem Christkindchen Sterne . . .!“

Im vorigen Jahre war Suse mit in der Christmette gewesen, und ihre kindliche Phantasie hatte das, was sie gesehen hatte, so ausge-

schmückt. Mit hochroten Gesichtern saßen die beiden Kinder zusammen, und während Suschen mit wichtiger Miene ihre Geheimnisse auskramte, hörte Peterchen mit glänzenden Augen zu, indessen er vor Entzücken kaum den Mund zubrachte.

„Mich will mitdehn, in die Tristmette!“ sagte er nach einer kurzen Pause.

„Du bist ja noch zu klein“, sagte die Mutter, die gerade hereintrat. „Ja, wenn du erst mal groß bist, so wie Suse, ja, dann . . .!“

„Mich will mitdehn!“ sagte Peter sehr bestimmt und runzelte die Brauen.

„Aber mein armer, kleiner Bub! Die Kirche ist ja viel zu weit, und dann schneit's auch draußen. Wenn du lieb bist und brav schläfst, wirst du die Christmette im Bett hören, da ist's auch schön, in der ‚weißen Kapelle‘!“

„Und mich will doch!“ rief Peter mit weinerlicher Stimme, und er ballte seine kleinen Händchen.

„Wer ruft hier ‚ich will‘?“ rief sein Vater mit verstellter tiefer Stimme, so wie er immer sprach, wenn er als Nikolaus verkleidet kam.

Da schwieg Peterchen. Oh, er war klug, sehr klug! Er wußte schon, daß es am besten ist, zu gehorchen, wenn man nicht anders kann.

Das Essen war fertig, man setzte sich um den viereckigen Holztisch. Klein Peter hatte keinen Appetit. Mühsam würgte er, bis sein Tellerchen leer war. Er hatte sein Stirnchen in krause Falten gelegt — er grübelte schweigend nach. Mit finster gerunzelten Brauen, mit fest zusammengepreßten Lippen saß er auf seinem Stühlchen, wie ein Feldherr vor der Entscheidungsschlacht.

„Suse, bring dein Brüderchen ins Bett!“ sagte die Mutter und legte die Gabel beiseite.

Susanne nahm Peterchen auf den Arm. Der ließ alles mit sich geschehen und sah schweigend nach der Küchendecke empor.

Suse brachte ihn in das große Schlafzimmer, in dem ein Schrank und ein Waschtisch stand, altes, wurmstichiges Gerümpel aus Urgroßvaters Zeiten. An der Wand hing in einem alten, verzogenen Rahmen eine Handarbeit

Susannes, die Buchstaben des ABC. Am Fenster stand ein leerer Blumenscherben. Vor dem alten, hinfälligen Bette lag eine Vorlagsmatte, die Rosen vorstellen sollte (es konnten aber auch Mohnblumen sein — und wenn man längere Zeit aufmerksam darauf sah, glaubte man — es seien Kohlköpfe). Gegenüber standen die Betten der Kinder mit weißen Baumwollvorhängen.

Als das Kind ausgezogen war und im Bette lag, schloß Suse die Vorhänge und sagte: „Du wirst sehen, wie schön die Christmette in deiner ‚weißen Kapelle‘ ist!“

Peter schwieg.

Er schlief nicht. Er wollte nicht schlafen. Weitgeöffnet starrten seine Augen zur Decke.

Er hörte das Hin und Her seiner Eltern in der Küche. Dann las Susanne mit schriller Stimme eine Geschichte aus einem alten Kalender. Er kannte diese Geschichte, er kannte sie so gut wie den alten

Kalender, in dem sie stand und auf dem er jeden Schmutzfleck wußte. Wie oft hatte Susanne das schon heruntergeleiert . . . ! Dann schien es ihm, als ob sie draußen gebratene Kastanien äßen — ganz zaghaft drang der Duft in sein Näschen — da wurde sein armes Herzchen noch viel schwerer, und ein wehes Gefühl zog durch das kleine Körperchen.

In seinen Augen standen zwei große Tränen, die ihm langsam die Bäckchen hinunterliefen.

Da hörte er die schlürfenden Schritte seiner Mutter, wie sie sich langsam dem Bettchen näherten.

Sie hob die weißen Vorhänge auf und beugte sich über ihn.

Er aber schloß die Augen und rührte sich nicht.

Da schlossen sich die Vorhänge wieder und langsam, wie sie gekommen, schlürfte die Mutter wieder aus dem Zimmer.

Endlich hörte er, daß man aufbrach, daß man die Türen schloß.

Dann war alles still,

Da kletterte er aus seinem Bettchen.

Nicht hastig, sondern langsam, zielbewußt, wie man eine Handlung begeht, die man schon lange vorbereitet hat, die man schon oft im Geist erlebt hat, und die man nur noch ganz mechanisch ausführt.

In der Dunkelheit tastete er nach seinen Kleidern umher. Das war eine langwierige Arbeit.

Er fand zwar 'seine Hose und seine kleine Matrosenbluse, aber sein gestricktes Westchen, das so schön warm hielt, das konnte er nicht finden. So gut es eben ging, rutschte er in die Kleider — seine Bluse saß mit dem Einschnitt nach hinten, umsonst hasteten seine Fingern an den Knöpfen herum — keiner saß in seinem Knopfloch.

Trotz allem Suchen konnte er nur einen Strumpf finden. An die Wand gelehnt, zog er ihn an, ganz verkehrt,

so daß die Ferse einen Buckel machte. Der Schweiß tropfte ihm von der Stirn. Sein Füßchen steckte nur halb in dem kleinen Holzschuh, während der andere, da er nackt war, im andern Holzschuh hin und her schlotterte.

Tastend, hinkend und klappernd erreichte er die Tür des Zimmers. Dann durchschritt er die Küche. Durch die vorhanglosen Fenster fiel gespenstisch die klare, kalte Helle der Schneenacht herein und zeichnete scharfe, unerbittliche Umrisse auf den Küchenboden.

Peter ging in seiner kindlichen Schlaueit nicht an die Tür, die auf die Straße führte — er wußte, sie war verschlossen. Mühsam, auf den Fußspitzen, öffnete er die Tür, die in den Stall führte.

Eine Kuh rührte sich. Eine Ziege sprang auf, und kam, an ihrem Strick zerrend, heran. Sie schnüffelte an ihm herum und leckte ihm die Hände. — — — „Määäh! . . . määäh!“ . . .

Klagend klang es und zärtlich. Wie wenn das Tier hätte sagen wollen:



„Bleib bei uns da, wo es warm ist. Was willst du denn so klein in so viel Schnee anfangen?“

Peter blickte hinauf zum kleinen Dachfensterchen. Das kleine Wesen schien den Hauch der Ewigkeit zu spüren, der in schweiger Majestät über allem Vergänglichem lagerte. Einige Sterne glänzten herein und schienen ihn hinauszulocken, hinaus in die weiße Nacht. Bei ihrem schwachen Lichte konnte er auf den Zehenspitzen den inneren Riegel der Stalltüre erreichen.

Dann stand er draußen, in der eiskalten, schneehellen Winternacht.

* * *

Das Häuschen von Peters Eltern lag ungefähr tausend Meter von der Dorfkirche. Man mußte zuerst ein Stück Weg gehen, das mit Gras umsäumt war, dann ging's rechts herum, und man hatte die Kirche vor sich.

Peter ging — ohne Zaudern.

Alles war weiß, — die Straße, die Büsche, die Bäume und die Zaunpfähle. Weiß wirbelte es durch die Luft — weiß — weiß.

Bis zu den Knöcheln sank Peterchen in den Schnee —, seine kleinen Holzschuhe füllten sich. Alles war Schnee . . . Schnee . . ., seine Haare, seine Schultern, alles . . . alles.

Er aber fühlte nichts.

Hell stand vor ihm sein Ziel — ein großes, goldenes Licht — das Christkindchen und Maria, die drei Weisen und die Engel, welche Sterne in den Händen hielten.

Er ging und ging.

Wie magnetisch ward er hingezogen zum Ziele, zu seiner Vision —.

Aber schon wurde sein Gang langsamer.

Der Schnee blendete ihn.

In schrecklicher Helle erstrahlte alles ringsum, grell glänzte der Schnee —, grell und endlos. Peterchen erkannte nichts mehr, er wußte nicht mehr, wo er war.

Seine kleinen Füße wogen schwer, zentnerschwer wie Blei, und ihre schreckliche Last schien ihn hinabziehen zu wollen in bodenlose Tiefen. An Händen, Nase und Ohren spürte er stechende Schmerzen.

Der Schnee rutschte ihm in den Hals, und seine Bluse und sein Hemd waren ganz durchnäßt und klebten an ihm.

Er fiel über einen Stein. Er verlor dabei einen Holzschuh. Er suchte ihn, lange . . . vergebens . . . Im Schnee kniend tastete er umher mit seinen kleinen, steifen Händchen. Es ward Nacht vor seinen Augen. Er sah keine Maria mehr, kein Christkindchen mehr, keine Könige und keine Engel mit Sternen.

Da packte ihn die Angst.

Würgend kam sie ihm den Hals herauf, langsam legte sie sich auf seine Brust. Groß und schrecklich ragten die einzelnen Bäume aus der Schneedecke, keine Bäume mehr, nein — Gespenster, die mit langen, dünnen Armen nach ihm griffen, die mit ihm zu laufen schienen.

Da krampfte sich etwas in ihm zusammen. Wild und wütend pochte sein Herzchen gegen die Rippen, dicker Schweiß trat ihm auf die Stirn.

. . . „Mama!“ . . . Mama!“ . . .

Ungehört verhallte sein Gewimmer.

Es hatte aufgehört zu schneien. —

Peterchen sah um sich, gleichgültig — ohne zu wissen warum.

Da . . . dicht vor ihm glänzte es wieder, hell wie der Tag . . . es waren die Fenster der Kirche. Dunkel und massig tauchte das ganze Gebäude vor ihm auf, der spitze Turm schien in den Himmel zu ragen.

Da kam ihm seine Vision wieder, und mit ihr die Kraft und der Mut. Da . . . da . . . war das ersehnte Wunder, — das paradiesische

BIBLIOPHILE

machen wir darauf aufmerksam, daß die Luxusausgabe vom III. Jahrgang in zwei Ausführungen erscheint, und zwar:

Ausgabe A: Bestes Büttenpapier, jährlich .. 400 M.

Ausgabe B: Feinst., holzfr. Papier, jährlich 150 M.

Die Inserate auf der Umschlagseite und im Text fallen weg. Die gewonnenen freien Seiten werden mit Inhaltsangabe, Druckvermerk und hübschen Vignetten geschmückt. Außerdem erhalten die Hefte beider Luxusausgaben als Sonderbeilage eine ganzseitige Graphik. Vom II. Jahrgang der Luxusausgabe sind noch wenige Exemplare zum Preise von 120 M. für den Jahrgang in Heften zu haben.

DER VERLAG

Schauspiel! Er wartete die Wegbiegung nicht ab. Geradeaus lief er auf die Kirche zu.

Er rollte in einen Graben . . . stieß sich an einen Baumstumpf . . . verlor seinen andern Holzschuh. . . .

Querfeldein schleppte er sich weiter, die Augen starr auf die Helle vor sich gerichtet. Und während er immer langsamer ging, wurden die kleinen Fußspuren, die er hinter sich ließ, immer enger auf der endlosen, weißen Fläche. Die Kirche wurde immer größer, kam immer näher.

Stimmen drangen bis zu Peterchen:

. . . Gelobt sei Jesus Christ! . . .

Die Hände weit von sich ausgestreckt, die Augen vor Entzücken aufgerissen, trat er in den Kirchhof, der sich um die Kirche zog. Einzig die Schönheit seines so nahen Traumes hielt ihn aufrecht.

Das große gotische Fenster über dem Portal funkelte hell in die Nacht.

Da, ganz nahe, . . . da geschah es . . .

Wieder drangen Stimmen zu ihm:

. . . Gelobt sei Jesus Christ! . . .

Mit der letzten Kraft, die noch in dem erschöpften Körperchen war, ging Peterchen auf diesen Glanz, auf diesen Gesang los.

Da fiel er am Fuße eines Busches hin. —

Und es ward Nacht um ihn. Ein glückliches Lächeln verklärte sein Gesichtchen. Hell drang der Gesang der Engel zu ihm:

. . . Gelobt sei Jesus Christ! . . .

Wieder begann das weiche, stille Fallen der Flocken. Und langsam und zart legten sich die weißen Flöckchen um das Körperchen und mitleidig wurden sie zum Leichentuche.

Und wieder klanges durch die Nacht:

. . . Gelobt sei Jesus Christ! . . .

Und während drinnen die mächtigen Orgeltöne brausten, stieg draußen in stiller Nacht das Seelchen eines unschuldigen Kindes aus der „weißen Kapelle“ zum Himmel empor. . .



PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Der Beobachter unserer zeitgenössischen Literatur wird eine deutliche Neigung nach dem Absonderlichen, Phantastischen feststellen müssen, die wahrscheinlich als Reaktion auf die Misere des Alltags und die Unerfreulichkeit seiner Erscheinungen zu verstehen ist. Novellen werden geschrieben, die über die natürlichen Dimensionen stofflich hinausragen und mit Fremdem und Fernem sich mehr oder minder dichterisch (oft nur berichtend) beschäftigen. Anders aber sieht z. B. A. M. Frey das Problem der phantastischen Erzählung. Seine neuen Novellen „Spuk des Alltags“, die in einem höchst geschmackvoll ausgestatteten Buche des Delphinverlags, München (Holzschnitte Otto Nückels schmücken den hübschen Band), erschienen sind, vertiefen Alltägliche nach der mystischen Seite hin. Oder vielmehr: Sie stellen Menschen, deren Lebenskreis gemeinhin nur vom Alltag ausgefüllt wird, in spukhafte Erlebnisse, geben ihnen jäh Empfindungen, die Neuland er-

schließen, und nehmen gleichsam die Wand von ihnen, auf daß sozusagen „Urnebel“ in das gesicherte Diesseits ihres Lebens dringen. Nun werden ungewiß und unsicher die Formen der bekannten Dinge, und der arme Mensch steht einem verwirrenden Novum gegenüber, das ihm Distanzen nimmt, zu unerhörten Einstellungen zwingt und aus braven Bürgern Spukkarikaturen macht. — Freys Schilderungsart zeugt von feinem, dichterischem Einfühlen. Seine Darstellungen sind Gewebe mit Seidenglanz. Sie erheben sich über das Stoffliche, das Materielle. Geheimnisvolles, Mystisches wird hier zum Stil. —

Viel Begabung verrät auch der Novellenband „Dämonen des Schweigens“ von Leopold Plaichinger (Dreiländer-Verlag, München). Aktivität gewinnen diese Dämonen in der Titelnovelle, in der Übersinnliches (die Phantasie) in den Dienst der menschlichen Tragikomödie gezwungen wird: Ein Maler nötigt sein Modell, eine schöne

Frau, schweigend ihm einige Stunden gegenüberzusitzen und ihm in die Augen zu sehen. „Die Dämonen des Schweigens“ werden wirksam und erschüttern die Lebenssicherheit dieser wohlgezogenen Frau. Schweigen wühlt den Menschen auf und zeigt ihm neue Beziehungen der eigenen Seele zur Vergangenheit, zur Gegenwart, zur Welt. Der Maler macht einen zweiten Versuch: der Gatte des Modells muß einige Stunden lang dem Bilde der Frau ins Antlitz sehen. Der Erfolg hier ist: Wahnsinn! Alle Novellen des Bändchens verraten einen feinnervigen Schriftsteller von dichterischer Kraft und scherischer Begnadung.

Ein neuer Schriftsteller stellt sich mit einem Buche seltsamer Geschichten vor: Beat v. Müllers „Die unsichtbare Brücke“ ist mit hübschen, aber schlecht wiedergegebenen Zeichnungen Schwimmbecks in einem nicht schön gedruckten Bande des Verlages Parcus in München erschienen. Dem Verfasser ist es noch nicht immer gelungen, Bildhaftigkeit zu erzielen. Manche seiner Geschichten, die sich bald visionär geben, bald als groteske Steigerungen satirischer Karikaturen, hat die erstrebte Bildhaftigkeit noch nicht erreicht, und der metaphysische Schauer bleibt beim Leser aus. Trotzdem ist ein starkes Talent wahrnehmbar. Ein ehrlicher Wille, nicht durch Fixigkeit im Handwerklichen zu bluffen, sondern tiefere, dichterische Wirkungen zu erzielen, stimmt sympathisch. Wo Wille ist, wird auch Weg sich finden lassen. Dieses Buch ist noch Etappe.

Phantastische Romane schrieb nach den Ausflügen ins Historische wiederum Karl Hans Strobl „Umsturz im Jenseits“ (bei Rösl & Co., München) und „Gespenster im Sumpfe“ (Staackmann, Leipzig). „Umsturz“ ist ein kühnes, farbiges und zumal in den Einzelheiten phantasievolles Buch, von der guten Tendenz der Aufbau-notwendigkeit. Ebenso wie „Gespenster im Sumpf“, dem phantastischen Wiener Zukunftsroman, ist es ein Zeitbuch, reich an aktuellen Anspielungen. Okkultes, das bisher nur geahnt und gleichsam unter Schleiern gesucht wurde, wird hier zum Ereignis, indem die Phantome handelnd in das Leben der Menschen eingreifen. Das Buch ist ein Werk von atemloser Spannung. Ein Kundiger schrieb es, der zweierlei hat: Herz und Stil; was gleichbedeutend ist mit Temperament und Charakter. Der Wiener Roman ist Warnung und Vorahnung des Todeskampfes Wiens: In der ausgestorbenen, zerfallenden Stadt leben nur noch die Gespenster, und die wenigen Menschen, die unter den Trümmern noch vegetieren, sind selber zu Spukgeistern geworden. Dieses Buch ist unendlich stark im grausigen Eindruck. Es führt eine eindringliche Sprache und mahnt, indem es die Folgen unerbittlich zeigt, zur Selbstbesinnung. —

Ein paar ausländische Verfasser sind in Übersetzungen des Georg-Müller-Verlags zu München erschienen. Des unendlich überschätzten Machers Claude Farrère fetter

Roman „Der Seeräuber“, ein echter Schmöker, aber in seiner mit Erotik gewürzten Blutrünstigkeit ein echt gallisches Temperamentsprodukt! Für Leute mit starken Nerven ist das Buch eine recht spannende Eisenbahnlektüre, feiner besaitete Leser werden sich von manchen Zügen sadistischen Raffinements derart abgestoßen fühlen, daß sie auf die Kenntnis von ihres Helden weiteren Schicksalen — der königstreue Korsar wird nach Beendigung des Krieges Seeräuber und kommt, von der feindseligen Liebe eines rassefremden Weibes zu immer scheußlicheren Verbrechen getrieben, an den ihm gebührenden Galgen — gern verzichten werden. — Famose Neudrucke sind die drei Bände, mit denen der Verlag, im Rahmen seiner „Perlen altromanischer Prosa“, die Gesamtausgabe der Novellen des ehrbaren Dominikanermönchs Matteo Bandello begonnen hat. Die Übersetzung stammt von Hans Floerke, der es mit den Tempora leider nicht immer genau nimmt! Dafür ist seine Einleitung biographisch aufschlußreich. Die Ausgabe ist, zumal in unserer Zeit, als bibliophiles Meisterstück zu werten. Schöner klarer Druck in Antiqua auf einem gelblichen, holzfreien Papier, Hand-Halblederbände und eine Anzahl ausgezeichnet wiedergegebener Steinzeichnungen von Paul Renner. Nach den Entbehrungen der letzten Jahre ist das Erscheinen solcher Bücher eine wahre Erquickung für den Bücherfreund — wenn freilich diese Freude er auch mit einer größeren Anzahl von Reichsbanknoten bezahlen muß! Das Novellenwerk Bandellos ist eine der köstlichsten Überlieferungen der renaissancistischen Literatur Italiens. Sie sind einfallsreich und stets wechselnd im Motiv. Das Erotische ist hier nicht so Ziel und Stoff wie bei dem um hundert Jahr älteren Boccaccio, wenn freilich auch bei Bandello viele Konflikte aus Liebesdingen erwachsen, die ohne Zimmerlichkeit mit dem naiven Humor geschildert werden, mit dem das Jahrhundert diese Dinge zu betrachten liebte. Bandello hat das Gesamtwerk seiner Gönnerin Ippolita Sforzi gewidmet, stellt den einzelnen Erzählungen aber jeweils besondere Widmungsbriefe voraus, die die „Moral von der Geschichte“ irgendwie vorbereiten, daneben aber reiches Material für die Lebensgeschichte des Dichters selbst bieten. —

In diesem Zusammenhange sei auf eine eigenartig gebotene Anthologie renaissancistischer Liebeserzählungen hingewiesen, die Florens Ilmer (Georg Müller, München) unter dem Titel „Brevier des Kardinals“ in einer prachtvollen, mit handkolorierten Holzschnitten von E. Ege versehenen Ausgabe herausgebracht hat. Die großen Novelisten der Renaissance, d. h. ihre Wachsstatuen, die in einer Kirche unter den Schutz der Madonna gestellt sind, geben ihre schönsten Liebesgeschichten zum besten. So entstand ein höchst unterhaltsames Buch, das besonders denen angenehm sein wird, die in begrenzten Auflagen erschienenen Gesamtwerke der alten Novellisten nicht besitzen

Rich. Riess.

Bemerkungen der Schriftleitung: Das Titelblatt zeichnete Max Leidlein. Richtigstellung: Das Titelblatt zu Nr. 23 „Elektrodämonen“ zeichnete nicht M. Leidlein, sondern Otto Linnekogel.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung Alf von Czibulka, München. Für den Anzeigenteil Kurt Reichardt, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: Hans Hofmann-Montanus, Wien, XIII., Hietzinger Hauptstr. 15. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

Alter deutscher
Weinbrand

Asbach „Uralt“

Rüdesheim
am Rhein

Jeder Waidmann



muß eine jagdL-ynologische Zeitschrift halten. Abonnieren Sie sofort bei Ihrem Postamt auf die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger“, München, 42. Jahrgang, reich illust., mit der ständigen Beilage „Der Gebrauchshund“, jeden Monat: „Der Deutsche Wald“, Beilage f. Waldinteressen, Forstwirtschaft u. Holzwesen, ferner wertvolle Kunstbeilagen. Interessanter wichtiger Inseratenteil, ständiger Wildfellbericht usw. / Kreuzbandbezug ist direkt b. d. Verlag anzumelden. Für fachliche und allgemeine Anzeigen ein anerkannt vorzügliches Anzeigenblatt.

Für den Naturfreund und Jäger:

Frau Nadas Pelz u. a. Jagdgeschichten u. Abenteuer aus dem nahen Orient von Dr. Penzoldt, brosch. M. 9,—, geb. M. 12,—. Grüne Brüche, Geschichten und Gestalten aus Berg und Wald vom Mitarbeiterkreis des „Deutschen Jägers“, brosch. M. 9,—, geb. M. 12,—. Amrausch, Jagd- und Bergler-Erzählungen v. M. Wert-Buchberg, brosch. M. 9,—, geb. M. 12,—. Frik Truddeis: Baugäste am Herrgottsgarten, brosch. M. 12,—, geb. M. 15,—. Auf alle Preise der übliche Sortimentszuschlag. M. von Scanzoni: Die Aufschreibungen des Hyacinth Pfefferberger, R. B. Hofjagdgehilfe, reich illustriert von Prof. Eudw. Hohlwein, M. 20,— ohne Zuschlag. — Zu beziehen durch Buchhandlungen oder direkt durch die

Verlagsbuchhandlung

F. C. Mayer & Co. G. m. b. H.

Fernsprecher 55351

München, Briener Straße 9

Bestohlen!

werden Sie nicht mehr bei Anwendung der Schloßsicherung „Kobold“, in jedes Schloß ohne weiteres passend. Preis 6,50 Mark. Wiederverkäufer bei hohem Rabatt gef. Berbig & Heher, Leipzig, Windmühlenstraße 20 f. Postfachkonto: Leipzig Nr. 56641.

Briefmarken

sehr wertvoll. Briefumschlag mit zwei 10-Cent-Marken, Republik Française gestempelt, Nr. 1402 vom 20. März 1853, ein ditto mit einer 10-Cent-Marke, Republik Française gestempelt, Nr. 1402 von 1852, pro Marke Katalogpreis 120 Fr.

Angebote unter G.R. an die Redaktion des „Orchideengartens“.

Charakter / Schicksal / Zukunft? Verlangen Sie sofort nähere Auskunft. 1 Mark beifüg. Astro-Psychologe Hugo Höppler, Mühlau, Bez. Leipzig Nr. 135.

Wünschen Sie psychologische Aufklärung?

Senden Sie gutes Bild, eventuell mehrere, und Sie erhalten für 20 M. und Rücksendungsporto (Nachn. od. Voreinsendg.)

wissenschaftliche psycholog. Gutachten,

gewissenhaft ausgearb. nach einer neuen Universal-Charakterologie, nebst entspr. Beratungen von Chr. Danter * Dresden 24 Schnorrstraße 3

Liehaber! Nur noch wenig Exemplare! Tagebuch eines Verliebten

von Anders Hjärnstedt, mit Bildern v. Rudolf Wernicke Privatdruck in einmalig 225, vom Autor handschriftlich signierten und nummerierten Exemplaren. Zweifarb. Druck auf Bütten. Hochmoderner Künstler-Handeinband. Preis nur M. 75,—. Voreins. od. Nachnahme.

Ferdinand Acker, Verlag, Wolfach (Baden 2),

Ein stahlharter, stahlgeschmei- diger Wille

dringt
überall
durch!

Die Willensschule von Uve Jens Kruse strafft den Willen wie einen Muskel Werbebüchlein O kostenlos

Felsen-Verlag
Buchenbach Baden

IN- UND AUSLAND inser. im „Orchideengarten“

Auskünfte

über Personen und jede Vertrauenssache besorgt zuverlässig an jedem Ort der Welt C. Bahr, Breslau I, Schließfach 2

Warnung!!!

Ich warne jed. Dame u. Herrn vor dem Ausreißen der grauen Haare. Mein Balsam, keine Farbe, gibt dem Haar garant. die frühere Fülle, Glanz u. die Farbe wieder. 1 Org.-Flasche 10 M. gegen Nachnahme nur allein durch

Gunderlach, Frankfurt a. M. O. Neue Kräme 14.



m. Namendruck auf feinen weißen Karton, rundeckig oder spitz. — 50 Stück Mark 2,50 Druckerel Joseph Rothe, Dresden, Zinzendorffstraße 39 T.

Forderungen

Erbschafts-, Hypotheken- sowie Geschäftsforderungen

im In- und Auslande kauft und übernimmt zur energischen Beitreibung

Kredit-, Privatauskünfte, Beobachtungen, Ermittlungen

Der „Sieger“

Detektiv-Auskunftei Sieg & Co.

Berlin SW 48, Besselstraße 14



Zuckerkrankheits-

Verdächtige erhalten gratis Broschüre nach Dr. med. Stein-Callenfels W. Richartz, Köln 64, Georgstr. 1.

Wünschen Sie

Aufklärung über Ihr ganzes Leben, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Charakter, Heirat, Eheloben, Kinder, Lotteriespiel usw. Senden Sie Ihre Adresse und Geburtsdatum an den MERKUR-VERLAG Frankfurt a. M.-884, 49 Postfach 1010 und Sie erhalten

kostenlos

eine wichtige Mitteilung zugesandt.



Margret Hansen

Lynagard, die Stadt der Spielleute

Roman

Geheftet 9 M. / Gebunden 13,50 M.

Frau Erika Spahn-Rheinsch schreibt:

... Man kann es nur mit Tränen lesen und verzaubert aus der Hand legen. Zaubhaft schlingen sich die Schicksale ineinander. Das Ganze rauscht hin wie Musik, unaussprechlich und ergreifend wie Musik. Ein Buch, das einst noch, wenn ein neuer Mozart kommt, als Textbuch seine wahre Vollendung feiern wird.

Dreiländerverlag
München, Leopoldstraße 3

Menschenkenntnis

Geheimwissenschaft, Okkultismus, deutsche Lebensführung, Liebe usw. Anzeig. kostenlos vom Verlag Menschenkunde Seltnerau-Dresden 51. Bücher

Als moderner Mensch

müssen Sie über sich selber u. die Menschen, mit denen Sie umgehen, bis ins kleinste, bis in jede Fuge der Seele orientiert sein. Dazu verhilft Ihnen das streng wissenschaftliche, rein sachliche und rücksichtslos Urteil auf Grund der Handschrift. Analyse, kurz, 10 M., ausführlich, 25 u. 50 M., mit lückenloser Anwendung auf persönliches Leben (3fache Ausdehnung des 50-M.-Gutachtens) 100 M. R. Rehbach, Schreibsachverständiger, Berlin NW 23, Lessingstr. 43 g.

„DIE BÜCHERPOST“

unterrichtet halbmonatlich über Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels aus allen Wissensgebieten und der Unterhaltungsliteratur. Vierteljährlich Mark 2,50. — Probenummern sendet die Geschäftsstelle der „Bücherpost“, Frankfurt a. M., Niddastraße 74, gegen Einsendung von 50 Pfg in Briefmarken.

Die Sterne lügen nicht!

Der Tag der Geburt gibt Aufschluß über Ihr Lebensschicksal. Verlangen Sie Prospekt, derselbe wird gratis gesandt. Ausführliches Horoskop 10 M.

**

Max Curt, Hamburg 11, Postfach 26

Stottern

kein Sprechfehler, n. die Angst ist z. beseitigen. Auskunft gibt Anstalt Hausdörfer Breslau I R 61

Über die heilende Wirkung des Chromwassers gegen

SYPHILIS

von Dr. med. Güntz. Zu beziehen für M. 3,50 durch Daphners Verlag, München 23, Postfach.

Leberflecke und Sommersprossen verschwinden vollständig durch m. Medizinal-Einreibemittel. 5 Mark. F. Klaus, Leipzig, Kolonnadenstr. 27.

Es gibt ein Mittel

gegen frühes

Ergrauen,
Schuppen und
Haarausfall

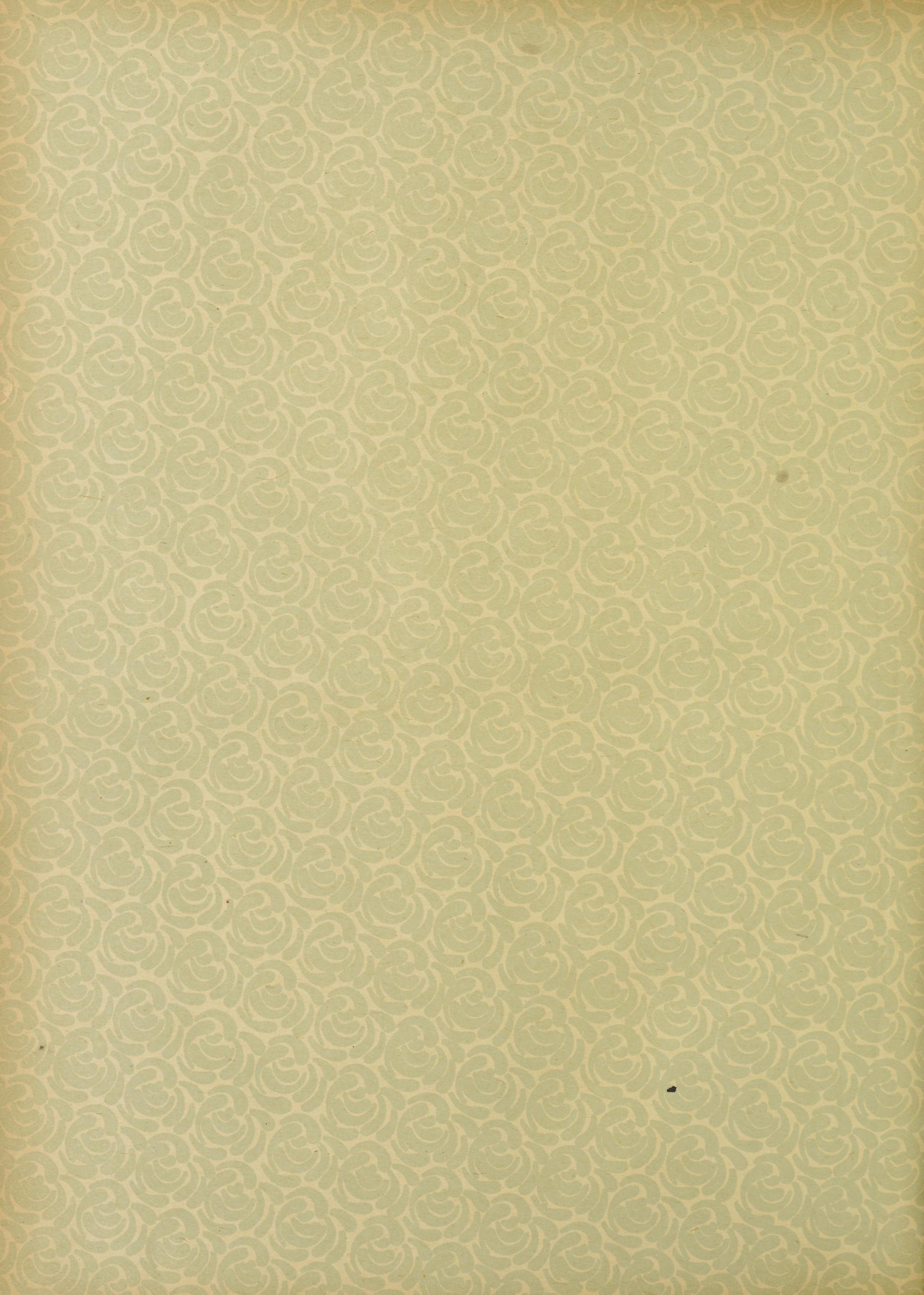
Beweis:

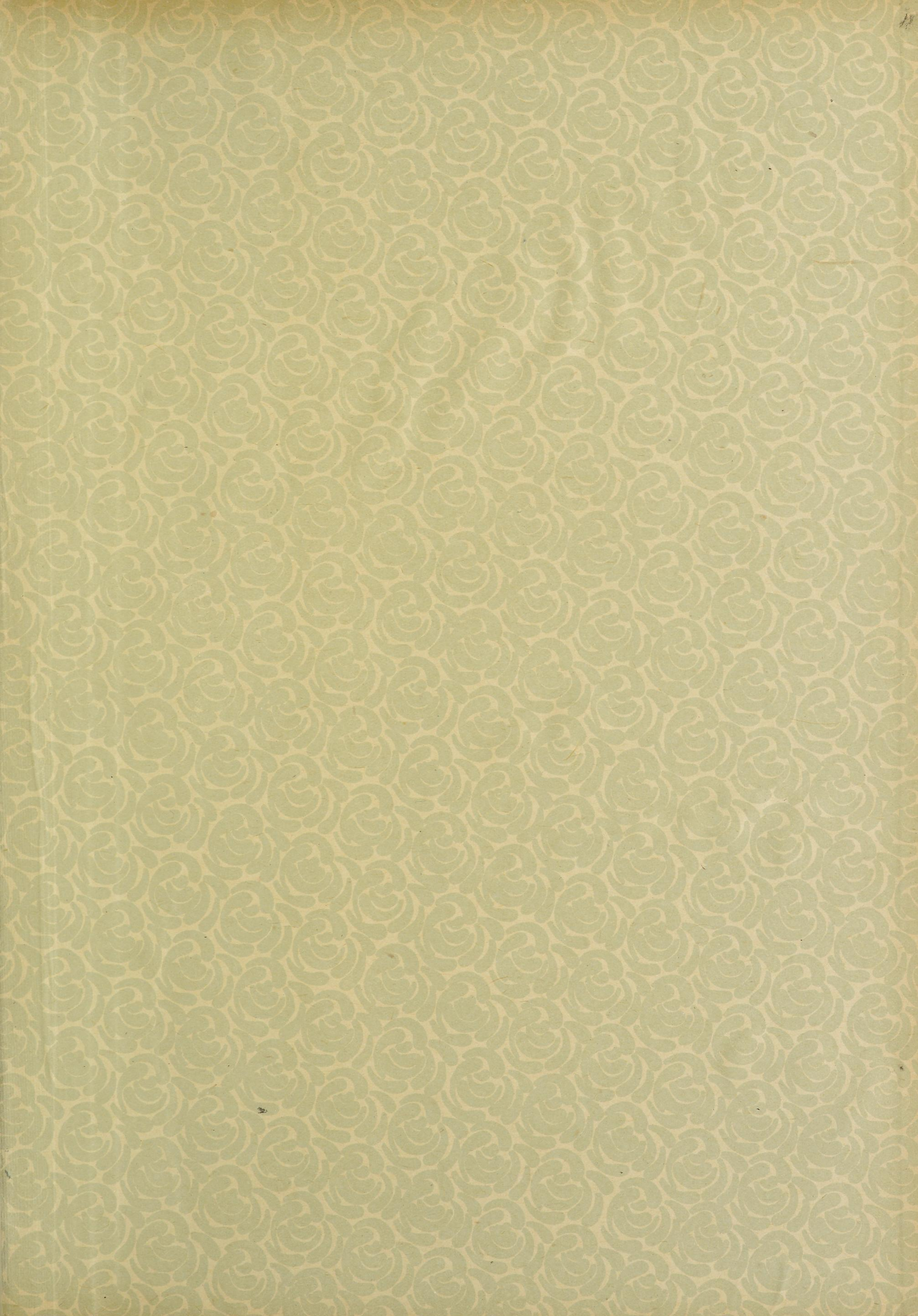
„Vor 15 Jahren ergraute ich und verlor mein Haar, heut, mit 52, habe ich volles, dunkles Haar. Und dies nur durch Malenzauber.“ Pr. M. 25,—, dazu das Werk „Reform“ gratis. Stab's Reformhaus, Dresden, Kleische 8.



Vorred. über den „Orchideengarten“ vld. fürfrägnng.







Der Orchideengarten

Gespensterball



DREILÄNDERVERLAG · MÜNCHEN · HEIDELBERG

MK.